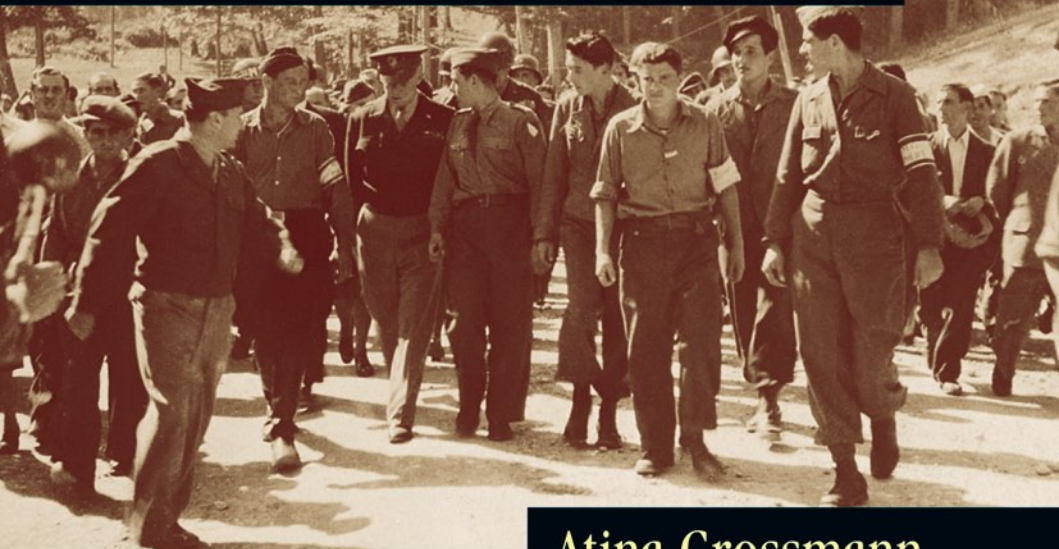


INSTITUT FÜR DIE GESCHICHTE DER DEUTSCHEN JUDEN



Atina Grossmann

Juden, Deutsche, Alliierte

Begegnungen
im besetzten
Deutschland



Wallstein

Atina Grossmann
Juden, Deutsche, Alliierte

Hamburger Beiträge
zur Geschichte der deutschen Juden
Für die Stiftung Institut für die Geschichte der deutschen Juden
herausgegeben von
Andreas Brämer und Miriam Rürup
Bd. XXXIX



Atina Grossmann
Juden, Deutsche, Alliierte
Begegnungen
im besetzten Deutschland

Aus dem Englischen
von Ulrike Bischoff



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit Unterstützung
der Behörde für Wissenschaft und Forschung, Hamburg,
der Stiftung Irene Bollag-Herzheimer, Basel
und der Axel Springer Stiftung, Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Titel der englischen Originalausgabe:
Jews, Germans, And Allies.
Close Encounters in Occupied Germany
This edition was first published by
Princeton University Press

Für die deutsche Ausgabe:
© Wallstein Verlag, Göttingen 2012
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagbild unter Verwendung folgender Abbildungen:
(siehe Bildnachweis Nr. 4.2. und 3.4.).
Druck: Hubert & Co, Göttingen
ISBN 978-3-8353-0934-0

Inhalt

Vorwort. Wo ist Feldafing?	9
Einleitung. Verwickelte Geschichte und heikle Begegnungen	12
1. »Armes Deutschland«, Berlin und die Besatzung	34
Aus den Trümmern heraus: Es lebe Berlin	37
Erstes Wiederaufleben: Rivalisierende Sieger und jüdische Spuren	44
Eroberer und Befreier, nicht Unterdrücker: die Vorzüge der Besatzung	51
Die Politik des Elends und Selbstmitleids: umstrittene Opferrolle	58
Entnazifizierung und Unzufriedenheit: Eroberte und Befreite	63
Deutsche Schuldlosigkeit und Schuld, jüdische Verachtung .	69
»Armes Deutschland«: Opferdiskurse	73
2. Genderspezifische Niederlage. Vergewaltigung, Mutterschaft und Fraternalisierung.	84
Deutsche als Opfer: Vergewaltigung in Berlin	86
Vergewaltigung überleben und erzählen	93
Umgang mit Vergewaltigung: Medizinische und politische Reaktionen	101
Vergewaltigung als Rache und Kriegsfolge	107
Vergewaltigung und die amerikanischen Eroberer	118
Fraternalisierung: sexuelle, politische und rassische Grenzübertretungen	124
Kriegserinnerungen.	133
Frauen, Viktimisierung und die Schuldfrage	141

3. »Es gab wenige Überlebende und viele Tote«.	
Juden im besetzten Berlin.	148
Auftauchen und sich als Jude zu erkennen geben.	151
Umstrittene Identitäten: Wer ist Jude und warum?	162
Erklärungsversuche: Erste Berichte.	170
Rückkehr und zaghafter Wiederaufbau	172
Vergeltung und Wiedergutmachung: Frühe Konflikte	183
Kämpfe um Rückerstattung: Das Hotel Astoria in der Fasanenstraße	187
Juden und Alliierte	191
Transitstation Berlin: DPs, Deutsche Juden und Amis	197
»Die Gestapo schien mich vergessen zu haben«: Amalies Geschichte.	211
4. Der gerettete und rettende Rest. Jüdische Displaced Persons in der amerikanischen Besatzungszone	214
<i>Mir zaynen do</i> (Wir sind da)	217
<i>Sh'e'rit Hapletah</i> : Anerkennung und Politik	226
»Die Dinge selbst in die Hand nehmen«: amerikanisch-jüdische Botschaften und Sichtweisen	233
»Lebende Leichen«: »Wir waren so viele menschliche Wracks«	241
Joint Distribution Committee und UNRRA: zwiespältige Hilfe	251
»Sie dachten, wir wären gestorben und würden nie wiederkommen«: Die osteuropäischen »Infiltrates«	260
Besiegte Deutsche, entwurzelte Juden, amerikanische »Beschützer und Wärter«	265
Imaginierte Heimat	273
Das Ende der »goldenen Ära« und die »emotionale Ökonomie« der Besatzung	279
Therapeutischer Zionismus.	287
5. Mir Zaynen Do. Sexualität, Arbeit und der DP-Babyboom	294
Sexualität und Ehe	298
Babyboom	302
Rückgewinnung der Zukunft.	311
Vergeltung und Erinnerung	318

INHALT

Babys, Kinderwagen und die Pflicht zur Gesunderhaltung . . .	324
Vorgeführte Körper	330
Jüdische Mütter und deutsche Kindermädchen	335
Unter Deutschen: diverse Formen der Koexistenz	352
Handel, Vertrauen und Feindseligkeit	358
»Geschäftsfrau« in Feldafing	359
Heikle Begegnungen und Konfrontationen	362
Intime Kontakte	367
Leben mit dem »Feind«	372
6. Schluss. Ende des »Interregnums«	379
Wechsel der Feinde: Berlin	382
Nicht länger »Heimat«: Juden in Berlin	388
Ende der DP-Ära	396
Debatten über eine jüdische Zukunft in Deutschland	406
Neuer Antisemitismus	411
Der »harte Kern«	416
Ressentiments und Entschädigungen: Der Fall Auerbach und die jüdische Präsenz	420
Bibliografie	431
Archive	459
Abbildungen	460
Abkürzungen	462
Dank	463
Personenregister	469

Zum Andenken an

Toni Bernhard Busse, 1884-1943?
Gertrud Dewitz Grossmann, 1873-1943?

Vorwort

Wo ist Feldafing?

Da ich als Kind deutscher Juden in New York geboren wurde, wuchs ich in einer Welt von Flüchtlingen auf, für die das europäisch-jüdische Leben 1943 in einer Katastrophe geendet hatte. Deutsche Juden waren in alle Erdteile geflüchtet. Meine Eltern waren in New York gelandet, nachdem sie zehn abenteuerliche Jahre im Orient gelebt hatten, im Iran, und mein Vater während des Krieges einige Jahre als feindlicher deutscher Ausländer von den Briten im Himalaya interniert war. Verwandte und Freunde schickten Fotos und blaue Luftpostbriefe mit exotischen Briefmarken aus Israel, England, Südafrika, Argentinien, Dänemark, Frankreich und Japan (und nach Stalins Tod sogar aus der Sowjetunion) in unsere zunehmend behagliche deutschsprachige Enklave in der Upper West Side von Manhattan. Unwiderruflich, so glaubte ich, trennte Deutschland und Juden ein drastischer, traumatischer historischer Bruch, seit die Nazis die letzten Ausreisemöglichkeiten 1941 unterbunden hatten, Goebbels 1943 ein »judenfreies« Berlin versprochen hatte und die Deportationszüge Richtung Osten aus der Stadt gerollt waren.

Aber ich hätte es besser wissen müssen. Juden, Deutsche und (insbesondere amerikanische) Alliierte – und manche, die mehr als einer dieser Gruppen zuzurechnen sind –, deren Begegnungen dieses Buch nachzeichnet, gibt es alle auch in meiner eigenen Familiengeschichte. Mein Großvater mütterlicherseits, dessen Geschichte dieses Buch in Teilen erzählt, verbrachte die ersten Nachkriegsjahre in Berlin, das er nie verlassen hatte. Er war 1943 untergetaucht und gehörte zu den wenigen deutschen Juden, die innerhalb Deutschlands überlebt hatten. Sein in Berlin geborener und aufgewachsener Neffe, der bei Kriegsende amerikanischer GI war, fand ihn im Juli 1945, als die Amerikaner ihren Sektor der Stadt übernahmen. In meiner Kindheit und Jugend fuhrten wir jeden Sommer nach Bad Homburg bei Frankfurt, um den jüngeren Bruder meines Vaters und dessen Familie zu besuchen. Er war zum Katholizismus konvertiert und mit seiner Frau und seinen fünf »halbjüdischen« Kindern in Deutschland geblieben, bis man ihn 1943 nach Auschwitz deportiert hatte. Auch er hatte überlebt, zunächst als Häftlingsarzt in der Krankenstation des Zwangsarbeiterlagers Monowitz, später als Häftling in Mauthausen, wo er von amerikanischen Truppen befreit wurde. Er starb Anfang der 1950er Jahre als spätes Opfer der Vernichtungspolitik der Nazis. Vorher bekam er allerdings noch ein sechstes Kind, überstand

das Chaos und Elend der deutschen Kriegsniederlage, wurde Direktor eines deutschen Krankenhauses und kämpfte gemeinsam mit meinem Vater um die Rückgabe ihrer »arisierten« Immobilie in Berlin – eine weitere Geschichte, die in diesem Buch geschildert wird. In den vielen blauen Luftpostbriefen, die ich Jahre später in vergilbten Akten meiner Eltern fand, gab es daher eine Fülle von Geschichten über Deutsche, Amerikaner – und Juden – im Nachkriegsdeutschland.

Aber mein Großvater war 1947 von Berlin nach New York ausgewandert, und meine Cousins und Cousinen in Bad Homburg – die einzigen nahen Verwandten, die annähernd in meinem Alter waren – waren nicht wirklich jüdisch. Erst als ich 1971 als Studentin mit meinem damaligen Freund Michael durch Europa und Asien reiste, begegnete ich erstmals bewusst einer jüdischen Geschichte im Nachkriegsdeutschland, die sich erheblich von den Flüchtlings- und Emigrantenerzählungen meiner Kindheit und Jugend unterschied. Ich wusste damals praktisch nichts über die merkwürdigen historischen Umstände, die Michaels Familiengeschichte geprägt hatten: dass 1946/47, drei Jahre nachdem Deutschland für »judenrein« erklärt worden war und ein Jahr nach der Niederlage des Dritten Reichs, wieder etwa 250 000 überwiegend nichtdeutsche Juden auf – zwar besiegter und besetzter – »verfluchter deutscher Erde« lebten. In Michaels amerikanischem Pass stand als Geburtsort lediglich »Deutschland«, was ihn erheblich ärgerte. Denn dieser Eintrag war eine zusätzliche Kränkung für jemanden, der in einem DP-Lager zur Welt gekommen war, in dem seine rumänischen Eltern Zuflucht gefunden hatten, nachdem sie im Krieg mehrere Arbeits- und Konzentrationslager der Nazis und Ungarn überlebt hatten. Michael und ich fuhren nach Baia Mare, eine mittelgroße Stadt an der Grenze zur damaligen Sowjetunion, wo seine Tante Gittie und sein Onkel Shimon – DPs, die nach Rumänien zurückgekehrt waren – auf ihre Ausreisegenehmigung nach Israel warteten. Im Zug schaute ich mir noch einmal seinen irritierenden Pass an und fragte schließlich: »Michael, wo bist du denn nun wirklich geboren?« Er nannte mir einen Ortsnamen, den ich in Gesprächen im Haus seiner Eltern in der Bronx häufig gehört hatte, ohne damals genauer nachzufragen: »Feldafing«. Und wo liegt Feldafing, wollte ich nun wissen. Michael zögerte kurz, als ob diese Frage bislang niemand hätte stellen müssen, und antwortete dann ziemlich bestimmt: »Bei Bremen.«

Dabei blieb es, bis ich 25 Jahre später bei meiner Forschungsarbeit über Deutsche und Juden im Nachkriegsdeutschland entdeckte, dass Feldafing keineswegs bei Bremen lag. Tatsächlich liegt es am anderen Ende Deutschlands, nämlich in Bayern am Starnberger See bei München. Da ich nie völlig den Kontakt zu alten Freunden verliere, wusste ich, wo

Michael zu finden war (in einer Zeitungsredaktion), rief ihn an und verlangte eine Erklärung, wieso er mir erzählt habe, Feldafing läge bei Bremen, obwohl es eindeutig nicht stimmte. Eine Weile rätselten wir über diesen merkwürdigen Irrtum, bis uns beiden klar wurde, was eigentlich offensichtlich hätte sein sollen. Michael war mit drei Jahren nach New York gekommen und hatte als Kind ständig in Verbindung mit Deutschland zwei Ortsnamen gehört: Feldafing und Bremerhaven. In Feldafing hatte sich das Displaced-Persons-Lager befunden, in dem er mit seiner Familie gelebt hatte, und von Bremerhaven waren sie schließlich in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Es ergab also durchaus einen Sinn, dass Feldafing und Bremerhaven in seiner kindlichen Vorstellung, die sich bis ins Erwachsenenalter gehalten hatte, räumlich zusammenhingen. Nach allem, was er mitbekommen hatte, gab es in Deutschland keinen Ort von Bedeutung außer dem extraterritorialen, von Amerikanern und UNO verwalteten Flüchtlingslager voller jüdischer Überlebender und jener Stadt, die symbolisch für die Trennung von der »blutgetränkten« Erde Deutschlands und Europas stand.

In Wirklichkeit war die Geschichte jüdischen Lebens im besetzten Deutschland und auch die Erfahrung von Michaels Familie erheblich komplizierter, wie Michaels Mutter Ita 2003, kurz vor ihrem Tod, in einem Interview bestätigte. In ihrer Schilderung, auf die ich im 5. Kapitel näher eingehe, erzählte Ita sehr lebendig von ihren Beziehungen zu einheimischen Deutschen in und um Feldafing und zeigte, dass der Raum, den »Deutschland« und »Deutsche« im Leben jüdischer DPs (und umgekehrt Juden im Leben Deutscher) einnahmen, erheblich größer und facettenreicher war, als Michaels Version oder die meisten historischen Darstellungen vermuten lassen.

Einleitung

Verwickelte Geschichte und heikle Begegnungen

Seit wir nach den politischen Umbrüchen von 1989 die Geschichtsschreibung der unmittelbaren Nachkriegszeit überarbeiten, entdecken wir einen Umstand wieder, der für Zeitgenossen völlig offenkundig war: Nach 1945 war das besetzte Deutschland der unwahrscheinliche, ungeliebte und widerstrebende Aufenthaltsort Hunderttausender seiner früheren Opfer, die innerhalb und außerhalb der Flüchtlingslager vor allem in der amerikanischen Zone und im amerikanischen Sektor Berlins lebten. Ein beträchtlicher Teil dieser Millionen von Krieg und Verfolgung entwurzelten Menschen, die sich als »nicht repatriierbare« Displaced Persons (DPs) im Besatzungsgebiet der westlichen Alliierten aufhielten, waren jüdische Überlebende des Völkermordes und der Verschleppung durch die Nazis – also ausgerechnet die Menschen, mit deren Anwesenheit sowohl die Alliierten als auch die Deutschen nach dem nationalsozialistischen Vernichtungskrieg am wenigsten gerechnet hatten.

Zu Beginn des nationalsozialistischen Regimes 1933 lebten in Deutschland etwa 500 000 Juden. Um 1946/47 gab es in Deutschland gut eine Viertel Million Juden, die meisten in der amerikanischen Zone. Darunter waren nur etwa 15 000 deutsche Juden, von denen sich nahezu die Hälfte in Berlin aufhielt. Manche hatten die Nazizeit in Verstecken oder als »Arier« getarnt überstanden. Andere hatten Zwangsarbeit, Konzentrations- und Todeslager überlebt (oft waren es ältere Überlebende aus Theresienstadt). Die meisten hatten in »privilegierten Mischehen« oder als »Mischlinge« ein prekäres Leben geführt. Wieder andere waren zurückgekehrte Emigranten, von denen viele mittlerweile den alliierten Besatzungstruppen, vor allem den amerikanischen, angehörten und als Dolmetscher, Vernehmungs-, Verwaltungs- und Kulturoffiziere arbeiteten. Die Mehrheit waren jedoch osteuropäische Juden, die die Siegermächte mittlerweile als »Displaced Persons« eingestuft hatten. Die Alliierten hatten auf deutschem Boden annähernd 90 000 Juden befreit, da aber viele innerhalb weniger Wochen starben, überlebten tatsächlich nur etwa 60 000 bis 70 000 von ihnen.

Im Laufe der Monate kamen noch Zehntausende jüdischer »Infiltrées« hinzu, die aus Osteuropa in die amerikanische Zone strömten. Diese überwiegend polnischen Juden ließen sich in drei Gruppen mit gewissen Überschneidungen einteilen. Die erste Gruppe waren Überlebende von Konzentrations- und Arbeitslagern sowie Todesmärschen, die nach

ihrer Befreiung in Deutschland in der meist vergeblichen Hoffnung in ihre Heimatorte zurückgekehrt waren, dort vermisste Verwandte zu finden oder ihr Eigentum wiederzubekommen. Die zweite Gruppe umfasste Juden, die bei Partisanen, in Verstecken oder als vermeintliche »Arier« überlebt hatten. Die mit Abstand größte – und am wenigstens erforschte – Gruppe unter den europäischen Überlebenden der »Endlösung« bestand aus schätzungsweise 200 000 Juden, die aus ihrem schwierigen, aber lebensrettenden Asyl in der Sowjetunion nach Polen repatriert wurden, aber von dort vor polnischem Antisemitismus in der Nachkriegszeit erneut flüchteten. Alle diese jüdischen Überlebenden bildeten ein wesentliches Element jenes »historischen Dreiecks« aus Deutschen, Juden und Amerikanern, das Westdeutschland in der Nachkriegszeit prägte.¹ Auch unter den Siegern gab es wechselvolle Lebensgeschichten und vielschichtige Identitäten voller Überschneidungen. Eine wichtige, klar ausgeprägte Gruppe bei den amerikanischen Besatzungskräften bildeten amerikanische Juden: Militärrabbiner, Offiziere, GIs und Mitarbeiter von Hilfsorganisationen, namentlich des American Joint Distribution Committee (JDC oder kurz Joint genannt). Manche von ihnen waren Europäer aus jiddischsprachigen osteuropäischen Einwandererfamilien oder in vielen Fällen deutsch- oder österreichisch-jüdische Flüchtlinge, die erst kürzlich emigriert waren und durch ihren Militärdienst die US-amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatten.

Dieses »historische Dreieck« existierte überall in der amerikanischen Besatzungszone, war aber in Berlin, wo dieses Buch beginnt, von besonderer Bedeutung. Nachdem die Sowjets die Hauptstadt in den chaotischen Wochen vom 24. April bis zum 14. Mai 1945 vollständig erobert hatten, entwickelte sie sich im Sommer 1945, als die ersten Amerikaner und Briten und anschließend auch Franzosen offiziell eintrafen, zu einer multinationalen polyglotten Stadt der Grenzgänger. Aufgeteilt in vier Sektoren, diente sie als eine Art Versuchslabor internationaler Verständigung, wie Angehörige der US-Militärregierung es anfangs gern nannten, in dem die heiklen Beziehungen zwischen den Siegermächten und die Verwaltung der eintreffenden Flüchtlingsströme praktisch ebenso viel,

1 Frank Stern, *The Historic Triangle. Occupiers, Germans and Jews in Postwar Germany*, Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, 19/1990, S. 47-76. Die statistischen Daten sind ungenau und verwirrend, weitgehend aufgrund von Veränderungen im Laufe der Zeit, von Inkonsistenzen der Kategorisierung bei der Datenerfassung und von Schwierigkeiten bei der Zählung einer höchst mobilen und teils illegalen Bevölkerung. Eine eingehendere Erörterung der Zahlen findet sich im 4. Kapitel, insbesondere Fn. 11.

wenn nicht mehr Aufmerksamkeit forderten als die ortsansässigen Berliner.²

Der »größte Trümmerhaufen der Welt«, wie Einwohner und Besatzungskräfte die untergegangene Nazihauptstadt sarkastisch nannten, war eine Stadt der Frauen, Flüchtlinge und Ausländer.³ Im Mai 1945 waren von etwa 2,6 Millionen Einwohnern über 60 Prozent Frauen. Bei der ersten Nachkriegsvolkszählung im August, die 2,8 Millionen Einwohner ergab, war Berlin voll von heimkehrenden Soldaten und Kriegsgefangenen, befreiten Zwangsarbeitern aus ganz Europa, ethnisch deutschen Vertriebenen und Flüchtlingen aus dem Osten und repatriierten politischen Exilanten (vor allem rückkehrenden Kommunisten, die für die sowjetische Militäradministration arbeiteten). Es gab Juden, die aus Verstecken und Arbeits- und Konzentrationslagern kamen oder vor erneuter Verfolgung aus Osteuropa flüchteten, und es gab alliierte Truppen (mit einem sichtlichen Anteil ehemaliger deutscher Juden). Scharen (nach manchen Schätzungen bis zu einer halben Million) von Displaced Persons verschiedener Nationalitäten strömten in Dutzende Transitlager in Berlin.⁴ Täglich kamen 15 000 Flüchtlinge, überwiegend ethnisch Deutsche (aber auch überlebende Juden) aus sowjetisch und polnisch besetzten Gebieten im Osten, in die Stadt. Gleichzeitig bemühten sich die Alliierten, Kriegsgefangene, ehemalige Häftlinge aus Konzentrationslagern und befreite

- 2 John Maginnis von der amerikanischen Militärregierung schrieb am 27. Februar 1947 von »einer Bilanz erfolgreicher internationaler Anpassungen und wohlwollender Verständigung«; Maginnis, *Military Government Journal*, S. 345. Julian Bach bezeichnete Berlin als »ein großes Reagenzglas internationaler Kooperation«; Bach, *America's Germany*, S. 5.
- 3 Berliner Senat, Hrsg., Berlin. Kampf um Freiheit und Selbstverwaltung, 1945-1946, S. 11. Denselben Ausdruck verwendet auch Col. Frank Howley in seinem Buch *Berlin Command*, S. 8. In der Tat fällt auf, dass bestimmte Formulierungen und Ausdrücke allgegenwärtig sind und sich ständig wiederholen.
- 4 Die Schätzungen zu Flüchtlingszahlen im Sommer und Herbst 1945 variieren stark, je nachdem, wer wen wann und wie zählte. In seinem *Military Government Journal*, S. 278 f., spricht Maginnis von 15 000 täglich. Eugene Davidson, *Death and Life of Germany*, S. 77, spricht von täglich 25 000-30 000. Siehe auch Landesarchiv Berlin (LAB), OMUGUS 4/24-1/4, zu Bestrebungen, Flüchtlinge aus der überlaufenen Stadt fernzuhalten. Im August 1945 hatte Berlin 2 784 112 Einwohner (1 035 463 männliche, 1 748 649 weibliche) gegenüber 4 332 000 Einwohnern im Jahr 1939. Die männliche Bevölkerung hatte sich also um die Hälfte reduziert, die weibliche um ein Viertel. Auf 100 Männer kamen 169 Frauen gegenüber einem Verhältnis von 100 zu 119 im Jahr 1939; Zahlen der Berliner Volks-, Berufs- und Arbeitsstättenzählung vom 12. August 1945, angeführt in *Berliner Zeitung*, 1/91, 29. August 1945, S. 1.

Zwangsarbeiter – einen Teil der 7,5 Millionen Menschen, die die Nazis vor Mai 1945 zwangsweise für die Kriegswirtschaft rekrutiert hatten – in ihre Heimatländer zurückzuführen.⁵ Im Sommer 1945 zählten die Alliierten unter den Einwohnern Berlins 6000 bis 7000 Juden (oder jüdische »Mischlinge«). Sie machten zwar nur einen Bruchteil der 160 000 (von insgesamt etwa 200 000) Juden aus, die 1932 als Mitglieder der größten, lebhaftesten jüdischen Gemeinde Deutschlands registriert waren, stellten aber einen beträchtlichen Anteil der 15 000 deutschen Juden, die im gesamten Reichsgebiet überlebt hatten. Schon bald mehrten sich ihre Reihen durch die »illegale Infiltration« polnisch-jüdischer Flüchtlinge, für die Berlin auf ihrem langwierigen Weg in neue Heimatländer außerhalb Europas, hauptsächlich in die USA und nach Palästina/Israel, für einige Stunden oder gar mehrere Jahre zur Durchgangsstation wurde.⁶

In diesem Interregnum der Vier-Mächte-Besatzung und Militärregierung von 1945 bis 1949,⁷ insbesondere in den turbulenten ersten beiden Jahren, wurden besiegte Deutsche ebenso wie Hunderttausende ihrer früheren Feinde und Opfer buchstäblich zu Grenzgängern in der surrealen Kulisse eines gebrochenen Landes. Das trat im geteilten und ausgebombten Berlin besonders deutlich zutage. Die Journalistin und Nazigegnerin Ruth Andreas-Friedrich veröffentlichte ihre Tagebuchaufzeichnungen der Nachkriegszeit später unter dem Titel *Schauplatz Berlin*, und Curt Riess, ein Berliner Jude, der als amerikanischer Korrespondent zurückgekehrt war, empfand seine ehemalige Heimatstadt mit allen ihren kino- und opernhaften Zügen und dem noch immer spürbaren Gepräge der Weimarer Zeit »gar nicht mehr wie eine Stadt, sondern eher wie eine Bühne, auf der Kulissen herumstanden«.⁸ Hans Habe, ein weiterer jüdischer Flüchtling in amerikanischer Uniform, reflektierte sicher

5 Bei Kriegsende stellten Ausländer nahezu ein Viertel der Arbeitskräfte in Deutschland. Roseman, *World War II and Social Change in Germany*, S. 63, 71. Ein lebendiges Bild der unmittelbaren Nachkriegszeit in Berlin vermitteln die zahlreichen Mikrofilme der Zeitgeschichtlichen Sammlung (LAZ) im Landesarchiv Berlin (LAB).

6 Eine Erörterung dieser ungenauen Statistiken findet sich im 3. Kapitel über Berlin.

7 Zur Verwendung des Begriffs »Interregnum« siehe Leonard Krieger, *Das Interregnum in Deutschland, März-August 1945*, S. 26-46. Viele Quellen sprechen davon, dass sich Berlin 1945/1946 in einer Übergangszeit befand, häufig ist auch von einem Schwebezustand die Rede.

8 Ruth Andreas-Friedrich, *Schauplatz Berlin*; Curt Riess, *Berlin, Berlin*, S. 174.

auch seine eigene merkwürdige Lage, als er schrieb: »Das gesamte Leben hat etwas Seltsames, Unwirkliches, Fantastisches.«⁹

In dieser Zeit lebten besiegte Deutsche und überlebende Juden in Berlin und den westlichen Besatzungszonen, insbesondere der amerikanischen, im selben Territorium in verschiedenen Welten, getrennt durch Erinnerungen und Erlebnisse. Aber Juden und Deutsche kamen auch ständig miteinander in Kontakt, reguliert und beobachtet von den Besatzungskräften. Sie bewältigten den Alltag, stritten über Viktimisierungsgrad, Schuld, Verantwortung, Gedenken und Reparationen.¹⁰ Sie diskutierten über eine mögliche Zukunft von Juden in Deutschland nach der Nazizeit wie auch in Palästina und in der übrigen Welt. Juden nahmen ihre Begegnungen und Konfrontationen mit Deutschen und Besatzungskräften, auch solche Kontakte, die mit Sexualität, Schwangerschaft und Geburten zu tun hatten, als Mittel wahr, ihrem Leben nach der Katastrophe des Holocaust neuen Sinn zu verleihen, und sogar als eine Art Rache und »Wiedergeburt«. Im Jahr 1946/47 erreichten Eheschließungen und Geburtenzahlen bei jüdischen Überlebenden, die unter Deutschen lebten, Rekordhöhen. Diese schwierige, schmerzliche, aber deutlich erkennbare Rekonstruktion ihrer durch Gender geprägten Identität und

9 Hans Habe, *Our Love Affair with Germany*, S. 185.

10 Siehe z.B. Frank Stern, *Antagonistische Erinnerungen. Juden und Deutsche 1945*, S. 43-62. Der hier benutzte Begriff »Reparationen« ist zugleich problematisch und nützlich, weil er in so vielen verschiedenen Kontexten verwendet wird. Er bezieht sich insbesondere auf zwischenstaatliche Zahlungen, wie sie etwa die Regelungen nach dem Ersten Weltkrieg vorsahen; allgemeiner bezeichnet er aber auch die Bemühungen eines Staates oder Volkes, begangenes Unrecht und zugefügte Schäden auszugleichen; dies drückt der problematische Begriff der »Wiedergutmachung« aus, die den besiegten Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg von den Alliierten (auf unterschiedliche Weise) auferlegt und von der Bundesrepublik ab 1952 gesetzlich geregelt wurde; demnach sollten Personen für »Staatsunrecht, das zu einer Verletzung des Lebens, des Körpers, der Gesundheit und der Freiheit geführt hat«, entschädigt werden. In der Praxis haben Historiker und Juristen in Hinblick auf Nachkriegsdeutschland den Begriff Reparationen in einem recht weit gefassten Sinne verwendet (in Bezug auf, zuweilen auch austauschbar durch Wiedergutmachung, Restitution, Rückerstattung und Entschädigung). In diesem Buch folge ich dieser gängigen Praxis und verwende »Reparationen« (und »Entschädigung«) in dem oben dargelegten allgemeinen Wortsinn als Bezeichnung für eindeutige materielle Entschädigungen. Beispiele für die Verwendung des Begriffes siehe Zweig, *German Reparations*; M. Z. und J. D. Rosensaft, *A Measure of Justice*. Zur offiziellen Definition der Bundesregierung siehe Bundesministerium der Finanzen, *Entschädigung von NS-Unrecht. Regelungen zur Wiedergutmachung*, Ausgabe 2006, S. 10.

geschlechtlichen Körperlichkeit fand bei Juden in ständiger Interaktion nicht nur mit den vorwiegend amerikanischen Alliierten statt, die sie beschützten und überwachten, sondern auch mit den Deutschen, die ihre Nachbarn waren.

Im vorliegenden Buch untersuche ich diese komplizierten, aber verbreiteten »heiklen Begegnungen« (*close encounters*), zu denen es in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg und dem Holocaust im Alltag wie auch im politischen Diskurs kam. Dabei konzentriere ich mich besonders auf Gendererfahrungen von Körper, Sexualität und Fortpflanzung. Eben weil Juden wie auch Deutsche viele dieser Begegnungen als unbedeutend und unangenehm verdrängt oder vergessen haben, sind die hier geschilderten Geschichten partiell und bruchstückhaft und zeigen, dass es noch einen reichen Materialschatz zu heben gilt. Es gilt noch viel Forschungsarbeit zu leisten, aufmerksam zeitgenössische Zeitungen, Tagebücher und Memoiren zu lesen und eine Fülle von Archiven deutscher Kommunen, DP-Lager, der Militärregierungen und internationaler Hilfsorganisationen zu durchforsten.¹¹

Die Existenz von Displaced Persons und des »DP-Problems« im Nachkriegseuropa sind für Historiker durchaus kein unbekanntes Forschungsfeld. Nichtsdestotrotz war es für sie jedoch überaus schwierig, die Erfahrungen osteuropäischer und deutscher Juden im besetzten Deutschland während der »DP-Jahre« von 1945 bis 1949 angemessen zu erfassen oder zu verstehen. Für Wissenschaftler wie Überlebende war

11 Es gibt eine überwältigende Fülle möglicher Quellen, u. a. Archive der Militärregierungen in der amerikanischen, britischen, französischen und sowjetischen Zone; der deutschen Städte, Gemeinden, Kreise und Länder; des Zentralkomitees der befreiten Juden; der einzelnen DP-Lager; der Jüdischen Gemeinden; der United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA); des American Joint Distribution Committee (AJDC) und anderer jüdischer und nichtjüdischer Hilfsorganisationen. Siehe die Archive von UNRRA, AJDC und YIVO Institute for Jewish Research in New York City, das United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D. C., (vor allem dessen umfangreiche Oral History-, Foto- und Filmsammlungen) sowie Yad Vashem und die Central Zionist Archives in Jerusalem (um nur einige zu nennen). Zu den Nichtarchivquellen gehören veröffentlichte und unveröffentlichte Tagebücher und Memoiren sowie umfangreiche Schilderungen in der deutschen, amerikanischen und jüdischen Presse. Besonders aufschlussreich und weitgehend unerforscht ist die jiddische DP-Presse, die lokale und nationale deutsche Presse und *Stars and Stripes*, die von den US-Truppen herausgegebene und gelesene Zeitung. Die Menge an aktuellen Historiografien und Memoiren, Filmen und Exponaten wächst so schnell, dass ich die möglichen Quellen sicher nicht einmal anfänglich ausgeschöpft habe.

diese Übergangszeit meist eingeklammert und überschattet von der vorhergehenden Tragödie des Krieges und des Holocaust und der anschließenden Gründung neuer Gemeinschaften und des Staates Israel. Zudem gilt für die jüdischen Überlebenden wie für jede Gruppe, die überwältigende Verluste erlitten und Umbrüche erlebt hat, dass ihre eigene, an sich schon vielfältige und keineswegs monolithische Geschichte mit der vieler anderer beteiligter, mehr oder weniger mächtiger Parteien verflochten ist. Sie umfasst die alliierte Besatzungspolitik und deren Entwicklung von der bedingungslosen Kapitulation und der Entnazifizierung bis zum Antikommunismus des Kalten Krieges und dem Wiederaufbau Westdeutschlands in Zusammenarbeit mit den ehemaligen Feinden. Sie umfasst auch die britische Politik gegenüber dem Palästina Mandat, die US-Einwanderungspolitik, die Bemühungen amerikanischer Juden, Einfluss auf die amerikanische und britische Politik zu nehmen, sowie zionistische Forderungen und Aktionen, Palästina für den Zuzug europäischer Überlebender zu öffnen und einen jüdischen Staat zu gründen. Die Politik der Sowjetunion und der neuerdings kommunistischen osteuropäischen Länder, aus denen viele der Überlebenden stammten, sowie die Forderungen der neu gegründeten Vereinten Nationen und der internationalen Hilfsorganisationen spielten ebenfalls eine Rolle.

Das Problem besteht also sicher nicht aufgrund einer spärlichen Quellenlage. Das Leben der Displaced Persons wurde wie bei jeder »verwalteten Gruppe«, die der umfangreichen Bürokratie von Armeen oder Hilfsorganisationen unterstellt ist, systematisch und ausgiebig dokumentiert. In einem aufschlussreichen Aufsatz stellt Daniel Cohen fest, dass die jüdische wie nichtjüdische DP-Erfahrung die Zukunft der internationalen Flüchtlingsarbeit und die Entwicklung eines neuartigen Menschenrechtsdiskurses entscheidend prägte. Tatsächlich veröffentlichten viele Männer und Frauen, die unmittelbar an den Hilfs- und Rehabilitationsbemühungen der Nachkriegszeit beteiligt waren, Berichte über die Krise der Staatenlosen und Entwurzelten in einer Welt der Nationalstaaten. Aber als die Nachkriegszeit verblasste, geriet die DP-Geschichte ins Abseits. Cohen spricht vom »Fehlen und der Verdrängung der Displaced Persons aus den ›Erinnerungsrahmen‹« – um Maurice Halbwachs' berühmten Begriff zu verwenden –, »die das kollektive Gedächtnis zum Zweiten Weltkrieg und seinen Nachwehen strukturiert haben«, und von deren »Aneignung« durch nationale Erzählungen mit ihrer jeweils eigenen politischen, emotionalen und intellektuellen Agenda.¹² Seit Mitte

12 Siehe z. B. Woodbridge, UNRRA. The History of the United Nations Relief and Rehabilitation Administration, Bd. 3, ein dreibändiges Werk, verfasst von einem

der 1990er Jahre kam es endlich zu einer Fülle von Veröffentlichungen, Tagungen, Filmen und Ausstellungen über jüdische DP's, weitgehend dank der Bemühungen der im Babyboom in DP-Lagern oder -Gemeinden geborenen »Zweiten Generation«.¹³

Doch trotz der überwältigenden Fülle an historischem, soziologischem, visuellem und literarischem Quellenmaterial und einer beträchtlichen, ständig wachsenden Sekundärliteratur fangen wir gerade erst an, uns nicht nur mit der politischen, sondern auch mit der sozialen Geschichte jüdischer DP's zu befassen.¹⁴ Historiker stehen vor einer schwindelerregenden Vielzahl von Akteuren und beteiligten Stellen – unterstützt von vier alliierten Besatzungsmächten und einer Fülle humanitärer Hilfsorganisationen –, die alle mit einer höchst mobilen, durchreisenden, staatenlosen und traumatisierten Bevölkerung zu tun hatten und in einem

Stab unter Leitung von George Woodbridge, dem Chefhistoriker der UNRRA; Louise Holborn, The International Refugee Organization; und Proudfoot, European Refugees, 1939-52. Daniel Cohen verweist darauf, dass »die Bedeutung von DP's für Migrationsforscher in den 1940er und 1950er Jahren hinlänglich offenkundig war«, da viele von ihnen ehemals in der »Feldarbeit und im internationalen Dienst« der UNRRA und ihrer Nachfolgeorganisation IRO (International Refugee Organization, 1947-1952) tätig waren. Siehe Cohen, *Remembering Post-War Displaced Persons*, S. 87-97, und ders., *Naissance d'une Nation*. Siehe auch Lagrou, *The Legacy of Nazi Occupation*.

13 Das allgemeine und historische Interesse an den Erfahrungen jüdischer DP's seit den politischen Umbrüchen von 1989 und den nachfolgenden Veränderungen der Erinnerungskultur spiegelt sich in diversen Ausstellungen, Tagungen und Publikationen wider. Eine Tagung in München, veranstaltet 1995 teils von Forschern und Schriftstellern, die in Föhrenwald und anderen DP-Lagern bei München geboren wurden oder aufwuchsen, eröffnete die deutsche Ausstellung »Ein Leben aufs neu – Jüdische ›Displaced Persons‹ auf deutschem Boden, 1945-1948«. Siehe auch: *Rebirth after the Holocaust. The Bergen-Belsen Displaced Persons Camp, 1945-1950*, Ausstellung im B'nai B'rith Klutznik National Museum, Washington, D. C., 2000, und den weiter gefassten Ausstellungskatalog *Life Reborn. Jewish Displaced Persons, 1945-1951*, sowie den Kalender des Museums für 2001 mit Fotos und Texten dieser Ausstellung und den Dokumentarfilm *The Long Way Home*, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles, 1997.

14 Zu den allgemeinen Geschichtswerken über DP's im Nachkriegseuropa gehören Proudfoot, *European Refugees*; Vernant, *The Refugee in the Postwar World*; Stoessinger, *The Refugee and the World Community*; und Wyman, *DP's. Europe's Displaced Persons, 1945-1951*. Mit der politischen Geschichte der jüdischen DP's befassen sich u. a. Bauer, *Out of the Ashes*; Marrus, *Die Unerwünschten. europäische Flüchtlinge im 20. Jahrhundert*; und Sachar, *Redemption of the Unwanted*. Eine eingehende politische Geschichte jüdischer DP's bietet Mankowitz, *Life between Memory and Hope*.

Gebiet operierten, in dem es keine zentralen oder allgemein legitimierten Behörden und Erfassungssysteme gab. Die statistischen Daten sind von bekannter und teils erheblicher Ungenauigkeit. Und da die DP's den Status staatenloser »Klienten« hatten, bestehen die offiziellen Unterlagen über sie überwiegend aus Berichten der sie verwaltenden Stellen, statt aus den umfangreichen von DP's selbst erstellten Dokumenten.

Mit den Interaktionen, Begegnungen und Konfrontationen zwischen den verschiedenen Gruppen überlebender Juden und besiegten Deutschen hat man sich sehr wenig beschäftigt. Ebenso wie jüdische DP's, deutsche Juden und nichtjüdische DP's ihre jeweils unterschiedlichen Kriegserlebnisse innerhalb und außerhalb des von den Nazis besetzten Europa mitbrachten, war auch die besiegte deutsche Bevölkerung vielfältig. Sie umfasste heimkehrende Soldaten, Kriegsgefangene und zivile Ostflüchtlinge und Vertriebene, die von den Alliierten nicht als DP's eingestuft wurden. Zudem fangen Historiker gerade erst an, die Erfahrungen jüdischer DP's nicht nur in Bezug zu Deutschen, sondern auch zu den – zumindest anfangs – erheblich zahlreicheren anderen DP-Gruppen wie Polen, Balten und Ukrainern einzuordnen.¹⁵ Alle diese Gruppen hatten ihre eigenen Erfahrungen in Hinblick auf Gender, Alter, Religion, Politik, regionale Gegebenheiten, Schichtzugehörigkeit und Kriegsgeschehen.

Erstaunlicherweise haben Forscher sich bisher kaum mit der folgenschweren Tatsache – und ihrer Bedeutung für die Wahrnehmung der deutschen Umgebung durch jüdische DP's und umgekehrt für die deutsche Wahrnehmung jüdischer DP's – auseinandergesetzt, dass die Mehrzahl der jüdischen Überlebenden in Deutschland einen Großteil der Kriegsjahre als Flüchtlinge in der Sowjetunion und nicht unter Nazibesatzung verbracht hatten (siehe 4. Kapitel). Politische und ideologische Faktoren, insbesondere die Zwänge des Kalten Krieges und die Dominanz einer zionistisch geprägten Darstellung, die alle jüdischen DP's einheitlich den letzten Überlebenden der europäischen Judenheit, *She'erit Hapletah*, zuordnete, prägten und verzerrten Geschichtsschreibung und Erinnerung. Eine alles überspannende, häufig undifferenzierte Geschichte »des« Holocaust, seiner Opfer und Überlebenden hat die Rolle der Sowjetunion als Zufluchtsort marginalisiert, an dem die überwiegende Mehrheit der jüdischen DP's – mit erheblicher finanzieller Unterstützung amerikanisch-jüdischer Hilfsorganisationen – den Krieg

15 Siehe die wichtige vergleichende Studie von Hilton, *Prisoners of Peace*. Siehe auch die Lokalstudie von Holian, *Between National Socialism and Soviet Communism*.

überlebte. Der Gegenstand dieses Buches ist also verwirrend und schnellen Veränderungen unterworfen. Trotz der wachsenden Zahl einschlägiger Publikationen haben viele von uns, die zur DP-Geschichte forschen, den Eindruck, dass wir gerade erst anfangen, eine Geschichtsschreibung versuchsweise praktisch neu zu erfinden, die in den kommenden Jahren sicher noch erheblich ausgeweitet und überarbeitet wird.¹⁶

Viele der vorhandenen Studien stammen aus dem Bereich der jüdischen Geschichte und der Holocaust-Forschung, und einige der wichtigsten waren bis vor Kurzem nicht auf Englisch, sondern nur auf Hebräisch oder Deutsch verfügbar. Die allgemeine Geschichtsschreibung zur deutschen Nachkriegszeit vernachlässigte weitgehend die dort lebenden Juden; ihre Geschichte wurde als eine der Abwesenheit, der tragischen Verluste und des Gedenkens dargestellt. Historische Abhandlungen über jüdische Überlebende in Deutschland – von denen es immer mehr gibt, insbesondere Lokalstudien – behandeln sie dagegen meist als ein nahezu vollständig in sich geschlossenes Kollektiv, das vorübergehend und weitgehend von Deutschen getrennt in einer Art extraterritorialer Enklave existierte.¹⁷ Eine umfangreiche israelische Geschichtsschreibung stellte

- 16 Meine Überlegungen zur »Neuheit« dieses Forschungsgebiets und die Erkenntnis, wie überraschend viel wir nach wie vor nicht wissen und wie viel von dem, was wir zu wissen glauben, einer Revision bedarf, wurden erheblich von den fruchtbaren Diskussionen im Juli 2005 bei der von Avinoam Patt und Michael Berkowitz veranstalteten Fachtagung im United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D. C. beeinflusst, an der u. a. Boaz Cohen, Laura Hilton, Laura Jockusch, Tamar Lewinsky und David Weinberg teilnahmen.
- 17 Es gibt eine relativ neue, ständig wachsende Literatur über jüdische Überlebende in Deutschland, die überwiegend ursprünglich (oder ausschließlich) auf Deutsch erschienen ist. Siehe Jacobmeyers bahnbrechenden Artikel *Jüdische Überlebende als »Displaced Persons«*; ders., Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer; Wetzel, Jüdisches Leben in München, 1945-1951; Königseder und Wetzel, Lebensmut im Wartesaal; Brenner, Nach dem Holocaust; Paulus, Raim und Zelger, Hrsg., Ein Ort wie jeder andere; Dietrich und Schulze-Wessel, Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung; Eder, Flüchtige Heimat; Königseder, Flucht nach Berlin; Fritz Bauer Institut, Hrsg., Überlebt und Unterwegs; Gay, Safe Among the Germans; Kolinsky, After the Holocaust. Zur britischen Zone siehe auch Lavsky, New Beginnings; Lembeck, Befreit, aber nicht in Freiheit; Wagner, Displaced Person in Hamburg. Stationen einer halbherzigen Integration; Büttner, Not nach der Befreiung. Zwei hilfreiche unveröffentlichte Arbeiten sind: Yantian, Studien zum Selbstverständnis der jüdischen »Displaced Persons«; und Jacqueline Dewell Giere, Wir sind unterwegs, aber nicht in der Wüste. Erziehung und Kultur in den jüdischen Displaced-Persons-Lagern der amerikanischen Zone im Nachkriegsdeutschland, 1945-1949, Dissertation,

DPs und jüdische Überlebende als Teil der umstrittenen Geschichte des Zionismus und der Rolle der Holocaust-Überlebenden bei der Staatsgründung Israels dar.¹⁸

Studien zur amerikanischen Politik gegenüber DPs konzentrierten sich tendenziell auf ihre zahlreichen negativen Aspekte. Bereits im August 1945 legte der ehemalige Immigration Commissioner Earl G. Harrison sie in seinem überaus kritischen Bericht an Präsident Truman über die Politik der Militärregierung gegenüber den Überlebenden dar, der ihre anhaltende Internierung hinter Stacheldraht anprangerte und zu dem berühmten (überzogenen) Schluss kam: »... wir behandeln die Juden offenbar genauso, wie die Nazis sie behandelt haben, nur vernichten wir sie nicht.« Harrisons Bericht wurde erhärtet durch die schon vorher eintreffenden entsetzten und wütenden Schilderungen, die amerikanisch-jüdische GIs an ihre Familien und Gemeinden schrieben. Häufig ermutigt durch leidenschaftliche Predigten von Militärrabbinern, beschrieben sie in ihren Briefen die verwarlosten Überlebenden und ihre Vernachlässigung durch das US-Militär und (zumindest anfangs) amerikanisch-jüdische Hilfsorganisationen.¹⁹ Verständlicherweise lenkten Historiker

J.-W.-Goethe-Universität, Frankfurt a. M. 1993. Eine gute, vielfältige Anthologie ist Schoeps, Hrsg., *Leben im Land der Täter*. Eine exzellente Aufsatzsammlung jüngerer Autoren ist: Schönborn, Hrsg., *Zwischen Erinnerung und Neubeginn*, mit einem Vorwort von Michael Brenner. Siehe auch Michael Brenner, Hrsg., *Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart*; sowie Grossmann, *Wege in der Fremde*.

18 Die lebhaftesten (und umstrittensten) Diskussionen über jüdische DPs fanden im Kontext der israelischen Debatten über die Behandlung von Holocaust-Überlebenden in Palästina und Israel und in der allgemeinen Revision der zionistischen Geschichtsdarstellung statt. Ein Großteil dieses Materials wird erst allmählich aus dem Hebräischen übersetzt. Siehe den Überblick von Weiss in ihrem Aufsatz *Die Wiederkehr des Verdrängten*; siehe auch Shapira, *Politics and Collective Memory*. Aus dem Hebräischen übersetzt liegen vor: Grodzinsky, *In the Shadow of the Holocaust*; Kochavi, *Post-Holocaust Politics*; Lavsky, *New Beginnings*; Gutman und Avital, Hrsg., *She'erit Hapletah, 1944-1948. Rehabilitation and Political Struggle*; Segev, *Die siebte Million*; Teveth, Ben-Gurion and the Holocaust; Zertal, *From Catastrophe to Power*; Halamish, *The Exodus Affair*; Yablonka, *Survivors of the Holocaust*. Siehe insbesondere Mankowitz, *Life between Memory and Hope*. Siehe auch auf hebräisch: Engel, *Between Liberation and Flight*; Keynan, *Holocaust Survivors and the Emissaries from Eretz-Israel*; und Friling, *Arrows in the Dark*.

19 Der Harrison-Bericht findet sich im Anhang zu Dinnerstein, *America and the Survivors*. Das 4. Kapitel dieses Buches befasst sich eingehender mit der außergewöhnlichen Sammlung von Briefen an Familien, Rabbis und jüdische Organi-

die Aufmerksamkeit sowohl auf amerikanischen Antisemitismus als auch auf die Tatsache, dass die US-Militärregierung deutsche Feindseligkeiten gegenüber DP's duldete, die in den letzten Besatzungsjahren offenkundig zunahmen.²⁰ Alle diese Ansätze sind wichtig. Liest man aber zeitgenössische Schilderungen und Berichte wie auch Memoiren und mündliche Erinnerungen »gegen den Strich«, so können sie auch ein völlig anderes Bild von engen Kontakten und regelmäßigen Interaktionen nicht nur zwischen Juden und Deutschen, sondern auch zwischen überlebenden Juden und ihren amerikanischen Bewachern und Beschützern vermitteln.

Ich komme zu diesem Thema als Historikerin des modernen Deutschland. Mein Interesse an jüdischen Überlebenden erwuchs, zumindest anfangs, aus meinen Untersuchungen zu Vergewaltigung, Abtreibung und Mutterschaft in Berlin nach Kriegsende und aus meinen Bemühungen, zu begreifen, inwiefern und warum Deutsche nach dem Krieg so überzeugt waren, die Hauptopfer zu sein.²¹ Diese Entwicklung zeichnet der Aufbau des Buches nach, das anfangs den Fokus auf die deutsche Erfahrung und deren Wahrnehmung durch Alliierte und Juden richtet. Daher ist es weder eine »Insidergeschichte« des DP-Lebens noch ein Buch über Deutsche als »Opfer«, wie ich es vielleicht einmal hatte schreiben wollen.²² Wie viele Historiker des modernen Deutschland war auch ich fasziniert von dem, was jüdische Beobachter in der Nachkriegszeit sehr bald als »Rätsel der Unverantwortlichkeit« bezeichneten.²³

sationen, die nach Rabbi Abraham Klausners Aufruf bei Münchener Militärgottesdiensten zu Rosh Hashana im September 1945 geschrieben wurden; American Jewish Joint Distribution Committee Archives (JDCA), New York, Files 399 und 399A.

- 20 Das gilt sowohl für amerikanische als auch für deutsche Publikationen. Siehe insbesondere Dinnerstein, *America and the Survivors*; und Königseder und Wetzel, *Lebensmut im Wartesaal*. Scharfe Kritik äußert Bendersky in: *The »Jewish Threat«*, und eine sehr persönliche negative Sicht bietet Hilliard, *Von den Befreiern vergessen*.
- 21 A. Grossmann, *Eine Frage des Schweigens? Die Vergewaltigung deutscher Frauen durch Besatzungssoldaten*; dies., *Trauma, Memory, and Motherhood*; siehe auch Grossmann, *Opfer, Störenfriede und Überlebende*.
- 22 Zur deutschen Viktimisierung siehe insbesondere Heineman, *The Hour of the Woman*; Moeller, *War Stories. The Search for a Usable Past*; ders., *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, 2001. Siehe auch: *Stunde Null. Kontinuitäten und Brüche*, Hrsg. Archiv der Deutschen Frauenbewegung. Siehe die eingehende Erörterung im 1. und 2. Kapitel dieses Buches.
- 23 Moskowitz, *The Germans and the Jews. Postwar Report; The Enigma of German Irresponsibility*.

Die politische Theoretikerin Hannah Arendt setzte in ihrem bitteren Beitrag »Besuch in Deutschland. Die Nachwirkungen des Naziregimes«, den sie 1950 für die amerikanisch-jüdische Zeitschrift *Commentary* schrieb, diese deutsche »Flucht vor der Verantwortung« mit der »Flucht vor der Wirklichkeit« des verlorenen Krieges und der Trümmer gleich. In der Gleichgültigkeit, »daß niemand um die Toten trauert«, und in der Apathie, »mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder vielmehr nicht reagieren«, sah sie »nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden«. Arendt, die damals als Besucherin aus den Vereinigten Staaten, dem Land der Sieger, kam, klagte über das vorherrschende Selbstmitleid, das keinerlei Reaktion auf ihre eindringliche Eröffnung erlaubte, dass sie ein deutsch-jüdischer Flüchtling war. Vielmehr beschworen die Deutschen ständig das Bild vom »armen Deutschland« als Opfer der Geschichte – im doppelten Sinne von »zum Opfer fallen« und »geopfert werden« – herauf.²⁴ Die meisten Deutschen begriffen sich nach 1945 als Opfer, nicht als Täter, wie Arendt feststellte, auch wenn sie nicht über ihre eigenen erheblichen Verluste trauern konnten. Denn das hätte sie gezwungen, sich ihrer Verantwortung für diese Verluste über »offensichtliche Herzlosigkeit« und »billige Rührseligkeit« hinaus zu stellen, vermutete Arendt.

In den Anfängen der Besatzungszeit von 1945 bis 1946, häufig als »Stunde Null« oder »Stunde der Frauen« bezeichnet, waren die Alliierten bestrebt, das Bewusstsein für die Nazigräueltaten der jüngsten Vergangenheit zu schärfen: Sie ließen Deutsche in langen Schlangen an nackten, ausgemergelten Leichen in befreiten Konzentrationslagern vorbeigehen, betrieben Entnazifizierungsverfahren, veröffentlichten Presseberichte und Filme über »Todesfabriken« und gingen in den Nürnberger Prozessen und anderen Verfahren gegen Kriegsverbrecher vor. In der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es eine erstaunlich umfangreiche Auseinandersetzung gerade mit Fragen der Erinnerung, des Gedenkens, der Schuld und der Mittäterschaft, die heute immer noch in historischen und öffentlichen Debatten in (und über) Deutschland lebhaft diskutiert werden. Doch obwohl die Verfolgung europäischer Juden und die »Endlösung«, wie so viele Beobachter feststellten, in der von den Besatzungsmächten lizenzierten deutschen Presse anfangs umfangreich

24 Hannah Arendt, *Besuch in Deutschland. Die Nachwirkungen des Naziregimes*, S. 44 f. Hier nahm Arendt offensichtlich Alexander und Margarete Mitscherlichs berühmten Diskurs über *Die Unfähigkeit zu trauern* (München 1967) vorweg.

und eindringlich behandelt und dokumentiert wurden, kamen sie im öffentlichen und privaten Diskurs der unmittelbaren Nachkriegszeit offenbar gar nicht oder allenfalls verschwommen vor.²⁵ Diese vermeintliche »Amnesie« war in Westdeutschland in den »schweigenden fünfziger Jahren«, der Zeit des staatlichen Aufbaus und des Wirtschaftswunders, ein Gemeinplatz und wurde vermutlich erst durch die Wende der 1960er Jahre durchbrochen.

Zunehmend stellten Historiker diese Vorstellung vom »Schweigen« in der Nachkriegszeit energisch in Frage. Sie wiesen auf den selektiven Charakter dieses Schweigens und auf den Nachdruck (wenn schon nicht die Tiefe) hin, mit der Deutsche ihre Verluste beklagten. In seiner Studie zu »Kriegserzählungen« deutscher Heimatvertriebener und Kriegsgefangener machte Robert Moeller als einer der ersten darauf aufmerksam, dass Westdeutsche bereits in den 1950er Jahren äußerst gesprächige »Erinnerungsgemeinschaften« gebildet hatten, indem sie sich »auf ihre eigenen Erlebnisse konzentrierten statt auf die Traumata und Leiden, die sie anderen zugefügt hatten.«²⁶ Aber schon von 1945 bis 1949, bevor der »Eiserne Vorhang« des Kalten Krieges sich senkte und Deutschland offiziell teilte, und selbst angesichts der eindringlichen Bilder und Dokumentationen von Naziverbrechen, erwachsen für die meisten Deutschen die stärkeren Eindrücke – die ihre Erinnerungen prägten – aus ihrem eigenen unmittelbaren Erleben von Krieg und Niederlage. Die Berliner Journalistin Ursula von Kardorff, die gegen Kriegsende nach Bayern geflüchtet war, hielt im Juni 1945 in ihrem Tagebuch die Reaktion der Dorfbewohner auf »Schreckensfotos von Leichenbergen aus dem KZ«

- 25 Siehe z. B. die ausführliche Berichterstattung der Tagespresse im Herbst und Winter 1945/46 über Kriegsverbrecherprozesse der Alliierten wie die Prozesse zu Bergen-Belsen, Auschwitz und Ravensbrück in Lüneburg und Hamburg in der britischen Besatzungszone, den Dachauprozess in der amerikanischen Zone und den Prozess zur »Euthanasie« in Hadamar in Nürnberg, die Anfang November 1945 in den schlagzeilenträchtigen Nürnberger Prozessen gipfelten. Eine repräsentative Stichprobe der Reportagen im sowjetischen wie im amerikanischen Sektor Berlins bieten insbesondere die *Tägliche Rundschau*, die *Berliner Zeitung* und *Der Tagesspiegel*. Eine höchst problematische Analyse zu den divergierenden Kriegsinterpretationen durch Besatzungskräfte und Deutsche liefert Barnouw, *Ansichten von Deutschland* (1945).
- 26 Moeller, *War Stories*, S. 12. Zum angeblichen deutschen Schweigen siehe Benz, *Postwar Society and National Socialism*. Zur Revision des »Amnesie«-Arguments siehe u. a. Geyer und Hansen, *German-Jewish Memory and National Consciousness*; Lüdtke, *Coming to Terms with the Past*; Herf, *Zweierlei Erinnerung*; und Olick, *In the House of the Hangman*.

Dachau fest, die man kurz zuvor aufgenommen hatte: »Aber die Leute hier, die diese Aufnahmen sahen, sagten, das seien in Wirklichkeit Bilder vom Angriff auf Dresden.«²⁷

Solche umgehend konstruierten und hartnäckig erinnerten Erzählungen der eigenen Viktimisierung erfüllten nicht nur die Funktion, die Konfrontation mit den Naziverbrechen abzublocken, sondern auch, das Chaos der unmittelbaren Nachkriegszeit zu bewältigen und schließlich den Wiederaufbau des deutschen Nationalstaats und der deutschen Nationalidentität zu erlauben. Bereits Ernest Renan stellte 1882 in seinem berühmten Vortrag »Was ist eine Nation?« fest: »Es macht jedoch das Wesen einer Nation aus, daß alle Individuen etwas miteinander gemein haben, auch, daß sie viele Dinge vergessen haben.«²⁸ Eine Nachkriegssituation, in der – vergewaltigte, schwangere, abtreibende, mütterliche, fraternisierende – weibliche Körper zugleich öffentlich und privat waren und weder Öffentliches noch Privates klar definiert und abgegrenzt wurden, rückt zudem die (zunehmend anerkannte) prägende Rolle ins Licht, die Stimmen und Erinnerungen von Frauen in der unmittelbaren Nachkriegszeit spielten. Da es keinen souveränen deutschen Staat und keine klare Vorstellung gab, was es bedeutete, Deutscher zu sein, erscheint es notwendig, solche Opfergeschichten aus einem nicht ausschließlich »deutschen« Blickwinkel zu analysieren. Deutsche standen vor den Trümmern der realen und politischen Landschaft. Plötzlich besaßen sie keine legitimierte nationale Vergangenheit mehr, keine festen Staatsgrenzen und keine legitimierte Regierungen, Märkte oder Erinnerungen. Für sie wurden weibliche Erfahrungen wie Vergewaltigung, Abtreibung, Entbindung, die Versorgung unterernährter, kranker Kinder, die Trauer um verstorbene Kinder und die Beziehungen zu Besatzungskräften, Displaced Persons und heimkehrenden deutschen Soldaten und Kriegsgefangenen zu besonders eindringlichen Merkmalen der Viktimisierung und Niederlage. Zudem signalisierten sie die Notwendigkeit eines soliden Wiederaufbaus.

Die restlichen heimatlosen europäischen Juden blieben nach Krieg und Genozid demografisch und sozial dezimiert und ohne durchsetzbaren Anspruch auf eine Staatsbürgerschaft oder ein Heimatland zurück. Für sie besaß das bloße Überleben und die Schaffung neuer nationaler und ethnischer Gemeinschaften eine so hohe politische und kulturelle Priorität, dass sie sowohl in der öffentlichen Darstellung als auch in persönlichen Schilderungen die Reproduktion – von Kindern, Familie und

27 Kardorff, Berliner Aufzeichnungen aus den Jahren 1942-1945, Aufzeichnung vom 25. Juni 1945, S. 287.

28 Ernest Renan, Was ist eine Nation?, I., S. 290-311.

Identität – in den Vordergrund rückten. In diesem Kontext gilt es, deutsche und jüdische Geschichten, die sich schließlich auf demselben Boden, wenn auch nicht innerhalb derselben (nicht vorhandenen) Nation abspielten, nebeneinanderzustellen und zusammen zu erzählen. Nach meiner Auffassung wandten Deutsche und Juden sich auf unterschiedliche Weise Narrativen und Metaphern von Fruchtbarkeit und Mütterlichkeit (als Verlust wie auch als Möglichkeit) zu, um Viktimisierung und Überleben zu begreifen und eine zukünftige Identität als Nation oder Volk zu entwerfen und begrifflich zu fassen. Diesen Geschichten verliehen Deutsche, Alliierte und Juden wiederum unterschiedliche öffentliche Bedeutung.

Vor allem in den ersten Jahren der Besatzung von 1945 bis 1949, als eine legitimierte »nationale« Identität, Geschichte oder Autorität öffentlich nicht verfügbar war, konkurrierten deutsche Darstellungen mit denen anderer Protagonisten, die mit den besiegten Deutschen das Territorium teilten und ihre Sicht bestritten: die sowjetischen, amerikanischen und britischen Sieger und die jüdischen Überlebenden.²⁹ Je länger ich mich mit diesen Erlebnissen und Erinnerungen des »armen Deutschland« beschäftigte, umso mehr wuchs in mir die Überzeugung, dass sie sich nicht angemessen in einem ausschließlich deutschen Kontext oder auch als Besatzungsgeschichte von Siegern und Besiegten behandeln ließen. Denn ein Großteil der Nachkriegspolitik und des Alltagslebens im besiegten, besetzten Deutschland wurde in einem Wettstreit um Erinnerungen, Definitionen und Viktimisierungsgrad, um den Anspruch auf einen Opferstatus und die materiellen und moralischen Folgen dieser Einstufung begrifflich erfasst und ausgehandelt. Entscheidend ist, dass diese Debatten und Begegnungen nicht nur angesichts schuldbeladener Erinnerungen – aus der Heimat oder von der Front – stattfanden, sondern in der provozierenden faktischen Anwesenheit von Juden, die unter DPs und Deutschen ebenso zu finden waren wie unter den Besatzungskräften. Meine dreiseitige Fokussierung auf Deutsche, Juden und Besatzungskräfte macht es meiner Ansicht nach notwendig, die deutsche und die jüdische Geschichte und Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust zu verflechten, wobei ich mir der damit verbundenen Gefahren durchaus bewusst bin. Dieses Projekt lässt die fortwährenden Herausforderungen klar hervortreten, die mit dem Versuch einhergehen, in einem einzigen Buch die Opfer- und Überlebengeschichten zu erzählen, wie sie von allen drei Gruppen wahrgenommen und zum Ausdruck

29 Eine hilfreiche Erörterung der Ambiguität und Unbestimmtheit des Begriffs »Nation« bietet Geertz, *Die Welt in Stücken*, S. 37-67.

gebracht wurden. Ich erörtere, wie Juden, Deutsche und (insbesondere amerikanische) Besatzungskräfte jeweils ihre Identität als Opfer, Sieger oder Überlebende beanspruchten, bestritten und aushandelten und ihre Begegnungen miteinander – völlig unterschiedlich – sahen. Dabei bin ich bestrebt, den vorhandenen Fallstricken einer Relativierung oder eines simplen Vergleichs von Unvergleichbarem zu entgehen. Im Laufe der Arbeit an diesem Buch wurde deutlich, dass ich trotz meiner durchgängigen Fokussierung auf Interaktion eine asymmetrische Geschichte erzähle: Obwohl besiegte Deutsche und alliierte Sieger wesentliche Akteure waren, wird ihr Verhalten und ihre Sicht häufig aus jüdischer Perspektive dargestellt, also gerade aus dem Blickwinkel der Menschen, mit deren Anwesenheit alle drei Gruppen am wenigsten gerechnet hatten.

Zudem sind jüdische Überlebende nicht nur im Rahmen des besiegten und besetzten Deutschland zu sehen, sondern auch im umfassenderen Kontext der Nachkriegsmigration und -heimatlosigkeit. Historiker, die sich mit der Nachkriegszeit befassen, müssen diese beiden Perspektiven ausbalancieren. Displaced Persons sind im größeren Zusammenhang der Geburt einer »refugee nation«, einer »Flüchtlingsnation«, zu analysieren, also eines Kollektivs, das aus der Vertreibung und Vernichtung im Zweiten Weltkrieg hervorging. DPs wurden von internationalen Organisationen erfasst, kategorisiert, verwaltet und beobachtet und waren in die Alltagsrealität standardisierter Flüchtlingslager eingebunden. Gleichzeitig gingen sie aber aus dieser gemeinsamen institutionalisierten, extraterritorialen Welt als das hervor, was sie ebenfalls waren und wieder primär wurden: partikulare, fragmentierte Gruppen, getrennt nach ethnischer und nationaler Zugehörigkeit – wie es auch für die Ereignisse galt, die zu ihrer Heimatlosigkeit geführt hatten. Die DP-Erfahrung schuf zwar eine gemeinsame institutionelle »Flüchtlingsnation«, vor allem aus Sicht der internationalen Hilfsorganisationen (namentlich der UNRRA, der neu geschaffenen United Nations Relief and Rehabilitation Administration), sie schärfte aber auch das Bewusstsein für nationale und ethnische Unterschiede und umfasste auch die Interaktion mit der »einheimischen« deutschen Bevölkerung. Jüdische (wie auch andere) DPs lehnten, wie wir noch sehen werden, die transnationale Kategorisierung ab, die Militärregierung und UNRRA ihnen anfangs aufzwingen wollten und die das bunt zusammengewürfelte junge Personal der Hilfsorganisationen zuweilen für sich beanspruchte; das Trauma der Staatenlosigkeit nährte den Drang nach nationaler, partikularer Anerkennung und Identität.³⁰

30 Zur Analyse der »refugee nation« siehe insbesondere Cohen, *Remembering Post-War Displaced Persons*. Siehe auch Hilton, *Prisoners of Peace*, und Holian,

Die jüdischen Überlebenden, von denen viele als Letzte ihrer großen Vorkriegsfamilien übrig geblieben waren, bildeten tatsächlich eine vielfältige, traumatisierte Gruppe. Sie sprachen verschiedene Sprachen, kamen aus verschiedenen Staaten, hatten unterschiedliche politische Ansichten, waren in unterschiedlichem Maße religiös und hatten sehr unterschiedliche Kriegserlebnisse hinter sich. In ständigen Verhandlungen mit Deutschen, Besatzungskräften und Hilfsorganisationen brachten jüdische DPs in den großen Lagern um München, Frankfurt und Berlin von 1945 bis 1949 eine einzigartige Übergangsgesellschaft hervor. Das DP-Leben war zugleich eine letzte Blütezeit der zerstörten ostjüdischen Kultur, Vorbereitung auf eine imaginierte Zukunft in *Eretz Israel* (Land Israel) und ein »Wartesaal«, in dem sie tatsächlich – allen Widrigkeiten zum Trotz – ein neues Leben anfangen. Aus zermürbten, ausgemergelten DPs mit sehr unterschiedlicher Herkunft und Kriegserlebnissen erwuchs im Laufe einiger Jahre ein neues, selbstbewusstes jüdisches Kollektiv. Sie bezeichneten sich öffentlich als Überlebende der nationalsozialistischen Vernichtungspläne, auch wenn viele von ihnen nur entkommen waren, weil sie freiwillig oder gezwungenermaßen in der Sowjetunion gelandet waren. Sie traten als feurige Verfechter von Zionismus und jüdischer Identität auf, obwohl diese Gemeinschaft in mancherlei Hinsicht erst im geschützten, stark ideologisierten Übergangslernen der DP-Lager entstanden war. Sie nannten sich *She'erit Hapletah* (oder auf Jiddisch *sheyres hapleyte*), eine Anspielung auf Bibelstellen über den geretteten (und übrig gebliebenen) Rest, der einer Vernichtung entronnen ist und »eine Zukunftsverheißung birgt«.³¹ Dass diese restlichen verbliebenen Juden sich

Between National Socialism and Soviet Communism, die neben anderen DP-Gruppen auch jüdische DPs behandeln. Diese Historiker überdenken die europäische Nachkriegsgeschichte unter komparativen und transnationalen Aspekten und betonen die Rolle internationaler Organisationen, die für den Umgang mit dem DP-Problem geschaffen wurden, für die Gestaltung der heutigen Asyl- und Einwanderungspolitik.

31 Zu den Bibelstellen in Genesis, 1. Chronik, Esra und Jeremias, aus denen sich die Verwendung des Begriffs *She'erit Hapletah* (oder die jiddische Variante *sheyres hapleyte*) speist, siehe unter zahlreichen kurzen Erörterungen: Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 2 f.; Bauer, *The Initial Organization of the Holocaust Survivors in Bavaria*, S. 127, zitiert aus 1. Chr. 5,43: »die übrig geblieben waren von den Entronnenen.«; Peck, *Jewish Survivors of the Holocaust in Germany*, S. 35, verweist auf den jüdischen Rest, der die Assyrer überlebte. Siehe auch Rosenthal, *She'erit ha-Pleytah, The Remnant That Was Saved*. Eine ausführlichere Erörterung bietet Michman, *On the Definition of the 'She'erit Hapletah'*, S. 329-332.

umgeben von, inmitten von und im Austausch mit den Deutschen, die sie auszurotten versucht hatten, sammelten und ein Kollektiv bildeten, ist eine der Intuition zuwiderlaufende historische Tatsache, zu deren Untersuchung dieses Buch lediglich in Anfängen beitragen kann.

Zu Methode und Aufbau

Unter dem starken Einfluss emigrierter Historiker wurde die deutsch-jüdische Geschichte nicht nur spätestens ab 1943 für beendet erklärt, sondern auch im Rahmen einer Sichtweise betrachtet, die man mittlerweile als »émigré synthesis« (Emigrantensynthese) bezeichnet und die sich auf den Assimilierungsgrad, die jüdischen Beiträge zur deutschen Kultur und das grauenvolle Ende dieser Geschichte konzentrierte. In dem Bestreben, diese Perspektive zu überwinden, sprechen jüngere Historiker, die die komplexen Verflechtungen zwischen Deutschen und Juden erkennen, zunehmend von »entangled histories« (verwickelten Geschichtssträngen). Nach dieser Analyse lässt sich die Geschichte der Juden in Deutschland weder als Symbiose während ihrer Blütezeit noch als negative Symbiose während ihrer Vernichtung begreifen. In diesem Buch möchte ich diese Perspektive der »verwickelten« Geschichten auf die unmittelbare Nachkriegszeit anwenden.³²

Um einige dieser »Verwicklungen« zu erfassen, verflechte ich historische Analyse, persönliche Erzählungen (meiner Familie und anderer), mündlich überlieferte Geschichte, schriftliche Berichte, veröffentlichte und unveröffentlichte Texte wie Briefe, Zitate aus Memoiren, Tagebüchern, Pressemeldungen, Romanen und Filmen, die in der damaligen Zeit und kurz darauf entstanden. Zu einem Großteil stütze ich mich auf zeitgenössische Berichte und Zeugnisse, darunter auch Korrespondenzen und Aktenunterlagen zu Enteignung und Entschädigung meiner eigenen Familie, zu denen ich privilegierten Zugang hatte. Die Verwendung solcher zeitgenössischen Zeugnisse erscheint mir neben den Archivquellen, die Historiker immer heranziehen, für die Nachkriegszeit besonders angebracht, in der so viele der engagiertesten und talentiertesten Journalisten und Schriftsteller des 20. Jahrhunderts das Drama der deutschen Niederlage und die Nachwehen der »Endlösung« untersuchten und

32 Siehe z. B. Dan Diner, *Gedächtniszeiten. Über jüdische und andere Geschichten*, S. 12, wo er von »*entangled histories* oder *histoires croisées*« spricht. Ein Beispiel für die Verwendung dieses Begriffs in den neueren deutsch-jüdischen Forschungen siehe Presner, *At the Cutting Edge*.

beschrieben. Erstaunlich viele Zeitzeugen, nicht nur Reporter, sondern auch Mitarbeiter von Hilfsorganisationen, Akademiker, Beschäftigte der Militärregierung, GIs und Militärrabbiner sowie die Opfer und Überlebenden selbst – sowohl Deutsche in zerbombten Städten als auch Juden in Berlin und den DP-Lagern – waren sich durchaus ihrer Rolle in einem entscheidenden historischen Moment bewusst und führten Tagebuch oder hielten zeitnah ihre Erinnerungen fest.

Das vorliegende Buch konzentriert sich auf zwei Orte, an denen die unerwartete Verquickung deutscher und jüdischer Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust und das Beziehungsdreieck von Juden, Deutschen und Besatzungskräften am deutlichsten zutage treten: Berlin unter Vier-Mächte-Besatzung und die großen DP-Lager in Bayern, mitten in der amerikanischen Besatzungszone. Mir ist bewusst, dass die dreiseitige Fokussierung auf »Sieger«, Opfer und Überlebende eigentlich eine Betrachtung aller vier Besatzungszonen Deutschlands und aller vier Sektoren Berlins erfordert. Obwohl die britische Palästinapolitik für das Schicksal jüdischer Überlebender eindeutig relevant war, obwohl viele KZ-Überlebende auf deutschem Boden von den Briten befreit wurden und obwohl es in der britischen Zone das große (aber relativ gut erforschte) DP-Lager Belsen-Höhne gab, beschränke ich mich auf die Behandlung der amerikanischen Zone Westdeutschlands und der vier Sektoren von Berlin, mit besonderem Augenmerk auf die Auseinandersetzungen zwischen Sowjets und Amerikanern. Das hat teils praktische Gründe, da ich das ohnehin schon umfangreiche Thema eingrenzen muss. Vor allem aber wähle ich dieses Vorgehen, weil die amerikanische Zone, außer in der frühen Besatzungszeit 1945 in Berlin, die überwiegende Mehrheit der jüdischen DPs aufnahm und die Amerikaner als ihre Hauptbeschützer und Ansprechpartner in Bezug auf Deutsche fungierten.

Das 1. Kapitel über besiegte Deutsche und die deutsche Opfererfahrung und -wahrnehmung befasst sich insbesondere (aber nicht ausschließlich) mit Berlin, das zwar kaum typisch, wohl aber exemplarisch für viele der hier behandelten Fragen war. Die besiegte Hauptstadt, eine Stadt der »Grenzgänger«, aufgeteilt in vier Sektoren, in denen die Besatzungsmächte parallel konkurrierende Entnazifizierungs-, Demokratisierungs- und Wiederaufbauprojekte verfolgten, war eine Bühne, auf der verschiedene Akteure in einer Kakophonie der Stimmen über die Fragen stritten, die auch im Mittelpunkt dieses Buches stehen: die Definition deutscher Identität, Nation und Staatsbürgerschaft; die Einschätzung von Schuld, Viktimisierung, Vergeltung und Überleben. In diesem Kapitel stelle ich das »arme Deutschland« und die Selbstwahrnehmung

der Deutschen als Opfer aus der Sicht hauptsächlich der Sieger – insbesondere der amerikanischen Besatzungskräfte – und in gewissem Maße der jüdischen Opfer dar. Das 2. Kapitel über die genderspezifische Niederlage, die Erfahrung sexueller Gewalt und Fraternisierung befasst sich mit den vielfältigen körperlichen Auswirkungen, die der verlorene Krieg und die Besatzung ganz unmittelbar für Frauen hatten. Das 3. Kapitel, das Kernstück dieses Buches, schlägt die Brücke von den deutschen »Opfern« zu den jüdischen »Überlebenden«, indem es sich auf Juden in Berlin konzentriert. Die besiegte Hauptstadt bietet mit ihrem signifikanten Anteil deutscher und osteuropäischer jüdischer Überlebender einen exemplarischen Schauplatz, die innerjüdischen Debatten über Identität, Vergeltung, Versöhnung und eine mögliche Zukunft für Juden in Deutschland nach der Nazizeit sowie die Konfrontationen mit Deutschen, die sich als Hauptopfer sahen, nachzuzeichnen. Im 4. Kapitel verlagert sich die Aufmerksamkeit weg von den Deutschen und Berlin als Zentrum der Niederlage, hin zur Entwicklung der *She'erit Hapletah* in den DP-Gemeinden und -Lagern der amerikanischen Zone, insbesondere in Bayern. Dabei arbeite ich sowohl die Heterogenität der jüdischen DPs heraus als auch die Wahrnehmung der jüdischen Überlebenden durch Hilfsorganisationen, amerikanische Militärregierung und die zionistische Bewegung und deren Einfluss auf die Ausprägung dieser neuen kollektiven Identität. Im 5. Kapitel befaße ich mich unmittelbar mit den »entangled histories« von Deutschen und Juden in dieser heiklen Zeit der »frischen Wunden«, indem ich auf die im 2. Kapitel begonnene Analyse von Gender, Sexualität und Reproduktion zurückkomme.³³ Dabei betrachte ich befrachtete Fragen der Koexistenz, Rache und alltäglicher Interaktionen im Lichte des »Babybooms«. Im abschließenden 6. Kapitel gehe ich über das offizielle Ende der Besatzung und der DP-Zeit 1948/1949 hinaus, als die Gründung des Staates Israel und der beiden deutschen Nachkriegsstaaten sowie die Lockerung der amerikanischen Einwanderungspolitik die dreiseitigen Beziehungen zwischen Deutschen, Amerikanern und Juden grundlegend veränderten. Diese Phase von 1948 bis in die frühen 1950er Jahre war wiederum richtungweisend für Maßstäbe, die durchgängig mindestens bis zum Fall der Berliner Mauer und die Wiedervereinigung Deutschlands 1989/1990 Bestand haben sollten. Ich hoffe, dass dieser »verwickelte« Ansatz beitragen kann, unser Genderverständnis als historische Kategorie komplexer zu gestalten, eine deutsche Geschichte, in der Multikulturalität und Heterogenität allzu

33 Den Begriff »frische Wunden« habe ich entlehnt bei Niewyk, Hrsg., *Fresh Wounds. Early Narratives of Holocaust Survival*.

oft als Erfindung der jüngsten Vergangenheit gelten, zu »entdeutschen« und die hartnäckige Trennung von deutscher Geschichte und Geschichte der Juden in Deutschland zu durchbrechen, die nach wie vor große Teile unserer Arbeit über das moderne und zeitgenössische Deutschland prägt.

I. »Armes Deutschland«

Berlin und die Besatzung

Ich habe noch nie eine angemessene Beschreibung Berlins (und der Amerikanischen Zone) in der Frühzeit der Besatzung gelesen; ich glaube, das würde sich am besten als Romansujet eignen.

Dewilda N. Harris¹

8. Mai: Deutschland hat kapituliert. Gegen eine Welt von Feinden hat es sich sechs Jahre gehalten, es wird auch wieder hochkommen ... Lieber Gott – Berlin hat so viel aushalten müssen, laß es vorübergehen.

18. Mai: In der *Täglichen Rundschau* große Berichte über das Todeslager von Auschwitz. Selbst, wenn nur ein kleiner Teil davon wahr wäre, und ich fürchte, es ist alles wahr, wäre die Wut der ganzen Welt auf die Nazis zu verstehen. Armes Deutschland!

Anne-Marie Durand-Wever²

Im April 1945 hatten die alliierten Streitkräfte sich nach nahezu sechsjährigem Krieg durch deutsches Gebiet gekämpft. Viele deutsche Städte und Gemeinden hatten sich relativ schnell ergeben, aber kein Sieg war symbolisch wie auch logistisch so wichtig oder hart errungen wie die sowjetische Einnahme Berlins. Bis zum 21. April 1945 hatten die sowjetischen Truppen sich in einer aufreibenden, verlustreichen Schlacht um die Seelower Höhen bis an die Stadtgrenzen vorgekämpft. Die Propagandamaschinerie des NS-Regimes arbeitete weiter auf Hochtouren und gab Durchhalteparolen an die Berliner aus: »Unsere Mauern brechen, aber unsere Herzen nicht.« Nach Schätzungen zeitgenössischer Berichte begingen jedoch Zehntausende Einwohner Selbstmord, als die Sowjets in die Stadt vordrangen, vergewaltigten, plünderten, zugleich aber auch Brot verteilten und die Wasserversorgung sicherstellten.³ Schockiert und

- 1 Dewilda N. Harris, *My Job in Germany, 1945-1954*, S. 177. Das besiegte und besetzte Berlin war Gegenstand einer enormen Fülle deutscher und englischer Romane (und Filme), die in jener Zeit oder später entstanden; man könnte geradezu von einer Gattung der Besatzungsromane sprechen. Ein Klassiker dieses Genres ist Thomas Bergers Roman *Crazy in Berlin*.
- 2 Anne-Marie Durand-Wever, *Als die Russen kamen. Tagebuch einer Berliner Ärztin*, unveröffentlichtes Manuskript, S. 36 und 51; mit freundlicher Genehmigung von Dr. Madeleine Durand-Noll.
- 3 Viele Schilderungen sprechen von einer »Selbstmordepidemie«, als das Dritte Reich zusammenbrach. Siehe z. B. Ernst Lemmer, *Manches war doch anders*,



Abb. 1.1. Berlin, Mai 1945.

fasziniert schwelgten Journalisten (und spätere Chronisten) in – auf eigener Anschauung oder sowjetischen Presseberichten basierenden – Schilderungen der spektakulären letzten Seufzer des »geschundenen Leichnams« Nazi-Berlins: »In ihrer Sterbestunde bot die viertgrößte Stadt der Welt ein monströses Bild nahezu völliger Zerstörung ... Flammensäulen schossen hinauf in die Staub- und Rauchwolke, die die sterbende Stadt einhüllte.«⁴ Ein amerikanischer Chronist versuchte, dem heimischen

S. 227. Die ebenso dramatische wie (für die Deutschen) militärisch hoffnungslose Schlacht um Berlin hat in Film und Literatur mythische Ausmaße angenommen. Unzählige Bücher schildern das Armageddon vom 25. April bis 2. Mai 1945. Ein Beispiel jüngerer Datums ist Beevor, *Berlin 1945*, das Ende. Obwohl er Material aus den seit 1989 geöffneten sowjetischen Archiven verwendet, hält er sich offenbar eng an die Darstellung der zeitgenössischen sowjetischen Wochenschauberichte zur »Schlacht um Berlin«, die 1945 in Berliner Kinos gezeigt wurden und 1984 in der Version *Bomben auf Berlin* unter der Regie von Irmgard von zur Mühlen in Deutschland neu erschienen. Minutengenaue Aufzeichnungen von Offizieren der Roten Armee zur Eroberung Berlins siehe: Sevruk, Hrsg., *How Wars End*.

⁴ *Time*, 14. Mai 1945, S. 20; 7. Mai 1945, S. 40.

Publikum seine Eindrücke anhand der Vorstellung zu veranschaulichen, man würde in New York

zwischen der 34th und 59th Street und Eighth und Park Avenue sämtliche Gebäude niederreißen, in der West Side zwischen 60th und 86th Street sieben von zehn Häusern und Wohnungen in ausgebrannte Ruinen verwandeln und über die übrigen Teile Manhattans Zerstörung streuen wie Salz auf ein Ei.⁵

Innerhalb von Tagen wurde Berlin zur Frontstadt. Verkehrs- und Fernmeldewesen brachen zusammen. Seit dem 26. April funktionierten die Telefone nicht mehr, und Berliner hockten, von Nachrichten abgeschnitten, in ihren Kellern und warteten auf das bittere Ende. Das Einzige, was offenbar immer noch floss, waren Ströme von Alkohol – nacheinander freigesetzt von den Berlinern und den eintreffenden Sowjets – und das Amphetamin *Pervitin*, mit dem sich die Menschen während der nächtlichen Bombenangriffe wach hielten. Am 1. Mai kurz vor Mitternacht wurde auf dem Reichstag die rote Flagge gehisst, wie Stalin es sich vorgestellt hatte. Etwa 200 Verteidiger hielten durch, bis die SS am 2. Mai in einem letzten verzweifelten Versuch, den sowjetischen Sieg zu verhindern, einen U-Bahn-Tunnel in die Luft sprengte, in dem Menschen Zuflucht gesucht hatten. In der Stadt kursierten schaurige Gerüchte über eine »Todeskammer unterm Bahnsteig« und Tausende Opfer (darunter auch Zwangsarbeiter, die man in die Tunnel getrieben habe).⁶ Unzählige Autoren und Filmemacher kamen zu dem Schluss, das Schicksal der Stadt lasse sich nicht in nüchternen Tatsachenberichten erfassen, und schilderten die Brutalität des Kriegsendes in eindringlichen Bildern: die hohen Opferzahlen, als die sowjetischen Streitkräfte, um Stalins Gunst wetteifernd, sich ihren Zugang zur Stadt erkämpften; die berauschte Brutalität und sexuelle Gewalt der Sieger; und der entschiedene Sadismus der SS, die noch Deserteure in den Straßen erhängte, als einige Häuserblöcke weiter bereits Fahnen der Kapitulation wehten.⁷

5 Bach, *America's Germany*, S. 22.

6 Siehe LAB LAZ Berlin, Rep. 280, Film Nr. 1. Auszüge aus Erinnerungen, erschienen in *Heim und Welt*, 24. Februar bis 30. März 1952. Es ist nicht klar, wie viele Todesopfer es gab, falls überhaupt Menschen starben. Laut Beavor, Berlin 1945, das Ende, starb niemand.

7 Eine außerordentliche Anzahl von alliierten Besatzungskräften und Journalisten veröffentlichten Memoiren: siehe Davidson, *Death and Life*, S. 75; Peterson, *The American Occupation of Germany*; Speier, *From the Ashes of Disgrace*; Stern, *Die unsichtbaren Trümmer*; Smith, *The Defense of Berlin*, S. 67; auch dt., *Der Weg ins Dilemma*; Brett-Smith, *Berlin '45. The Grey City*; White, *Die Straße des*

Aus den Trümmern heraus: Es lebe Berlin

Wolfgang Leonhard, ein 24-jähriger Politoffizier der Roten Armee, dessen Mutter, die deutsche Exilkommunistin Susanne Leonhard, im Gulag inhaftiert war, erinnerte sich, wie er am 2. Mai mit dem späteren ZK-Generalsekretär der SED und Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht in das noch immer schwelende, von Kämpfen erschütterte Berlin flog. Viele Einwohner trugen bereits weiße oder rote Armbinden, die vorsichtigsten sogar beide. Deutsche Soldaten marschierten aus der Stadt in sowjetische Gefangenschaft. Viele sollten, wenn überhaupt, erst nahezu zehn Jahre später zurückkehren.

Die alkoholisierten und über die hartnäckige deutsche Weigerung zu kapitulieren erbitterten Sowjets suchten derweil fieberhaft nach der Leiche des Führers, um sie Stalin zu übergeben. Die sowjetische Zeitung *Prawda* versprach: »Ob er in die Hölle, in die Klauen des Teufels oder in die Arme faschistischer Beschützer entwischt ist, er ist nicht mehr da. Wir werden herausfinden, was tatsächlich mit ihm geschehen ist. Und wenn er entkommen ist, werden wir ihn finden, ganz gleich, wo er ist.«⁸ Am 8. Mai, einen Tag nach einer Zeremonie mit Eisenhower in Reims, unterzeichneten die Deutschen eine bedingungslose Kapitulation in einer kleinen Villa im Berliner Vorort Karlshorst, die als sowjetisches Hauptquartier diente.

Berlin in den »größten Trümmerhaufen der Welt« zu verwandeln war jedoch letztlich nicht das Ziel der Sowjets.⁹ Die Hauptstadt war eine Trophäe, die es nicht nur zu erobern, zu zerstören und sexuell zu plündern, sondern auch neu zu formen, wiederaufzubauen und zur Schau zu stellen galt. Die Rote Armee und ihre politischen Berater waren nicht nur auf unermüdlichen Kampf, sondern auch auf politische und kulturelle Propaganda und zivilen Wiederaufbau vorbereitet. Bereits am 28. April hatte der sowjetische Kommandant, Generaloberst Bersarin,

Siegers; W.L. White, Report on the Germans, S. 158 ff.; Zink (politischer Berater der OMGUS), American Military Government. Siehe z. B. auch den Spielfilm *Der Untergang* (2004) von Oliver Hirschbiegel, der die letzten hektischen Tage in Hitlers Bunker während der Schlacht um Berlin schildert.

8 Zitiert in *Time*, 14. Mai 1945, S. 22. Siehe auch Rzhvskaya, Berlin, May 1945, S. 216, besonders zu ihrem Schock über die Entdeckung der sechs vergifteten Kinder von Goebbels.

9 Berliner Senat, Hrsg., Berlin. Kampf um Freiheit, S. 11. Col. Frank Howley verwendet in seinem Buch *Berlin Command*, S. 8, dieselbe Formulierung. Wie schon einmal bemerkt, ist es in der Tat auffallend, dass bestimmte Phrasen und Ausdrücke allgegenwärtig sind und sich ständig wiederholen.

die Verwaltung der Stadt übernommen und angeordnet, sie wieder zum Leben zu erwecken. Er ließ Schaufeln an Berliner ausgeben und befahl, die Straßen von Leichen und Tierkadavern zu säubern und mit der Räumung der Trümmer zu beginnen. An den Wasserpumpen sammelten sich Frauen in langen Schlangen, und innerhalb erstaunlich kurzer Zeit war die grundlegende Ordnung wiederhergestellt. Schon als im Stadtzentrum noch Kämpfe tobten, nahmen die Stadtwerke schleppend ihren Betrieb wieder auf. Auf den ersten Blick drängten sich Beobachtern zwar Vergleiche mit der antiken Stadt Pompeji auf – John Dos Passos berichtete: »Das Ausmaß der Zerstörung in der Stadt war so immens, daß es die schreckliche Großartigkeit eines Naturphänomens annahm wie der Grand Canyon oder die Große Salzwüste«¹⁰ –, aber Berlins Infrastruktur war erstaunlich intakt und stand zum Wiederaufbau und zur Nutzung bereit. Auch wenn der Potsdamer Platz, das lebendige Zentrum Berlins in der Weimarer Republik und der Nazizeit, einer Steppe glich, waren die westlichen und östlichen Stadtteile doch gespenstisch unversehrt.¹¹ Der ursprüngliche materielle Schaden war tatsächlich weniger schwerwiegend, als es nach Foto- und Filmaufnahmen und den dramatischen Berichten der zugleich schockierten und triumphierenden Besatzungskräfte

10 Dos Passos, Das Land des Fragebogens, S. 107.

11 Es gibt zahlreiche Verweise auf Pompeji; siehe z. B. *Neue Berliner Illustrierte*, 1/8, Dezember 1945. Die meisten Beobachter waren sich allerdings einig, dass die Schäden »schlimmer aussahen, als sie tatsächlich waren«. Nachdem die Trümmer geräumt waren, hatten erstaunlicherweise bis zu 80 Prozent der industriellen Infrastruktur Deutschlands die Bombardierungen überdauert (in der Landwirtschaft war die Lage schlechter, was unter anderem am weitreichenden Einsatz von Zwangsarbeitern und an den beträchtlichen Importen aus besetzten Gebieten während des Krieges lag). Die Rohstoff- und Treibstoffversorgung war besser als erwartet, und die Arbeitskräfte, die gut genährt und durch den Einsatz von Zwangsarbeitern von den härtesten Arbeiten freigestellt geblieben waren, waren in relativ guter Verfassung. Erst mit der Kriegsniederlage und der frühen Besatzungszeit verschlechterten sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen. Zink, *American Military Government*, S. 252 f., 299. Ein britischer Beobachter stellte 1946 fest, dass die Lage in Berlin offenbar wesentlich besser war als in Hamburg; siehe Brockway, *German Diary*, S. 60-70. Auch Isaac Deutscher merkte in seinen Reportagen für britische Zeitungen an, dass Berlin weniger zerstört war als Kassel oder Mannheim; siehe: Berlin – September 1945, in: Reportagen aus Nachkriegsdeutschland, S. 114-118, Erstveröffentlichung in *The Economist*, 29. September 1945. Einen Überblick über die jüngste Debatte zu den Auswirkungen britischer und amerikanischer Bombardierungen für die deutsche Zivilbevölkerung, die Jörg Friedrichs Buch *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945* ausgelöst hat, bietet Kettenacker, Hrsg., *Ein Volk von Opfern?*

oder der kriegserschütterten Berliner den Anschein hatte. Restaurants und Kabarettis erhielten Anweisung, wieder zu öffnen. Radio Berlin ging am 4. Mai auf Sendung, und am 14. Mai verkehrten die ersten Berliner U-Bahn-Linien wieder stockend.

Als die Berliner aus ihren Kellern kamen, in denen sie vor den Kämpfen Zuflucht gesucht hatten, tauchten auch mehrere Tausend ihrer früheren Nachbarn wieder auf, Juden und jüdische »Mischlinge«, die versteckt oder getarnt im Untergrund oder in einer »Mischehe« überlebt hatten (siehe auch Kapitel 3). Bereits am 8. Mai fand im befreiten Berlin die erste Eheschließung eines Paares statt, das nach den Nürnberger Rassengesetzen nicht hatte heiraten dürfen. Am 12. Mai gab es, laut Berichten, den ersten jüdischen Gottesdienst in der wiedereröffneten Synagoge an der Lothringer Straße. Und am 11. oder 12. Mai (die Quellen weichen voneinander ab) hielt ein sowjetischer Militärrabbiner im Jüdischen Krankenhaus einen jüdischen Gottesdienst ab, der ebenfalls den Anspruch erhob, der erste gewesen zu sein.¹²

Am 18. Mai saß Generaloberst Bersarin stolz und für die Berliner beruhigend beim ersten Konzert im Funkhaus in der vordersten Reihe. Das erste öffentliche Fußballspiel lockte am 20. Mai zehntausend Zuschauer an. Der erste sowjetische Film wurde am 22. Mai gezeigt. Am 27. Mai 1945 öffnete das Renaissance-Theater wieder seine Pforten – die sowjetischen Besatzungskräfte genehmigten eine Premiere der Komödie *Raub der Sabinerinnen*, was nicht einer gewissen bizarren Note entbehrte.¹³ Der relativ populäre sowjetische Stadtkommandant Bersarin (der kurze Zeit später bei einem Motorradunfall starb) und der neue, sowjetisch dominierte Magistrat erklärten: »Es lebe Berlin!« Schulen nahmen den Unterricht wieder auf und gaben Schulspeisung für Kinder aus. Anfang Juni, knapp einen Monat nach Kriegsende, waren die städtischen Hallenbäder wieder gefüllt, und das Telefonnetz funktionierte. Bis Ende Juni hatten auch die Stadtbibliothek, drei große Banken (Commerzbank, Dresdner Bank und Deutsche Bank) und vier von den Alliierten genehmigte Tageszeitungen ihren Betrieb wiederaufgenommen.¹⁴ Eine Weile lang verdiente offenbar alles das Prädikat »erstes«: der erste Schultag, die erste Hochzeit, das erste Konzert, der erste Tag im Strandbad am

12 Berliner Senat, Hrsg., Berlin. Kampf um Freiheit, S. 53. Laut Nachama, Nach der Befreiung, S. 267, fand der erste jüdische Gottesdienst am 6. Mai und der zweite am 11. Mai in der Nähe des Jüdischen Friedhofs Weißensee statt.

13 Chamberlin, Kultur auf Trümmern, S. 16.

14 Siehe u. a. Die Chronik Berlins, Dortmund 1991, S. 427-443; Norman, Our German Policy, S. 319; und Davidson, Death and Life, S. 74 f.

Wannsee – selbst wenn solche Aktivitäten nur relativ kurze Zeit geruht hatten. Zeitungen bejubelten die Wiedereröffnung des Berliner Zoos, um den man sich große Sorgen gemacht hatte. Susi, die Äffin, hatte »alles gut überstanden«, versicherten sie den Berlinern (mit Foto) in einigen Erstaussgaben.¹⁵

Kaum war der Krieg vorbei, als die Sowjets von den wütenden Rache- rufen abrückten, die Propagandisten der Roten Armee wie der russisch- jüdische Schriftsteller Ilja Ehrenburg verbreitet hatten, und auf Stalins neue Linie nach dem Motto einschwenkten: »Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk, der deutsche Staat bleibt ...« Während Soldaten der Roten Armee weiter vergewaltigten und plünderten, ver- teilten andere Brot und bemühten sich, die städtischen Versorgungsbe- triebe und Kultureinrichtungen zügig wieder in Gang zu bringen. Die unmittelbare Sorge galt Kohle, Nahrung und Kleidung: »Von Anfang an benutzte man die Ernährung als Mittel, um die Bevölkerung zur Arbeit anzuhalten.«¹⁶ Die sowjetischen Kontrollbestrebungen nahmen aller- dings auch stärker symbolische und fantastische Formen an; so führte die Sowjetische Militäradministration (SMA) in Berlin die Moskauer Zeit ein, worauf die ohnehin schon desorientierte Stadt um Mitternacht hell erleuchtet, aber um 19 Uhr stockfinster war.¹⁷ In manchen Fällen erhielt der Eindruck von Irrsinn, den die widersprüchliche sowjetische Besatzungspolitik erweckte, eine durchaus reale Basis: »In manchen Bezirken nahm die Rote Armee die Befreiung zu wörtlich und öffnete nicht nur die Gefängnisse und Konzentrationslager, sondern auch die Irrenanstalten.«¹⁸ Sehr zum Verdruss der SMA und ihrer deutschen kommunistischen Verbündeten erklärte sich ein freigelassener Patient namens Spalinger zum Kommandanten eines Berliner Sowjets (eines Arbeiter- und Soldatenrates). In der ganzen Stadt klebte er Plakate, auf denen er die sofortige Verhaftung sämtlicher NSDAP-Mitglieder, die Wiederherstellung der Strom-, Gas- und Wasserversorgung und eine umfassende Straßenreinigung forderte. Im Mai 1945 konnten anscheinend nur noch Verrückte eine Sowjetrepublik errichten wollen (wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht sie sich nach dem Ersten Weltkrieg

15 Siehe z. B. *Berliner Zeitung*, 1/26, 15. Juni 1945, S. 4 (mit Foto). Die meisten Tiere hatten nicht so viel Glück.

16 Schaffer, *Ein Engländer bereist die russische Zone*, S. 27, ein stark sympathisierender Bericht über die sowjetische Eroberung und Verwaltung.

17 Davidson, *Death and Life*, S. 76.

18 Schaffer, *Russian Zone*, S. 16 (in dt. Ausgabe nicht enthalten).

vorgestellt hatten) und die Forderung erheben, alle Nazis und Mitglieder von Naziorganisationen umfassend zur Rechenschaft zu ziehen.¹⁹

Von Ende April bis Anfang Juli 1945 waren die Sowjets als einzige der alliierten Mächte in Berlin vertreten. Die Vereinbarungen der bedingungslosen Kapitulation sahen jedoch vor, Deutschland in je eine britische, amerikanische, französische und sowjetische Besatzungszone und Berlin in vier Sektoren unter einer gemeinsamen Kommandantur aufzuteilen. Amerikaner und Sowjets, die später zu den dominanten, rivalisierenden Besatzungsmächten werden sollten, hatten aber anfangs eine recht unterschiedliche Herangehensweise an Berlin. Für die Rote Armee, deren Generäle erbittert um Stalins Gunst buhlten, war die Nazihauptstadt die Trophäe, die es um jeden Preis zu erobern galt. Für die Amerikaner, die durch Roosevelts Verhandlungen mit Stalin und die diversen von den Alliierten in Teheran und Jalta getroffenen Vereinbarungen eingeschränkt waren, war keineswegs klar, ob das hässliche, zerstörte Berlin einen Konflikt mit der Sowjetunion wert wäre, ganz zu schweigen von den zahlreichen Opfern, die eine Einnahme der Stadt fordern würde. Nach verbreiteter Auffassung war Eisenhower nicht gerade unglücklich, die Schlacht um Berlin den Russen zu überlassen. Angeblich kam er hinterher zu dem Schluss: »Meiner Ansicht nach ist es höchst wahrscheinlich, dass es nie einen Versuch geben wird, Berlin wiederaufzubauen.«²⁰ Der US-Diplomat Robert Murphy, der Jahre später die amerikanische Missachtung für die Trophäe Berlin als monumentalen Fehler einstufte, schilderte seine Eindrücke, als die Amerikaner im Juli 1945 in die Stadt kamen:

Zwei Monate nach der Kapitulation waren die Berliner noch immer wie benommen. Sie hatten nicht nur jahrelange schwere Luftangriffe hinter sich, sondern hatten auch Wochen unter russischem Artilleriebeschuß durchstehen müssen. Außer den drei Millionen Deutschen

19 BAB Sapmo NL 182/246, S. 5-8. Siehe Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder, S. 374-377, und Leonhard, Mai 1945, S. 52-64.

20 Wyman, DPs, S. 16. Der britische Nachrichtendienstoffizier Noel Annan vermutete in seinen Memoiren, *Changing Enemies*, S. 125, die Schlacht um Berlin wäre erheblich weniger blutig verlaufen, wenn Eisenhower mit Nachdruck weiter vorgerückt wäre. Hunderttausende Opfer, darunter ca. 200 000 sowjetische Gefallene, hätten sich vermeiden lassen, weil die Deutschen angesichts der Erwartung, nicht in sowjetische, sondern in amerikanische Hände zu fallen, nicht so verzweifelten Widerstand geleistet hätten.

in Berlin zogen Tausende von Heimatlosen und Verschleppten in der Trümmerstadt umher.²¹

Oberst Frank Howley, der spätere amerikanische Kommandant, warf seinen sowjetischen Verbündeten in seinen 1950 veröffentlichten Erinnerungen vor, sie hätten 1945 in Berlin »ein zweites Nanking geschaffen, in dem statt Japanern Russen vergewaltigen, morden und plündern«; aber er bemerkte auch:

Ende Juli war Berlin immer noch ein Trümmerfeld von den alliierten Bombardierungen, vor allem den Brandbomben, und den russischen Straßenkämpfen, aber die Russen hatten schon große Trupps deutscher Frauen eingesetzt, in verschiedenen Teilen der Stadt den Schutt zu räumen. Während die Frauen müde die heruntergefallenen Ziegelsteine in einer langen Menschenkette von Hand zu Hand reichten, spornten die von den Russen aufgestellten großen Plakate, die den Deutschen versicherten, die Kommunisten hätten sie nicht erobert, sondern von ihren faschistischen Unterdrückern »befreit«, sie vermutlich zu heldenhaftem Einsatz an.

Als die Amerikaner sich an unkooperativen sowjetischen Wachposten quasi vorbeischieben mussten und endlich durchkamen – »Am 1. Juli 1945 war die Straße nach Berlin der direkte Weg ins Chaos« –, stellten sie, leicht verärgert, fest, dass die SMA alles Nötige für die Verwaltung der Stadt bereits organisiert hatte.²² Berlin war in 20 Verwaltungsbezirke mit jeweils eigenem Bürgermeister und Rat unterteilt. Der Kommunistenführer Walter Ulbricht insistierte: »Auch Kommunisten müssen lernen, gute Verwaltungsbeamte zu werden!«²³ Seine Pläne für die Verwaltung der Stadt legte er unmissverständlich dar: »Es muß demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.«²⁴ Gemäß Ulbrichts Plan bezogen zuverlässige Kader weniger augenfällige, zweitrangige Positionen, während die SMA im neu konstituierten Magistrat Galionsfiguren der Volksfront einsetzte – wie den renommierten Chirurgen Ferdinand Sauerbruch, der sämtlichen deutschen Regimes des 20. Jahrhunderts treu diente, oder den Politiker der katholischen Zentrumspartei Andreas Hermes. Der Erste Stellvertretende Oberbürgermeister Karl Maron, ein eingefleischter Kommunist, der als eigentliche Macht hinter dem

21 Murphy, Diplomat unter Kriegern, S. 322. Exbotschafter Murphy wurde politischer Berater der US-Militärregierung in Deutschland.

22 Howley, Berlin Command, S. 65 und 42.

23 LAB LAZ Nr. 2560, Film Nr. 4, Erklärung Walter Ulbrichts vom 10. Juni 1945.

24 Leonhard, Als Mitglied der »Gruppe Ulbricht«, S. 193.

parteilosen Oberbürgermeister Arthur Werner stand, appellierte melodramatisch an den immer noch vorhandenen Lokalpatriotismus, wobei er wiederholt den Namen der Stadt nannte: »An die Arbeit, Berliner! Berlin darf und wird nicht untergehen ... Berliner, unser schönes Berlin sank in Schutt und Trümmer. Weg mit allem Dreck von Straßen und Plätzen!« Die Zerstörung der Stadt als Spiegel für die Zerschlagung der NS-Herrschaft nehmend, mahnte er: »Berliner, weg mit allem Dreck aus Herz und Hirnen.«²⁵ Als die Amerikaner und Briten eintrafen, »waren die Russen schon seit neun Wochen in der Stadt; eine kommunistisch kontrollierte Einheitsgewerkschaft, vier politische Parteien, eine Polizei und eine Kommunalregierung waren bereits geschaffen; und 80 Prozent der Fabriken, die den Krieg überstanden hatten, waren demontiert.«²⁶

Offiziell bezogen die Amerikaner am 4. Juli die McNair Barracks und mussten bald feststellen, dass sie bei ihren sowjetischen Verbündeten auf mehr unverhohlene Opposition stießen als bei den gründlich »verprügelten« Berlinern.²⁷ Die Konfrontation mit den Nazi-Todeslagern hatte bei den US-Befreier tiefen Zorn auf die Deutschen und mit Unbehagen vermengtes Mitgefühl mit ihren Opfern ausgelöst, aber der schockierende Anblick einer offenbar völlig zerstörten Hauptstadt und ihrer erbärmlich wirkenden hungrigen und erschöpften Bevölkerung erregte unter führenden amerikanischen Vertretern auch Mitgefühl mit den besiegten Deutschen. Als US-Außenminister James Byrnes – der ein Jahr später im Kontext des Kalten Krieges eine neue, konziliantere Haltung gegenüber Deutschland formulieren sollte – am Vorabend der Potsdamer Konferenz mit Präsident Truman durch die Stadt fuhr, stellte er fest: »Denn trotz allem, was wir von den dortigen Zerstörungen gelesen hatten, erschütterte uns das Ausmaß der Verwüstung. Es veranschaulichte das Leiden, womit der totale Krieg nicht nur die Männer in Uniform, sondern auch die alten Leute, die Frauen und Kinder heimsucht.«²⁸ Andere Beobachter waren weniger gnädig: »Die Stadt war wie ein riesiges Ausgrabungsfeld, auf dem nur Grundmauern und hier und da ein Mauerrest auszumachen waren«, berichtete der amerikanisch-jüdische Schriftsteller Meyer Levin mit einer gewissen Genugtuung.²⁹ Berlin sei »all it's cracked up to be« – genauso (kaputt) wie erwartet –, schrieb ein amerikanisch-jüdischer GI sarkastisch (und mit einem Anflug von Jubel)

25 *Berliner Zeitung*, 1/2, 22. Mai 1945, S. 2.

26 Davidson, *Death and Life*, S. 21, auch S. 70.

27 Maginnis, *Military Government Journal*, 26. Juni 1945, S. 258.

28 Byrnes, *Speaking Frankly*, S. 68; auch dt.: *In aller Offenheit*, S. 97f.

29 Levin, *In Search*, S. 384.

auf Briefpapier nach Hause, das man in Hitlers Kanzleramt konfisziert hatte.³⁰

Die Deutschen in der zerstörten Stadt waren »völlig geschlagen«, stellte ein Vertreter der US-Militärregierung fest. Nachdem die Russen »jeden Gedanken an Widerstand« aus ihnen herausgeprügelt hätten, wollten sie »nichts weiter vom Leben, als schlicht zu überleben«. Als »Problem« für die Amerikaner erwiesen sich eher ihre russischen Alliierten – »eine verblüffende Mischung aus kindischem Verhalten, hartem Realismus, Verantwortungslosigkeit, ungehobeltem Benehmen, Liebenswürdigkeit, Schlampigkeit und Abgestumpftheit« –, die dazu neigten, sich mit ihren Verbündeten im Alkoholrausch tollkühne Feuergefechte zu liefern. Die Kommandantursitzungen verliefen häufig »stürmisch«, und die Sowjets gaben die Vorstellung nie ganz auf, dass sie als Sieger der blutigen Schlacht um Berlin eigentlich das Sagen hätten und die anderen dort lediglich als ihre Gäste (und insoweit sie bei Trinkgelagen mithalten konnten) geduldet seien.³¹ Abschließend stellte der amerikanische Offizier fest: »Es wurde zu einem ständigen Problem, mir in Erinnerung zu rufen, dass die Russen, die uns Ärger machten, unsere Freunde, und die Deutschen, die mit uns kooperierten, unsere Feinde waren.«³²

Erstes Wiederaufleben: Rivalisierende Sieger und jüdische Spuren

Da die Sowjets die Grundversorgung zügig wieder in Gang gebracht hatten und die Alliierten praktisch keinen Widerstand fürchten mussten, entwickelten sich Kultur und politische Bildung zu den Schlüsselbereichen des Wettbewerbs vor allem zwischen sowjetischen und amerikanischen Siegermächten. Unter der Leitung des mächtigen Kulturkommissars Oberst Sergej Tulpanow, eines Freundes deutscher Kultur, und seines Corps Deutsch sprechender (oft jüdischer) Offiziere hatte die SMA mit Nachdruck dafür gesorgt, unverzüglich die geschlossenen Theater und Schulen wieder zu öffnen und sich in erster Linie die Kontrolle über den Rundfunk zu sichern. Die Russen konzentrierten sich auf die von ihnen als Intelligenz eingestuften Kreise, teils weil es ihrer eigenen

30 Kieve Skiddel, unveröffentlichter Brief an seine Frau in New York vom 3. Juli 1945. Ich danke Professor Arthur Goren von der Columbia University, der mir Kopien dieser außergewöhnlichen Briefe gab. Zu Skiddel siehe auch Moore, *GI Jews*, S. 107–111.

31 Zink führt dieses Argument an in: *The United States in Germany*, S. 340–345.

32 Maginnis, *Military Government Journal*, 30. August 1945, S. 291, 242 und 269.

Einschätzung zur Bedeutung der Kultur entsprach – Stalin war fest entschlossen, diese »Ingenieure der Seele« zu gewinnen –, und teils, weil diese Brot-und-Spiele-Politik die Berliner von Kritik an sowjetischen Übergriffen abbringen und von ihrem Elend ablenken sollte. Schauspieler, Schriftsteller und Musiker fanden – sicher angelockt von den höheren Lebensmittelrationen für »Kultur- und Kunstschaffende« – bereits Mitte Mai den Weg zu der alten Reichstheaterkammer in der Schlüterstraße, die nun nach sowjetischem Vorbild Kammer der Kunstschaffenden hieß; ein Name mit starken Anklängen an die Reichskulturkammer der Nazis. Schon bald gesellten sich zurückkehrende Emigranten zu ihnen, manche in Uniformen der Alliierten, andere angelockt von sowjetischen Versprechungen, ein neues demokratisches, antifaschistisches Deutschland aufzubauen.³³

Beinah über Nacht, wie es schien, erwachte Berlins Kulturszene wieder zum Leben, wenn auch nur als blasser Abklatsch ihrer Blüte in der Weimarer Zeit. In seiner schönen Schilderung der Kultur im Berlin der Nachkriegszeit, *Vor dem Vorhang*, schreibt Wolfgang Schivelbusch: »Zwar gehörte die Zeit vor 1933 unstreitig einer vergangenen Welt an, doch stellte sie zugleich, als die letzte Station vor dem Absturz in die Barbarei, die einzige Orientierung für den Wiederaufbau dar.«³⁴ Der Theaterkritiker Friedrich Luft erinnerte sich an jene erregende Frühzeit, über die er trotz des Hungers, der Trümmer und der Ungewissheit sagte: »Wir waren so glücklich, so optimistisch ... Wir dachten ja noch, mit einem Schlage würde es dort fortgehen können, wo es 1933 hatte aufhören müssen.«³⁵ Da es noch keine anderen Verkehrsmittel gab, strömten an einem herrlichen Frühlingssnachmittag Berliner zu Fuß herbei, um neben Stücken von Mozart und Tschaikowski auch die Ouvertüre zum *Sommernachtstraum* des »Juden« Mendelssohn Bartholdy zu hören, dessen Werke die Nazis mit einem Aufführungsverbot belegt hatten. Das erste Philharmoniekonzert am 27. Mai im Titania-Palast dirigierte Leo Borchard, der gemeinsam mit seiner Freundin, der Journalistin Ruth Andreas-Friedrich, geholfen hatte, ein Rettungsnetzwerk für Juden in

33 Die sowjetische Besatzungszone förderte wesentlich systematischer als Westdeutschland die Rückkehr gleichgesinnter Emigranten, und es kamen tatsächlich eine ganze Reihe, von denen viele, wenn nicht alle, Juden waren. Eine exzellente Darstellung bietet Schivelbusch, *Vor dem Vorhang*. Eine eingehende (und prägnante) Schilderung der Rückkehr Intellektueller aus dem Exil und ihrer Erfahrungen im sowjetischen Sektor bietet: Anderson, *Liebe im Exil*.

34 Schivelbusch, *Vor dem Vorhang*, S. 28.

35 Friedrich Luft in: Höcker, *Beschreibung eines Jahres*, S. 68. Muhlen, *Zweimal Deutschland*, S. 319.

Nazi-Berlin aufzubauen (und der bei einem Zwischenfall am 23. August 1945 durch eine verirrte amerikanische Kugel sterben sollte).³⁶

Berlin kommt wieder war der Schlagler des Sommers 1945. »Berlin lebt auf« verkündete die *Berliner Zeitung* bereits am Montag, dem 21. Mai 1945. Andere Schlagzeilen behaupteten: »Berlin ist wieder da«, und legten damit die naive Vorstellung nahe, der Wiederaufbau Berlins könne vonstatten gehen wie »das Öffnen einer in all diesen Jahren unberührten Zeitkapsel«, um es mit Schivelbuschs Worten zu sagen.³⁷ Aber die viel gerühmte »Literatur in der Schublade«, auf deren Auftauchen aus der kulturellen Eiszeit des Dritten Reiches viele hofften, kam nie zum Vorschein. Berlins ausgeprägte Kulturszene der Weimarer Zeit war emigriert oder zum Schweigen gebracht worden; Hannah Arendt stellte in ihrer beißenden Einschätzung zum deutschen Wiederaufbau 1950 fest: »Die Verfasser der wenigen seit 1933 geschriebenen oder nach 1945 veröffentlichten bedeutenden Bücher in Deutschland waren schon 20 oder 25 Jahre vorher berühmt.« Fünf Jahre nach Kriegsende hatte sie nur den Eindruck: »Die jüngere Generation scheint wie versteinert zu sein und ist unfähig, sich auszudrücken oder einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen.«³⁸

Aber in der chaotischen Zeit unmittelbar nach der Niederlage und Befreiung brachten die wiederauflebenden Erinnerungen an Weimar, die Faszination für die verbotene Moderne, die Rückkehr einiger Exilanten, die Verneigung vor der Frieden und Fortschritt fordernden sowjetischen Kulturpolitik und die allgemeine Abhängigkeit von Genehmigungen der Alliierten (zunächst der Sowjets, später der vier Besatzungsmächte) eine manische Fülle von Kulturveranstaltungen hervor. Theaterprogramme waren in einer babylonischen Sprachenvielfalt abgefasst und enthielten ausgiebige Erklärungen für das kulturell ausgehungerte Publikum – und die Umgebung erhöhte als surreal anmutende Kulisse nur noch die Eindringlichkeit des Bühnenerlebnisses. »Die Zuhörer saßen in

36 Siehe Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann*, S. 290. In einem Nachtrag fügt Andreas-Friedrich einen Kriegstagebucheintrag vom 24. August 1945 hinzu: »Die verirrte Kugel einer amerikanischen Streife traf ihn tödlich. Kurz nachdem er vor alliierten Truppen sein letztes Konzert gegeben hatte ... Andrik Krassnow ist tot. Er war sechsundvierzig Jahre alt, als er das Leben verlassen mußte. Und er lebte gern.«

37 Schivelbusch, *Vor dem Vorhang*, S. 28.

38 Arendt, *Besuch in Deutschland*, S. 49. Siehe auch Hermann Glaser, *Der Weg nach innen. Kultur der Stunde Null, die keine war*, in: Hans-Erich Volkmann, Hrsg., *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau*, München 1995, S. 771-794.

Mäntel und Decken gehüllt, völlig gebannt von den Vorgängen auf der Bühne«, als frierende, hungrige Schauspieler in der ersten Nachkriegssaison 1945/1946 in kalten Sälen 46 Stücke aufführten, die von »Shakespeare bis Wilder, von Hebbel bis Brecht, von Gorki bis Weisenborn, von Offenbach bis Weill« reichten.³⁹ Gierig verschlangen Berliner die Kultur der Außenwelt und identifizierten sich mit den Charakteren Thornton Wilders, die ebenfalls »noch einmal davongekommen« waren. Stars, die unter den Nazis Auftrittsverbot hatten, traten wieder auf. Die mögliche Rückkehr von Künstlern wie Elisabeth Bergner war ein Thema für die Titelseiten. Es war so kalt, dass Kulturoffiziere sogar vorschlugen, den Schulunterricht in die Theater zu verlegen, da große Säle sich einfacher beheizen ließen als einzelne Schulgebäude; und abends würde das Publikum von der tagsüber erzeugten Wärme profitieren. »Das klingt vielleicht phantastisch, aber wir sind in Berlin«, merkte ein Offizier an.⁴⁰

Am 7. September 1945 – ironischerweise war es Rosh Hashana, das jüdische Neujahrsfest – hatte die erste größere Theaterproduktion in Berlin Premiere: Lessings *Nathan der Weise* mit Paul Wegener in der Titelrolle und unter der Regie von Fritz Wisten, der von »der Bühnenuntätigkeit, in die ihn der Rassenfanatismus verdammt hatte«, befreit wurde, wie ein Berliner Kritiker es ausdrückte.⁴¹ Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, der aus dem Warschauer Ghetto hatte flüchten können und nach dem Krieg in polnischer Uniform im Dienst des polnischen Geheimdienstes nach Berlin zurückgekehrt war, beschrieb diesen Theaterabend in seiner Autobiografie. Er war gespannt, wie ein deutsches Publikum auf das lange verbotene Stück über einen Juden reagieren würde, »dessen Frau und dessen sieben Söhne verbrannt wurden«. Er wurde jedoch enttäuscht, denn im Publikum saßen keineswegs »Deutsche«: Das Theater war voller Offiziere der vier Besatzungsmächte, »vorwiegend Juden, die erstaunlich gut deutsch sprachen«, wie er feststellte – was allerdings nicht überraschend war, da viele von ihnen Deutsche waren oder zumindest aus Deutschland stammten: »Es waren Vertriebene und Geflohene, die sich jetzt in einem Berliner Theater, nicht weit von den Ruinen des Reichstags und der Reichskanzlei entfernt, versammelt

39 Schaffer, Ein Engländer bereist die russische Zone, S. 146. zum Programm: Walter Karsch, Bekenntnis zum Theater, S. 70 und 60.

40 Bericht von Hogan, Bitter und Joseph in: Chamberlin, Kultur auf Trümmern, S. 141; s. a. Henry Alter ebd., S. 47 f. Eine Sammlung kurzer literarischer Erinnerungen an das Berliner Leben in der »Stunde Null« bietet Kruse, Hrsg., Bomben, Trümmer, Lucky Strikes.

41 Karsch, Bekenntnis zum Theater, S. 76.

hatten – im Zeichen Lessings.«⁴² Das Drama *Professor Mamlock* über die üble Verfolgung eines jüdischen Akademikers, das 1933 geschrieben und in Zürich uraufgeführt wurde, kam endlich im Hebbel-Theater zur Aufführung. Im Publikum saß auch der kommunistisch-jüdische Arzt und Autor des Stückes, Friedrich Wolf, der aus dem Moskauer Exil zurückgekehrt war.⁴³

Die Bemühungen, die Kultur der Weimarer Zeit wiederaufleben zu lassen, hingen wesentlich von den nun ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückten – und zur Schau gestellten – jüdischen Journalisten, Schauspielern und Theaterregisseuren mit ihren Verbindungen zur Weimarer (sowie zur sowjetischen und amerikanischen Exil-)Kultur ab. Tatsächlich war die zwar zahlenmäßig geringe, aber bedeutsame Anwesenheit deutscher Juden – der wenigen, die geblieben waren, wie auch solcher, die (oft nur vorübergehend und in Uniform der Alliierten) zurückgekehrt waren – entscheidend sowohl für die provisorische, aber erstaunlich schnelle Wiederherstellung einer geordneten Zivilgesellschaft zunächst durch die Sowjetische Militäradministration und später durch die anderen drei Siegermächte als auch für Berlins Aura einer raschen Erholung. Überlebende Juden wurden häufig ad hoc als Verwaltungs- oder Sicherheitskräfte eingesetzt, und für die ersten von den Alliierten genehmigten Kulturveranstaltungen waren jüdische Bezüge wie die Pflichtvorstellungen von *Nathan der Weise* oder die laut zynischem Kommentar eines Kulturoffiziers »unvermeidlichen« Mendelssohn-Kompositionen praktisch unerlässlich.⁴⁴ Jüdische Schauspieler wie Elisabeth Bergner, Ida Ehre, Lilli Palmer, Curt Bois und Ernst Deutscher waren wieder auf Bühne und Leinwand zu sehen. Der Historiker Frank Stern stellte über die Zeit kurz nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs fest: »Nahezu sämtliche Regisseure an Berliner Theatern waren jüdischer Abstammung, etwa zehn jüdische Schauspielerinnen kehrten nach Ostdeutschland zurück.«⁴⁵ Noch während im Stadtzentrum Kämpfe tobten, ließ sich der junge Hans Rosenthal, aus seinem Versteck in einer Berliner Schreiber-

42 Reich-Ranicki, *Mein Leben*, S. 319.

43 *Berliner Zeitung*, 2/8, 11. Januar 1946, S. 3.

44 Taylor, Bericht über eine Reise nach Berlin, S. 70. Der emigrierte britische Offizier Julius Posener stellte ebenfalls fest: »Es war schon leicht peinlich, daß man zu Anfang kein Konzert hören konnte, in dem es nicht mindestens einen Mendelssohn gab«; Posener, *In Deutschland*, S. 53. Siehe auch LAB LAZ Nr. 13898, Film Nr. 4.

45 Frank Stern, *The Culture of Dissent. Jewish Writers and Filmmakers and the Recasting of Germany*, Paper, German Studies Association, Atlanta, Oktober 1999. Siehe auch Stern, *Facing the Past. Representations of the Holocaust in German*

gartenkolonie befreit, vom örtlichen antifaschistischen Komitee rekrutieren. Sehr bald war er jedoch von den Sowjets desillusioniert, denen er anfangs voller Eifer gedient hatte, ergatterte eine Arbeit beim von den Alliierten lizenzierten Rundfunk und avancierte schon bald zum Moderator der populären Sendung *Pulsschlag Berlin* – hier kündigte sich schon früh seine spätere Karriere als prominentester westdeutscher Fernsehconferencier an. Trotz der Ermordung seines jüngeren Bruders und anderer Verwandter verspürte Rosenthal wie viele (vor allem junge) Überlebende ein »Überlebensgefühl«, einen leidenschaftlichen Lebenshunger und den dringenden Wunsch, seine verlorene Jugend nachzuholen.⁴⁶

Berlins seltsam fotogene, filmreife Trümmer lieferten eine perfekte Spielfilmkulisse, und die Sowjets verloren keine Zeit, die alten UFA-Studios in Babelsberg bei Potsdam zu reaktivieren. Bereits im Oktober 1945 nahm das umgestaltete Filmunternehmen, das später den Namen DEFA erhielt, zwei Studios in Betrieb, die viele Arbeitsplätze schufen.⁴⁷ Der erste lizenzierte Film, der den nur allzu treffenden Titel *Die Mörder sind unter uns* trug und in den Trümmern vor Ort gedreht wurde, verband antifaschistische, antikapitalistische und antimilitaristische Botschaften – darunter auch Hinweise auf Massaker der Wehrmacht an der Ostfront – mit diskreten (aber durchaus erkennbaren) Anspielungen auf Antisemitismus. Die Geschichte enthüllt zwar die mörderische Kriegsvergangenheit eines heimgekehrten Fabrikbesitzers, der sich inzwischen als Demokrat ausgibt, folgt aber eindeutig der neuen sowjetischen und kommunistischen Linie, Rache für vergangene Naziverbrechen zugunsten des antifaschistischen Wiederaufbaus der Nachkriegszeit abzulehnen. Gegen Rache und für erlösende Vergebung einzutreten bleibt einer schönen jungen Frau überlassen, die Opfer der Nazis war und von Hildegard Knef gespielt wird. Diese ethnisch nicht näher eingeordnete KZ-Überlebende, aus der eine unwahrscheinlich attraktive Trümmerrfrau geworden ist, erkennt, dass auch Deutsche Opfer waren und die Vergangenheit verdrängt werden muss, um eine neue deutsche Zukunft aufzubauen. Millionen Menschen in der sowjetischen Besatzungszone sahen diesen Film.⁴⁸

Cinema since 1945, Joseph and Rebecca Meyerhoff Annual Lecture, 14. Juni 2000, USHMM.

46 Rosenthal, *Zwei Leben in Deutschland*, S. 90, 98 f., 117, 127.

47 Siehe unter vielen anderen Quellen Schaffer, *Engländer bereist russische Zone*, S. 147.

48 *Die Mörder sind unter uns*, 1946, Regie: Wolfgang Staudte. Nicht alle waren von dem Film beeindruckt. Der desillusionierte amerikanische Reporter Delbert Clark bewertete ihn in *Goose Step*, S. 224, als »hoffnungslose Mischung aus wil-

Dass die Überreste deutsch-jüdischer Kultur in den Vordergrund rückten, war sicher auch einem Aspekt der Besatzung geschuldet, der als offenes Geheimnis galt: Viele, wenn nicht gar die meisten Kulturoffiziere der vier Besatzungsmächte waren selbst ehemals deutsche Juden.⁴⁹ In dem sowjetischen Club *Die Möwe* in der Neuen Wilhelmstraße trafen sich alliierte Kulturoffiziere und deutsche Intellektuelle, von denen viele gerade erst aus dem Exil zurückgekehrt waren, mit alten Freunden, aßen billigen Borschtsch und Würstchen und tranken Bier und natürlich Wodka.⁵⁰ Die Amerikaner, die sich der energischen Kulturpolitik der Sowjets durchaus bewusst waren und eine Aufholjagd betrieben, versuchten ebenfalls, das Kino zur Entnazifizierung zu nutzen. Sie betrauten Henry C. Alter, einen Wiener Juden, mit der Vergabe ihrer Filmlizenzen und rekrutierten Billy Wilder aus Hollywood als amerikanischen Filmoffizier. »Wer das Kino kontrolliert, kontrolliert Deutschland«, sagte Jack Warner angeblich, aber Wilders Projekt einer Propaganda durch leichte Unterhaltung wurde erst 1948 mit *Eine auswärtige Affäre* verwirklicht. Kulturoffiziere fürchteten, dass Dokumentationen über die Tennessee Valley Authority, das riesige Staudammprojekt des New Deals, oder über amerikanische Bomber vom Typ B-17 Flying Fortress im Pazifikkrieg nicht mit anspruchsvollen sowjetischen Angeboten mithalten könnten.⁵¹ Verspätet gründeten die Amerikaner 1946 den RIAS (Rundfunk im amerikanischen Sektor) als Konkurrenz zum sowjetisch kontrollierten Berliner Rundfunk.

dem Melodram und gefährlich wirrer politischer Philosophie ..., die sich hauptsächlich durch ihre gekonnte Kameraführung auszeichnet«. Siehe auch Weckel, *The Mitläufer* in German Films.

49 Siehe die Berichte in Chamberlin, Hrsg., *Kultur auf Trümmern*. Janik, »The Golden Hunger Years«, S. 86, weist darauf hin, dass die Sowjets Deutsche, die vor dem Naziregime geflüchtet waren, »zurück nach Berlin brachten, damit sie Führungspositionen als Deutsche übernahmen, während die Vereinigten Staaten Emigranten dagegen einbürgerten und zu amerikanischen Offizieren machten«. Siehe auch Janik, *Recomposing German Music. Politics and Musical Tradition in Cold War Berlin*, Leiden, Boston 2005, S. 81-208.

50 Siehe die lebendigen Schilderungen Zuckmayers (gerade erst aus dem Exil auf einer Farm in Vermont zurückgekehrt) in *Als wär's ein Stück von mir*, S. 551 f.

51 Norman, *Our German Policy*, S. 284. Siehe auch Bericht der Offiziere Hogan, Bitter und Joseph in Chamberlin, *Kultur auf Trümmern*. Allgemein zu Kultur und rivalisierender Kulturpolitik siehe die exzellenten Darstellungen in Schivelbusch, *Vor dem Vorhang*.

Eroberer und Befreier, nicht Unterdrücker: die Vorzüge der Besatzung

Die Amerikaner waren als »Eroberer«, nicht als »Unterdrücker« gekommen, um es mit General Eisenhowers berühmten Worten zu sagen. Dagegen war die abgekämpfte Rote Armee, deren Eintreffen die Deutschen im Osten so in Angst und Schrecken versetzt hatte, »nicht mit den Allüren einer Siegermacht« in Berlin eingerückt, sondern hatte Befreiung versprochen.⁵² Tatsächlich hatte eine Eroberung selbstverständlich ihre Vorzüge. Für die Sowjets bedeutete sie nicht nur Zugang zu Frauen sowie zu Alkohol und anderen noch immer reichlich vorhandenen Konsumgütern der besiegten Stadt, sondern auch die Möglichkeit zur Kontrolle – häufig durch jüdische Offiziere – über eine erheblich liberalere Kulturpolitik und komfortablere Lebensverhältnisse, als ihnen Stalins kriegsgeschundene UdSSR hätte bieten können.⁵³

Auch die anderen Besatzungskräfte genossen die Annehmlichkeiten ihres Sieges und führten ein Leben, das in krassem Gegensatz zum Alltag der kriegserschütterten Berliner stand. Die Briten mit ihrer langen Imperialerfahrung tendierten dazu, einen mitteleuropäischen Raj, also eine britische Oberherrschaft wie in Indien, aufzubauen, und »ließen sich in den Ruinen nieder, als wären sie im Hochland Kenias«.⁵⁴ Sie behandelten die Deutschen, »als ob sie ein besonders intelligenter Beduinenstamm wären«, wie ein Offizier sich erinnerte.⁵⁵ Die Franzosen, die sich verspätet im August der Kommandantur anschlossen, hatten erheblich bescheidener Mittel zur Verfügung und konzentrierten ihre Bemühungen (mit

52 Lemmer, *Manches war doch anders*, S. 229. Siehe Zink, *American Military Government, zur Entnazifizierung und ihren Problemen*, S. 198. Siehe auch Davis, *Came as a Conqueror*, und W.L. White, *Report on the Germans*. Zu einem Vergleich zwischen sowjetischer und amerikanischer Politik siehe auch Krieger, *Inter-Regnum in Germany*, S. 507-532.

53 Janik stellt in »*Golden Hunger Years*«, S. 78, fest, dass sowohl amerikanische als auch sowjetische Kulturoffiziere eine liberalere Atmosphäre pflegten, als es ihnen in ihrer Heimat möglich gewesen wäre.

54 Botting, *In the Ruins of the Reich*, S. 165.

55 Der antifaschistische SPD-Politiker Kurt Schumacher beschwerte sich angeblich bei den Briten: »Wir sind doch kein Negervolk«; Annan, *Changing Enemies*, S. 157. Eine wütende Kritik am britischen Besatzungsstil findet sich im Bericht des britischen Gewerkschafters Fenner Brockway, *German Diary*, veröffentlicht von Victor Gollancz, einem britischen Juden, bekannt für sein Mitleid mit dem Elend der besiegten Deutschen. Siehe auch Frances Rosenfeld, *The Anglo-German Encounter in Occupied Hamburg, 1945-1950*, Dissertation, Columbia University 2006.

minimalem Erfolg) auf eine Umerziehung im pädagogischen Bereich. Zumindest nach deutschen, amerikanischen und britischen Berichten zu urteilen, traten sie am wenigsten in Erscheinung. Die Amerikaner, die physisch und (im Westen) politisch als größtes Schwergewicht auftraten, griffen auf Pionierklischees zurück.

Sie liefen mit Pistolen herum, die sie in Cowboymanier um die Hüften trugen. Wie die Eisenbahnbarone im Wilden Westen hielten ihre Generäle 24 Stunden am Tag verschwenderische Privatzüge voll bemannt unter Dampf ... Sie fuhren in PS-starken Mercedes herum, die sie von Nazis requiriert hatten, ... [und wohnten] mit Vorliebe in Schlössern und herrschaftlichen Villen.⁵⁶

Aus der Berliner Innenstadt waren sie zwar verdrängt, da die Sowjets den Osten und das Zentrum und die Briten den alten Westen mit dem Ku'damm kontrollierten, aber zum Ausgleich beanspruchten die Amerikaner die vornehmsten Viertel in den reichen, unzerstörten Randgebieten des Bezirks Zehlendorf. Hohe Militärs übernahmen prachtvolle Villen am Ufer des Wannensees, teils von Nazis konfisziert, die sie wiederum vorher von jüdischen Eigentümern »arisiert« hatten. US-Außenminister James Byrnes äußerte auf einer Erkundungsfahrt im Sonderzug des Führers leichtes Unbehagen darüber, die Luxusgüter des Reiches so schnell zu vereinnahmen: »Hitler hatte zwei Räume und ein großes mit zartlila Kacheln ausgelegtes Badezimmer gehabt. Meine Frau und ich fühlten uns in diesen Räumen, die früher von Hitler und Eva Braun benützt worden waren, ein wenig sonderbar.«⁵⁷

Berlins Schwarzmarkt versorgte auch einfache GIs mit absurd billigen Luxusgütern, die in ihrer Heimat für sie unerschwinglich gewesen wären. Ihr Erfolg bei solchen Tauschgeschäften prägte entscheidend ihre Begegnungen mit Angehörigen anderer alliierter Streitkräfte, besiegten Deutschen und den zahlreichen heimatlosen Ausländern, die in der Stadt gestrandet waren. »Am anderen Ende des Tiergartens konnte man in Gruppen beisammenstehende Menschenmengen sehen, die mit ihren Bündeln unter dem Arm sich, stets auf dem Sprung, auf einem riesigen Areal bewegten, das aussah wie eine amerikanische Müllhalde«, schilderte John Dos Passos den Schwarzmarkt.⁵⁸ Besatzungskräfte und Deutsche vermuteten gleichermaßen, dort handelten vornehmlich befreite Zwangsarbeiter und polnisch-jüdische »Dee Pees« – wie die GIs

56 Botting, *In the Ruins of the Reich*, S. 161.

57 Byrnes, *In aller Offenheit*, S. 251.

58 Dos Passos, *Das Land des Fragebogens*, S. 107.

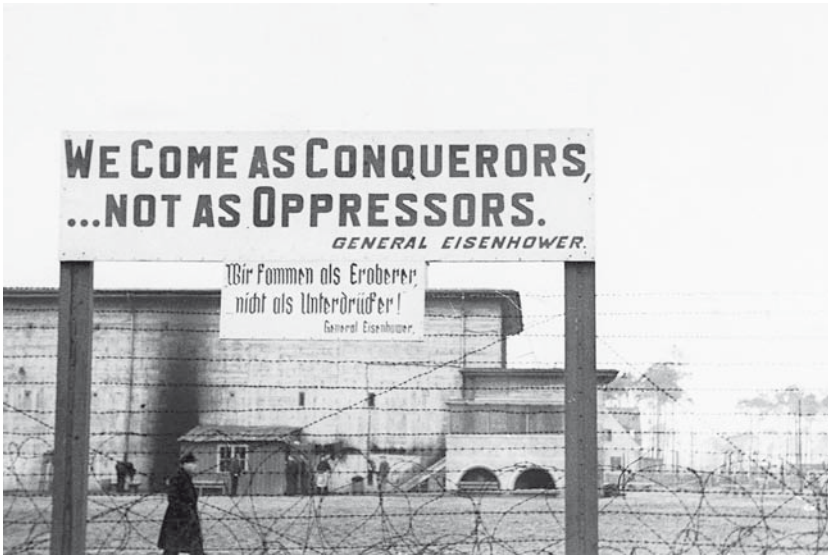


Abb. 1.2. General Eisenhowers Botschaft (auf Englisch und Deutsch) an einer US-Militäranlage in Berlin, 1945.

sie nannten –, die illegal über die Grenze geflohen waren, um einer erneuten Verfolgung in Polen zu entgehen. Überwiegend heimsten hier jedoch Mitarbeiter der Alliierten die große Kriegsbeute ein und schlepten Leica-Kameras, Zeiss-Ferngläser, Meißener und Rosenthal-Porzellan, französisches Parfüm, Luxuspelze und alten Schmuck ab. Dieser blühende – und verzweifelte – Handel speiste sich aus jüdischem Eigentum, das man während der Nazizeit konfisziert oder versteigert hatte, aus Wertsachen ausgebombter Deutscher und neuerdings verarmter Flüchtlinge aus dem sowjetisch besetzten Osten.⁵⁹ »Ganz Europa war ein riesiger Schwarzmarkt geworden«, berichtete die amerikanische Fotojournalistin Margaret Bourke-White; Hauptumschlagplätze in Berlin waren der Tiergarten und der Nachtclub »Femina«, wo Besatzungsoffiziere und Deutsche, die das Glück hatten und verrufen genug waren, eingelassen zu werden, Frauen, Klatsch und Zigaretten tauschten.⁶⁰ Vor allem »in den ersten Monaten der Vier-Mächte-Besatzung«, bevor die Armee im

59 Siehe z. B. Syrkin, *State of the Jews*, S. 43. Wenn man sich aufmerksam frühe Filme wie die DEFA-Produktion *Straßenbekanntschaft* ansieht, findet man Schwarzmarktszenen mit Charakteren, die eindeutig jüdisch »aussehen«.

60 Bourke-White, *Deutschland – April 1945*, S. 167.

November »den Stöpsel zog«, schickten US-Truppenangehörige »mehr Geld nach Hause als sie an Sold bekamen«. In einem »großen, von der Zigarettenindustrie ausgelösten Ansturm auf das US-Schatzamt« konnten Amerikaner eine Stange Lucky Strikes für bis zu 2000 Reichsmark verkaufen, das Geld zum Kurs von 10:1 in US-Dollar tauschen und den Gewinn munter mit der Feldpost nach Hause schicken.⁶¹ Wie man sich erzählte, kaufte ein Soldat sich von seinen Profiten ein ganzes Kino.⁶² Eine amerikanische »Mickey-Maus-Uhr war mehr wert als ein juwelenbesetztes Schmuckstück von Cartier«,⁶³ und GIs nahmen Unsummen an Dollar im Tausch gegen die Besatzungsmark ein, die russische Bauernsoldaten ihnen für eine Uhr bezahlten, um sie in der Hoffnung nach Hause zu schicken, dass ihre »Frau sie gegen eine Kuh eintauschen konnte«. ⁶⁴ Als im August 1945 die erste moderne Kunstgalerie am Kurfürstendamm eröffnete, konnten Kunstliebhaber unter den Besatzungskräften mit ihren Zigarettenrationen ein Werk von Chagall, Kokoschka, Kollwitz, Nolde oder Schmidt-Rottluff erwerben, »entartete Kunst«, die in Privatsammlungen überdauert hatte.⁶⁵ Antiquitätenläden, Detekteien, Wahrsager und Okkultes florierten in einer chaotischen Welt ohne harte Währung und mit nur wenigen harten Fakten. Viele vermochten nicht mehr zu unterscheiden, was real und was surreal war, und begriffen nicht, was aus ihrer Welt geworden war, in der sie nach Verschollenen und Vermissten suchten.

In einer Zeit, in der die meisten Berliner ihre Verluste und elenden Lebensverhältnisse beklagten, freuten sich die Besatzungskräfte über komfortable Wohnungen, Schwarzmarktprofite und leicht verfügbaren Sex. Manche allerdings, vor allem die Familien der Offiziere, die nun allmählich eintrafen, teils um Fraternisierung mit deutschen Frauen zu verhindern, fanden das Besatzungsleben schlichtweg öde und den Kurfürstendamm so hinterwäldlerisch wie die Hauptstraße von Kalamazoo, wie Reporter abfällig anmerkten.⁶⁶ Hochrangige Militärs und Zivilbeschäftigte der Militärregierung reisten in Erster-Klasse-Bahnabteilen und Schlafwagen und wohnten in eilig erbauten amerikanischen Siedlungen »mit vielen Annehmlichkeiten wie in der Heimat – Lebensmit-

61 Harris, *My Job in Germany*, S. 177.

62 Bach, *America's Germany*, S. 64.

63 Howley, *Berlin Command*, S. 91.

64 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 84. Siehe auch Howley, *Berlin Command*, S. 91; Botting, *In the Ruins of the Reich*, S. 187 f.

65 Höcker, *Beschreibung eines Jahres*, S. 92 ff.

66 »Main Street« in Bach, *America's Germany*, S. 30; »Kalamazoo« in Clark, *Goose Step*, S. 161; siehe S. 160-180.

telgeschäft, Kaufhaus (PX-Store), Apotheke, Frisör und Schönheitssalon, Schulen für die Kinder von Militärangehörigen, Kinos.⁶⁷ Zu ihrem Alltag gehörten Drinks im Club, der Einkauf von amerikanischen Lebensmitteln und Alkohol im Lebensmittelladen der Kolonie, Minigolf und Bridge-Partys und gelegentlich ein Urlaub in amerikanischen Enklaven in Bayern wie Garmisch oder Berchtesgaden. Sie hörten ihre Lieblingssendungen, die der Radiosender AFN (American Forces Network) ausstrahlte, lebten in guten, preiswerten Wohnungen mit »überaus höflichen, äußerlich respektvollen« Dienstboten (für die meisten Amerikaner war Hauspersonal etwas völlig Neues) und konnten amerikanische Produkte aus dem Katalog des Versandhauses Sears Roebuck bestellen. Dieser mit Bedacht geschaffene vertraute Komfort veranlasste eine junge Frau zu der Klage, sie habe gehofft, der Kleinstadt Cedar Rapids zu entkommen, aber Berlin habe sich als Cedar Rapids erwiesen.⁶⁸

Die erstaunliche Fülle von Memoiren, Tagebüchern, Romanen und Filmen, die Besatzungskräfte, Mitarbeiter von Hilfsorganisationen und Journalisten in atemberaubender Geschwindigkeit produzierten, zeugt jedoch von dem Sendungsbewusstsein und Abenteuergeist, die viele im Nachkriegsberlin empfanden. Zumindest bis zum Beginn der Nürnberger Prozesse im Herbst 1945 war die verwüstete Hauptstadt der Ort, an dem Auslandskorrespondenten zu sein hatten. Die *New York Times* hatte in Paris nur zwei Reporter, in Berlin aber vier.⁶⁹ Aber ebenso wie die »Fräuleins«, die nach allgemeiner Annahme mit ihrem forschenden Auftreten traumatische Erinnerungen an Vergewaltigung und Misshandlung kaschierten, war auch Berlin, sicher aber seine Kulturszene und sein Nachtleben nur ein blasses Abbild jener gefeierten Stadt vor der Nazizeit. Das berühmte »Femina«, das in zahllosen Trümmerfilmen vorkam, so auch in Wilders *Eine auswärtige Affäre*, war voller Militärpolizisten

67 Beschreibung aus Dawidowicz, *From That Place and Time*, S. 282.

68 Clark, *Goose Step*, S. 163. Wiederkehrende Beschwerden über Korruption und Ignoranz der US-Besatzungskräfte finden sich unter vielen anderen zeitgenössischen Berichten in Bach, *America's Germany*; Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*; Dos Passos, *Das Land des Fragebogens*. Eine spätere Schilderung ist Peterson, *American Occupation*. Zu den Standardwerken über die US-Besatzung in Deutschland gehören Ziemke, *U. S. Army*, und Gimbel, *The American Occupation of Germany*. Siehe auch Boehling, *A Question of Priorities*.

69 Siehe die gesammelten Berichte in Settel, *Das ist Germany*. Siehe auch die geistreichen, schönen Kurzgeschichten *Military Occupation Group 1942-1950* in Kay Boyle, *Fifty Stories*, New York 1992, S. 379-574; teils auch dt. in: *Der rauchende Berg*.

und musste um 21.30 Uhr schließen.⁷⁰ Dos Passos war jedenfalls nicht beeindruckt: »Wir brachen auf, in einer Stimmung zwischen Ekel und Mitleid, die uns den Hals zuschnürte, und fuhren zum Amerikanischen Presseclub hinüber, wo es warm war, wo es bequeme Sessel gab und wo die Leute wie menschliche Wesen aussahen.«⁷¹ Während die Russen mit Wodka und Kaviar feierten, machten die westlichen Alliierten und ihre Journalistenschar sich gegenseitig und einige faszinierte Deutsche schon bald mit einem völlig neuen Repertoire alkoholischer Genüsse bekannt: Auf endlosen Partys und Clubtreffen flossen Manhattan, Martini, Cognac, Whisky und Crème de Menthe in erstaunlichen Mengen. Trotz ihrer beträchtlichen Trinkfestigkeit taten die Amerikaner sich schwer, an den sagenhaften Alkoholkonsum der Russen heranzureichen, und hatten in vielen Nächten bis in die frühen Morgenstunden zu kämpfen, um mit den Russen mitzuhalten, die »gern tranken und lange Reden hielten.«⁷² Eisenhower versuchte angeblich Berlin zu meiden, weil er die wodka-triefenden Bankette nicht vertrug, die die Russen gern veranstalteten, und Colonel Howley murrte über die hinterhältige Angewohnheit der Russen, erst spät zu Sitzungen zu erscheinen, nachdem sie den Rausch der vorangegangenen Nacht ausgeschlafen hatten: »Gegen vier Uhr nachmittags waren wir so hungrig, dass wir dazu neigten, allem zuzustimmen – nur um etwas zu essen zu bekommen.«⁷³

Trotz – oder vielleicht gerade wegen – der angespannten und von Rivalität geprägten Nähe der Sowjets und der westlichen Alliierten fasste der Kalte Krieg in Berlin langsamer Fuß. Die Siegermächte mussten in der Verwaltung der Stadt zusammenarbeiten, und trotz Howleys Misstrauen gab es »an den oberen Stellen, bei Wodka und Banketten«, unter den Emigranten, die im Dienst der Besatzungskräfte standen, (und auf dem Schwarzmarkt) relativ lebhaft Kontakte zwischen den vier Streitkräften.⁷⁴ Im Berlin der frühen Nachkriegszeit konnte man alle möglichen Grenzen überschreiten. Jahre später erinnerte sich der Sohn des kommunistisch-jüdischen Exilschriftstellers Friedrich Wolf und spätere DDR-Spionagechef Markus Wolf, der mit der Roten Armee zurückgekehrt war, an das Wiedersehen dreier junger Freunde, die gemeinsam ihre kommunistische Kindheit in Moskau verlebt hatten und sich im

70 Siehe Bach, *America's Germany*, S. 28f. Siehe allgemein Shandley, *Trümmerrfilme*.

71 Dos Passos, *Das Land des Fragebogens*, S. 113.

72 Zink, *American Military Government*, S. 109.

73 Howley, *Berlin Command*, S. 63.

74 Higgins, *Ein Regierungsexperiment und sein Ende*, S. 277.



Abb. 1.3. Amerikanische und sowjetische Soldaten vor einem Stalinporträt, Berlin, Unter den Linden, 1945.

Nachkriegsberlin wiedertrafen. Einer war sein Bruder Konrad Wolf, ein Deutscher teils jüdischer Abstammung in Rotarmistenuniform; der Zweite gehörte inzwischen der US-Armee an, und der Dritte war ein entlassener deutscher Wehrmachtssoldat.⁷⁵ Trotz aller Spannungen, trotz der Schießereien, zu denen es zwischen nervösen Amerikanern und betrunkenen Russen kam, trotz der Spionage- und Entführungsdramen des beginnenden Kalten Krieges waren die Alliierten zu einer unbehaglichen Zusammenarbeit verpflichtet. In Berlin praktizierte jede Seite ihren Antikommunismus beziehungsweise Stalinismus in milderer Form als in der Heimat. In der US-Militärregierung sahen manche die Besatzung in Berlin vor 1948 alles in allem als »Beleg für erfolgreiche internationale Regelungen und wohlwollende Verständigung«.⁷⁶

⁷⁵ Markus Wolf, Die Troika. Siehe auch Konrad Wolfs halb autobiografischen DEFA-Film *Ich war neunzehn* von 1968 über einen jungen Flüchtling, der 1945 als Soldat der Roten Armee nach Berlin zurückkehrt.

⁷⁶ Maginnis, *Military Government Journal*, 27. Februar 1946, S. 345. Zu Schießereien siehe 30. August 1945, S. 291.

Die Politik des Elends und Selbstmitleids:
umstrittene Opferrolle

Auch wenn die Besatzungskräfte in Saus und Braus lebten und sich ebenso wie die Deutschen bemühten, die legendäre Berliner Luft der goldenen zwanziger Jahre wiederzubeleben, herrschte in Berlin erbarmungslose Not. Die unverzüglich in den Magistrat und später auf Bezirksebene der vier Sektoren berufenen Stadträte und Bezirksverordneten wiesen häufig mit Nachdruck auf die anhaltende Mangelsituation in der Stadt hin, teils um die Siegermächte zu drängen, die Rationen zu erhöhen oder weniger vom verbliebenen intakten Wohnraum zu requirieren. Zwischen alteingesessenen Berlinern und einquartierten Ostflüchtlingen, überwiegend Frauen, gab es Streit um Platz, Küchenbenutzung, die Nutzung der spärlichen Gas- und Stromversorgung und über zerbrochene soziale und sexuelle Beziehungen. Sie mussten mit der Trauer um die Gefallenen oder an der Heimatfront Getöteten und mit der Sorge um die Männer fertigwerden, die noch in Kriegsgefangenschaft waren. Kinder und alte Menschen, die weder warme Mäntel noch Schuhe hatten, verbrachten einen Großteil des Winters – besonders kalt war der zweite Nachkriegswinter 1946/47 – eingemummelt unter Decken im Bett. Die Bedingungen der totalen Kapitulation und allein schon die Schwierigkeiten, sich in den zerstörten Straßen zurechtzufinden, Dinge des alltäglichen Bedarfs aufzutreiben und bei Händlern Kredit zu bekommen, wenn man nicht in der Nachbarschaft verwurzelt war, machten Familien das Überleben mindestens ebenso schwer wie während der Bombenangriffe; zumal die Nazis, immer auf Stärkung der Kampfmoral und Disziplin bedacht, für einen nahezu reibungslosen Fortgang des Alltagslebens in der Stadt gesorgt hatten.

Die Not vor allem der Frauen und Kinder, auf die das folgende Kapitel näher eingeht, wurde in mancherlei Hinsicht zum Sinnbild für die schwierige Lage der Stadt. Die liberale antikommunistische Zeitung *Tagesspiegel*, der die Amerikaner nach vielem Händeringen über den sowjetischen Vorsprung an der Kultur- und Pressefront schließlich im September eine Lizenz erteilten, vermittelte auf ihrer Seite *Frauenleben* einen Eindruck von der vorherrschenden Verzweiflung: »Es ist ja so, daß wir uns den berühmten Blick in jeden Kinderwagen, den angeblich keine Frau sich versagen mag, schon abgewöhnt haben, weil uns das, was wir sehen, oft traurig macht.«⁷⁷ Als Isaac Deutscher als Korrespondent briti-

⁷⁷ *Tagesspiegel*, 29. 23. November 1945, S. 3. Berichte über körperliche und seelische Schäden bei Kindern siehe LAB Rep. 210/840/91/1, Gesundheitsamt Zehlendorf.

scher Zeitungen nach Berlin kam, versuchte er, den seltsamen Kontrast von Zerstörung und ungebrochener Solidität zu begreifen, der so weite Teile Deutschlands kennzeichnete: »In den weniger zerstörten Vororten innerhalb des britischen und amerikanischen Sektors und im Zentrum des russischen scheinen Anzüge, Hüte, Kleider und Babysachen die Luftangriffe und die Schlacht in überraschenden Mengen überstanden zu haben. Unter Ruinen erwartet man auf Bettler zu stoßen; stattdessen (sieht man von Flüchtlingen ab ...) scheinen die Berliner sogar besser gekleidet zu sein als die Leute, die ihre Einkäufe in der Edgware Road tätigen. Blickt man von den Kleidern auf die Gesichter, so wird deutlich, was es heißt, halb verhungert zu sein. Was auffällt, ist nicht die Magerkeit, nicht einmal die allgemeine Müdigkeit, sondern die Gesichtsfarbe. Die Gesichter der Babys in den Kinderwagen sind leichenfahl; das Fleisch hat ein wächsernes oder seifenartiges Aussehen. Kleine Kinder sind gelb ...«⁷⁸ Kinderwagen spielten in der Ikonografie der Viktimisierung und des Überlebens im Nachkriegsdeutschland tatsächlich eine zentrale Rolle: Kinderwagen, die überlebende jüdische Eltern stolz durch die Straßen deutscher Städte und DP-Lager oder bei Demonstrationen für ungehinderte Einwanderung nach Palästina in vorderster Reihe schoben, ebenso wie die Kinderwagen, die Deutsche oft bis obenhin mit allem Möglichen beluden außer dem, wofür sie eigentlich gedacht waren. Der »Kinderwagen war in Deutschland zum Universal-Transportmittel geworden«, stellte die Fotojournalistin Margaret Bourke-White fest, die auf einem ihrer berühmten Fotos eine Frau mit Gasmaske und Kinderwagen einfing. Denn darin kann man ebenso wie in einem Handwagen »viel transportieren, und er braucht kein Benzin.«⁷⁹

Die Lebensmittelrationen waren besonders konfliktrichtig, nicht nur weil sie die nötige Grundversorgung sicherten, sondern auch wegen ihrer eindeutigen politischen Symbolkraft. In einer Zeit äußerster Knappheit wetteiferten besiegte Deutsche und ihre Opfer – Juden, ehemalige Zwangsarbeiter und andere, von der UNRRA verwaltete Displaced Persons – mit- und untereinander um das Nötigste. »Kalorien« wurden zu einem magischen Begriff«, da die Besatzungskräfte anfangs die Rationen nach ihrer Einschätzung von Schuld, Bedarf und Einsatzfähigkeit beim Wiederaufbau zuteilten.⁸⁰ Für solche Entscheidungen gab es allerdings

78 Deutscher, Berlin – September 1945, S. 115.

79 Bourke-White, Deutschland – April 1945, S. 176 und Bildlegende zu Abb. 106.

80 Glaser, 1945. Beginn einer Zukunft, S. 127. Siehe Margaret Meads vorausschauende Erörterung dieser Frage in *Food and Feeding*. Siehe auch Kapitel 4 zur emotionalen Ökonomie der Nahrung.

keine klaren Richtlinien, wodurch Frauen häufig doppelt benachteiligt waren. Frauen, die durch Heirat oder Parteimitgliedschaft Naziverbindungen hatten, mussten Schwerarbeit als Trümmerfrauen leisten, andererseits wurden »nicht erwerbstätige« Hausfrauen mit hoher Wahrscheinlichkeit in die niedrigste der fünf Kategorien für Lebensmittelkarten eingestuft, »Himmelfahrtskarte« genannt, weil man von den Rationen nicht leben konnte.

Im Dezember 1945 hatten die amerikanischen Behörden den Eindruck, die Lebensmittelversorgung in Berlin im Griff zu haben, da sie den Schwarzmarkt zunehmend polizeilich überwachten und die durchschnittlichen Tagesrationen sich auf 1600 Kilokalorien beliefen.⁸¹ Als der harte Winter 1946/47 kam, klagten deutsche Behörden und Tageszeitungen, die Berliner und 65 Prozent der Kinder drohten zu verhungern. US-Kommandant Howley tat ihre Sorge als »Humbug« und Teil des ständigen Gejammers und »aggressiven Selbstmitleids« ab, das die Stimmung nach der Kapitulation prägte.⁸² Aus Sicht der »Eroberer« spiegelten die unangebrachten deutschen Forderungen nach höheren Lebensmittelzuteilungen die enormen Nahrungsmengen wider, die sie vor und sogar noch während des Krieges gewohnt waren. Die Tagesrationen von bis zu 3000 Kilokalorien hatten Alkohol, reichlich Brot und Kartoffeln und erstaunliche 106 Gramm Fett – immer ein Hinweis auf ausreichende Ernährung – umfasst. Wie zwiespältig die amerikanische Haltung zu der Frage war, ob Hunger und Krankheit in Berlin eine potenzielle humanitäre Krise oder ein als Strafe vertretbares Maß an Entbehrungen darstellten, zeigte sich Anfang 1947, als die Militärregierung die Behörden mahnte, bei Todesfällen nicht Hunger oder Erfrieren als Todesursache anzugeben, um »die Zivilbevölkerung nicht unnötig zu beunruhigen«.⁸³

Die relative Not der besiegten Deutschen war also höchst umstritten. Tatsächlich haben die nach 1989 einsetzenden Bestrebungen, vermeintlich tabuisierte Erinnerungen an deutsches Leid wieder zuzulassen, nicht nur das Ausmaß zeitgenössischer Äußerungen über dieses Leid verschleiern, sondern auch – und vielleicht sogar noch mehr – verdrängen, wie viel Gehör diese Darstellungen fanden und wie vehement sie damals

81 Maginnis, *Military Government Journal*, 3. Dezember 1945, S. 319.

82 Howley, *Berlin Command*, S. 85. Hinweise auf das deutsche Selbstmitleid gibt es in Hülle und Fülle; der Ausdruck »aggressives Selbstmitleid« stammt von von der Lühe, »The Big 52«. Erika Manns »Nürnberger Reportagen«, S. 32.

83 Schreiben von Adam J. Rapalski, Lt. Col. MG, Chief Public Health Branch, Office of Military Government, an die Amtsärztin im Gesundheitsamt Zehlendorf, 13. Februar 1947; LAB Rep. 210/840/89. Siehe die eingehende Studie von Reinisch, *Public Health in Germany under Soviet and Allied Occupation*.

bestritten wurden.⁸⁴ Viele alliierte Beobachter, besonders Augenzeugen bei der Befreiung der KZs, waren empört über das Maß an Komfort, den das Dritte Reich seinen Bürgern trotz allem nahezu bis zum Kriegsende bieten konnte. Margaret Bourke-White durchlöchernte entschlossen das vorherrschende Bild von der deutschen »Katastrophe«: »Wo immer wir hinkamen, staunten wir über die üppigen Lebensmittel-Vorräte, die wir in den deutschen Kellern fanden und die hervorragende Garderobe, die in den Schränken der requirierten Häuser hing.« Vor allem die »Fräuleins«, um die so viele Kontroversen über Fraternisierung entbrannten, hatten »den Krieg mit gesunden Zähnen überstanden« und waren »schlank und adrett«; aber die »Mädchen aus den von Deutschen besetzten Ländern sind nicht so gut weggekommen.«⁸⁵ Attraktive junge Frauen und »dralle Hausfrauen« widersprachen dem Kriegsklischee des barbarischen Deutschen, widerlegten aber auch die ständigen deutschen Klagen über ihre Not.⁸⁶ Trotz der offenkundig harten Lebensbedingun-

84 Hierzu gibt es eine umfangreiche, ständig wachsende Literatur. Zur Opfersicht bei deutschen »Kriegsgeschädigten« und ihren Entschädigungsansprüchen siehe Hughes, »Through No Fault of Our Own«. Bevor Jörg Friedrich das Trauma der Bombardierungen für Deutsche an der Heimatfront in *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, (wieder)entdeckte, hatte W.G. Sebald bereits 1997 mit einer Vorlesungsreihe unter dem Titel *Lufikrieg und Literatur* (in Buchform erschienen in München 1999) eine heftige Debatte zu diesem Thema ausgelöst. Siehe auch Günter Grass, *Im Krebsgang*; und Neumann, *Der Bombenkrieg*. Zur ungeschriebenen Geschichte einer kollektiven Verletzung. Zu jüngeren Debatten über deutsches Leid im Krieg siehe auch die Artikel von Moeller, *Sinking Ships, the Lost Heimat and Broken Taboos*; und: *What Has »Coming to Terms with the Past« Meant in Post-World War II Germany?*; auch Nolan, *Germans as Victims during the Second World War*. In den letzten Jahren gab es allerdings nicht nur eine zunehmende Konzentration auf das deutsche Leiden, sondern auch eine Debatte über das Vermächtnis des Nationalsozialismus in der zweiten und dritten Generation der Familien von Tätern und darüber, wie standhaftes Leugnen auf verdrehte Weise ein anfängliches Schuldbewusstsein vermittelte. Siehe z.B. Welzer et al., *Opa war kein Nazi*. Ein ausgezeichnetes Resümee der Opferdebatten, die sich im Vorfeld des 60. Jahrestages des Kriegsendes entzündeten, bietet Moeller, *Germans as Victims?*. Einen Eindruck von der neuen Aufmerksamkeit für das Elend der deutschen Vertriebenen aus sowjetisch besetzten Gebieten vermittelt der Ausstellungskatalog der Stiftung Haus der Geschichte der BRD, Hrsg., *Flucht, Vertreibung, Integration*.

85 Bourke-White, *Deutschland – April 1945*, S. 53 und Abb. 51. Eine äußerst negative (und problematische) Analyse dieser kritischen (und nach Ansicht der Autorin selbstgerechten) Sicht leidender Deutscher liefert Barnouw, *Ansichten von Deutschland* (mit zahlreichen Bildern von Kinderwagen).

86 Ein Beispiel unter vielen ist Hirschmann, *The Embers Still Burn*, S. 99.

gen in den zerstörten Städten und der haarsträubenden Geschichten, die deutsche Ostflüchtlinge über sowjetischen Terror erzählten, tendierten die meisten amerikanischen Reporter eher zu einer zynischen (und skeptischen) Haltung als zu Mitgefühl. Während die zuständigen Stellen in Berlin sich tatsächlich Sorgen um das bloße Überleben der Einwohner machten, fiel anderen Beobachtern in der gesamten amerikanischen Zone vor allem auf, dass viele Deutsche »viel Geld« hatten, »das Ergebnis jahrelanger hoher Kriegsgewinne und geringer Ausgaben« sowie großzügiger Sozialleistungen, Renten und Pensionen für Zivilisten und Militärangehörige. Es blieb auch nicht verborgen, dass »die Soldaten viel Beutegut nach Hause« geschickt hatten, das sich nun im Tauschhandel und auf dem Schwarzmarkt als nützlich erwies.⁸⁷ Besonders in frühen amerikanischen Reportagen erschienen Deutsche nicht nur als »kriegsgeschädigte« Opfer oder schuldige Aggressoren, sondern auch (und sogar mehr) als vergleichsweise privilegierte Überlebende, die eine verblüffende Mischung aus erbärmlichem Selbstmitleid und aufgebrachter Anspruchshaltung an den Tag legten. Auffallend ist, dass die Schilderungen zur Lage der Deutschen extrem auseinanderklaffen, und zwar nicht nur die der Sieger und der Besiegten, sondern auch die verschiedener Besatzungskräfte.⁸⁸ Diese Differenzen spiegelten sowohl die diversen Vorurteile der Reporter als auch die regionalen Unterschiede und Veränderungen im Laufe der Zeit wider. Es mag durchaus sein, dass die Not in Berlin, das zuerst schwere Bombardierungen und anschließend teilweise Plünderungen durch die Sowjets erlebt hatte, anfangs besonders dramatisch erschien. Aber die Tatsache, dass es vielen Deutschen offensichtlich unerwartet gut ging und sie hartnäckig jede Schuld leugneten, trug eindeutig zu den bitteren Reaktionen der sowjetischen Truppen, der jüdischen Überlebenden, der alliierten Militärs und vieler Amerikaner bei.

87 Gittler, *Everyday Life in Germany Today*. Dieses Thema hat Götz Aly aufgegriffen und vertreten, die Möglichkeit der Deutschen, im Krieg von Besatzung und Enteignung zu profitieren, habe nicht nur eine entscheidende Rolle bei ihrer Unterstützung des Krieges gespielt sondern auch bei ihrer Duldung des Vernichtungsprojekts der Nazis in Deutschland und den besetzten Ländern Europas; siehe *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt a. M. 2005.

88 Barnouw, *Ansichten von Deutschland*, S. 18, versucht zu argumentieren, amerikanische Berichte und Fotoreportagen hätten Bilder unfair manipuliert, um die Deutschen ausschließlich als Aggressoren, statt als Opfer darzustellen. Siehe auch Hughes, »Through No Fault of Our Own«.

Entnazifizierung und Unzufriedenheit:
Eroberte und Befreite

Konfrontiert mit einem vollständig besiegten Feind, der »nicht glauben konnte oder wollte, was passiert war«, wie die Zeitschrift *Time* es kurz vor Kriegsende formulierte,⁸⁹ hatten die Alliierten alle Mühe, bei den Deutschen die argwöhnische politische Apathie und den Zynismus zu bekämpfen – die sich, einigermaßen überraschend, als wesentlich weiter verbreitet erwiesen als die Begeisterung für Nationalsozialismus oder Kommunismus. Amerikanische Pläne und Vorschläge für die Besatzungspolitik reichten von strenger Entnazifizierung und erzwungener Reue – einer Art »seelischen Harakiris« – bis zur zügigen Wiedereinsetzung ehemaliger Nazis, damit sie den wirtschaftlichen Wiederaufbau und die entstehende Front gegen den Kommunismus unterstützten.⁹⁰ Die meisten US-Besatzungskräfte waren keineswegs zuversichtlich, was die Wirkung der Entnazifizierung anging, da die Militärregierung hin- und hergerissen war zwischen den widerstreitenden Zielsetzungen der Bestrafung und Umerziehung einerseits und der wirtschaftlichen Erholung und politischen Stabilität andererseits.⁹¹ Dieser durchgängig herrschende Pessimismus lässt sich kaum überschätzen. Je nach politischer Ausrichtung fürchteten die Amerikaner, dass Maßnahmen, die als zu milde und konzilient oder umgekehrt als zu drakonisch und rachsüchtig empfunden würden, ein Wiederaufleben des Faschismus fördern könnten. Unabhängig davon, welche Seite dieser Argumentation sie vertraten, waren Deutsche und Besatzungskräfte besorgt, dass der Kommunismus das Friedensbedürfnis nach dem Krieg erfolgreicher für sich zu nutzen verstünde. Zudem gaben viele Besatzungskräfte – vor allem, aber keineswegs nur die Emigranten unter ihnen – bald jede Hoffnung auf, die Deutschen jemals zur Übernahme der Verantwortung für die von ihnen verursachte und nun selbst erlebte Katastrophe zwingen oder bewegen zu können. Ganz im Gegensatz zu vielen späteren Legenden über Solidarität in der Not – gewissermaßen eine Nachkriegsfortsetzung jener Volksgemeinschaft, die über weite Teile des Krieges funktioniert hatte – fiel kritischen Beobachtern wie Hannah Arendt bei ihrem Besuch 1950 vor allem die »Selbstsucht und Apathie« der Deutschen untereinander und ihre »saueröpfische« Haltung gegenüber den Besatzungskräften

89 *Time*, 9. April 1945, S. 38.

90 Bach, *America's Germany*, S. 300.

91 Siehe z. B. Herz, *The Fiasco of Denazification*; und F. L. Neumann, *Re-Educating the Germans*.

auf. Gleichzeitig verfehlte der »ausgestreckte Zeigefinger«, der die Entnazifizierungsbestrebungen in der Anfangsphase kennzeichnete, nicht nur seine Wirkung, sondern »geriet auch schnell in Konflikt mit den amerikanischen Plänen für den Wiederaufbau und die Umerziehung Deutschlands«, wie Arendt feststellte.⁹²

Anfangs sahen die amerikanischen Entnazifizierungsvorschriften vor, jegliche »Fraternisierung« mit dem Feind zu unterbinden und jeden nicht unbedingt notwendigen Kontakt vom Händeschütteln über beiläufige Gespräche bis hin zu sexuellen Kontakten und Romanzen zu verbieten. Die tatsächliche Not der Deutschen, die Notwendigkeit, sie und ihre Fachkenntnisse in den Wiederaufbau einzubeziehen, das unentwegte »Gejammer« der Besiegten und die Befürchtungen, gedemütigte Deutsche könnten ihr Heil im Kommunismus suchen, wie auch die offenkundigen Reize der »Fräuleins« sorgten zusammen dafür, dass sich weder eine Nichtfraternisierungspolitik noch eine harte Linie ernsthafter Entnazifizierung lange durchhalten ließen. Journalisten und ehemalige Emigranten in der Militärregierung – die gegenüber der Heimat, die sie verstoßen hatte, ihre eigenen, zwiespältigen Gefühle hegten – fürchteten, dass die Entnazifizierung nur ein »großer Schwindel« sei und Deutschland schon bald wieder als Staat dastehen würde, »*more sinned against than sinning*« (»an dem man mehr gesündigt, als er sündigte«).⁹³

Also wurde die Besatzungspolitik gelockert und das offensichtlich nicht durchsetzbare Fraternisierungsverbot aufgehoben. Aber die Deutschen hörten nie auf, gegen die »Siegerjustiz« zu protestieren, von der viele behaupteten, sie setze auf eine Denunzierungspraxis, die sehr an das Regime erinnere, das sie angeblich demontieren wolle. Außerdem interpretierten sie die Politik der Alliierten als Fortsetzung der inhumanen Bombardierungen, die offenbar dem Motto gefolgt seien: »Krieg den Hütten, Friede den Palästen.«⁹⁴ Die geistreichen Berliner Kabarett-Con-

92 Zu den »sauertöpfischen« Deutschen siehe u. a. Gittler, *Everyday Life in Germany Today*. Zitate zur Umerziehung: Arendt, *Besuch in Deutschland*, S. 59, 60. Der offizielle Bericht *Relations between the American Forces of Occupation and the German People. Report of Byron Price to the President, US Department of State Bulletin*, vom 2. Dezember 1945 stellte ebenfalls überrascht fest, die Deutschen seien enttäuscht, dass die amerikanischen »Eroberer« nicht freundlicher seien.

93 *Habe, Love Affair*, S. 27. Zitat aus Shakespeare, *King Lear*, 3. Akt, 2. Szene, zitiert bei Posener, *In Deutschland*, S. 33.

94 Siehe den Bericht des britischen politischen Offiziers Julius Posener, der 1935 von Berlin nach Palästina emigriert war: *In Deutschland*, S. 10. Siehe auch Clark, *Goose Step*, S. 272.

férenciers, die die Nazis mundtot gemacht hatten, fanden ihre Stimme wieder, nahmen aber nun die Schwächen der Besatzung aufs Korn und übergingen schlicht die jüngste Vergangenheit. Der Nazizegner Pastor Martin Niemöller sagte den Amerikanern voraus: »Sie irren sich, wenn Sie glauben, irgendein anständiger Mensch in Deutschland werde sich persönlich für etwas wie Dachau, Bergen-Belsen oder Buchenwald verantwortlich fühlen. Er wird lediglich das Gefühl haben, zum Glauben an ein Regime verleitet worden zu sein, das von Verbrechern und Mördern geführt wurde.«⁹⁵ Solche Voraussagen schienen sich gründlich zu bestätigen. Viele Mitarbeiter der Militärregierung fürchteten, eingeschränkte Lebensmittelrationen, Wohnraumrequirierung und Kollektivschuldwürfe würden die Besiegten nur in ihrem Gefühl gekränkter Unschuld bestärken und vielleicht sogar dem Kommunismus in die Arme treiben.

Aus diesem schnellen Rückzug von der Schuldpolitik resultierte eine politische Kultur, die zwar die totale Niederlage anerkannte, es den Deutschen aber ermöglichte, ihre eigene Opferrolle ins Licht zu rücken. Die Wende hin zu einer politisch leichter verdaulichen Auslegung trug der nackten Tatsache Rechnung, dass die überwiegende Mehrheit der besiegten Deutschen sich als Opfer des verlorenen Krieges und des Führers sahen, dem sie gefolgt seien und der sie verraten habe. Sowohl die Sowjets als auch die westlichen Alliierten begannen schon bald, ihr Bild von den Deutschen als barbarischen Nazis zu revidieren. Für die Sowjets und ihre kommunistischen deutschen Verbündeten zählte weniger, was jemand unter den Nazis getan oder nicht getan hatte, als vielmehr seine Bereitschaft, in der Nachkriegszeit die antifaschistische Linie zu akzeptieren; Deutsche mussten zu demokratisch-sozialistischen Antifaschisten umerzogen statt für vergangenen Faschismus bestraft werden. In der Sowjetzone diente die Entnazifizierung in erster Linie als Mittel politischer Kontrolle, das auf die »Schwächung der Industriellen und die Zerschlagung des Großgrundbesitzes und der Bürokratie als fest verwurzelte politische Kräfte« abzielte. Im Gegensatz zu den vorsichtigeren Amerikanern brannten die Sowjets darauf, das parteipolitische Leben wieder in Gang zu bringen.⁹⁶ Am 15. Juni 1945 rief die gerade wieder in Berlin und der sowjetischen Zone zugelassene SPD die Bürger auf, sich zu ihrer Rolle als Träger des verderblichen Faschismus zu bekennen, sah sie aber auch als grausam irregeleitetes und betrogenes Volk »in einer unvorstellbaren Not«: »Das deutsche Volk muß die Kosten der faschis-

95 Pastor Martin Niemöller, zitiert in *Time*, 18. Juni 1945, S. 29.

96 Eine der zahlreichen Versionen dieser Analyse findet sich bei Krieger, *Inter-Regnum in Germany*, S. 531.

tischen Hochstapelei bezahlen. Ehrlose Hasardeure und wahnwitzige Machtpolitiker haben den Namen des deutschen Volkes in der ganzen Welt geschändet und entehrt.«⁹⁷

Anne-Marie Durand-Wever, eine gegen die Nazis eingestellte Ärztin, die sich aktiv in der Weimarer Frauen- und Sexualreformbewegung engagiert hatte, reagierte weder schockiert noch ungläubig, als sie die ersten Berichte über deutsche Gräueltaten in der sowjetisch lizenzierten Presse las. Sie konnte sich die Schreckenstaten, zu denen die Nazis fähig waren, durchaus vorstellen und versuchte nicht, sie zu leugnen. Dennoch seufzte sie: »Armes Deutschland!«, weil seine Verbrechen zu seiner totalen Kapitulation und seiner internationalen Verurteilung geführt hatten, und sehnte den Tag herbei, an dem Deutschland und vor allem ihr geliebtes Berlin von seinem Elend befreit wäre.⁹⁸ Sozialdemokratische Politiker drängten ihre Wähler, nicht zu verzweifeln. Wenn selbst Stalin vertrat: »Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber bleibt«, konnte die SPD erklären: »Mit seinen letzten Kräften wird es sich aufraffen, denn es will, wird und muß weiterleben.« Durch einen »dornenvollen Opfergang«, wie es ausdrücklich hieß, werde Deutschland »wieder hochkommen«, sich seinen Platz unter den »friedlichen, freiheitsliebenden Völkern« erarbeiten und nie wieder »als vertrauensseliges Opfer gewissenloser politischer Abenteurer mißbraucht werden«.⁹⁹

Die Christlich Demokratische Union (CDU), die aus der gemäßigten Zentrumsparterie der Weimarer Zeit und anderen konservativen Gruppierungen hervorging, übertraf die Hommage der SPD an das deutsche Leid noch mit ihrer Darstellung: Opportunistische Nazis hätten das deutsche Volk mit »verlogenen nationalen Phrasen und hohlen Friedensbeteuerungen« getäuscht und »den Idealismus der Jugend schändlich mißbraucht«, daher stünden sie nun »vor einer furchtbaren Erbschaft« – eine sehr häufig benutzte Wendung –, »vor einem Trümmerhaufen sittlicher und materieller Werte«.¹⁰⁰ Als die sozialistisch orientierte Volkshochschule in Berlin-Schöneberg ihre Pforten wieder öffnete, bot sie Kurse zu Außenpolitik, Arbeiterbewegung, Hygiene und Schwangerenfürsorge an, erwähnte aber den Nationalsozialismus mit keinem Wort.¹⁰¹ In

97 Aufruf der SPD vom 15. Juni 1945, LAB LAZ, Rep. 280.

98 Durand-Wever, Als die Russen kamen.

99 Aufruf der SPD vom 15. Juni 1945, LAB LAZ, Rep. 280; »wieder hochkommen« aus Durand-Wever, Als die Russen kamen.

100 Aufruf der CDU, 26. Juni 1945, LAB LAZ, Rep. 280.

101 Werbebroschüre für die Volkshochschule Berlin Schöneberg, LAB LAZ, Rep. 280.

erstaunlichem Maße erwiesen sich die Sowjets als Vorreiter für das Ausblenden der Schuldfrage. Bereits in ihrer ersten Ausgabe vom 21. Mai 1945 hatte die *Berliner Zeitung*, das offizielle Organ der Sowjetischen Militäradministration, angekündigt, Hauptziel der Besetzung sei, das »normale Leben der Stadt wiederherzustellen«. Mit einer Rhetorik, die es schaffte, die Deutschen von Hitlers Verbrechen abzukoppeln und zugleich die Großherzigkeit der roten Besatzungskräfte zu belegen, erklärte die Zeitung, diese Bemühungen seien »viel mehr, als wir [die Deutschen] erwarten konnten und wegen Hitler erwarten durften«. ¹⁰²

Die rasche Wende nach dem 8. Mai – bei der es, wie bereits erwähnt, entlaufenen Irren überlassen blieb, ¹⁰³ die Verhaftung sämtlicher Nazis und ihrer Anhänger zu fordern – war für viele engagierte Antifaschisten sicher schwer nachzuvollziehen, und ihre frühen Äußerungen lassen dann auch ihre zwiespältige Haltung erkennen. Aus Gefängnissen, KZs oder aus dem Exil zurückgekehrte Kommunisten waren nicht nur schockiert über die Raubgier der sowjetischen Soldaten, sondern auch über die Bereitwilligkeit, mit der ihre Führung Deutsche als Opfer anerkannte. Nicht zu Unrecht wiesen sie darauf hin, dass nicht Hitler allein für die Naziverbrechen verantwortlich zu machen sei, sondern auch die zehn Millionen Deutschen, die bei den freien Wahlen 1932 für ihn gestimmt hatten. Über das spätere Intermezzo des Hitler-Stalin-Pakts sahen diese altgedienten Antifaschisten zwar hinweg, erinnerten aber an ihre Warnung von 1932, wer für Hitler stimme, wähle Krieg. ¹⁰⁴

Alle vier Besatzungsmächte und ihre deutschen Verbündeten – in Berlin wie im gesamten ehemaligen Reichsgebiet – standen vor demselben Grundproblem, zwischen Strafe und Umerziehung einerseits und den praktischen Erfordernissen der Verwaltung und des Wiederaufbaus andererseits abzuwägen. Captain John Maginnis von der US-Militärregierung erklärte kurz und bündig das Dilemma, mit dem die Sowjets ebenso zu kämpfen hatten wie die Amerikaner: »... fast jeder fähige Beamte hatte irgendwelche Naziverbindungen, und erfahrene Nichtnazis waren schwer zu finden, weil sie seit zehn Jahren außer Dienst waren oder in Konzentrationslagern gesessen hatten.« ¹⁰⁵ Amerikanische Besatzungskräfte, vor allem Emigranten, beklagten, dass unbelastete Deutsche wahrscheinlich tot oder im Exil seien; zumindest anfangs gaben sie

102 *Berliner Zeitung*, 1/1, 21. Mai 1945, S. 1 f.

103 Siehe S. 40 f.

104 Siehe z. B. Korrespondenz in Walter Ulbrichts Unterlagen, BAB (Sapmo) NL 182.

105 Maginnis, *Military Government Journal*, 20. April 1945, S. 242.

antifaschistischen Referenzen den Vorzug vor fachlichen Qualifikationen und besetzten Ämter wie das des Bürgermeisters mit Leuten, die als Linke oder »Nichtarier« verfolgt worden waren.

Aber schon bald gewann die Rivalität zwischen den Sowjets und den westlichen Alliierten entscheidenden Einfluss auf die Besatzungspolitik. Zunehmend orientierte sich die Entnazifizierungs- und Rationierungspolitik nicht mehr nur an der Nazivergangenheit, sondern auch am beginnenden Kalten Krieg. Amerikaner (und Briten) waren hin- und hergerissen zwischen ihrem Wunsch, die Deutschen zu bestrafen und beispielsweise dafür zu sorgen, dass ihre Lebensmittelrationen nicht über dem niedrigen Nachkriegsstandard in Großbritannien lagen, und ihrer Befürchtung, ihre zunehmend besorgniserregenden Gegenspieler im kommunistischen Osten könnten sie bei Propaganda und Versorgungslage ausstechen. Geschickt nutzten Kommunalvertreter die Sorge aus, die Amerikaner könnten mit ihrem Beharren, sie seien »nicht als Befreier, sondern als Sieger« nach Deutschland gekommen, die Bevölkerung trotz der furchterregenden Bilanz der Roten Armee den Sowjets in die Arme treiben, die geneigt waren, über frühere Verfehlungen hinwegzusehen, solange die Loyalität in der Gegenwart gewährleistet war.¹⁰⁶ In Anbetracht der beunruhigenden Nähe alternativer Entnazifizierungsmodelle konnten Berliner mahnen: »Seit uns die demokratische Sonne bescheint, werden wir alle Tage brauner, aber ehe man braun wird, wird man rot!«¹⁰⁷ Margaret Bourke-White, Fotografin der Zeitschrift *Life*, fotografierte eine gespenstisch arisch aussehende »Frau Professor Koch« und legte ihr eine Drohung in den Mund, die alle Deutschen nach amerikanischer Vorstellung perfekt beherrschten: »Amerika muß Lebensmittel liefern«, sagte sie, »oder Stalin wird ein leichtes Spiel haben.«¹⁰⁸ Andere warnten in Reimform: »Gebt uns genug zu essen, sonst können wir Hitler nicht vergessen.«¹⁰⁹

In auffallendem Gegensatz zur Ansicht der meisten Juden bei den amerikanischen und britischen Besatzungskräften gehörte der britisch-jüdische Verleger Victor Gollancz eher unerwartet zu jenen, die sich für die »jammernden« Deutschen einsetzten. Gollancz stimmte in den Chor derer ein, die befürchteten, Härte gegen die besiegten Deutschen werde, so schwer ihre Verbrechen auch sein mochten, die Sieger entmenslichen und möglicherweise zu einer erneuten Nazifizierung führen. Ein

106 D. Clark, *Conflicts over Planning at Staff Headquarters*, S. 233.

107 Riess, *Berlin, Berlin*, S. 23.

108 Bourke-White, *Deutschland – April 1945*, Abb. 13.

109 McClelland, *Embers of War*, S. 145.

»Besuch im Lager Belsen, wo ich die Tätowierungen auf den Armen der jüdischen Überlebenden sah«, sorgte dafür, dass er »die unsäglichen Gräueltaten, derer sich die Nazis schuldig gemacht haben, nie vergessen werde«. Später machte er sich allerdings mehr Sorgen um die »schlechten ›Schuhe‹ der Jungen und Mädchen in den Schulen«, die »zum Unterricht kommen, ohne zum Frühstück auch nur ein trockenes Stück Brot bekommen zu haben«. Als er »in einen Kellerraum« hinunterkam, in dem eine Mutter »sich bemühte und äußerst tapfer bemühte, ihr bestes für ihren Mann und ihre vier oder fünf Kinder zu geben«, dachte er »nicht an Deutsche, sondern an Männer und Frauen«, deren Groll bedeuten könnte, dass »wir den Frieden schon so gut wie verloren haben.«¹¹⁰

Allerdings vollzog sich die Wende, die Selbstwahrnehmung der Deutschen als Opfer zu akzeptieren, keineswegs reibungslos. Colonel Howley wettete: »Während die Russen als Gegenleistung für erwiesene Dienste oder allgemeine politische Loyalität Extrarationen Lebensmittel ausgaben, verteilte ich Nahrungsmittel an die Deutschen, um zu verhindern, dass sie uns unter den Händen verhungerten. Aber ich war nicht dafür, ihnen jeden Abend amerikanische Lendensteaks zu geben.« Als Howley 1950 seine Memoiren veröffentlichte, hatte er sich zu einem fanatischen Antikommunisten entwickelt, aber während seiner Dienstzeit in Deutschland war er bei den Deutschen als »Bestie von Berlin« verschrien. Leicht ironisch stellte er fest: »Vielleicht war es unnötig unverblümt von mir, es auszusprechen, aber ich war mit der Vorstellung nach Berlin gekommen, dass die Deutschen unsere Feinde waren. Obwohl von Tag zu Tag offenkundiger wurde, dass unsere wahren Feinde die Russen waren, war ich nicht bereit, die Deutschen als Verbündete in die Arme zu schließen.«¹¹¹

Deutsche Schuldlosigkeit und Schuld, jüdische Verachtung

Die sich allmählich herausbildende Einstellung, die Deutschen als Opfer zu sehen, entsprach sicher der deutschen Selbstwahrnehmung. Unzählige Tagebücher, Memoiren und Presseberichte stellten Berliner als unglückliche »desillusionierte und irregeleitete« Opfer von Nazitäuschung, britisch-amerikanischen Bombardierungen und sowjetischen Plünderungen

110 Gollancz, *Darkest Germany*, Brief an den Herausgeber der *Times*, Düsseldorf, 12. November 1946, S. 29 f.; Brief an den Herausgeber des *New Chronicle*, Düsseldorf, 8. November 1946, S. 31.

111 Howley, *Berlin Command*, S. 85, 87.

dar. Nur gelegentlich erschienen sie als zu Recht unterworfenen Profiteure eines verbrecherischen Regimes oder als deutsche Juden und Nazigegner, die allen Umständen zum Trotz überlebt hatten.¹¹² Das nahezu völlige Ausbleiben von aktivem Widerstand gegen die Besatzung, nachdem die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet war, bestätigte diese Sicht. Entgegen allen Erwartungen waren die Alliierten nicht auf »Werwölfe« gestoßen, die im Untergrund einen fanatischen Endkampf führten. Ein US-Offizier schrieb zu Gerüchten über Naziwiderstand in sein Tagebuch: »Nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein.«¹¹³ Als die Alliierten eintrafen, waren die meisten Deutschen von den massiven Bombardierungen so zermürbt, dass die durch den verlorenen Krieg verursachte Not sie mehr beschäftigte als das Regime, das sie einst bejubelt hatten. Während die Deutschen Berlin fanatischer und länger gegen die Rote Armee verteidigt hatten als erwartet, erfolgte der Zusammenbruch des Reiches schneller und gründlicher als gedacht. Kaum jemand gab zu, das Regime unterstützt zu haben, wie unzählige zynische Witze darüber belegen, dass in ganz Deutschland nur schwer ein Nazi zu finden war. Es hieß, selbst Hitler habe man auf einer Straße in München tot mit einem Zettel in der Hand gefunden, auf dem stand: »Ich bin nie ein Nazi gewesen.«¹¹⁴

Alliierte Offiziere und Journalisten, insbesondere, aber keineswegs ausschließlich Juden oder Linke, hielten ihre Eindrücke praktisch gleichlautend fest: Scheinbar hatte niemand etwas von den im Namen des Volkes begangenen Gräueltaten gewusst. Besonders erbost und zuweilen fassungslos waren kritische Beobachter über das hartnäckige Beharren, keine Schuld an den Naziverbrechen zu tragen und sich auch nicht durch alltägliche Beihilfe schuldig gemacht zu haben – das »Rätsel der deutschen Unverantwortlichkeit« nannte es Moses Moskowitz von der US-Militärregierung treffend. »Die Deutschen haben sich eingeredet, unschuldig zu sein. Daher können wir nicht von ihnen erwarten, für ein Verbrechen zu büßen, das begangen zu haben sie nicht zugeben«, schloss er verbittert. Sie beklagten sich, sie seien Opfer, die man »belogen und betrogen« habe, und selbst wenn man sie unmittelbar mit Bewei-

112 Siehe z. B. Emlyn Williams, Korrespondent des *Christian Science Monitor*, *Wohin führt der Weg?*, in: Sattel, *Das ist Germany*, S. 72 f.

113 Maginnis, *Military Government Journal*, 9. Juli 1945, S. 269.

114 Jack Raymond, *Der kleine Mann*, in: Sattel, *Das ist Germany*, S. 140. In einer soziologischen Studie, die unmittelbar nach dem Krieg unter 200 Berliner Familien durchgeführt wurde, gaben 71 % der Männer und 73 % der Frauen an, sie seien nie Mitglieder der NSDAP gewesen; s. Thurnwald, *Gegenwartsprobleme Berliner Familien*, S. 169.

sen deutscher Verbrechen konfrontierte, schoben sie die Schuld auf die Nazis, zu denen keiner von ihnen je gehört haben wollte.¹¹⁵ Unter der Abwehrhaltung der Deutschen lauerte, wie Juden ahnten, eine gewisse Scham, die zu einer tiefen Abneigung gegen jüdische Überlebende führte, weil sie deren Erinnerungen als ständigen Affront und Mahnung an die deutschen Verbrechen und Verluste empfanden. Untereinander witzelten Juden: »Die Deutschen werden uns niemals verzeihen, was sie uns angetan haben.«

Das Adjektiv, mit dem die Deutschen am häufigsten beschrieben wurden, war immer wieder *sullen*: stumpf, stur, mürrisch. Das Titelblatt der Zeitschrift *Newsweek* vom 9. April 1945 zeigte einen bedrohlichen Wehrmachtssoldaten und die Schlagzeile: »Nazis in der Niederlage: stur, rachsüchtig, heimtückisch«. Am selben Tag bezeichnete die Zeitschrift *Time*, um nicht zurückzustehen, den nahezu besieigten Feind als »unheroisch, verstockt, apathisch, stur, unfähig oder unwillig, zu glauben, was passiert war«.¹¹⁶ Als der Krieg in Europa zwei Wochen später praktisch beendet war, erlebte *Time*-Korrespondent Peter Knauth die Deutschen als schwankend zwischen den »Extremen sturer Verstocktheit und dumpfer Fügsamkeit«.¹¹⁷ Geradezu »krankhaft besessen von ihrem eigenen Elend«, erlaubten sie sich, »sich für die Hauptopfer des Krieges zu halten«. Reporter und Besatzungskräfte kamen im Grunde einhellig zu dem Schluss, dass die deutsche Bevölkerung einfach keine Einsicht zeigte; in seinem Bericht an Präsident Truman schrieb der Sondergesandte des US-Außenministeriums, Byron Price, im Dezember 1945: »Ungeachtet der Strafen, die Deutsche zur Zeit erleiden und die ihnen noch bevorstehen, gibt es keine erkennbare Einsicht in eine Kollektivschuld an den unsäglichen, vom deutschen Volk begangenen Verbrechen oder an den unverzeihlichen Qualen und Leiden, die Deutschland über

115 Moskowitz, *The Germans and the Jews*, S. 8, 10, 11. William Peters, der als Dolmetscher für die britische Armee tätig war, überschrieb einen Tagebucheintrag am 30. Oktober 1945: »Das ist ein Tag, den man rot anstreichen muss. Heute traf ich den ersten Deutschen, der zugab, 1932 und 1933 die Nazipartei gewählt zu haben«; siehe: Peters, *In Germany Now*, S. 68. Das gesamte Tagebuch bietet einen lebendigen, überaus scharfsichtigen und ausgewogenen Überblick über die sozialen, kulturellen und politischen Verhältnisse in Berlin.

116 *Newsweek*-Titelseite vom 9. April 1945; *Time*, 9. April 1945, S. 38.

117 *Time*, 23. April 1945, S. 38. Ein weiteres von zahlreichen Beispielen ist Davidson, *Death and Life*, S. 48, der die Adjektive »sullen, dazed, spiritless« (»stur, benommen, mutlos«) benutzt.

die Welt gebracht hat.«¹¹⁸ In ihrem mittlerweile klassischen Buch von 1946, *Dear Fatherland, Rest Quietly: A Report on the Collapse of Hitler's 'Thousand Years'*, zitiert Bourke-White die prägnante Äußerung eines amerikanischen Majors: »Die Deutschen tun, als seien die Nazis eine fremde Rasse von Eskimos, die vom Nordpol gekommen und irgendwie in Deutschland eingedrungen sind.«¹¹⁹ Delbert Clark, der eine Zeitlang das Berliner Büro der *New York Times* leitete, war gleichermaßen empört über die deutsche Weigerung, Verantwortung zu übernehmen, wie über das mangelnde Interesse der Alliierten an einer ernsthaften Entnazifizierung, und äußerte sich leidenschaftlich über »die blinde Unverbesserlichkeit des deutschen Erwachsenen«.¹²⁰

Die meisten Deutschen leugneten mindestens ebenso vehement, wenn nicht noch heftiger, antisemitisch gewesen zu sein, wie sie ihre NS-Gefolgschaft abstritten – was insbesondere jüdische Überlebende und Besatzungskräfte erboste. Der deutsch-jüdische Flüchtling Julius Posener, der mit den britischen Truppen nach Deutschland zurückgekehrt war, stellte sarkastisch fest: »Wenn ›Judenverfolgung‹ heißt, die ›Endlösung‹ in Polen zu befürworten oder gar aktiv zu betreiben, so darf wohl die überwältigende Mehrheit für sich in Anspruch nehmen, dagegen gewesen zu sein.«¹²¹ Die von den Sowjets lizenzierte *Berliner Zeitung* schrieb bissig über die Nürnberger Prozesse:

Nachdem man nun die Aussagen von mehr als der Hälfte der Angeklagten angehört hat, könnte ihren Worten nach der Eindruck entstehen, daß die Häftlinge vom Lager Auschwitz selbst unter sich Selektionen für die Gaskammern vorgenommen haben, selbst geordnet in die Kammern marschierten, selbst das Gas einließen und gehorsam erstickten oder in Belsen selbst geschlagen und bestialisch mißhandelt haben ... und sich selbst erschossen. Alle diese auf der Anklagebank sitzenden Henkerorganisatoren einer Massenvernichtung ..., wollen

118 Report of Byron Price to the President, S. 888. Siehe auch Hyman, *Undeclared*, S. 343.

119 Bourke-White, *Deutschland – April 1945*, S. 27. Jahre später griff Daniel Goldhagen diese Vorstellung anscheinend allen Ernstes wieder auf und stellte sich die Nazis als eine Art exotischen Stamm vor, fernab von jeder Welt, die westliche Leser wiedererkennen würden; siehe: *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York, Knopf 1996; dt.: *Hitlers willige Vollstrecker. ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.

120 Clark, *Goose Step*, S. 272.

121 Posener, *In Deutschland*, S. 54.

überhaupt nicht dagegewesen sein und waren beinahe nur ›Wohltäter‹ und ›Gönner‹ der Häftlinge.¹²²

Als Friedrich Wolf aus seinem Moskauer Exil zurückkehrte, fand er die Deutschen in Berlin »vermurkst, selbstgerecht, unbelehrbar«.¹²³

Soweit die Nazis überhaupt für etwas verantwortlich gemacht wurden, war es eher für die Tatsache, dass sie verloren und die armen Deutschen der fragwürdigen Fürsorge der Alliierten ausgeliefert hatten. Wiederholt versuchten deutsche Kriegsgefangene bei ihren Vernehmungen, die verwunderten alliierten Offiziere zu überzeugen, sie hätten den falschen Feind bekämpft, und Berliner waren offenbar zutiefst gekränkt, weil die Amerikaner nicht bereit waren, sich mit ihnen gegen die Sowjets zu verbünden, die ihre Stadt geplündert hatten.¹²⁴ Nachrichtendienstberichte belegten eindeutig, dass sämtliche Propagandabemühungen, den Deutschen ein gewisses Bewusstsein von Kollektivschuld zu vermitteln, gescheitert waren, wie Byron Price im Dezember 1945 in seinem Bericht an den US-Präsidenten klar feststellte.¹²⁵

»Armes Deutschland«: Opferdiskurse

Der Opferdiskurs – die Auseinandersetzung darüber, wer als Opfer gelten konnte und wer nicht – durchdrang das gesamte politische Spektrum. Er umfasste – auf unterschiedliche Weise – verfolgte Nazigegner, Widerstandskämpfer und Juden, die offiziell als »Opfer des Faschismus« registriert waren, sowie gewöhnliche Deutsche.¹²⁶ In Berlin stand die Freude über eine wiederauflebende Stadt neben Bildern der Zerstörung und, wie festzuhalten ist, neben Belegen für Naziverbrechen, die auch eindeutige Darstellungen und Augenzeugenberichte über »die bestia-

122 *Berliner Zeitung*, 1/141, 26. Oktober 1945. Der Korrespondent war vermutlich der 20-jährige Markus Wolf.

123 Wolf in einem Brief an Piscator vom 17.3.1947, zitiert nach Schivelbusch, Vor dem Vorhang, S. 44.

124 Siehe z. B. Riess, Berlin, Berlin, S. 21.

125 Report of Byron Price to the President, S. 885-892, 888. Zur problematischen Rolle der Kirchen bei den Opfer- und Schulddebatten und zu ihren Beziehungen zu den Alliierten siehe z. B. Hockenos, *A Church Divided*; Ruff, *The Wayward Flock*. Einen kritischen Überblick bietet Frank Stern, Im Anfang war Auschwitz, S. 270-278.

126 Eine längerfristige Sicht auf die Sprache der Viktimisierung findet sich in Eghigian, *The Politics of Victimization*.

lische Ausrottung der Juden« umfassten. Die *Neue Berliner Illustrierte* veröffentlichte in ihren frühen Ausgaben Fotos aus den »Todesfabriken«, aufgenommen in den befreiten Konzentrationslagern, und als im Herbst 1945 die Nürnberger Prozesse und die Auschwitz- und Bergen-Belsen-Prozesse der britischen Militärregierung begannen, berichteten die Tageszeitungen in allen vier Sektoren auf der Titelseite über Gräueltaten der Nazis.¹²⁷ Auch die Erinnerungskultur machte Fortschritte, wenngleich abseits vom Alltag der westlichen Besatzungskräfte und der besiegten Deutschen und im allgemeinen gefördert von kommunistisch dominierten Verbänden von »Opfern des Faschismus«. Dieses Gedenken gipfelte – erst – am 22. September 1946 in einer Massenkundgebung im Lustgarten, unweit von Unter den Linden, unter dem Motto: »Den Toten zu Ehren, den Lebenden zur Pflicht«.

Zugleich sahen Deutsche sich kollektiv als Opfer – erst der Nazis, die sie zum Krieg verleitet hatten, dann der Bombardierungen und Vertreibungen sowie der strengen Entnazifizierung und des gesellschaftlichen Zusammenbruchs als Folge des verlorenen Kriegs. Sämtliche Schilderungen Berlins aus der unmittelbaren Nachkriegszeit enthalten irgendeine Version dieser zweigleisigen Erzählung von Viktimisierung, Überleben und Schuld. Laut einer Variante waren die Berliner gründlich besiegt, hungrig, frierend, krank, demoralisiert und anscheinend fest im Griff einer Massendepression. Laut einer anderen waren sie tapfere Überlebende, die sich von einem Leben »mit gesenkten Köpfen – auf der Suche nach Zigarettenkippen« erholten (wie die amerikanische Militärzeitung *Stars and Stripes* es unfreundlich formulierte).¹²⁸ Diese rivalisierenden, aber auch komplementären Darstellungen der Nachkriegsrealität fanden sich durchgängig in der Berliner Presse und in offiziellen Verlautbarungen, die beide Sichtweisen je nach Anlass förderten. Die *Neue Berliner Illustrierte* brachte in ihrer ersten Ausgabe im Herbst 1945 den Aufruf: »Und trotzdem. Lebenswille und Schaffenskraft« – und dramatische Fotos von Trümmern mit der Bildunterschrift: »Das Erbe, mit

127 Siehe z. B. *Berliner Zeitung*, 1/183, 15. Dezember 1945, S. 1,3. Die Überschrift auf der Titelseite lautete: »Sechs Millionen Juden von Nazis umgebracht«. Sie stand unmittelbar unter einer Meldung, die der Bevölkerung Festfreuden ankündigte, weil es zu Weihnachten Extrarationen geben sollte – ein charakteristisches Nebeneinander.

128 Botting, *In the Ruins of the Reich*, S. 85. Joel Sayre, schrieb in seinem *Letter from Berlin*, am 14. Juli (*The New Yorker*, 28. Juli 1945): »Das Kippensammeln in Berlin ist das gründlichste der Erde, das kann ich ohne Zögern sagen und vergesse dabei keineswegs die Kippensammlung auf der Bowery und im Middle East.«

dem wir beginnen mußten«. ¹²⁹ Berichte über Deutschlands Schicksal, die offenbar den Überlebenswillen der Berliner propagierten, stärkten zugleich das vorherrschende Selbstmitleid, das kaum Einsicht in oder auch nur Erinnerung an Deutschlands jüngste Vergangenheit zuließ. Ebenso wie die dramatischen Kontraste von völlig Zerstörtem und gespenstisch Unversehrt dem Stadtbild prägten, stand die – oft von städtischen Behörden, Besatzungskräften und wieder aufkommenden Eliten erzählte – Geschichte von »Berlin kommt wieder« und von der zügigen Wiederherstellung der Stadtwerke, der öffentlichen Ordnung und des Kulturlebens in krassem Gegensatz zum allgemeinen eindringlichen Erleben von Trümmern, Not, Chaos und Verfall der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens.

Je nach Aufgabenbereich und politischer Orientierung interpretierten auch amerikanische Besatzungskräfte die Stimmung der Deutschen völlig unterschiedlich. Offizielle Berichte der Besatzungsmacht und der deutschen Behörden betonten den unbezwingbaren Lebenswillen und den nie völlig unterzukriegenden sarkastischen Humor der Metropole – ihre mühsam kämpfende, aber lebendige Theater-, Kino-, Presse- und Kabarettlandschaft und natürlich ihren Schwarzmarkt. Die zuweilen immer noch unbezähmbare Berliner Schnauze lamentierte in einer Verballhornung der diskreditierten Nationalhymne: »Deutschland, Deutschland ohne alles, ohne Butter, ohne Fett, und das bißchen Marmelade frißt uns die Besatzung weg.« ¹³⁰ Andere Berichte – häufig von Trümmerfrauen, die eine entscheidende Rolle beim Wiederaufbau spielten – schilderten bittere Erfahrungen von Vergewaltigung, Nahrungs- und Brennstoffmangel, Selbstmord und Krankheiten wie Ruhr, Fleckfieber, Typhus und Diphtherie, die vor allem unter Kindern Opfer forderten. ¹³¹ Der antifaschistische italienische Filmregisseur Roberto Rossellini war über den Anblick der Berliner, die sich durch die Trümmer schleppten und auf der Straße Fleisch aus Pferdekadavern schnitten, so betroffen, dass

129 *Neue Berliner Illustrierte*, 1, Oktober 1945, S. 2-5.

130 Zitat aus LAB, Rep. 240. Acc. 2651/748. Irmgard Heidelberg stellte das Tagebuch ihrer Mutter zur Verfügung. Zur Politik der Mangelwirtschaft und zum Berliner Schwarzmarkt siehe Steege, *Black Market, Cold War*; sowie Roesler, *Black Market in Postwar Berlin*.

131 Von Mai bis Dezember 1945 gab es mindestens 15 000 Tote durch Epidemien (sowie eine sehr hohe Rate von Geschlechtskrankheiten). Kommunal- und Besatzungsbehörden stellten dagegen eher die Schnelligkeit und Effizienz öffentlicher Gesundheitsmaßnahmen wie Impfungen, Untersuchungen und Desinfektion in den Vordergrund. Einen kurzen Überblick gibt Hanauske, Hrsg. *Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46*, S. 74.

er statt seiner geplanten Dokumentation über Hitlers untergegangene Hauptstadt seine gefeierte Meditation über die Not der durch den mörderischen, selbstzerstörerischen Niedergang des Dritten Reichs besiegten Berliner drehte. In seinem Film *Deutschland im Jahre Null* wird ein Dreizehnjähriger – so alt wie das Dritte Reich – Opfer der verkommenen Verlockungen von Jugendbanden, Schwarzmarktgeschäften und älteren Homosexuellen. In einem verzweifelten amoralischen Akt, der von seiner Unfähigkeit zeugt, sich eine Zukunft jenseits der Trümmer vorzustellen, vergiftet er seinen invaliden Vater und springt anschließend vom Dach einer Ruine in den Tod.¹³²

Trotz solcher gegensätzlichen Darstellungen der Not im Nachkriegsdeutschland hätten sich wohl alle Besatzungskräfte der Einschätzung des Diplomaten Price angeschlossen, dass Deutsche anscheinend immun gegen etwaige kollektive Schuldgefühle waren.¹³³ Allerdings unterschieden sie sich erheblich in ihrer Bewertung, wie schädlich diese Einstellung für die Effizienz der Besatzung war. Mitarbeiter der Nachrichtendienste und Offiziere für psychologische Kriegführung, die mit der Entnazifizierung betraut waren, unter ihnen viele Emigranten (im Office of Strategic Services, OSS, und im Office of Wartime Information, OWI) konzentrierten sich tendenziell auf die hartnäckige Unverbesserlichkeit der besiegten Deutschen. Mitarbeiter der Militärregierung in der Nachkriegszeit (und Price selbst) versuchten dagegen, die strengen Vorschriften der Joint Chiefs of Staff (JCS; Vereinigte Stabschefs) Directive 1067 zu umgehen. Entstanden war diese Direktive ursprünglich 1944 im Kontext von US-Finanzminister Morgenthau »Programm zur Verhinderung, dass Deutschland einen dritten Weltkrieg anfängt« und seiner »Politik antideutscher Vergeltung und einer Anerkennung deutscher Kollektivschuld«.¹³⁴ Viele dieser Mitarbeiter waren als praktisch denkende Ingenieure oder Geschäftsleute fest entschlossen, das Land wieder in Gang zu bringen und in erster Linie dafür zu sorgen, dass Deutschland nicht lange auf die Finanzierung der Grundversorgung durch die Alliierten, beispielsweise bei Nahrungsmittelimporten, angewiesen wäre.¹³⁵

132 Laut einer Darstellung waren die beiden Hauptdarsteller der elfjährige Sohn eines Zirkusartisten und ein Reichswehr-General im Ruhestand, der ein »warmer Bruder« war. Angeblich sagte Rossellini dem General, er »müsse lediglich einen deutschen Waisenjungen moralisch korrumpieren, worauf dieser sagte: ›Ach, wenn's weiter nichts ist, stehe ich zu Diensten.« Clark, *Goose Step*, S. 225.

133 Report of Byron Price to the President, S. 888.

134 Boehling, *A Question of Priorities*, S. 15, 19.

135 Report of Byron Price to the President, S. 888.

Die Berliner waren stumpf, wie betäubt, deprimiert und zeigten wenig Begeisterung für ihre Besatzer, leisteten aber auch keinen aktiven Widerstand. Die erstaunliche Ergebnislosigkeit, mit der sie sich in die Niederlage fügten, nährte den Eindruck von den Deutschen als Opfern. Überrascht erlebten die Amerikaner eine fügsame Bevölkerung in einem offensichtlich – insbesondere außerhalb der zerstörten Stadtzentren – »netten, sauberen, schönen Land mit gut gebauten Häusern und ordentlichen Badezimmern«. ¹³⁶ In verblüffendem Gegensatz zu ihrem grausamen Ruf wirkten die Deutschen wie eine durchaus gesittete Art von Amerikanern und weniger fremd als beispielsweise die Franzosen, die, wie die GIs naserümpfend feststellten, nach Knoblauch rochen und deren widerpenstige Frauen behaarte Beine hatten. Und die besiegten Deutschen wirkten sicher ansprechender als die traumatisierten, aufsässigen und immer noch heimatlosen jüdischen Überlebenden. Während des Krieges hatte man diese deutsche Ordnungsliebe als Symptom von Aggression und Verfolgungswahn erklärt. Der Psychiater Richard Brickner (der unter anderem mit Margaret Mead zusammenarbeitete) diagnostizierte in seiner populärwissenschaftlichen Psychoanalyse des Feindes, *Is Germany Incurable?*, bei den deutschen Frauen einen »ausgeprägten Stolz auf staubfreie Vorhänge, riesige Vorräte ordentlich gefalteter Bettwäsche, blitzblankes Silber und geradezu klinisch saubere Töpfe und Pfannen«; dabei gehe es »nicht bloß um krümelne freie Tische und blank gebohnerte Böden, sondern um eine moralische Pflicht, um die fanatisch betriebene rasende, unersättliche Verfolgung eines Übeltäters, verkörpert in der Unordnung«. ¹³⁷ Nach dem Krieg bot dieser zwanghafte Ordnungssinn amerikanischen Journalisten viel Gelegenheit, sich sarkastisch darüber lustig zu machen:

Disziplin ist offenbar etwas, womit deutsche Kinder geboren werden. Würde die Militärregierung anordnen, dass deutsche Babys zwischen 17 Uhr und 8 Uhr nicht schreien dürften, würden sie vermutlich aufhören, in dieser Zeit zu schreien. Und wenn einige sich nicht daran hielten, würden ihre Mütter sie wahrscheinlich als Missetäter den amerikanischen Behörden übergeben. ¹³⁸

¹³⁶ Bach, *America's Germany*, S. 261. Hier sei daran erinnert, dass es bei den US-Truppen nicht nur eine beträchtliche Anzahl deutsch-jüdischer Flüchtlinge, sondern auch viele nichtjüdische Deutsch-Amerikaner gab, die familiäre und historische Verbindungen nach Deutschland besaßen. Siehe Goedde, *GIs and Germans*; sowie Fehrenbach, *Race after Hitler*.

¹³⁷ Brickner, *Is Germany Incurable?*, S. 248.

¹³⁸ Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 62.

Aufmerksame Beobachter sahen diese äußerliche Ergebenheit mit Argwohn. »Es wäre ein großer Fehler, anzunehmen, das deutsche Volk liebe uns oder wäre geneigt, amerikanische Sitten anzunehmen«, warnte Price in seinem Bericht an US-Präsidenten Truman.¹³⁹ Selbst GIs, die Naziungeheuer erwartet hatten und über das freundliche Entgegenkommen der Fräulein angenehm überrascht waren, reagierten – zumindest anfangs – leicht angewidert auf die deutsche Unterwürfigkeit. Ein Soldat erklärte nach Kriegsende gegenüber *Newsweek*, hätte man ihn Wochen zuvor gefangen genommen, hätte man ihn geschlagen: »Jetzt sind die gleichen Zivilisten sehr duckmäuserisch und bescheiden. Sie erzählen uns, dass sie Hitler nicht mögen – nie mochten – und froh sind, dass wir gekommen sind. Aber wenn wir ihre Häuser übernehmen, machen sie ein fürchterliches Geschrei.«¹⁴⁰

Tatsächlich lässt sich gar nicht genug hervorheben, wie frustriert, verächtlich und pessimistisch sich die meisten antifaschistischen Alliierten über die mangelnde Bereitschaft der Deutschen äußerten, sich der Vergangenheit zu stellen und eine demokratische Zukunft aufzubauen. Die Frustration und Verärgerung dieser Beobachter wurde, wie Arendt festgestellt hatte, nur noch verschlimmert durch die Erkenntnis, dass Deutsche tatsächliche Verluste erlitten hatten, auch wenn sie weder die Ursache ihres Leidens noch das Leiden anderer anerkannten. Ein wesentliches Symptom dieses »Geschlagen-« und »Besiegtseins« war, wie im nächsten Kapitel eingehender behandelt, die Unfähigkeit oder mangelnde Bereitschaft, Kinder zu bekommen – die sich in hohen Abtreibungszahlen und niedrigen Geburtenraten widerspiegelte. Die als teilnahmslos und apathisch beschriebenen Berliner waren stumpf und nur missmutig bereit, aufzuräumen, aufzubauen und »nach vorn zu schauen«, zeigten aber weder Einsicht in die grundlegenden Ursachen ihrer Not noch Reue über ihre eigene Mitwirkung oder Verantwortung.¹⁴¹

Reportern fiel es schwer, ihre wirren Eindrücke zu ordnen; anstelle der barbarischen Krieger traten plötzlich stumpfe Zivilisten und lächelnde »Fräuleins«. Neben den Mondlandschaften zerstörter Städte, wo Menschen »wie steinzeitliche Höhlenbewohner« in Kellern hausten, gab es

139 Report of Byron Price to the President, S. 886.

140 *Newsweek*, 16. April 1945, S. 10.

141 Siehe z. B. Maginnis, *Military Government Journal*, 26. Juni 1945, S. 258. Diese Schilderung jämmerlichen Selbstmitleids tritt besonders in Berichten von Besatzungskräften zutage und änderte sich eigentlich erst mit der Blockade und der Luftbrücke hin zu dem schwungvollen »Berlin-ist-wieder-da-«Image; eine interessante Analyse dieser »Depression« bietet Santner, *Stranded Object*, bes. S. 1-56.

immer noch ruhige, ländliche Kleinstädte und Gemeinden. Ein *Time*-Reporter berichtete seinen Lesern: »Endlich in Deutschland, waren Korrespondenten verblüfft über das Kaleidoskop der Gegensätze: Krieg und Frieden, Zerstörung und hochherrschaftlicher Prunk, eine fantastische Mischung von Modernem und Mittelalterlichem. Wo die Kriegsflut den deutschen Staat überschwemmte, löste er sich in Chaos auf. Ansonsten war er unglaublich stabil.«¹⁴²

Trotz solcher frühen Eindrücke und späteren Warnungen machte gerade die Wahrnehmung der Deutschen als ordentlich und gehorsam sie auch attraktiv und weniger bedrohlich. Das galt natürlich vor allem für die allgegenwärtigen »Fräulein«, die es – selbst in Berlin, wo der verlorene Krieg schwerere Verwüstungen hinterlassen hatte als in den amerikanischen Besatzungsgebieten im Westen – schafften, zugleich bedürftig und relativ unbeschadet zu wirken, eine Kombination, die offenbar für die Besatzungskräfte unwiderstehlich war.¹⁴³ Manche Amerikaner in der Militärregierung mögen vom »Gejammer« der Deutschen ungerührt geblieben sein. Aber angesichts einer zerstörten Stadt, in der überwiegend Frauen und Ostflüchtlinge lebten, die vor dem Vormarsch der Roten Armee geflohen waren, fiel es ihnen schwer, an ihrer strengen Haltung festzuhalten. Captain Maginnis gestand nachdenklich in seinem *Military Government Journal*:

Ich konnte in meinem Büro sitzen und voller Überzeugung sagen, dass auf diese Deutschen, die so viel Leid und Zerstörung über die Welt gebracht hatten, einiges Leid zukäme, aber als ich hier draußen im Grunewald mit einzelnen Menschen sprach, machte mich ihre Not traurig. Es war der Unterschied zwischen der Verallgemeinerung einer gesichtslosen Masse und dem Blick in ein menschliches Gesicht.¹⁴⁴

Ungeachtet des Sektors und der politischen Orientierung prägte und reflektierte die lebendige Berliner Presse durchgängig die Fokussierung auf die deutsche Viktimisierung und auf Fragen nach deren Legitimität. »Zu viel oder zu wenig. Soll das die Zeitung bringen?«, fragte die *Berliner Zei-*

142 »Höhlenbewohner«: McGovern, Fräulein, dt., S. 52; »Kaleidoskop der Gegensätze«, *Time*, 16. April 1945, S. 26.

143 Posener, In Deutschland, S. 18. Es gibt unzählige Beispiele mit nahezu gleichlautenden Schilderungen. *Newsweek*, 27/5, 4. Februar 1946, berichtete von einer Meinungsumfrage unter 1700 GIs: 19% fanden, Deutschland habe mit einer gewissen Berechtigung Krieg angefangen; 51% fanden, Hitler habe vor 1939 manches Gute für sein Land getan; und 22% fanden, »die Nazis hatten »gute Gründe« für die Judenverfolgung«.

144 Maginnis, *Military Government Journal*, 2. Dezember 1945, S. 319.

tung ihre Leser im Juni 1945 zur Berichterstattung über Konzentrationslager und Naziverbrechen.¹⁴⁵ Es hatte tatsächlich umfangreiche Berichte mit zahlreichen Fotos aus Konzentrationslagern gegeben, und in Berliner Kinos war der Dokumentarfilm *Die Todesmühlen* gelaufen. Aber nur Wochen nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches veröffentlichte eine bedeutende Tageszeitung in der sowjetischen Zone Reaktionen (unter anderen), die an den Stoßseufzer »armes Deutschland« erinnerten:

Wir haben ein schweres Erbe übernommen und müssen wiedergutmachen, was diese Verbrecher getan haben. Dazu müssen wir aber vorwärts blicken, dann bauen wir auf und nicht, wenn wir zurückblicken auf häßliche vergangene Zeiten.

In einer Rhetorik, die man gemeinhin eher mit den 1980er und 1990er Jahren in Verbindung bringt, forderten Leser, einen »Schlusstrich« unter die Auseinandersetzung mit der Nazizeit zu ziehen.¹⁴⁶ Trotz allen Mitleids stellte Captain Maginnis 1945 in seinem Tagebuch kritisch fest:

Die Deutschen in Berlin ... hatten sehr knappe Rationen, nur die Unterkünfte, die sie finden konnten ..., und wirkten körperlich und seelisch geschlagen. Aber was sie durchmachten, als sie mühsam Schutt und Trümmer räumten, stand in keinem Vergleich zur Hölle von Belzen und Buchenwald. Allerdings bezweifelte ich, dass ihnen das klar war.¹⁴⁷

Bis Ende Februar 1946 hatte sich Maginnis' Ton allerdings leicht verändert. Während seines gesamten Einsatzes hatte er sich gesorgt: »Berlin knarrte in allen Fugen – und jedes Knarren drohte das letzte zu sein.« Aber als er sich anschickte, Berlin zu verlassen, zählte er stolz die hervorragenden Leistungen der Besatzungskräfte während seiner Dienstzeit auf: eine ausreichende Trinkwasserversorgung; eine begrenzte, aber zuverlässige Stromversorgung von 5 Millionen Kilowattstunden pro Tag; eine Kapazitätsauslastung von 75 Prozent bei der Gasproduktion; Abdichtung und Instandsetzung von gut 30 000 Wohnungen; Impfung der gesamten Bevölkerung gegen Typhus und aller Kinder gegen Diphtherie; ein funktionierendes, wenn auch nicht sonderlich großzügig bemessenes Rationierungssystem; das Erscheinen von Tageszeitungen und Zeitschriften, Wiedereröffnung von Oper, Symphonie, Theatern und Kinos; die Entfernung »eingefleischer« Nazis aus wichtigen Ämtern;

145 *Berliner Zeitung*, 1/35, 24. Juni 1945, S. 3

146 *Berliner Zeitung*, 1/39, 29. Juni 1945, S. 3.

147 Maginnis, *Military Government Journal*, 26. Juni 1945, S. 258f.

und schließlich Aufbau und Bewaffnung einer 14 000 Mann starken Polizei, die imstande war, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Berlin fand etwas von seinem alten Flair wieder; Frauen in Pelzmänteln flanierten über den Ku'damm, und Maginnis wagte sogar zu hoffen, dass die zunehmende Spaltung der Stadt in Ost und West einen wohltuenden Wettkampf auslösen könnte, die Stadt gut zu behandeln. Seine Aufgabe war erfüllt, fand er.¹⁴⁸

Viele besorgte Kritiker fürchteten jedoch, das amerikanische Drängen auf eine Beendigung des Militäreinsatzes und den Abzug der Soldaten gefährde die Entnazifizierung und setze Deutschland dem Risiko eines wiederauflebenden Faschismus und einer kommunistischen Machtübernahme aus.¹⁴⁹ Die über den Rückzug von der Entnazifizierung Erbitterten sagten finster voraus, die Vereinigten Staaten hätten ein »Frankensteinmonster« geschaffen, indem sie die Wiederbelebung der deutschen Industrie gefördert und »Freunde Hitlers« an der Macht gelassen hätten. Sie warnten, sobald die Besatzung ende, würden Ost und West wieder vereinigt, »Panzer und Kanonen werden hinter jeder blinden Fabrikmauer entstehen und wieder wird eine auf rätselhafte Weise ausgebildete und ausgerüstete Armee bereitstehen, dem neuen Führer zu folgen, wenn er auftaucht«.¹⁵⁰ Viele sahen schwarz, was die Möglichkeit anging, ein nichtaggressives demokratisches Deutschland zu schaffen, und waren überzeugt, dass man durch Inkompetenz, Trägheit, unangebrachtes Mitleid mit den jammernden Deutschen und übertriebenen Eifer beim Wiederaufbau einer selbsttragenden deutschen Wirtschaft, um den amerikanischen Steuerzahler zu schonen, die Chance für eine ernsthafte Entnazifizierung vertan hatte. Vor allem klagten Skeptiker über eine typisch amerikanische Mischung aus Antikommunismus und isolationistischem Unwillen, die für eine echte Demokratisierung nötigen Finanzmittel und notwendige Zeit aufzuwenden. Ein Journalist beklagte: »Es war, als hätten wir eine riesige Schule für Schwererziehbare aufgemacht und dann die Lehrer abgezogen.« Der britische Nachrichtendienstoffizier Noel Annan beanstandete, die Amerikaner seien so auf einen Abzug erpicht, dass »sie keinen Deut darum geben, welche Deutschen in die Regierung gewählt werden, solange es keine berühmt-berühmten Nazis

148 Maginnis, *Military Government Journal*, 27. Februar 1946, S. 345.

149 Siehe z. B. die Befürchtungen Deutscher, die allerdings mit einer scharfen Kritik der Besatzung verbunden war. Deutscher, *Zwischenbilanz nach einem Jahr Besatzung*, in: ders. *Reportagen*, S. 181-184; ursprünglich erschienen in *The Observer*, 14. April 1946.

150 Clark, *Goose Step*, S. 18, IX, 295.

sind«. ¹⁵¹ Die Militärregierung ging mit der Besetzung um wie mit einem »Mississippi-Hochwasser«. Sie behandelte es als technisches Problem, das es nicht politisch, sondern durch den Einsatz von Ingenieuren und Experten zu lösen galt, wie ein desillusionierter politischer Berater schrieb. Bereits Ende 1945 verkündeten manche Amerikaner »unser Scheitern in Deutschland« und kritisierten die rasche Abkehr von der JCS-Direktive 1067, die Entnazifizierung, Kartellentflechtung und Entmilitarisierung vorgesehen hatte, und den Übergang zu einer »beschleunigten Selbstliquidierung der Militärregierung«. Mitte November erhielten die Deutschen die Amtsgewalt auf Kommunal- und Kreisebene; Juden und deutsche Antifaschisten sowie jüdische und linke Nazigegner in der Militärregierung schauten angespannt zu, wie heimwehkranke Amerikaner »sich in Tempelhof und Frankfurt an Bord der Flugzeuge stapeln, die in die Heimat fliegen«. ¹⁵²

Soldaten holten sich ihre Entlassungspapiere, um nach Hause zu fliegen, oder wurden, wenn sie weniger Glück hatten, an die Pazifikfront versetzt. Die niedrigen Gehälter in der Militärregierung erschwerten es, kompetente Fachleute zu gewinnen, zumal für einen als hart geltenden Standort wie Berlin. Selbst Eisenhower zog es vor, im Hauptquartier in Frankfurt zu bleiben, wo er sich nicht mit den Russen abgeben musste. *New-York-Times*-Korrespondent Drew Middleton – der 1948 einen völlig anderen Ton anschlagen sollte – erinnerte sich an »Berlin, wie es im Winter 1945-46 war: eine Mischung aus Garnisonsstadt, weit offenem Goldgräberlager und Spionagezentrum, das sich Hektar für Hektar über dunkle, eiskalte Öde erstreckte. Auf den Straßen raufte sich Soldaten aus vier Nationen. Schüsse hallten durch die Nacht. Dirnen boten ihre Dienste an, und für jegliche Neigung gab es sämtliche Perversionen«. ¹⁵³

Andere, die den Blick weniger auf Entnazifizierung als auf Stabilisierung richteten, waren optimistischer. In den Schlussfolgerungen von Sonderberater Murphy spiegelte sich der Triumph einer Besatzungspoli-

151 Annan, *Changing Enemies*, S. 145. Bis Juli 1946 hatte man die Zahl der in Deutschland stationierten US-Soldaten von 2 Millionen auf 342 000 reduziert. Im Sommer 1947 waren es nur noch 135 000 Mann, und da sie in bestimmten Gebieten konzentriert waren, bekamen viele Deutsche die Besatzungsmacht nicht mehr unmittelbar zu spüren und lebten im Grunde unter Selbstverwaltung. 1950 waren in Westdeutschland weniger als 75 000 US-Soldaten stationiert. Siehe Goedde, *GIs and Germans*, S. 23, 33.

152 Siehe z. B. W. H. Hale, *Our Failure in Germany*, S. 515 ff. Hale war politischer Berater der US Information Control Division.

153 Middleton, *Last July*, S. 148.

tik wider, in der Wiederaufbau und Stabilität im Zuge des Kalten Krieges die Oberhand über Gerechtigkeitsstreben und Vergeltung gewannen:

Trotz aller Handikaps, unter denen OMGUS zu arbeiten hatte, gelang es den Amerikanern gleichwohl binnen kurzer Zeit, Ordnung in das Chaos in unserer Zone zu bringen. Dies war um so bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß niemand von unseren hohen Offizieren Deutsch konnte ... Doch die Fügsamkeit der Deutschen und ihre Bereitschaft, sich wieder an die Arbeit zu machen, waren uns in allem eine große Hilfe, aber ebenso auch die verhältnismäßig nüchterne Einstellung unserer Leute zu ihren ehemaligen Feinden. Dank der geografischen Distanz waren den Vereinigten Staaten NS-Greuel wie die Massenmorde in Rußland, die Luftangriffe auf England und die Zwangsarbeit der Franzosen erspart geblieben. Die Amerikaner hatten relativ wenig bittere Erinnerungen und standen deshalb dem Wiederaufbau in ihrer Zone mit größerer Sachlichkeit gegenüber.¹⁵⁴

Mitarbeiter der Amerikanischen Militärregierung, die Deutsch sprachen, waren allerdings häufig Emigranten, denen manche gerade am wenigsten zutrauten, dass sie »nüchtern« oder rein »sachlich« waren. Bis zum Sommer 1946 waren die meisten von ihnen in ihre neue Heimat in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt oder aus dem Amt gedrängt worden.¹⁵⁵

Die amerikanischen Journalisten Andy Rooney und Bud Hutton, selbsternannte unerschrockene Reporter, weigerten sich standhaft, dem Drängen der Militärführung nachzugeben, sie sollten sich nicht auf »das oberflächliche Bild von schwangeren Fräulein, Geschlechtskrankheiten und Skandalen« konzentrieren. Sie schilderten die dunklere Seite der amerikanischen »Investition« in Deutschland: »Es ist ein nacktes Fräulein, das tot auf einer GI-Decke liegt, es ist ein Schwarzmarktdollar in Berlin ... Es ist ein heimatloser Jude und ein heimatloser Pole, die sich in einer dunklen deutschen Gasse gegenseitig Messer in den Bauch rammen, sobald die amerikanische Patrouille vorbeigegangen ist.« Doch selbst sie mussten die Vorzüge einer stabilen Besatzung anerkennen: »Es ist Nahrung in hungrigen Bäuchen. Es ist einigermaßen Frieden.«¹⁵⁶

154 Murphy, *Diplomat unter Kriegern*, S. 357.

155 Boehling, *A Question of Priorities*, S. 33; dort heißt es, »nur 5% aller Mitarbeiter der US-Militärregierung in Deutschland konnten genug Deutsch, um ohne Dolmetscher zu arbeiten«. Im Allgemeinen galten Emigranten, die dort arbeiteten, als zu »emotional«, rachsüchtig und zu stark von ihren jüdischen Verbindungen beeinflusst. Siehe z. B. Peterson, *American Occupation*, S. 139 f.

156 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 34, 10.

2. Genderspezifische Niederlage

Vergewaltigung, Mutterschaft und Fraternisierung

Ich habe bis zu der Zeit mit meinem Mann und den Kindern so glücklich gelebt. Ich hatte 4 Kinder, mein Jüngstes mußte ich am 18. Mai beerdigen, es war vier Monate alt. Jetzt bin ich in einer verzweifelten Verfassung und möchte dieses Kind unter keinen Umständen haben.

Antrag an das Bezirksgesundheitsamt Berlin-Neukölln, Dezember 1945¹

Unter normalen Umständen könnte man es als Vergewaltigung bezeichnen, aber dieser Fall fällt unter die Rubrik Gerechtigkeit.

Bill Downs, Newsweek-Korrespondent, zur Vergewaltigung eines deutschen Mädchens durch einen sowjetischen Kriegsgefangenen, April 1945²

»Genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich«, warnten scharfzüngige Berliner Witzbolde noch, als die Rote Armee schon näher rückte, die Bombardierungen zunahmten und die Zahl der zivilen und militärischen Opfer stieg. Alliierte und befreite Naziopfer mögen dem »Gejammer« der Besiegten mit feindseliger Skepsis begegnet sein, aber für viele Deutsche war der schwierige Frieden, der relativ bald eintrat, von Chaos, Angst und Gewalt geprägt, die nach ihrer Ansicht nicht dem Regime, das sie in den Krieg katapultiert hatte, sondern dessen Niederlage geschuldet waren. Sowohl dieser Zusammenbruch als auch die Wiederaufbaumaßnahmen, die »einigermaßen Frieden« bringen sollten, wurden genderspezifisch erlebt. Für die Frauen an der Heimatfront wirkte sich die bedingungslose Kapitulation unmittelbar und öffentlich auf ihren Körper aus, sei es als Opfer von Massenvergewaltigungen (am augenfälligsten in der Sowjetzone und Berlin), als willige oder pragmatische Fraternisiererinnen (am augenfälligsten mit amerikanischen Soldaten) oder als Mütter, die sich abmühten, ihre Kinder zu ernähren und durchzubringen (in allen Besatzungszonen und Sektoren).

1 LAB Rep. 214/2814/221/2, Gesundheitsamt Neukölln, 16. Dezember 1945.

2 Bill Downs, Korrespondent von CBS und *Newsweek*, *Newsweek*, 16. April 1945, S. 62.

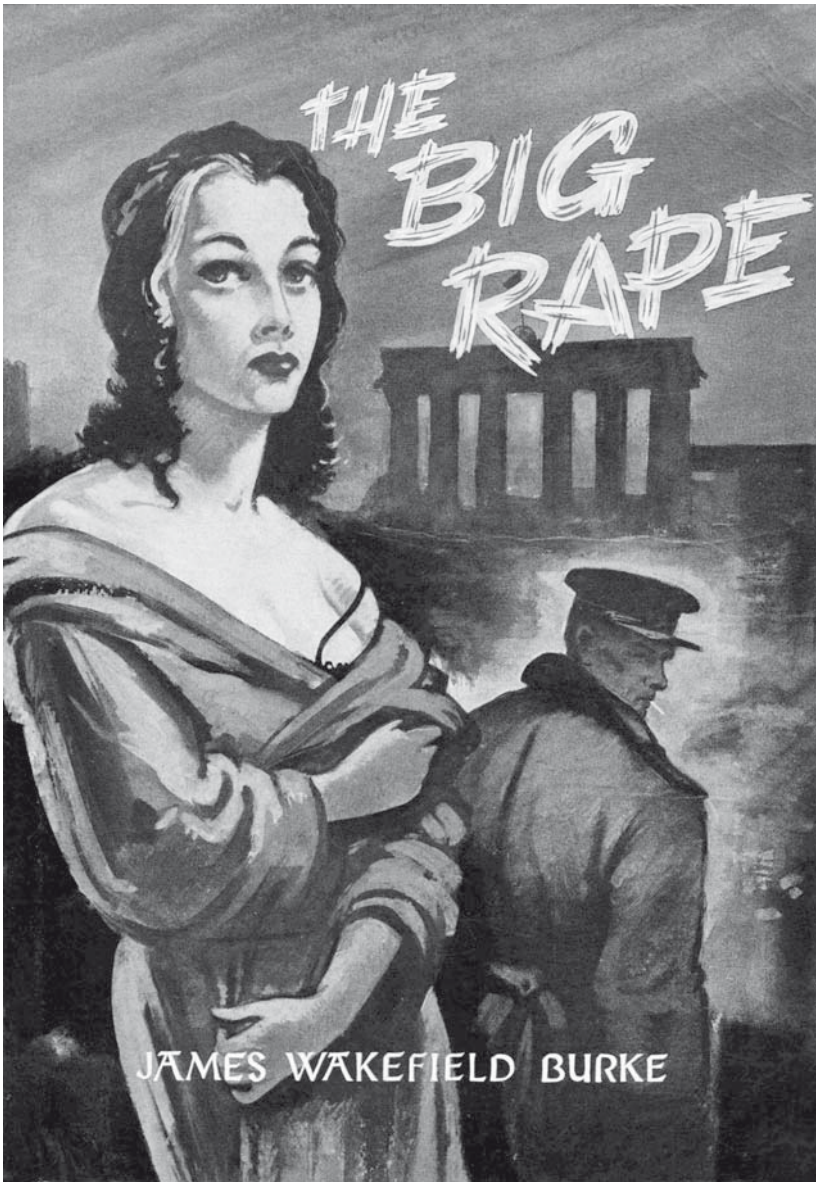


Abb. 2.1. Cover des amerikanischen Romans
»The Big Rape« von J.W. Burke, 1951.

Deutsche als Opfer: Vergewaltigung in Berlin

Das besiegte Reich, das die Sieger im Frühjahr 1945 antrafen, trug überwiegend weibliche Züge. Deutsche Männer waren gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft, und so blieb es den Frauen überlassen, die Trümmer zu räumen, Nahrung zu beschaffen und den Besatzungskräften zu dienen, häufig als Sexualpartner und Opfer. In einem Berliner Bezirk kamen im August 1945 auf 1873 Frauen 1000 Männer, in der gesamten Stadt war das Verhältnis 169 zu 100.³ Als die Rote Armee immer weiter nach Westen vorrückte, lieferte die Wehrmacht ihr erbitterte Rückzugsgefechte und zwang die erschöpften und teilweise fassungslosen sowjetischen Kommandeure, sich bis ins Zentrum der zerstörten Hauptstadt vorzukämpfen. Im Februar stand die Rote Armee nur noch 60 km östlich von Berlin, aber die Deutschen kapitulierten noch immer nicht, sondern versuchten, sich Fluchtwege nach Westen und Norden freizuschlagen. Gestärkt durch riesige Alkoholvorräte, die die Deutschen bei ihrem Rückzug praktischerweise zurückgelassen hatten, verstärkt durch unterwegs befreite, brutal behandelte sowjetische Kriegsgefangene und aufgebracht über den Häuserkampf, den die deutsche Verteidigung ihnen mit loyalen Jungen, alten Männern und regulären Soldaten von Straße zu Straße lieferte, drang die Rote Armee mit einer »wahren Zerstörungswut«, wie der Militärhistoriker John Erickson es nannte, durch Ostpreußen Richtung Berlin vor.⁴ In einer bemerkenswert ungeschickten Formulierung schloss Erickson: »Die Kämpfe zermürbten beide Seiten, aber das russische Stehvermögen setzte sich durch.«⁵

- 3 Im August 1945 hatte Berlin 2 784 112 Einwohner (1 035 463 männliche, 1 748 649 weibliche) gegenüber 4 332 000 im Jahr 1939. Die männliche Bevölkerung hatte sich gegenüber den Vorkriegszahlen um die Hälfte reduziert, die der Frauen um ein Viertel. Dem Verhältnis von 100 Männern zu 169 Frauen stand 1939 ein Verhältnis von 100 zu 119 gegenüber. Berliner Volks-, Berufs- und Arbeitsstättenzählung, 12. August 1945, in: *Berliner Zeitung*, 1/91, 29. August 1945, S. 1. Zur Bedeutung des »Frauenüberschusses« bei Kriegsende siehe Heineman, *What Difference*, insbesondere Abb. S. 10.
- 4 Siehe (unter vielen anderen Quellen) Erickson, *The Road to Berlin*, Bd. 2, S. 512; siehe auch Bartov, *Hitlers Wehrmacht*; Evans, *Im Schatten Hitlers?*, 2. Kap.
- 5 Erickson, *Road to Berlin*, S. 603. In einer neueren Darstellung führt Antony Beevor die sowjetischen Vergewaltigungen darauf zurück, »dass es einen dunklen Bereich der männlichen Sexualität gibt, der sich besonders in Kriegszeiten, wenn alle Schranken von Disziplin, Sitte und Anstand fallen, nur allzu leicht in den Vordergrund drängt«, und behauptet, »dass in Kriegszeiten undisziplinierte Soldaten, die keine Strafe zu fürchten haben, sehr rasch in eine primitive Sexualität verfallen, vielleicht sogar in das, was die Biologen als den Drang des Männchens

Nachdem die Vergewaltigungen durch Rotarmisten seit den 1950er Jahren erstaunlich wenig Aufmerksamkeit erfahren hatten, wurden sie zu Beginn der 1990er Jahre (teils ausgelöst durch sexuelle Gewalt in Verbindung mit den Konflikten im ehemaligen Jugoslawien) Gegenstand heftiger wissenschaftlicher und feministischer Debatten über die Rolle deutscher Frauen im Dritten Reich. Der 60. Jahrestag des Kriegsendes – der eine neue Betonung auf die öffentliche Anerkennung deutschen Leids legte – und das wachsende weltweite Bewusstsein für Vergewaltigung als Kriegsverbrechen in Bürgerkriegen und ethnischen Konflikten rückten die Geschichte der Viktimisierung deutscher Frauen erneut, allerdings weniger sorgfältig in ihren Kontext eingebettet, ins Blickfeld.⁶ Die Zahlenangaben für Berlin zu diesen Vergewaltigungen variieren stark von 20 000 bis zu annähernd einer Million; oder gar zu insgesamt zwei Millionen für die Zeit, in der die Rote Armee sich Richtung Westen vor kämpfte. Nach konservativen Schätzungen wurden etwa 110 000 Frauen in Berlin vergewaltigt, viele mehrfach, davon starben 10 000 an den Folgen; andere Schätzungen gehen davon aus, dass von den 1,5 Millionen Berlinerinnen jede dritte Opfer sowjetischer Vergewaltigungen wurde.⁷

im Tierreich beschreiben, seine Gene so weit wie möglich fortzupflanzen«; Beevor, Berlin 1945. Das Ende, S. 356.

- 6 Siehe die breite Rezeption in Deutschland, den USA und Großbritannien der viel beachteten und publizierten, aber umstrittenen Veröffentlichung eines überarbeiteten Textes über Massenvergewaltigungen in Berlin: Anonyma, Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945 (dazu mehr in Anm. 24). Diesem Interesse ging die positive Resonanz auf Beevors Erörterung von Vergewaltigungen in *Berlin 1945. Das Ende* voraus. Zu den in den 1990er Jahren veröffentlichten Forschungen gehören: Naimark, *Die Russen in Deutschland*; Heimatmuseum Charlottenburg, *Worüber kaum gesprochen wurde. Frauen und alliierte Soldaten*; und der Begleittext zu Sanders Film zu diesem Thema, Sander und Johr, Hrsg., *BeFreier und Befreite*. Zu früheren feministischen Analysen siehe Schmidt-Harzbach, *Eine Woche im April*; Hoerning, *Frauen als Kriegsbeute*; und Träger, *Between Rape and Prostitution*. Eine noch frühere feministische Betrachtung zu sexueller Gewalt im Zweiten Weltkrieg und Übergriffen sowjetischer Befreier auf deutsche Frauen bietet Brownmiller, *Against Our Will*, S. 48-79. Siehe auch Naimarks eingehende Erörterung in: *Die Russen in Deutschland*, S. 86-168. Zu den heiklen Problemen einer Historisierung der Vergewaltigung bei Kriegsende und zur Kontroverse über Sanders Film siehe Grossmann, *Eine Frage des Schweigens?*
- 7 B. Johr, *Die Ereignisse in Zahlen*, in: Sander/Johr, Hrsg., *BeFreier und Befreite*, S. 48, 54f., 59. Siehe auch Kuby, *Die Russen in Berlin*, S. 312f.; und vor allem Naimark, *Die Russen in Deutschland*, S. 86-109.

Unabhängig von den Zahlen steht außer Zweifel, dass Massenvergewaltigungen an der weiblichen Zivilbevölkerung das Kriegsende und die Niederlage des nationalsozialistischen Deutschland prägten. Sexuelle Gewalt war ein wesentlicher Bestandteil des erbitterten Endkampfes um Berlin vom 24. April bis zum 8. Mai 1945. Norman Naimark kommt in seiner eingehenden Studie der Sowjetzone zu dem Schluss: »Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Historiker jemals in Erfahrung bringen werden, wie viele deutsche Frauen in den Monaten vor der Kapitulation und den Jahren danach von Sowjetsoldaten vergewaltigt wurden.« Eines steht für ihn jedoch außer Zweifel: »Mit der Einnahme Berlins ging eine ungezügelte Explosion sexueller Gewalt durch Sowjetsoldaten einher.« Er konstatiert, »daß das Phänomen der Vergewaltigungen in seinem Ausmaß zu einem Teil der Sozialgeschichte der Sowjetischen Besatzungszone wurde, wie es im Westen unbekannt war«. Zudem »waren Frauen in der Sowjetzone zumindest bis Anfang 1947 ständig bedroht«.⁸

Die Nazipropaganda hatte sexuelle Übergriffe von Rotarmisten auf deutsche Frauen schon im Voraus in schillernden Farben ausgemalt. Schreckensbilder vordringender mongolischer Barbaren, die deutsche Frauen vergewaltigten, gehörten wesentlich zu den fieberhaften (und erfolgreichen) Bestrebungen der Nazikriegsmaschinerie, die Kampfmoral an der Ostfront zu stärken und die Heimatfront stabil zu halten. Unermüdlich hatte die Nazipropaganda Russen als animalische »Untermenschen« dargestellt und die Bedrohung durch eine asiatische Flut und eine marodierende »rote Bestie«, die in den angeblich immer noch friedlichen, normalen deutschen Landen wüten würde, genutzt, um sämtliche Kräfte für einen verzweifelten Widerstand zu mobilisieren, selbst als schon lange klar war, dass der Krieg im Grunde verloren war. Bei Kriegsende hatten die meisten deutschen Frauen schon anschauliche Wochenschauberichte über »geschändete Frauen, erschlagene Greise und ermordete Kinder« gesehen. Noch die letzte Wochenschau, die vor der Kapitulation 1945 entstand, zeigte einen weißen Zaun, auf dem der verzweifelte Aufruf geschrieben stand: »Schützt unsere Frauen und Kinder vor der roten Bestie«.⁹ Zudem wussten Deutsche genug über

8 Naimark, *Die Russen in Deutschland*, S. 159 f., 98, 129, 106. Laut Naimark, S. 107, kam es »auch noch weit in das Jahr 1947 hinein« zu Vergewaltigungen durch Rotarmisten. Beevor, Berlin 1945. Das Ende, präsentiert weitgehend das gleiche Material.

9 *Deutsche Wochenschau*, Nr. 755/10, 1945. Helke Sander verwendet in ihrem Dokumentarfilm *BeFreier und Befreite* Ausschnitte aus dieser Wochenschau, nämlich aus Interviews eines Rundfunkreporters mit Frauen über Vergewaltigungen durch

Wehrmachts- und SS-Verbrechen im Osten, um Grund zu der Annahme zu haben, dass rachsüchtige Russen Gräueltaten begehen würden, und um die häufig wiederholte (und ausdrücklich dementierte) Darstellung glaubwürdig erscheinen zu lassen, der sowjetisch-jüdische Schriftsteller Ilja Ehrenburg habe Sowjetsoldaten in einem berüchtigten Aufruf aufgefordert, sich durch Vergewaltigung deutscher Frauen zu rächen: »Nehmt die blondlockigen Frauen – sie sind eure Beute.«¹⁰ Unabhängig von der Frage, welche eingehenden Kenntnisse gewöhnliche Deutsche über die systematische Vernichtung osteuropäischer Juden hatten, war es kein Geheimnis, dass das Vorgehen der Wehrmacht an der Ostfront (anders als an der Westfront) weit über die gängigen Maßstäbe brutaler Kriegführung hinausging. Deutsche Soldaten hatten den ausdrücklichen Befehl erhalten, alle mutmaßlichen »Bolschewiken« zu liquidieren, und verwüsteten bei ihrem Rückzug in einer Strategie der »verbrannten Erde« (nicht aus Disziplinlosigkeit) ganze Landstriche, vertrieben die Zivilbevölkerung oder massakrierten die Einwohnerschaft ganzer Dörfer. In den Schilderungen Deutscher über die Berichte russischer Besatzungssoldaten tauchten immer wieder rachedurstige Erinnerungen der Sieger an Verbrechen auf, die sich nicht etwa auf die Vergewaltigung russischer Frauen durch Deutsche, sondern auf Gräueltaten völlig anderer Art bezogen: das Bild eines deutschen Soldaten, der einer Mutter das Baby entriss und es gegen eine Wand schleuderte – die Schreie der Mutter, das Gehirn des Kindes, das an die Mauer spritzte, das Lachen des Soldaten.¹¹

»bestialische Horden« von Sowjets. Siehe auch *Wochenschau*, Nr. 754/9/1945 und Nr. 739/46/1944.

- 10 Ehrenburg, *Menschen, Jahre, Leben*, Bd. 3, S. 32 dementierte ausdrücklich die hartnäckigen Anschuldigungen, von ihm als sowjetischem Juden in der Roten Armee stamme der Aufruf: »Ilja Ehrenburg ruft die asiatischen Völker auf, das Blut deutscher Frauen zu trinken. Ilja Ehrenburg fordert die asiatischen Völker auf, die deutschen Frauen zu vergewaltigen.« Siehe Brownmillers Erörterung in: *Gegen unseren Willen*, S. 74 f.
- 11 Dieses grauenhafte Bild hat eine lange Geschichte, die sich nicht auf Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg beschränkt. Einen spezifischen Hinweis auf diesen Kontext liefert Ingrid Strobl in ihrer Reaktion auf Sanders Film, Wann begann das Grauen, *Konkret*, September 1992, S. 55. Zu Vergewaltigungen durch Wehrmachtsangehörige gibt es keine zuverlässigen Vergleichsdaten; an der Westfront wurden sie zwar streng bestraft, dagegen »finden sich keinerlei Hinweise darauf, daß Soldaten in der Sowjetunion wegen Plünderns oder gewalttätiger Übergriffe gegen Einheimische abgeurteilt, geschweige denn hingerichtet wurden«; siehe Bartov, *Hitlers Wehrmacht*, S. 110. Die umstrittene Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht«, die das Hamburger Institut für Sozialforschung von 1993 bis 1999 veranstaltete, löste eine Welle von Publikationen aus, die sich mit dem Verhalten

Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten nahmen in den Nachkriegserinnerungen der Viktimisierung eine herausragende Stellung ein, weil sich in diesem einen Punkt Goebbels' spektakuläre antibolschewistische Propaganda als im Wesentlichen zutreffend herausgestellt hatte. Millionen Deutsche zogen auf der Flucht vor der Roten Armee nach Westen, und Millionen deutsche Soldaten wurden als Kriegsgefangene nach Osten gebracht, aber als die Berliner – überwiegend Frauen, Kinder und Alte – im strahlend schönen Frühling 1945 aus ihren Kellern kamen, töteten die Sowjets durchaus nicht jeden, der ihnen unter die Augen kam, deportierten nicht alle Deutschen nach Sibirien und brannten auch die Stadt nicht nieder. In einem der zahlreichen Tagebücher, die Frauen bei Kriegsende schrieben, stellte die Musikerin Karla Höcker fest: »Über eines sind wir beide tief verwundert: daß die Russen, die uns doch hassen und fürchten müssen, die Mehrheit der deutschen Zivilbevölkerung ganz unbehelligt leben lassen, daß sie uns nicht scharenweise abtransportieren!«¹²

Tatsächlich ergriff die Sowjetische Militäradministration umgehend effiziente Maßnahmen, um die Stadtverwaltung zu organisieren, die Grundversorgung zu sichern und ein lebendiges politisches und kulturelles Leben zu fördern. In Hinblick auf Gewalt gegen Frauen bestätigten sich jedoch die »Gräueltgeschichten« der Nazis weitgehend. Dennoch weigerte sich die sowjetische Politik hartnäckig, zuzugeben, dass ihre Soldaten, die geschworen hatten, »ehrenhaft, tapfer, diszipliniert und wachsam« zu sein und das »Vaterland mannhaft, fähig, würdig und ehrenhaft« zu verteidigen, in einem Maße, das über »vereinzelte Exzesse« hinaus-

deutscher Soldaten an der Ostfront befassten. Neuere, andauernde Forschungen zeigen, dass die Mutmaßungen, Rassentabus hätten sexuelle Übergriffe von Seiten Deutscher im Osten eingeschränkt, nicht haltbar sind. Siehe insbesondere B. Beck, *Wehrmacht und sexuelle Gewalt*, die allerdings Bartovs Einschätzung bestätigt, dass sexuelle Gewalt an der Ost- und Westfront unterschiedlich gehandelt wurde; siehe auch Beck, *Sexual Violence and Prosecution by Court Martials of the Wehrmacht*; dies., *Vergewaltigungen. Sexualdelikte von Soldaten vor Militärgerichten der deutschen Wehrmacht, 1939-1944*; W.J. Gertjeanssen, *Victims, Heroines, Survivors*.

- 12 Höcker, *Beschreibung eines Jahres*, S. 71, Eintragung vom 25. Mai 1945. Die Fülle entstandener Tagebücher analysiert zur Nieden, *Alltag im Ausnahmezustand*. Selbst christdemokratische Politiker räumten 1968 ein: »Trotz des Fürchterlichen, das geschah, müssen wir uns eher über den Grad der Disziplin wundern, den die meisten Soldaten der Roten Armee gezeigt haben«; Lemmer, *Manches war doch anders*, S. 258. Interessanterweise – typischerweise – vertrat er auf der folgenden Seite nachdrücklich: »Unsere Wehrmacht braucht sich ihrer Haltung im Krieg gegen die Sowjetunion nicht zu schämen.«

ging, Gräueltaten begingen.¹³ Sehr bald übernahm Ilja Ehrenburg Stalins neue, konziliantere Haltung gegenüber willfähigen Deutschen: »Der sowjetische Soldat wird die deutsche Frau nicht anrühren ... Er ist nach Deutschland nicht um Beute, Plunder und Konkubinen gekommen.«¹⁴ »Russische Soldaten vergewaltigen nicht, deutsche Schweine vergewaltigen«, brüllte ein Russe Hildegard Knef beim Verhör an, nachdem man sie, als Soldat verkleidet, gefangen genommen hatte; damit hatte sie dem Schicksal der besiegten deutschen Frauen entgegen wollen.¹⁵ Allerdings beeindruckte diese neue Haltung die Rotarmisten im verlustreichen Endkampf nicht, da man sie instruiert hatte, dass »jeder Bauernhof auf dem Weg nach Berlin ›die Höhle einer faschistischen Bestie‹ sei.¹⁶ Russische Soldaten waren so verblüfft über den Wohlstand der Gesellschaft, die sie so entschlossen besiegt hatten, und über den Kontrast zwischen Deutschland und ihrer eigenen dezimierten Heimat, dass sie den Besiegten erklärten: »Rußland – meine Heimat, Deutschland – mein Paradies.«¹⁷

Für die Frauen, die während der Schlacht um Berlin in den berüchtigten Tagen der Massenvergewaltigungen vom 24. April bis zum 8. Mai 1945 in »Kellergemeinschaften« hockten, schienen sich Goebbels' fieberhafte Prophezeiungen über die Bedrohung durch die asiatischen Horden zu bewahrheiten. Wenn Soldaten mit schweren Stiefeln, fremdartigen (unterschiedslos als mongolisch eingestuft) Gesichtern und grellen Taschenlampen in einen abgedunkelten Luftschutzkeller eindringen, nach Waffen und Armbanduhren suchten und schließlich mit vorgehaltenem Revolver den sprichwörtlichen Befehl erteilten: »Frau, komm«, hatten viele Frauen den Eindruck, eine Szene aus einem Film zu erleben, den sie schon gesehen hatten. Daher bestätigten Massenvergewaltigungen die Deutschen – die überfallenen Frauen ebenso wie die (besiegten, gefallenen, verwundeten, verkrüppelten oder in Kriegsgefangenschaft geratenen) Männer, die sie nicht mehr beschützen konnten – in ihrem Selbstverständnis, wonach sie ihren barbarischen Eroberern aus dem Osten überlegen und zugleich Missbrauchopfer waren. Mit dem Begriff »Missbrauch« umschrieben Frauen häufig ihre Erlebnisse, er fand aber

13 Berman und Kerner, *Soviet Military Law and Administration*, S. 48.

14 Ehrenburg, *Menschen, Jahre, Leben*, Bd. 3, S. 200. Siehe auch Hoerning, *Frauen als Kriegsbeute*, S. 327-346.

15 Knef, *Der geschenkte Gaul*, S. 105.

16 Deutscher, *The Economist*, 27. Oktober 1945, in: *Reportagen*, S. 130.

17 Gabriele Vallentin, *Die Einnahme von Berlin durch die Rote Armee vor zehn Jahren, wie ich sie selbst erlebt habe*. Geschrieben 1955, S. 37, LAB Acc. 2421.

auch allgemeiner Verwendung für die leidvollen Erfahrungen, die das deutsche Volk gemacht hatte: mit den korrupten Nazis, mit Hitler, der sein Versprechen einer nationalen Erneuerung nicht eingelöst und es in einen Krieg geführt hatte, der nicht zu gewinnen war; mit den Verlusten an der Front, den alliierten Bombenangriffen und schließlich mit der Kriegsniederlage, der Besatzung und der Entnazifizierung, die allgemein als willkürlich und ungerecht empfunden wurde.¹⁸

Deutsche Frauen – zumal in Berlin und östlich davon – erlebten Vergewaltigung 1945 als Kollektivereignis in einer allgemeinen Krisensituation, als Teil der apokalyptischen Tage der Eroberung Berlins. Vergewaltigung bestätigte ihre Erwartungen und die bestehende Überzeugung ihrer kulturellen Überlegenheit und war nur ein weiterer (manchmal, aber nicht immer der schlimmste) Aspekt in einer ganzen Reihe von schrecklichen Entbehrungen und Demütigungen, die mit Krieg und Kapitulation einhergingen: Hunger, Obdachlosigkeit, Vertreibung und Heimatlosigkeit, Plünderung und Demontage von Fabriken, die harte Behandlung deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion, Tod oder Invalidität der Männer, kranke, unterernährte oder sterbende Kinder. Die Vergewaltigungen flossen in die Erzählung vom Überleben im zerstörten Deutschland ein. Vergewaltigungen waren »zur Regel geworden«, wie viele feststellten.¹⁹ Aus zahlreichen dieser Berliner Berichte spricht eine gewisse Sachlichkeit, die an die »neue Frau« der Weimarer Zeit erinnert. Die Journalistin Margret Boveri, die während der Nazizeit weitergearbeitet hatte, äußerte sich in ihren Tagebucheinträgen für den 6. bis 8. Mai 1945 in *Tage des Überlebens* lakonisch über die sowjetischen »Befreier«:

Fuhr eine Strecke weit mit einem verschmutzten netten Mädchen. Sie ... war 14 Tage in russischer Gefangenschaft, wurde da zwar vergewaltigt, aber gut ernährt.

8. Mai 1945 ... Die üblichen Vergewaltigungen, – eine Nachbarin, die sich weigerte, wurde erschossen ... Frau Krauss war nicht vergewaltigt. Sie behauptet, an Frauen mit Brillen gingen die Russen nicht. Möchte wissen, ob das wahr ist ... Sie waren ziemlich besoffen, machten aber doch einen Unterschied zwischen alt und jung, was schon ein Fortschritt ist.²⁰

18 Zur Vergewaltigung als verallgemeinerbarem Symbol des deutschen Schicksals siehe Heineman, *The Hour of the Woman*.

19 M. Wieck, *Zeugnis vom Untergang Königsbergs*, S. 261.

20 Boveri, *Tage des Überlebens*, S. 126, 120 ff.

Andere akzeptierten ihr Schicksal als unausweichliche, erwartbare Folge des verlorenen Krieges, fast wie eine Naturkatastrophe, die unabwendbar war und die es schlicht zu überleben galt: »Ich habe damals die Russen hingenommen, wie man ein Gewitter hinnimmt.«²¹

Auch Anne-Marie Durand-Wever, die Ärztin, die wegen der aufgedeckten Naziverbrechen Rache für das »arme Deutschland« fürchtete, äußerte sich in ihrem Tagebuch stoisch und pragmatisch über Vergewaltigungen. Nach grauenhaften Nächten im Keller kehrte sie zu ihrer Arbeit in einer Notambulanz zurück. Unverzüglich stellte sie sich darauf ein, Frauen und Mädchen auf Geschlechtskrankheiten zu untersuchen und gynäkologische Instrumente aufzutreiben, denn »ich schätze, wir werden Abtreibungen vornehmen müssen«. Durand-Wever war sicher, dass »unsere« Soldaten sich auch nicht anders benommen hatten. Am 23. Mai machte sie eine bekümmerte Eintragung über ihre Tochter: »Heute Nachmittag war Annemie mit ihrem Kind hier. Vier Russen. Abstrich nicht eindeutig, Behandlung mit Sulfat (Albucid). Dafür zieht man sein Kind groß!« Noch im Februar 1946 schilderte sie die Lage als »scheußlich«: anhaltende Vergewaltigungen, Geschlechtskrankheiten, ungewollte Schwangerschaften und Massenabtreibungen.²²

Vergewaltigung überleben und erzählen

In diesen »finsternen Zeiten« der Eroberung und Besatzung präsentierten sich Frauen, die von Deutschen und Besatzungskräften häufig als unschuldige Opfer (von Vergewaltigung und Krieg im Allgemeinen) oder Übeltäterinnen (als trickreiche Fraternisiererinnen) gesehen wurden, auch als einfallsreiche Akteurinnen. Es gab zwar eine unbekannte, aber nicht unerhebliche Anzahl von Frauen, die im Selbstmord den letzten Ausweg sahen, solchen Übergriffen zu entgehen oder auf die erlebte Gewalt zu reagieren. Aber viele andere, die nun völlig auf sich allein gestellt waren (wie die Historikerin Elizabeth Heineman schrieb), setzten das Überleben, die Fürsorge für ihre Familie und die Beschaffung des Lebensnotwendigen an die erste Stelle. Sie »organisierten«, tauschten und verhandelten mit Besatzungssoldaten, um sich und ihren Kindern Nah-

21 Interview mit G. C. von Anfang 1990, zitiert in: Worüber kaum gesprochen wurde, Heimatmuseum Charlottenburg, S. 22.

22 Durand-Wever, Als die Russen kamen. Tagebuch einer Berliner Ärztin, unveröffentlichtes Manuskript.

rung, Unterkunft und Schutz zu verschaffen.²³ In zeitgenössischen Tagebüchern, aber auch in Jahre später bearbeiteten Tagebüchern, Memoiren und mündlichen Berichten schilderten Frauen extrem unterschiedliche Erfahrungen mit dem, was sie als Vergewaltigung, Nötigung, Übergriff, Prostitution und Missbrauch bezeichneten. Manche Frauen und junge Mädchen wurden in aller Öffentlichkeit von ganzen Soldatengruppen vergewaltigt, die Schlange standen, bis sie an die Reihe kamen. Manche wurden vom Bauch bis zum After aufgeschlitzt, einige anschließend getötet. Andere zwang ein einzelner junger Soldat allein in einem Zimmer zum Sex, wobei sich gelegentlich sogar ambivalente Gefühle von Hass, Mitleid und Wärme entwickelten. Manche Frauen boten sich gezielt an, um eine Tochter zu beschützen, oder ließen sich bewusst mit einem Besatzungssoldaten – vorzugsweise einem einflussreichen Offizier – ein, um sich vor anderen zu schützen und sich Vorteile zu verschaffen. Gewiss gab es auch Momente echter Zuneigung und Lust. Frauen schilderten Brutalität, aber auch zuweilen ihre Verwirrung über den schmalen Grat zwischen Vergewaltigung, Prostitution und einvernehmlichem (wenn auch meist instrumentellem) Geschlechtsverkehr.

Sieht man sich die Tagebücher, Memoiren und Romane der Nachkriegszeit genauer an, so stößt man überall auf Vergewaltigungsgeschichten, die nüchtern, tragisch, mit ironischem Humor oder sogar prahlerisch erzählt werden. In einer wiederkehrenden Trope treffen sich Frauen in ausgebombten Straßen an Wasserpumpen und tauschen mit gespielter Bravour »Kriegserlebnisse« aus. Mit beinahe hämischer Freude geben sie ihre Strategien preis, die ebenso leichtgläubigen wie brutalen Russen hinters Licht zu führen: sich als Mann zu verkleiden, sich mit mehreren Schichten von Kleidern und mit Erde oder Asche beschmiertem Gesicht als alte, hässliche Frau zu tarnen oder Typhus oder Geschlechtskrankheiten vorzutäuschen. Gemeinsam wundern sie sich aber auch, dass die Soldaten bei Frauen offenbar so gar nicht »wählerisch« sind, Dicke bevorzugen und selbst volltrunken noch über erstaunliche Manneskraft verfügen. Sowohl in amtlichen Aussagen als auch in privaten Schilderungen benutzten Frauen einen großen Wortschatz, um das erlittene »Es« direkt oder indirekt zu umschreiben: Schändung, Vergewaltigung, Übergriff, Überfall.²⁴ Manchmal erzählten sie von ihrem überraschenden

23 Heineman, *What Difference*. Siehe auch Meyer und Schulze, Hrsg., *Wie wir das alles geschafft haben*.

24 Siehe zur Nieden, *Alltag im Ausnahmezustand*, insbes. S. 74, 95f. Diese Bandbreite der Reaktionen ist sehr gut dargestellt in: Anonyma, *Eine Frau in Berlin*; wer auch immer die Verfasserin sein mag (siehe Anm. 26), so unterscheidet sich

Entrinnen oder einer vorübergehenden Rettung; häufig schilderten sie ihre Erlebnisse verallgemeinert oder im Passiv (die grauenhaften Szenen dauerten die ganze Nacht, wir mussten es alle über uns ergehen lassen), oder sie verwiesen ausdrücklich auf die furchtbaren Erlebnisse von Nachbarinnen, Müttern und Schwestern, die ihnen selbst angeblich erspart geblieben seien. »Aber es entkamen viel weniger, als später behauptet wurde«, versicherte der Journalist Curt Riess Jahre später.²⁵

Eine anonyme »Frau in Berlin« – mittlerweile identifiziert als die junge Journalistin Marta Hillers, die wie andere Journalistinnen während des Dritten Reichs weitergearbeitet, dabei aber auch gelegentlich kleinere Propagandatekte für die Nazis verfasst hatte – erklärte in ihrem fesselnden Tagebuch, das ein populärer deutscher Schriftsteller in den 1950er Jahren veröffentlichte, ihre Reaktion auf eine Reihe brutaler Vergewaltigungen in den ersten chaotischen Wochen im April und Mai 1945:

Sagte dann laut: Verdammt! Und faßte einen Entschluß.

Ganz klar: Hier muß ein Wolf her, der mir die Wölfe vom Leib hält. Offizier, so hoch es geht, Kommandant, General, was ich kriegen kann. Wozu hab ich meinen Grips und mein bißchen Kenntnis der Feindsprache?

Sobald ich wieder gehen konnte, nahm ich einen Eimer und verzog mich hinunter auf die Straße. Schlenderte auf und ab [...] Ich legte mir Sätze zurecht, mit denen ich einen Offizier ansprechen könnte; überlegte, ob ich nicht zu grün und elend aussähe, um zu gefallen. Fühlte mich körperlich wieder besser, nun, da ich etwas tat, plante und wollte, nicht mehr nur stumme Beute war.²⁶

der Text nicht sonderlich von vielen anderen Berichten und Tagebüchern (oder auch Romanen) über die Lage im Berlin der Nachkriegszeit. Überlegungen hierzu siehe Hsu-Ming Teo, *The Continuum of Sexual Violence*, S. 191-218. Einige interessante Unterschiede zwischen zeitgenössischen Tagebüchern und Memoiren von Frauen und späteren Interviews über Vergewaltigungserfahrungen analysiert Mühlhauser, *Vergewaltigungen in Deutschland 1945*. Siehe auch Dahlke, »Frau komm!«.

25 Riess, Berlin, Berlin, 1953, S. 11.

26 Anonyma, *Eine Frau in Berlin*, 2003, S. 75. Nach der Neuauflage 2003 und der »Enthüllung« der Identität der Autorin kam es zu Kontroversen, die männliche Wissenschaftler und Journalisten in den Feuilletons der großen Tageszeitungen austrugen. Siehe insbes. Bisky, *Süddeutsche Zeitung*, 24. September 2003 zur »Enthüllung«, dass es sich bei der anonymen Autorin um die Journalistin (Kleinpropagandistin) Marta Hillers handelte, die Propagandatekte für die NSDAP geschrieben hatte. Zur begeistert aufgenommenen amerikanischen Ausgabe siehe Anonymous, *A Woman in Berlin. Eight Weeks in the Conquered City*, New

Eine derart unsentimentale Direktheit in Schilderung und Umgang mit sexuellen Übergriffen oder den Bestrebungen, ihnen zu entgehen, war durchaus typisch. Curt Riess, ein Berliner Jude, der »mit recht gemischten Gefühlen« zurückgekehrt war, stellte erschüttert und zugleich zynisch fest: »Aber seltsam: Wenn das Entsetzliche erst fünf- oder sechsmal geschehen war, war es nicht mehr so entsetzlich. Das, was man nicht überleben zu können glaubte, wurde von vielen zwanzig- und dreißigmal überlebt.«²⁷ Ein anderer junger Berliner Jude, der aus Auschwitz zurückgekehrt war, hielt bittersüß amüsiert ein Gespräch zweier Frauen im vertrauten Berliner Dialekt fest, den zu hören er sich wider Willen freute. Eine der beiden Frauen, die gerade noch einen Platz in einem völlig überfüllten Zug nach Berlin ergattert hatte, rechtfertigte sich lautstark: »Wir in Berlin mussten uns de Bomben um de Koeppe sausen lassen. Ick habe fast zwee Wochen 'n Bunka jesessen un' bin viermal ausjebombt; na und de Russen ham uns och jrade nich mit Jlacehandschuh anjefasst, mir ham se dreimal verjewarticht, wenn Se't janz genau wissen woll'n.« Diese Äußerung provozierte ihr ebenso großmüliges Gegenüber zu der häufig zu findenden Erwiderung: »Die scheint ja och noch stolz druff ze sind, det se de Russen in ihrem Alter noch vorjenommen ham.«²⁸

Auf seltsame Weise floss die scheinbare Kaltblütigkeit der Frauen gegenüber massenhafter sexueller Gewalt ein in die Geschichte (und den Mythos) dieser Stadt mit ihrer unverwüstlichen, respektlosen Mentalität und der Einstellung »Berlin kommt wieder«. Dieser der Selbsterhaltung dienende sexuelle Zynismus lässt sich zumindest teilweise auf die Neue Sachlichkeit der Weimarer Kultur wie auch auf die Lockerung der Sitten während des Krieges zurückführen, in dem Frauen Fraternisierungserfahrungen mit für die Kriegswirtschaft rekrutierten Fremd- oder Zwangsarbeitern machten. Es entbehrte nicht einer gewissen Ironie des Schicksals, dass »ein von Rassenreinheit besessenes Regime zum Katalysator einer beispiellosen Zahl von Beziehungen zwischen Deutschen und Ausländern« wurde, wie Heineman feststellte.²⁹ Allgemeiner betrachtet, setzte sich die Aufweichung der bürgerlichen Moral, die Kulturkonservative spätestens seit dem Ersten Weltkrieg und der Weimarer Republik be-

York 2005. Die Kontroverse über die deutsche Neuauflage erörtert Heineman, *Gender, Sexuality and Coming to Terms with Nazi Past*, S. 53-56.

27 Riess, Berlin, Berlin, 1953, S. 16, 11.

28 Hans Winterfeldt, Deutschland. Ein Zeitbild 1926-1945. Leidensweg eines deutschen Juden in den ersten 19 Jahren seines Lebens, unveröffentlichte Memoiren, LBI Archives, ME 690, S. 438.

29 Heineman, *What Difference*, S. 58.

unruhigt hatte, während des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs fort, wenn auch auf komplexe, selektive Weise – ein Prozess, den Dagmar Herzog in ihrer provokativen Studie zur Sexualität während und »nach dem Faschismus« nachgezeichnet hat. Der nationalsozialistische Krieg hatte unweigerlich und paradoxerweise eine Lockerung der familiären Bindungen und eine Erotisierung des öffentlichen Lebens mit sich gebracht, die nicht einheitlich strafrechtlich verfolgt und von der Bevölkerung manchmal angeprangert, manchmal akzeptiert wurde. Wie Annemarie Tröger bereits 1986 in einem wichtigen Aufsatz aufzeigte, hatte das dissoziative Durchhaltevermögen, mit dem Frauen Vergewaltigungen und instrumentelle Fraternalisierungsaffären überstanden, eine gespenstische Ähnlichkeit mit den sachlichen Begegnungen der »neuen Frau« in Romanen der Weimarer Zeit etwa von Irmgard Keun oder Marieluise Fleißer. Nach Trögers Ansicht waren deutsche Frauen geübt in einem sexuellen Zynismus, »frei von Liebe«, der ihnen während des Krieges und in der Nachkriegszeit zustatten kam.³⁰ In dem Nachkriegsroman *Westend* schildert die Heldin ihre Vergewaltigung in demselben kühl distanzierenden Ton, den man mit »Neue-Frau«-Schriftstellerinnen assoziiert: »... das, was er sich vielleicht als eine Art Pflicht selbst auferlegt hatte, führte er kalt und uninteressiert aus ... Der Mann auf ihr tat ihr leid.«³¹

Der »Russe«, dessen Kommen Opfer und Gegner der Nazis verzweifelt herbeigesehnt und die meisten Deutschen so gefürchtet hatten, löste in Berlin nicht nur Angst und Schrecken, sondern sowohl bei den anderen Besatzungskräften als auch bei den Besiegten Faszination und Staunen aus. In Übereinstimmung mit den von der Nazi-Propaganda gezeichneten Bildern gab es die betrunkenen, primitiven »Mongolen«, die wie rachsüchtige »hungrige Heuschreckenschwärme« in einer »Racheorgie« in Deutschland einfielen. Diese schlitzäugigen Rächer aus der fernöstlichen Steppe verlangten Uhren, Fahrräder und Frauen, hatten keine Ahnung, dass ein Wasserklosett weder eine Spüle noch ein Kühlschranks war, und wunderten sich, dass die Wurst, die sie darin deponiert hatten, verschwand, wenn man die Spülung betätigte. Sie verluden teure Präzisionsinstrumente und optisches Gerät wie Kartoffelsäcke zum Transport

30 Tröger, *Between Rape and Prostitution*, S. 113. Siehe auch Kundrus, *Forbidden Company*. Zu nationalsozialistischen Anreizen für »arische« Sexualität und deren Nachwirkungen in den 1950er und 1960er Jahren siehe Herzogs nuancierte Analyse in *Die Politisierung der Lust*.

31 A. Weber, *Westend*, S. 104. Curt Riess fand die Berlinerinnen »hart und sachlich« (dieselben Begriffe hatte man auch nach dem Ersten Weltkrieg gebraucht), Berlin, Berlin, 1953, S. 45.

in die Sowjetunion und ließen sie dann auf blockierten Straßen und Bahngleisen verrostet.³² Allerdings gab es daneben auch den gebildeten Offizier, der Deutsch sprach, Dostojewski und Tolstoi zitierte, die Exzesse seiner Kameraden bedauerte und zuverlässigen Schutz bot, auch wenn er gleichzeitig wortgewandt deutsche Kriegsverbrechen schilderte. Häufig stellten Deutsche diese »kultivierten« Sowjets aus dem europäischen Teil Russlands den ebenso, wenn auch auf andere Art beeindruckenden amerikanischen Besatzungskräften gegenüber, die sie – nach den klischeehaften Darstellungen amerikanischer Kriegsgefangener in Nazi-Wochenschauberichten – als vulgäre, Kaugummi kauende Primitive einstufen. GIs machten ihre Eroberungen jedoch überwiegend nicht mit Gewalt, sondern mit Nylonstrümpfen und Schokolade. »Der Unterschied ist, dass die Amerikaner und die Briten die Mädchen zum Essen einladen und dann mit ihnen ins Bett gehen, die Russen machen es umgekehrt«, witzelten die Berliner.³³ Unter den Siegern wie auch unter Deutschen kursierten makabre Witze über die Folgen des totalen Krieges. »Von vielen vergewaltigten Frauen wurde gesagt: ›Eigentlich sollten sie den Russen dankbar sein! Ohne sie hätten sie nie mehr einen Mann bekommen.«³⁴

Die Sowjets verblüfften die besiegten Deutschen mit ihrem scheinbar seltsamen Verhalten. Sie vergewaltigten Frauen, gingen aber nett und behutsam mit Kindern und Säuglingen um. Sie zogen jemandem unverfroren die Armbanduhr vom Arm oder entrissen ihm sein Fahrrad, umarmten ihn dann aber herzlich, küssten ihn auf beide Wangen und verabschiedeten sich freundlich. Frauen erzählten, dass ihre Angreifer sich zuweilen durch energische Befehle ablenken oder sogar einschüchtern ließen wie ein Kind oder ein Hündchen und dass sie ehrlich überzeugt waren, Plündern sei kein Verbrechen, sondern eine angemessene Entschädigung und Vergewaltigung lediglich ein Teil dessen, was ihnen rechtmäßig zustünde. Westliche Alliierte und Deutsche staunten besonders über die sowjetische Trinkfestigkeit, Feierfreudigkeit und die unglaublichen Mengen Kaviar, die sie verzehren konnten. »Wir fuhren 1945 nach Berlin und sahen die Russen nur als große, fröhliche, Balalaika spielende Burschen, die Unmengen Wodka tranken und gern im Wohnzimmer Ringkämpfe austrugen«, erinnerte sich Commander Frank How-

32 Deutscher, Reportagen, S. 123 und 130; Riess, Berlin, Berlin, 1953, S. 12 f.

33 Durand-Wever in: Family Planning Association, Hrsg., Proceedings of the International Congress on Population and World Resources in Relation to the Family, Cheltenham, London 1948, S. 103.

34 Riess, Berlin, Berlin, 1953, S. 14.

ley.³⁵ Die Russen waren nicht nur mit Panzern und ohrenbetäubenden Stalinorgeln gekommen, sondern auch mit Pferde- und Kamelwagen, und auf ihrer endlosen Suche nach Alkohol tranken sie sogar Benzin und 47II. Ein jüdischer Junge erinnerte sich an seinen ersten Eindruck von den Befreiern, der zugleich faszinierend und erschreckend war: »Die vier Soldaten trugen olivfarbene, hochgeschlossene Uniformen mit einem Gürtel um die Taille. Ihre Hosen waren in die Stiefel gestopft. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Wenn sie nicht so erschreckend gewesen wären, hätte ich ihren Anblick vielleicht lustig gefunden.«³⁶ Diese widersprüchlichen Eindrücke spiegelten die generell schizoiden Aspekte der sowjetischen Besatzung wider: »Tagsüber ließen sie die Deutschen, Männer wie Frauen, in Demontagetrupps arbeiten, Trümmer räumen, Panzersperren beseitigen; und nachts terrorisierten sie die Stadt«, obgleich einige ihrer Offiziere sich veranlasst sahen, Soldaten, die sie bei solchen Ausschreitungen erwischten, auf der Stelle zu erschießen.³⁷

Solche negativen, aber auch wirren Einschätzungen über die Russen halfen Frauen vielleicht letztlich, Abstand von ihren eigenen schrecklichen Erlebnissen zu gewinnen. Die Darstellung des Russen als primitiv und exotisch sprach ihn, aber auch die Frauen auf eigentümliche Weise von Schuld frei. Von solchen unzivilisierten, animalischen Wesen konnte man keine Selbstbeherrschung erwarten, zumal nicht in volltrunkenem Zustand. Andererseits konnte aber auch niemand von Frauen verlangen, dass sie sich gegen eine Urgewalt zur Wehr setzten, die zudem meist noch mit Schusswaffen versehen war. Eine Frau erinnerte sich, was sie nach der anfänglichen Panik über ein Schicksal dachte, das angeblich schlimmer war als der Tod: »Mir wurde klar, daß eine Vergewaltigung, so furchtbar sie auch sein mochte, nichts mit Ehrverlust zu tun hatte.«³⁸ Im Vergleich schnitten russische Offiziere bei nicht wenigen Frauen besser ab als die verachtenswerten, besiegten deutschen Männer, die der Demütigung der Frauen noch Vorschub leisteten oder sie dafür zu bestrafen versuchten und manchmal sogar so weit gingen, die Opfer zur Ehrenrettung zu töten. Sie waren nur noch jämmerliche Karikaturen des von der SS so hoch geschätzten mannhaften Teutonen, wollten vor allem ihre eigene Haut retten und waren sich nicht zu schade, Frauen zur Unterwerfung zu drängen, um sich selbst nicht zu gefährden – schließlich war Vergewaltigung weniger verheerend als die Kriegsgefangenschaft in Sibirien oder

35 Howley, Berlin Command, S. 11.

36 Lewyn und Lewyn, Versteckt in Berlin, S. 258.

37 Davidson, Death and Life, S. 74.

38 Pausewang, Ein Maimorgen, S. 60.

der Tod durch Erschießen. Die Autorin von *Eine Frau in Berlin* schreibt über den sowjetischen Offizier, den sie schließlich in der Hoffnung, dass er Rivalen abwehren werde, in ihr Bett gelockt hat:

Andererseits mag ich den Major, mag ihn um so mehr als Menschen, je weniger er von mir als Mann will. Und viel wird er nicht wollen, das spüre ich. Sein Gesicht ist bleich. Die Kniewunde macht ihm zu schaffen. Wahrscheinlich sucht er menschliche, weibliche Ansprache mehr als das bloß Sexuelle. Und die gebe ich ihm gutwillig, ja gern. Denn unter den Mannsviechern der letzten Tage ist er doch der erträglichste Mann und Mensch.³⁹

Der amerikanische Kriegskorrespondent James W. Burke zeichnet in seinem reißerischen Roman von 1951 *The Big Rape* seine Heldin Lilo fest entschlossen: »Sie hatte nicht mit vieler Mühe ihr Leben bis jetzt erhalten, um es dann nährischerweise einer ebenso unechten wie verkrampten Tugend zu opfern.« Ihren (vorübergehenden) Beschützer beschreibt sie auffallend ähnlich wie die Tagebuchschreiberin in *Eine Frau in Berlin*: »Kapitän Pawel hatte alle Eigenschaften, die sie bei ihm erwartet hatte. Er war liebevoll, er war rücksichtsvoll, er war galant. Und vor allem – er sicherte sie vor Angriffen.«⁴⁰ Eine Frau erinnerte sich später in einem Interview: »Wir wurden aus den Russen nie recht schlau – sie waren mal gutmütig, mal sadistisch.«⁴¹

Die förmliche Explosion, die das Erinnern (und die Gedenkpolitik) an das während und nach dem Krieg erfahrene deutsche Leid um die Jahrtausendwende erlebte, erwuchs teils aus dem nagenden Gefühl, diese Opfererfahrung sei nie angemessen zum Ausdruck gebracht und anerkannt worden und habe in West- und Ostdeutschland immer im Schatten der Forderung nach Anerkennung einer Kollektivschuld an Deutschlands Verbrechen gestanden. Um ein solches Beharren auf »dem Schweigen, das es nie gab«, wie Historiker es genannt haben, handelt es sich eindeutig bei der populären Sicht, die massive, kollektive Erfahrung sexueller Gewalt gegen deutsche Frauen sei schnell und gründlich mit

39 Anonyma, *Eine Frau in Berlin*, S. 131.

40 Burke, *The Big Rape*. Die große Vergewaltigung, S. 126, 183. Laut Umschlagtext der amerikanischen Ausgabe war Burke Kriegsberichterstatter für das *Esquire Magazine* und »arbeitete als PR-Offizier für die Generäle McNarney, Clay und Howley«. Die Ähnlichkeiten zwischen Lilo und der Autorin von *Eine Frau in Berlin* sind auffallend und lohnen sicher eine eingehendere Untersuchung.

41 Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«, Bd. 2, S. 408. Siehe die ausführlichen Interviews und Kommentare zu Erlebnissen von Frauen während der Besetzung, S. 375-586.

dem Mantel des Schweigens bedeckt oder tabuisiert worden. Tatsächlich wurden die allgegenwärtigen Vergewaltigungsgeschichten nicht geleugnet, sondern von praktisch allen, selbst von den Opfern, wie wir gesehen haben, heruntergespielt oder »normalisiert«. Vergewaltigungen galten je nachdem, wer darüber sprach, als unvermeidliche Begleiterscheinung eines üblen Krieges oder in der antifaschistischen Darstellung als verständliche Vergeltung oder übertriebene antikommunistische Propaganda.⁴² Aber diese Einordnungen bedeuteten keineswegs, dass man Vergewaltigungsgeschichten geleugnet oder mit Schweigen belegt hätte.

Umgang mit Vergewaltigung: Medizinische und politische Reaktionen

Ganz im Gegenteil mangelte es unmittelbar nach dem Krieg durchaus nicht an Auseinandersetzungen und Dokumentationen über Vergewaltigung. Vielmehr findet sich in unzähligen Quellen und Medien eine Fülle von Äußerungen verschiedener Seiten – auch wenn sie sich nur schwer an heutigen Erwartungen an die Traumabehandlung und -verarbeitung messen lassen (ein Problem, das uns auch bei der Erörterung jüdischer Überlebender beschäftigen wird). Belege für Vergewaltigungen gibt es in ausführlichen Polizeiberichten und medizinischen Unterlagen, Erklärungen der Kommunistischen Partei, der Sowjetischen Militäradministration, der US-Behörden, in Tagebüchern und Memoiren sowie in eidesstattlichen Erklärungen von Frauen bei den Gesundheitsämtern, die Schwangerschaftsabbrüche nach Vergewaltigungen genehmigten. Mit den konkretesten Maßnahmen reagierte der kommunistisch und sowjetisch dominierte Magistrat auf die Lage, insbesondere auf die gesundheitlichen Folgen: Umgehend beschloss er ein Moratorium des seit Langem bestehenden, umstrittenen Strafrechtsparagrafen 218,

42 Man denke nur an die hitzigen Diskussionen über Helke Sanders Film *BeFreier und Befreite*, der ausdrücklich behauptete, das Schweigen über sowjetische Vergewaltigungen deutscher Frauen zu brechen, und an die Begeisterung, mit der die Neuauflage von *Eine Frau in Berlin* 2003 aufgenommen wurde. Zu den Debatten der 1990er Jahre siehe das Sonderheft: Berlin 1945: War and Rape, »Liberators Take Liberties«, October, 72, Frühjahr 1995, darin insbes. Grossmann, A Question of Silence, dt.: Eine Frage des Schweigens? Zu den Erinnerungen an Vergewaltigungen französisch-tunesischer und marokkanischer Frontsoldaten und ihre Folgen wie Geschlechtskrankheiten, Abtreibung, Scheidung und Selbstmord sowie zu den anhaltenden Hemmungen, darüber zu berichten, siehe Bechdolf, Grenzerfahrungen von Frauen.

der Abtreibungen unter Strafe stellte, (und führte zudem eine strenge Kontrolle und Behandlung von Geschlechtskrankheiten ein). Bereits am 23. Mai 1945 berief der berühmte Chirurg Ferdinand Sauerbruch als Leiter des Berliner Gesundheitsamtes (bei einer Flasche Wodka hatte man den misstrauischen, politisch kompromittierten Arzt überreden können, dieses Amt zu übernehmen) eine Sitzung der Amtsärzte ein, um die Voraussetzungen für Schwangerschaftsabbrüche zu besprechen. Die Sitzungsprotokolle geben die offenkundig heftigen Diskussionen nur verkürzt wieder, in denen »die Meinungen der anwesenden Amtsärzte ... weit auseinander« gingen; nach mehreren Sitzungen im Laufe des Sommers einigte man sich auf Indikationen für Schwangerschaftsabbrüche, die neben der medizinischen eindeutig auch soziale und ethische (Vergewaltigung) Gründe vorsahen. Im September standen Abtreibungen bei den Dienstbesprechungen der Amtsärzte noch immer ganz oben auf der Tagesordnung.⁴³ Da man sich schon sehr bald Diskussionen über Schwangerschaftsabbrüche zuwandte, verlagerte sich die Krise der Massenvergewaltigungen weg von der sexuellen Gewalt einer »Befreiungsarmee«, hin zu einem Problem des öffentlichen Sozial- und Gesundheitswesens. Allerdings konnten Frauen im Kontext dieser medizinischen Reaktion ihre Erlebnisse dokumentieren, medizinisch sichere Abtreibungen vornehmen und Geschlechtskrankheiten behandeln lassen – zudem entstand auf diese Weise ein Großteil der archivalischen Überlieferung. Die örtlichen Berliner Gesundheitsämter praktizierten die liberalisierte Abtreibungspolitik gegen einiges Murren von Ärzten und gegen den ausdrücklichen, aber irrelevanten Protest Walter Ulbrichts, des neuen Chefs der KPD. Auf Positionen aus der Zeit vor 1933 zurückgreifend, vertraten altgediente deutsche Kommunisten die Meinung, dass in Anbetracht der drastischen Umstände Berliner Arbeiterinnen einen Anspruch auf Abtreibungen hätten. Zum Entsetzen der aus dem Untergrund auftauchenden Genossen, die dennoch widerstrebend Parteidisziplin übten, blieb Ulbricht nicht nur ungerührt von den dringenden Bitten, hart gegen Ausschweifungen der Roten Armee vorzugehen, sondern weigerte sich auch, Abbrüche daraus entstehender Schwangerschaften zu erlauben. »Die Herren Ärzte müssen darauf aufmerksam gemacht werden, in

43 LAB Rep 12. Acc 902/Nr. 5 Dienstbesprechungen der Amtsärzte 1945/6 am 6.9.1945. Sitzungen fanden am 23. Mai, 26. Juli und 23. August 1945 statt; siehe BAB (Sapmo), DFD BV (Bundsvorstand), 98, Sitzungen des Bundsvorstands des DFD. Die Sauerbruch-Anekdote stammt aus Hans Mahle, Wie ich Professor Dr. Sauerbruch und Dr. Hermes fand, in: Krauss und Küchenmeister, Das Jahr 1945, S. 75.

dieser Frage etwas mehr Zurückhaltung zu üben«, erklärte er kurz und bündig. Aber allein schon diese Äußerung zeigt, wie weit verbreitet diese Praxis bereits war.⁴⁴

Die Ad-hoc-Entscheidung der Ärzte, den Strafrechtsparagrafen 218 auszusetzen und an vergewaltigten Frauen Schwangerschaftsabbrüche vorzunehmen, wurde bald in einem gut organisierten Gesundheitswesen institutionalisiert, das zumindest in den Städten nie vollständig zusammengebrochen war. Trotz des strafrechtlichen Verbots von Schwangerschaftsabbrüchen hatten geheime Nazidirektiven erlaubt – oder erzwungen –, dass bei Zwangsarbeiterinnen, als Prostituierte und »Nichtarierinnen« eingestuftes Frauen wie auch zunehmend bei Deutschen, die nach einvernehmlichem Geschlechtsverkehr oder Vergewaltigung von ausländischen Arbeitern oder Kriegsgefangenen schwanger waren, Abtreibungen durchgeführt wurden. Bereits vorhandene Pläne des Innenministeriums, in Großstädten spezielle Krankenhausstationen für solche Frauen und die Abtreibung ihres unerwünschten mongolischen oder slawischen Nachwuchses einzurichten, fanden nach der deutschen Kapitulation tatsächlich die Billigung aller Besatzungsmächte. Im Sommer 1945 schrieb ein junger Wehrmachtsarzt, den man kurz zuvor aus einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager in Frankreich entlassen und zum unentgeltlichen Dienst in einem Berliner Krankenhaus beordert hatte, in sein Tagebuch:

Es gibt viel medizinische Arbeit in der gynäkologischen Abteilung. Auf Befehl der britischen und amerikanischen Behörden hin sollen alle Schwangerschaften, die nachweislich aus Vergewaltigungen (meistens durch Russen) resultieren, abgebrochen werden. Es gibt auch viele illegale, von Quacksalbern durchgeführte Abbrüche, die dann wegen Infektionen im Krankenhaus behandelt werden müssen.⁴⁵

44 BAB (Sapmo) NL 182 (Walter Ulbricht)/246, Besprechung Gen. Ulbricht mit je 1 Genossen aus jedem Verwaltungsbezirk, Berlin, 20. Mai 1945, S. 47. Siehe auch LAB Rep. 12. Acc. 902/Nr. 5, Dienstbesprechungen der Amtsärzte 1945/6. Zu Ulbrichts Besprechung mit KPD-Genossen siehe Leonard, Mai 1945. Erinnerungen eines Mitglieds der »Gruppe Ulbricht«, S. 61; siehe auch ders., Die Revolution entläßt ihre Kinder, S. 382-387.

45 Aus dem unveröffentlichten Tagebuch von Dr. Hans Vollnhals, mit freundlicher Genehmigung von Itta Vollnhals. Zur fragwürdigen Legalität der Abtreibungspraxis, die praktisch mit vollem Wissen und Duldung aller relevanten deutschen Stellen und der Besatzungsmächte, einschließlich der evangelischen (nicht aber der katholischen) Kirche erfolgte, siehe Probst Heinrich Grüber, Erinnerungen nach sieben Jahrzehnten. Laut Riess, Berlin, Berlin, S. 23, wurde im Sommer 1945 »generell die Erlaubnis« zu Schwangerschaftsabbrüchen erteilt. Heide Fehren-

Gestützt auf das gemischte Vermächtnis einer maternalistischen Bevölkerungspolitik der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus und unter Berufung auf das Rassendenken der Nazis und den rechtlichen Schutz der Besatzungspolitik, schilderten Tausende Frauen ihre Vergewaltigungsgeschichten in äußerst spezifischen Formulierungen gegenüber Ärztekommisionen der Bezirksgesundheitsämter, die Abtreibungen auch noch in den letzten Schwangerschaftsmonaten genehmigten. Nüchtern und pragmatisch beanspruchten sie ihr Recht auf Abbruch von Schwangerschaften, die sozial, wirtschaftlich oder medizinisch untragbar waren – um ihre Familie oder sich selbst zu retten und weil es »unverantwortlich« sei, »in dieser furchtbaren Notzeit noch ein Kind in die Welt« zu setzen, wie eine Frau sich später erinnerte.⁴⁶ Eine Frau berief sich auf diese an die Diskurse der Weimarer Zeit angelehnte soziale (statt moralische oder rassische) Notlage und schrieb an das Bezirksgesundheitsamt Neukölln: »Bin schwanger durch Vergewaltigung eines Russen seit dem 27. April 1945. Bitte daher um Abnahme der Frucht, da ich schon ein uneheliches Kind habe und bei meinen Eltern lebe, die selbst noch kleinere Kinder haben.« Eine andere Frau, die vergewaltigt wurde und der man das Fahrrad geraubt hatte, schrieb am 9. November 1945: »Da ich alleinstehend bin, meine Mutter seit 15 Jahren verstorben, mein Vater Halbjude ist und ich seit sechs Jahren von ihm kein Lebenszeichen erhalten habe, ist es für mich unmöglich unter diesen Umständen ein Kind in die Welt zu setzen.« In einem Antrag vom 6. August 1945 hieß es schlicht: »Ich habe drei Kinder im Alter von fünf bis elf Jahren. Mein Ehemann ist als gewesener Soldat noch nicht zurück. Ich bin zwei Mal ausgebombt und von Westpreußen im Januar hierher geflüchtet und bitte nun herzlich darum, dieses neue Unglück mir und meiner Familie abwenden zu helfen.«

bach weist in *Race after Hitler*, S. 59, darauf hin, dass auch in der amerikanischen Zone in Bayern Ärztekommisionen eingerichtet wurden, die Genehmigungen für Abtreibungen erteilten. Die Bereitwilligkeit, mit der deutsche und Besatzungsstellen Schwangerschaftsabbrüche als Abhilfe zuließen, steht in krassem Gegensatz z. B. zur französischen Reaktion auf Meldungen über Vergewaltigungen durch deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg; siehe den hervorragenden Aufsatz von Ruth Harris, *The »Child of the Barbarian«*.

⁴⁶ Bericht von H. Gnädig, LAB Rep. 240/2651/98.3. Alle Zitate aus Rep. 240/2651 stammen aus einem vom Berliner Senat geförderten Aufsatzwettbewerb von 1976 zum Thema: Berlin 1945. Wie ich es erlebte; in den 812 eingereichten Beiträgen schilderten überwiegend Frauen ihre Erlebnisse von Mai 1945 bis zum Ende der Berliner Blockade im Juni 1949.

Außer der sozialen Notlage führten viele Frauen Rassenhygiene im Nazivokabular an, das im Laufe der vorangegangenen zwölf Jahre den öffentlichen Diskurs völlig durchdrungen hatte. Gehörten die Vergewaltiger den westlichen Siegermächten an, so bezeichneten die Frauen Amerikaner häufig als »Neger« und Franzosen als Nordafrikaner. Da Vergewaltigungsvorwürfe sich in Berlin überwiegend gegen Sowjets richteten, bedienten Frauen sich des reichen Vorrats an nationalsozialistischen Rassenklischees über die Barbaren aus dem Osten, insbesondere die Mongolen, die man mit dem grausamen Wüten Dschingis Khans assoziierte. In einem typischen Antrag schrieb eine Frau am 24. Juli 1945: »Ich erkläre hiermit an Eidesstatt, daß ich Ende April des Jahres während der Zeit des russischen Einmarsches in Berlin von zwei Soldaten der Roten Armee, mongolisch-asiatischer Einschlag, in scheußlicher Art u. Weise vergewaltigt wurde.«⁴⁷

Selbst Inge Deutschkron, die als junge deutsch-jüdische Frau versteckt überlebt und sich zunächst über das Eintreffen der Sowjets so gefreut hatte, schrieb über den ersten russischen Soldaten, den sie traf: »Er war klein und hatte krumme Beine, ein typisch mongolisches Gesicht mit mandelförmigen Augen und hohen Backenknochen ... Sein Soldatenkittel war keineswegs sauber, seine Mütze saß schief auf dem Kopf.«⁴⁸

Die soziale Notlage (aus den Weimarer Debatten zur Reform der Abtreibungsgesetze bekannt) und die (von den Nazis populär gemachten) Rassenklischees waren in vielen Anträgen noch durch Selbstmorddrohungen oder die Schilderung schwerer Erkrankungen ergänzt, die unter jedem Regime eine medizinische Indikation hätten rechtfertigen können. So hieß es in einem Schreiben vom 20. August 1945:

Auf dem Weg zur Arbeit am zweiten Pfingstfeiertag wurde ich von einem Mongolen vergewaltigt. Den Mißbrauch kann man an meinem Körper sehen. Trotz heftigen Widerstands versagte meine Kraft und ich mußte alles Üble über mich ergehen lassen. Jetzt bin ich von dieser Person schwanger, kann nur mit Ekel daran denken und bitte darum,

47 Alle diese Anträge sind zit. aus LAB Rep. 214/2814/220. Siehe auch Rep. 214/2814/221/1-2, 2740/156. Siehe auch Grossmann, *Reforming Sex*, S. 149-153 und 193-199; und für eine eingehende Erörterung mit Zahlen zu den Zeitpunkten der Schwangerschaftsabbrüchen siehe dies., *Eine Frage des Schweigens*.

48 Deutschkron, *Ich trug den gelben Stern*, S. 194. An dieser Stelle ist anzumerken, dass solche Geschichten über »Plünderungen und Morde« mongolischer Russen und über die »russisch-asiatische Verwüstung« bereits über den »Kampf an der Ostfront« im Ersten Weltkrieg kursierten; siehe Harvey, *Der Osten braucht dich*, S. 278.

daß man mir hilft. Da ich nicht im Traum daran denke, dieses Kind auszutragen, würden meine beiden Kinder ihre Mutter verlieren. Mit freundlichen Grüßen.⁴⁹

Die häufigen Hinweise auf die Notwendigkeit, bereits vorhandene Kinder zu versorgen, belegen die Verknüpfung von Sexualität, sexueller Gewalt und Mutterschaft in den Opfer- und Überlebensgeschichten. In einer eingehenden Studie zum Familienleben im Berlin der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Hilde Thurnwald 1946 durchführte, lehnten fast alle Frauen der 200 Familien umfassenden Kernstichprobe »weitere Geburten unter den gegenwärtigen Daseinsbedingungen ab«, obwohl fünf dieser Frauen (ungewollt) schwanger waren. Dieser mütterliche Pessimismus stellte, wie Thurnwald betonte, eine beträchtliche Veränderung selbst gegenüber den Kriegsjahren unter Naziherrschaft dar, als Männer an der Heimatfront gut verdienten und Frauen, deren Ehemänner an der Front waren, eine großzügige Versorgung erhielten und nicht erwerbstätig sein mussten.⁵⁰ Der eigenwillige britisch-jüdische Verleger Victor Gollancz, der so viel Mitleid für die Not der Deutschen aufbrachte, sprach für viele, als er in seinem Buch *Darkest Germany* das mangelnde Fortpflanzungsstreben als Symptom für das Elend herausstellte: »Der Kinderwunsch nimmt ab. Statt sich ein Kind zu wünschen, sind viele Frauen neuerdings mutlos, daher löst die Feststellung einer Schwangerschaft häufig Verzweiflung aus.«⁵¹ Die in der Nachkriegszeit bei Deutschen allgemein verbreitete Angst vor Schwangerschaft stand in krassem Gegensatz zum gleichzeitigen »Babyboom« bei jüdischen Überlebenden, auf den dieses Buch an späterer Stelle eingeht.

In dem Bestreben, keine Kinder zu bekommen – unabhängig davon, ob die Schwangerschaft aus einer Vergewaltigung resultierte –, spiegelte sich die Schockstarre und Niedergeschlagenheit vieler Deutscher nach der Niederlage wider, die sie zwar hatten kommen sehen, aber eigentlich doch nicht wirklich erwartet hatten. Zudem war es bei vielen Frauen Bestandteil ihrer Bemühungen, ihre bereits vorhandenen Kinder in einer Zeit extremer Erschütterungen und Entbehrungen zu retten, und sei es auch um den Preis, sich sexueller Gewalt und Ausbeutung auszusetzen: »Mir schlug das Herz, doch ich glaube, meine Seele war abgestorben. Er riß die Tür auf, legte einen Revolver auf den Nachttisch und legte sich

49 LAB Rep. 214/2814.

50 Thurnwald, *Gegenwartsprobleme*, S. 13.

51 Gollancz zitiert einen Hamburger Gynäkologen, der auch berichtete, dass »Abtreibungen zunehmen«; *Darkest Germany*, Brief an den Herausgeber des *Manchester Guardian* vom 4. Dezember 1946, S. 46f.

zu mir ins Bett. Die Sorge um mein Kind, das schlief, ließ mich alles ertragen.«⁵² Frauen erzählten, dass sie sich anboten, um ihre Töchter vor einer Vergewaltigung zu bewahren: »Mein damals 10-jähriges Mädchen wollten sie mir nehmen. Welche Mutter aber hätte das getan? So konnte ich mich also nur selbst dafür opfern.«⁵³ Solche Schilderungen brachten deutlich die doppelte Bedeutung des Opferbegriffs zum Ausdruck, der in der deutschen Kriegs- und Nachkriegsrhetorik durchgängig eine so große Rolle spielte: einerseits im negativ besetzten Sinn, ein Opfer zu werden, andererseits aber auch im positiver besetzten, erlösenden, ja, heroischen Sinn, Opfer zu bringen und sich zu opfern. Ein etwas anderes, ebenfalls häufig wiederkehrendes Szenario in diesen Berichten ist, dass Frauen die Kinderfreundlichkeit sowjetischer Soldaten auszunutzen versuchten, indem sie ein Kleinkind an sich pressten oder überallhin mitnahmen. Eine Mutter schilderte, dass sie ihr Baby ins Hinterteil kniff, bis es jämmerlich weinte, und dann erklärte, ihr Kind sei krank, woraufhin die Soldaten sie gehen ließen.⁵⁴

Vergewaltigung als Rache und Kriegsfolge

Wenn deutsche Frauen Vergewaltigungen ausdrücklich als Rache oder zumindest als keineswegs überraschende Folge des verlorenen Kriegs auslegten, brachten sie damit gleichzeitig ihre anfängliche Angst vor Vergeltung für Naziverbrechen im Osten zum Ausdruck. Frauen erzählten, dass die Russen riefen: »*Dawai, dawai*. Dein Mann wollen Krieg, drum deutsche Frau wollen, was wir wollen.«⁵⁵ Insbesondere jüdische Sowjetsoldaten berichteten »über den deutschen Einmarsch und wie die Deutschen das russische Volk brutalisiert hatten durch Vergewaltigungen und die Ermordung von Tausenden und Abertausenden. Nun konnten die russischen Soldaten nur noch an Rache denken.«⁵⁶ Deutsche fürchteten und beklagten sich über Vergewaltigungen und Plünderungen nicht nur durch sowjetische Soldaten, sondern auch durch Displaced Persons, allerdings lastete man die Taten meist entlassenen nichtjüdischen Zwangsarbeitern aus Osteuropa an. Bezeichnenderweise gibt es so gut wie keine Hinweise, dass jüdische Überlebende oder Soldaten diese Form kör-

52 Bericht von Gertrud Strubel, LAB 240/2651/131/1.

53 Bericht von Erna Köhnke, LAB 240/2651/655/1.

54 Bericht von Erna Beck, LAB 240/2651/83/1.

55 Bericht von Elli Fallner, LAB 240/2651/644/4.

56 Lewyn und Lewyn, Versteckt in Berlin, S. 261.

perlicher Rache geübt hätten. Trotz der bei Besatzungskräften wie auch Besiegten weit verbreiteten Ansicht, dass die Verfügung über die Körper der Frauen zur Kriegsbeute der Eroberer gehörte, war der amerikanisch-jüdische Kriegskorrespondent Meyer Levin einer der wenigen Reporter, die ernsthaft über die Bedeutung von Vergewaltigungen in Krieg und Niederlage nachdachten. Er erkannte Begehren und Rachegefühle, die nicht nur sowjetische, sondern auch jüdische Soldaten in allen alliierten Armeen überkamen, wenn sie den – in ihren Augen – geradezu surrealen Wohlstand sahen, in dem Deutsche vor allem außerhalb der Städte noch immer lebten: »... denn der Lebensstandard des kleinsten Dorfes lag beträchtlich über dem einer beliebigen amerikanischen Stadt. In jedem Haus, das sie eroberten, stießen sie auf Schränke, die mit Wäsche und Kleidung vollgestopft waren, auf das Beutegut aus ganz Europa, auf Geräte, elektrische Heizdecken, ausgezeichnete Radios, Heizungen, Bügeleisen, Federbetten, Silberbestecke. Die hatten doch alles ... Die litten keinen Mangel, im Gegenteil.« Diese Wut brach sich teils in Plünderungen Bahn, aber es musste seiner Meinung nach noch mehr dahinterstecken: »Wie alle Männer grübelten wir, wie weit wir gehen würden, hier im Krieg. Wessen waren wir fähig?« Er spürte etwas Archaischeres: »Es geht darum, sich den Feind, seine Stärke einzuverleiben, symbolisiert durch Fetische: Waffen, Skalps und Frauen. Auf diese Weise vernichtet man den Feind und eignet sich seine Macht an.« In den Erinnerungen an seine Einsätze im zerstörten befreiten Europa gestand Levin, dass ihn Fantasien überkamen, blonde deutsche Frauen zu vergewaltigen, Fantasien, die ihm jedoch angesichts der erbärmlichen Unterwürfigkeit der Frauen vergingen. Während der Fahrt in ihrem Armeejeep malten er und sein Begleiter sich ihre Rache aus – »... das einzige, was man tun konnte, war, sie zu Boden zu werfen, sie aufzureißen ...« – und überlegten sich »die idealen Bedingungen für eine Vergewaltigung«: »ein bewaldetes Straßenstück, wenig Verkehr und ein einzelnes Mädchen zu Fuß oder auf dem Fahrrad«. Schließlich begegneten sie dem perfekten Opfer, einer jungen Frau, die allein mit dem Fahrrad unterwegs war: »Sie war jung, gutaussehend und unfreundlich [*sullen*], ihre Anwesenheit definitiv eine Provokation.« Ihre Furcht hatte »durchaus etwas Erregendes«, aber den beiden Männern wurde schlagartig klar, »daß wir dazu nicht imstande waren. Es ging einfach nicht.«⁵⁷

57 Levin, Europa. Die Zeugen, S. 242f., S. 247, 249; die in der dt. Übersetzung fehlende Zitatstelle »das einzige, was man tun konnte ...« stammt aus: Levin, In Search, S. 279 f.; auf S. 275-285 findet sich ebd. eine längere Erörterung über »herausfordernde und verderbte« deutsche Frauen.

In der frühen jiddischen Ausgabe seiner Memoiren *Die Nacht* erwähnte Elie Wiesel Vergewaltigungen und Plünderungen in den ersten Tagen nach der Befreiung der Überlebenden von Buchenwald: »Früh am nächsten Morgen liefen jüdische Jungen nach Weimar, um Kleider und Kartoffeln zu stehlen. Und deutsche Mädchen zu vergewaltigen« (*un tsu fargvaldikhn daytse shikses*).⁵⁸ Der israelische Schriftsteller Hanoach Bartov schilderte in seinem autobiografischen Roman über seinen Dienst in der jüdisch-palästinensischen Brigade der britischen Armee in einer fesselnden Szene die Bemühungen seiner Einheit, die raubgierigen Ausschreitungen einiger seiner Kameraden einzudämmen und zu verarbeiten, wobei er allerdings nachdrücklich versicherte, die Täter zu verstehen und zu schützen. Auch für ihn konnte das »ungeschriebene Gesetz der Roten Armee«, Racheakten 24 Stunden lang freien Lauf zu lassen, nichts gegen »sein wehes Herz ausrichten. Ich konnte kein unschuldiges Blut vergießen, ich würde niemals Frieden finden.«⁵⁹

Bei jüdischen Überlebenden war zwar wenig Mitleid mit den Frauen zu finden, die Opfer von Soldaten der Roten Armee wurden, aber kaum einer war bereit, es ihnen gleichzutun. Larry (Lothar) Orbach erinnerte sich mit bitterer Genugtuung, wie er nach seiner Befreiung aus Auschwitz und Buchenwald nach dreiwöchiger Typhusquarantäne nach Berlin zurückfuhr:

Ich trug die dunkelblaue Eisenhower-Jacke, die ich von den Amerikanern bekommen hatte; auf die Brusttasche hatte ich meine Häftlingsnummer, B.9761, aufgenäht sowie das gelbe Dreieck, das ich im Lager hatte tragen müssen; das waren meine Signale an die Nazis, daß sich das Blatt gewendet hatte. Nun waren sie es, die sich vom Träger des gelben Sterns anspucken lassen mußten. Meine Mitreisenden versuchten krampfhaft, über mich hinwegzusehen, aber sie konnten es nicht. Abgesehen vom Schock über ihre Niederlage wurden sie nun auch noch mit einem lebenden Zeugen der monströsen Schreckensherrschaft konfrontiert, vor der sie so lange die Augen verschlossen hatten.

58 Diese Passage ist aber für seine Schilderung nicht wesentlich und wurde in späteren Ausgaben geändert und schließlich gestrichen. Siehe Naomi Seidmans eingehende Studie zu Eli Wiesel und den verschiedenen Versionen von *Die Nacht*: Elie Wiesel and the Scandal of Jewish Rage, *Jewish Social Studies*, 3/1, Herbst 1996, S. 1-19, insbes. S. 6. Eine Geschichte »indirekter« Rache, wonach »drei amerikanische Soldaten, die für ihre Trunkenheit und Brutalität bekannt waren«, angestiftet wurden, deutsche Frauen zu vergewaltigen, findet sich in: Charnatz, *Nightmares*, S. 239 f.

59 H. Bartov, *Brigade*, S. 117, 245; siehe auch S. 46 f., 224-229.

Während der Zug unter dem Nachthimmel dahinrollte, wurde ein junges deutsches Mädchen vor aller Augen von einem betrunkenen russischen Soldaten vergewaltigt. Niemand hob auch nur eine Hand, um ihr zu Hilfe zu kommen; außer ihren Schreien war kein Geräusch zu hören. Soviel zum Thema Herrenrasse; in Auschwitz war ich Zeuge gewesen, wie ein Deutscher ein jüdisches Baby an den Füßen genommen und seinen Kopf gegen die Kacheln des Duschraums geschmettert hatte. Das Baby war sofort tot gewesen, sein Blut und sein Gehirn waren in alle Richtungen gespritzt; die Deutschen hatten laut gelacht im Hochgefühl ihrer Macht. Jetzt waren sie sogar zu feige, eine von ihren Töchtern zu beschützen. Und ich selbst dachte auch nicht daran, einzugreifen; dies waren die Leute, die mich ausgestoßen hatten, die mir erklärt hatten, daß ich nicht mehr zu ihnen gehörte.⁶⁰

Dieser Eindruck, dass sie von deutschen Opfern Welten trennten, verhinderte allerdings nicht, dass es auch Übergriffe auf Juden und Antifaschisten gab, die sehnsüchtig auf ihre Befreiung durch die Rote Armee gewartet hatten. Gabriele Vallentin, die Schwester der hingerichteten jüdischen Kommunistin Judith Auer, schrieb verbittert: »Was ist aus Goebbels' ›Greuelmärchen‹ geworden? Wirklichkeit! ... Viele überzeugte Kommunisten drehten nun der Partei den Rücken zu. Auf diese Willkür der Russen waren sie nicht gefasst gewesen.«⁶¹ Die »Halbjüdin« Henny Brenner, die als Zwangsarbeiterin in Dresden überlebt hatte, machte sich zunächst keine Sorgen über die sowjetischen Ausschreitungen, denn »nach all den Jahren der Demütigung und Angst, dachten wir erst einmal: Das geschieht ihnen recht.« Doch dann merkte sie, dass niemand verschont blieb: »Wir hätten uns nicht träumen lassen, daß wir uns erst einmal vor unseren Befreiern hätten verstecken müssen.«⁶² In den Wirren des Kriegsendes sahen jüdische Frauen sich zuweilen von denselben Soldaten bedroht, die sie befreiten und manchmal außerordentlich freundlich beschützten. Inge Deutschkron, die sich mit ihrer Mutter in Berlin versteckt gehalten hatte, erinnerte sich an ihre wachsende Freude, als sie russische Panzer kommen hörte. Aber einer der Soldaten, die sie glücklich lächelnd empfing, packte sie am Mantel und raunte die bereits klassische Aufforderung: »Komm, Frau, komm.« Fassungslos lief sie zu ihrer Mutter: »»Es ist also doch wahr«, sagte sie und fügte schnell hinzu, »wir müssen ihnen unsere jüdische Kennkarte zeigen«, die wir im Zie-

60 Orbach und Orbach-Smith, *Der Taucher*, S. 315.

61 Vallentin, *Die Einnahme von Berlin*, LAB Acc. 2421, S. 30.

62 H. Brenner, *Das Lied ist aus*, S. 99. Die Kapitelüberschrift lautet: »Befreit – und trotzdem voller Angst«.

genstall ›für den Tag danach‹ versteckt hielten, ›sie werden verstehen.« Aber Deutschkron musste feststellen: »Sie verstanden gar nichts. Sie konnten die Kennkarten noch nicht einmal lesen.« So begann ein Flüchten und Verstecken neuer Art, diesmal nicht vor der Deportation in die Todeslager, sondern vor sexueller Gewalt. Schließlich hörten die Kämpfe auf, die Nazis waren fort und eine gewisse Ordnung kehrte ein. »Aber freuen konnte ich mich nicht mehr«, schrieb Deutschkron.⁶³

Erstaunlich unverhohlen, wenn auch in einem etwas anderen Tonfall, äußerten sich Enttäuschung und Desillusionierung über das Verhalten der Befreier auch in den Beschwerden deutscher Kommunisten. Ein unglücklicher Genosse schrieb:

Männer und Frauen aus der arbeitenden Bevölkerung sagen uns immer und immer wieder: Wir haben so gehofft, daß es jetzt endlich besser wird, wir haben uns gefreut, daß die Rote Arme kommt, und jetzt benehmen sie sich so, wie es uns die SS und die NSDAP immer vorher gesagt hat. Wir können das nicht verstehen. Die Hoffnung, daß es besser werden wird, wie wir ihnen immer und immer wieder sagen, haben die meisten nicht mehr.

Antifaschistische Aktivisten, von denen viele erst kurz zuvor aus den Gefängnissen und Lagern der Nazis gekommen waren, verzweifelten an ihrer eigentlich doch vielversprechenden politischen Arbeit:

Die Stimmung unter der Bevölkerung ist jetzt in letzter Zeit durch diese Vorfälle wieder sehr schlecht geworden ... Eine Frau äußerte mir gegenüber heute auf der Straße, als sie mir erzählte, wie nachts wieder die Rote Armee bei ihnen im Hause war und die Frauen vergewaltigt hat: »Da hatten wir es ja bei der SS besser, die hat uns Frauen doch in dieser Beziehung in Ruhe gelassen.«⁶⁴

Das Bild der Sowjets als Befreier wurde ebenso zügig demontiert wie Güter und Infrastruktur, die die Sowjetische Militäradministration als »Reparationen« für die Sowjetunion requirierte:

Für uns, die wir zwölf Jahre lang den Faschismus bekämpft haben, waren die Konzentrationslager keine Erholungsheime, und wenn wir

63 Deutschkron, Ich trug den gelben Stern, S. 194 f., 197. Zur Vergewaltigung von Frauen durch sowjetische Soldaten bei deren Befreiung aus dem Konzentrationslager Ravensbrück siehe Withuis, Die verlorene Unschuld des Gedächtnisses, S. 96. Mehr zu den Erfahrungen jüdischer Frauen findet sich im 5. Kapitel des vorliegenden Buches.

64 BAB (Sapmo), NL Ulbricht 182/853, S. 30.

jetzt sehen müssen, wie die Arbeiterschaft immer mehr und mehr enttäuscht wird, so könnte auch uns die Verzweiflung packen, wenn wir nicht den starken Glauben an die Parteileitung der KPD hätten.⁶⁵

Einfache Kommunisten drängten ihre Führung, »daß auch die Rotarmisten, nachdem der Krieg schon 8 Wochen beendet ist, unbedingt Disziplin halten müssen.«⁶⁶ Diese Kader zeigten sich jedoch weniger empört über die Vergehen der Soldaten als verärgert über die Probleme, die diese Ausschreitungen für ihre politischen Umerziehungsprojekte nach sich zogen. Als die Berliner Philharmoniker am 27. Mai 1945 ihr erstes, viel bejubeltes Konzert gaben, sah man Frauen aus dem Publikum flüchten, sobald Soldaten ihre Plätze im Saal einnahmen.⁶⁷ Eine Gruppe von Genossen machte den hilfreichen Vorschlag: »Was die Sexualnot der Rotarmisten betrifft, so erwarten wir für die Besatzungstruppen die Einrichtung öff. Bedürfnisanstalten, deren Insassen aus den Reihen der Bourgeois- und Faschistenweiber zusammenzustellen sind, die ohnehin ihres Wesens nach Prostituierte sind.«⁶⁸ Die Erinnerung an und Angst vor Vergewaltigungen zeitigte neben konkreten auch ideologische Probleme. Die dringend benötigte landwirtschaftliche Produktion war nicht nur durch die Plünderung von Vieh und landwirtschaftlichem Gerät gefährdet, sondern auch durch die Angst der Frauen, auf den Feldern zu arbeiten. Aktivistinnen hielten der Kritik der Sowjetischen Militäradministration am unzureichenden politischen Engagement der Frauen sogar unerschrocken entgegen, dass Frauen nicht zu den Versammlungen kämen, weil sie schlicht Angst hatten, nach Einbruch der Dunkelheit auf die Straße zu gehen.⁶⁹

In Anbetracht der tatsächlichen Massenvergewaltigungen konnten deutsche Kommunisten und die sowjetischen Militärbehörden das Verhalten der Roten Armee nicht totschweigen, jedenfalls nicht in den unmittelbaren Nachkriegsjahren von 1945 bis 1947. Daher suchten sie nach Wegen, darüber zu sprechen und zugleich die grassierenden Notzuchtdelikte einzudämmen. Sie leugneten, bagatellisierten, rechtfertig-

65 BAB (Sapmo) NL 182/853, S. 97. Siehe auch Berichte in 182/852, S. 132.

66 BAB (Sapmo) NL 182/852, S. 134. Bericht von Genossen aus Köpenick.

67 LAB LAZ, Film 4, 13898.

68 BAB (Sapmo) NL 182/852, S. 132. Vom ZK der KPD Tegel-Süd, 29. Juni 1945. Dieses Beispiel führt auch Naimark, *Die Russen in Deutschland*, S. 144, an.

69 Siehe BAB (Sapmo), DFD, BV 1, Gründung des zentralen Frauenausschusses beim Magistrat der Stadt Berlin, S. 102; siehe auch Protest von Käthe Kern, IV 2/17/80 ZK SED Abt. Frauen, 1946, S. 71; und NL 182/853, S. 105. Auch Naimark, *Die Russen in Deutschland*, S. 140-146.

ten und schoben die Verantwortung auf andere ab. Freimütig räumten sie Auswüchse, Exzesse, Übergriffe und bedauerliche Zwischenfälle ein und versprachen, sie in den Griff zu bekommen (oder Maßnahmen der sowjetischen Armee zu verlangen). Aber sie verharmlosten Vergewaltigungen auch als unvermeidliche Begleiterscheinung normaler, brutaler Kriegführung, die den Vergehen der Alliierten vergleichbar und angesichts der von den Deutschen an den Russen begangenen Gräueltaten durchaus verständlich, wenn auch nicht völlig entschuldbar seien. So hieß es in einer KPD-Zeitschrift: »Wir können und werden nicht etwa versuchen zu rechtfertigen, wenn wir auch Erklärungen haben und die Frage damit beantworten könnten, was Hitler alles in der Sowjetunion angerichtet hat.«⁷⁰

Nach einem gängigen Muster gleichzeitigen Zugebens und Leugnens berichteten Parteimitteilungen und Pressemeldungen häufig unverblümt über (angeblich unbegründete) Gerüchte von Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten und reproduzierten und verbreiteten damit Geschichten, deren Wahrheitsgehalt vermutlich jedem klar war, auch wenn sie als Gerüchte oder bössartige antisowjetische Propaganda ausgegeben wurden. Die *Berliner Zeitung*, die unpopuläre Meinungen (wie die mangelnde Bereitschaft, zuzugeben, dass man von der »Arisierung« jüdischen Eigentums profitiert hatte) häufig auf Berlinerisch karikierte, nahm die Ängste der Frauen sogar in einer Glosse satirisch aufs Korn und ermunterte sie eher zur Arbeit als Trümmerfrauen. Unter der Überschrift »Mongolen in Berlin! / Die neueste Flüstergeschichte« erklärte die vernünftige Frau Piesepampel auf die Warnungen ihrer hysterischen Nachbarin Frau Schwabbel vor den Mongolen: »Ick hab' for so'n Blödsinn keene Zeit. Und Sie sollten sich wat schämen, det Jewäsch ... rumzutratschen. Ick jeh' jetzt arbeeten, und sie sollten ooch bald damit anfangen.«⁷¹ So mag die offiziell von den Sowjets lizenzierte Presse tatsächlich beigetragen haben, Vergewaltigungsgeschichten zu verbreiten und zu bestätigen, auch wenn sie diese formal bestritt oder die Schuld auf »Banditen« schob.⁷²

Deutlich erkennbar waren diese Bestrebungen in der ausführlichen Berichterstattung der Tagespresse über den viel beachteten Prozess, der 1946 in Eberswalde gegen einige deutsche »Banditen« stattfand – und neben den Nürnberger Prozessen die Titelseiten beherrschte. Bei ihren

70 BAB (Sapmo) NL 182/856, S. 27. *Der Funktionär*, KPD Bezirk Thüringen, Oktober 1945.

71 *Berliner Zeitung*, 1/10, 30. Mai 1945, S. 2.

72 Berman und Kerner, *Soviet Military Law and Administration*, S. 48.

Raub-, Mord- und Vergewaltigungszügen hatten die Täter sowjetische Militäruniformen getragen, russische Ausdrücke benutzt und sich ganz so gegeben, wie die heimische Bevölkerung es von Russen erwartete.⁷³ Ein 1947 in Großbritannien veröffentlichter Bericht eines sympathisierenden Beobachters fasste die offizielle Linie zusammen:

Wie steht es um die Wahrheit der Behauptungen, die wohl am weitesten verbreitet sind und die von Vergehen der sowjetischen Soldaten an der deutschen Bevölkerung sprechen? Es ist unmöglich, alle Berichte einzeln zu prüfen, aber es ergeben sich zwei Tatsachen.

Erstens verhängten und verhängen die sowjetischen Behörden die schärfsten Strafen gegen jeden Soldaten, der eines Vergehens überführt wird, und sie scheuen sich keineswegs, diese Probleme mit den Deutschen zu besprechen ...

Des weiteren steht fest, daß sich sowohl unter den Deutschen als auch unter den zahlreichen Ausländern kriminelle Elemente befanden, die sich immer wieder als Russen ausgaben.

Der Polizeipräsident von Leipzig erklärte: »Ein Verbrecher braucht sich nur eine Pelzmütze aufzusetzen und gebrochen Deutsch zu sprechen, und schon erzählt man sich, daß von den Russen ein Verbrechen verübt wurde.« Als letztes Mittel blieb, die Glaubwürdigkeit der Frauen zu untergraben: »Den Mädchen, die eine Erklärung für ihre unerwünschte Schwangerschaft brauchen, fällt es leicht, die Schuld auf einen Russen zu schieben.«⁷⁴ Der Prozess in Eberswalde, der auf Betreiben und unter Aufsicht der sowjetischen Militärregierung stattfand, bot ihr eine hervorragende Gelegenheit zur Propaganda. Weithin wurde über die

73 Siehe z. B. »Prozeß gegen Banditen in Eberswalde«, *Berliner Zeitung*, 2/4, 6. Januar 1946, Titelseite, sowie die regelmäßige Berichterstattung in *Tägliche Rundschau*.

74 Schaffer, Ein Engländer bereist die russische Zone, S. 16f. Ein Dolmetscher der britischen Armee spielte die »hysterische Angst« der Frauen ebenfalls herunter und zitierte ein Opfer, das »sogar zugab, wenn es sich bei dem Soldaten um einen Amerikaner oder Briten gehandelt hätte, hätte es sich bereitwilliger gefügt und die ganze Sache als Vorfall genommen, den man von siegreichen Armeen erwarten durfte«; Peters, In Germany Now, S. 69. Nicht viel anders war es bei amerikanischen Reportern, die zufrieden feststellten: »Schauergeschichten aus den russisch besetzten Gebieten haben stark abgenommen. An den Straßenecken Berlins wird nicht mehr über grauenerregende Schilderungen von Massenvergewaltigungen durch sowjetische Soldaten getratscht«; Robert Haeger, No More Conquerors, in: Settel, Hrsg., This Is Germany, S. 6 (dieser Absatz ist in der dt. Ausgabe nicht enthalten).

Verhandlung berichtet, die mit Bedacht im größten Theater der Stadt anberaumt war. Die Öffentlichkeit war aufgerufen, daran teilzunehmen, und offenbar folgten viele dieser Aufforderung. Letztlich wurden zwei der deutschen »Banditen« zum Tode und die übrigen zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt, was bestätigte, dass man Vergewaltigung als Verbrechen ernst nahm und streng bestrafte, und zugleich widerlegte, dass sich in erster Linie sowjetische Besatzungssoldaten dieses Vergehens schuldig machten. Zudem verknüpfte der Begriff »Banditen« Vergewaltigung rhetorisch mit der verbreiteten Angst vor angeblich gesetzlosen Räuberbanden, bestehend aus befreiten Gefangenen, Zwangsarbeitern und anderen Heimatlosen, sowie mit den Verbrechen der anderen deutschen Räuberbanden, der Nazis.⁷⁵

Trotz aller Bemühungen, Vergewaltigungen einzudämmen, blieben sie ein vorrangiges Problem für die Öffentlichkeitsarbeit und die politische Kontrolle. Sie schürten eine antisowjetische Haltung, vor allem bei Frauen, Jugendlichen und engagierten Nazigegnern, also bei eben den Gruppen, von denen Unterstützung für ein neues sozialistisches, demokratisches und friedliebendes Deutschland am ehesten zu erwarten war. Allen gegenteiligen Versicherungen zum Trotz, herrschte allgemein die – nicht ausdrücklich eingestandene – Ansicht, dass die peinliche Niederlage der SED gegenüber der SPD bei den ersten freien Berliner Wahlen im Oktober 1946 in nicht geringem Maße auf eine beträchtliche weibliche Wählerschaft zurückzuführen war, die sich an das Verhalten der sowjetischen »Freunde« erinnerte und entsprechend reagierte.⁷⁶ Die Sowjets hatten sich alle Mühe gegeben, sich als Befreier zu präsentieren. Sie hatten die öffentliche Versorgung organisiert, Zeitungen und politische Parteien zugelassen, die kulturelle Wiederbelebung gefördert, aber in vielerlei Hinsicht kamen ihre Bemühungen zu spät; der Schaden der ersten Wochen ließ sich nicht beheben. In seinem Bericht für die Londoner Zeitung *The Observer* hatte Isaac Deutscher vorausgesagt: »Und in den Wahlkabinen am nächsten Sonntag werden die Frauen Berlins an den Russen und an den deutschen Kommunisten Rache nehmen für die Demütigungen, die sie ihnen während der ersten Okkupationswochen ... zugefügt hatten.« Das Wahlergebnis gab ihm Recht.⁷⁷

75 *Berliner Zeitung*, 2/4, 8. Januar 1946, S. 3, Berichte über Zuschauerzahlen und Urteile.

76 Laut der Westberliner Frauenzeitschrift *sie*, 45, 13. Oktober 1946, S. 3, lag der Verhältnis von weiblichen zu männlichen Wählern bei 16:10.

77 Deutscher, *The Observer*, 13. Oktober 1946, in: ders., Reportagen aus Nachkriegsdeutschland, S. 187. Die Ergebnisse waren verheerend für die Kommunis-

Der Führungsspitze der deutschen Kommunisten und der SMA bereitete es unterdessen fortwährend Kopfschmerzen, dass Debatten über Schuld, Mitschuld und Verantwortung sowie Wiedergutmachungsforderungen der Sowjetunion auf »geradezu eisiges Schweigen« stießen.⁷⁸ Offenbar fanden sie, die Deutschen sollten dankbar sein, so glimpflich davongekommen zu sein. Selbst in Bezug auf Vergewaltigungen vertraten die sowjetischen Besatzungsbehörden und deutschen Kommunisten die Meinung, Frauen hätten eher ein Recht, sich zu beschweren, wenn die deutsche Arbeiterklasse, statt bis zum bitteren Ende einen sinnlosen Kampf gegen die Rote Armee bis ins Stadtzentrum Berlins zu führen, auch nur einen oder zwei Tage gegen den Faschismus gekämpft und damit eine gewisse Ehre und Glaubwürdigkeit der Deutschen gegenüber den Sowjets bewahrt hätte. Ein kommunistischer Intellektueller erklärte bissig: »... der Krieg ist kein Erziehungsinstrument ... Wer unter uns Deutschen aber den Krieg gebilligt und den Überfall auf die Sowjetunion darf sich jetzt nicht hinstellen und Pfui rufen.«⁷⁹ In der Öffentlichkeit fand auch ein Aufruf der KPD wenig Anklang, in dem Ulbricht umgehende Bestrafung von Exzessen versprach und mit vermutlich unwiderlegbarer Logik fragte: »Wäre Gleiches mit Gleichem vergolten worden, deutsches Volk, was wäre mit dir geschehen?«⁸⁰ Gelegentlich bestrafte sowjetische Offiziere Vergewaltigungen zwar im Schnellverfahren, indem sie beschuldigte Soldaten erschießen ließen, aber nur wenige machten sich ähnliche Gedanken, wie Lew Kopelew sie in seinen Memoiren über seine Zeit als politischer Offizier der Roten Armee schilderte: »Warum entpuppten sich so viele unserer Soldaten als gemeine Banditen, die rudelweise Frauen und Mädchen vergewaltigten – am Straßenrand im Schnee, in Hauseingängen ... Wie ist das nur alles möglich geworden?« Solche Bedenken, die man ihm als »bürgerlichen Humanismus« und »Mitleid mit den Deutschen« auslegte, führten schließlich zu seiner Verhaftung.⁸¹

Noch drei Jahre später, 1948, standen bei zwei gut besuchten Diskussionsveranstaltungen im Haus der Kultur der Sowjetunion zum durchweg sensiblen Thema »Über die Russen und über uns« beim überwiegend weiblichen Publikum Übergriffe sowjetischer Soldaten im Vordergrund.

ten und »äußerst zufriedenstellend« für die westlichen Alliierten: SPD 48,7%, CDU 22%, LDP 9% und SED lediglich 19,8%. Siehe Zink, *The United States in Germany*, S. 344. Allgemeiner siehe u. a. Naimark, *Die Russen in Deutschland*, S. 144 ff., und Harsch, *Approach/Avoidance*.

78 BAB (Sapmo) NL 182/852, S. 39.

79 *Tägliche Rundschau*, 291, 12. Dezember 1948, S. 3.

80 Aufruf der KPD, BAB (Sapmo) NL 182/853, S. 5, siehe auch S. 10.

81 Kopelew, *Aufbewahren für alle Zeit*, S. 17, 47 und 135 f.

Die SED erklärte, die westliche Propaganda spiele die Vergewaltigungen hoch und halte die Erinnerung daran wach. Frustriert fragte der Partei-ideologe Wolfgang Harich vom Podium:

Warum gibt es denn in aller Welt nur eine Art von Trauma? Haben nicht Zehntausende und Hunderttausende von Frauen ein Trauma und einen Schock erlitten in jenen fürchterlichen Brandnächten, als die amerikanischen und englischen Bomben auf sie und ihre Kinder herunterfielen ... Warum spricht man nur vom Trauma der Begegnung mit russischen Soldaten?

Ein anderer Redner behauptete nachdrücklich, dass die sowjetischen Vergewaltigungen lediglich »im Überschwang des Sieges« erfolgt seien, während Deutsche ihre Verbrechen »ruhig und kalt als Gefühlsausdruck des Herrenmenschenbewußtseins« begangen hätten.⁸² Nachdem die beiden vierstündigen Diskussionsabende unter großem Publikumsandrang außer Kontrolle zu geraten drohten, ließ man das Thema fallen. Als die Trümmer geräumt, die Männer heimgekehrt, die Schwangerschaften (offenbar in mindestens 90% der Fälle, insbesondere in Berlin) abgebrochen und die Geschlechtskrankheiten behandelt waren, verebbte die anfängliche Flut von Äußerungen über Vergewaltigungen. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema ließ sich in der Öffentlichkeit zwar einschränken, aber nicht völlig zum Schweigen bringen.

Noch jahrelang spielte Vergewaltigung in deutschen Opfererzählungen eine Rolle. Aber die darüber geführten öffentlichen Diskussionen, die in den Monaten und sogar Jahren unmittelbar nach Kriegsende trotz aller Bemühungen von Kommunisten und SMA, sie zu verhindern, so verbreitet waren, gingen tatsächlich im Osten wie auch im Westen stark zurück, sobald die Lage sich etwas normalisiert hatte. Mit der Rückkehr der Kriegsgefangenen und der »Remaskulinisierung« der deutschen Gesellschaft wurde das Thema verdrängt, weil es für deutsche Männer zu demütigend und für deutsche Frauen zu riskant war, da sie angesichts der Berichte über Entfremdung und sogar Mord durchaus begründete Angst vor der Reaktion ihrer Männer hatten.⁸³ Aber auch weiterhin kursierten Vergewaltigungsgeschichten, auf die zeitgenössische deutsche wie auch alliierte Chronisten wiederholt hinwiesen oder anspielten. Immer wieder

82 Beide Zitate aus *Tägliche Rundschau*, 291, 12. Dezember 1948, S. 3. Norman Naimarks Buch *Die Russen in Deutschland*, S. 159-168, habe ich zu verdanken, dass ich auf diese Quelle aufmerksam wurde.

83 Den Begriff »Remaskulinisierung« habe ich bei Robert Moeller entlehnt, der sich wiederum bezieht auf Jeffords, *The Remasculinization of America*.

schilderten Frauen in zeitgenössischen Berichten oder späteren Erinnerungen, dass ihnen nach wie vor der Ruf »Frau, komm« in den Ohren hallte.⁸⁴ Zudem sorgten die Bedeutung Berlins als eroberte Hauptstadt und die Millionen nach Westdeutschland strömenden Ostflüchtlinge dafür, dass Vergewaltigungsgeschichten in den Erinnerungen an die Kriegsniederlage selbst in Gegenden, in die nie ein Soldat der Roten Armee vorgedrungen war, eine zentrale Rolle spielten.

Vergewaltigung und die amerikanischen Eroberer

Die herausragende Bedeutung von Vergewaltigungen in deutschen Opererzählungen von 1945 bis 1949 war allerdings nicht, wie die SED behauptete, auf Propaganda der westlichen Alliierten zurückzuführen. Als Colonel Howley, der erste US-Kommandant in Berlin, 1950 seine dezidiert antikommunistischen Memoiren veröffentlichte, beschrieb er ausführlich das Schreckensregime sowjetischer Vergewaltigungen, Morde und Plünderungen. Da mittlerweile der Kalte Krieg voll entbrannt war, konnte er ohne Zurückhaltung versichern, dass »an einem einzigen Tag in einem Berliner Krankenhaus 230 deutsche Mädchen behandelt wurden – alle Opfer russischer Lüsternheit und Brutalität«; eine seiner Sekretärinnen habe man »in einem Kinderwagen auf ihrer Straße mehrere Häuserblocks weit ins Krankenhaus fahren« müssen, nachdem sieben russische Soldaten sie und ihre Mutter vergewaltigt hätten.⁸⁵ Dagegen hatte er in seinen früheren Militärberichten aus Berlin deutsche Sorgen über Kriminalität, mangelnde öffentliche Ordnung und Hunger heruntergespielt. Mit einem Anflug von Sarkasmus hatte er angemerkt, 1945-1946 habe Berlin eine niedrigere Kriminalitätsrate aufgewiesen als die meisten Städte in den Vereinigten Staaten, insbesondere New York.⁸⁶

84 Siehe z. B. LAB Rep. 2651/2/184/1, Bericht von Erna Kadzloch.

85 Howley, Berlin Command, S. 65 f.

86 *6 Month Report*, 4. Januar bis 3. Juli 1946, US Army Military Government, Report to the Commanding General US Headquarters Berlin District, S. 8. Siehe die ausführlichen Berliner Polizeiberichte über Vergewaltigung, Prostitution, Drogenmissbrauch und insbes. familiäre Selbstmorde und Morde in LAB Rep. 9/241, Polizeipräsident 1945-1948. Neuere Forschungen zeigen, dass Berlin tatsächlich die höchste Kriminalitätsrate innerhalb der amerikanischen Besatzungszone hatte und dass, trotz der (verständlichen) Fokussierung auf sowjetische Massenvergewaltigungen, nach Juli 1945 eine beträchtliche Anzahl sexueller Gewaltdelikte von amerikanischen Soldaten begangen wurden. Siehe J. V. Evans, *Protection from the Protector. Court Martial Cases and the Lawlessness of Occupation in*

Selbst die Amerikaner, die solche Geschichten durchaus für anti-kommunistische Propaganda hätten ausschalten können, behandelten sie zurückhaltend. In den ersten Besatzungsjahren waren US-Vertreter weit davon entfernt, Vergewaltigungsberichte zur Diskreditierung ihrer sowjetischen Alliierten zu nutzen, die sie für »harte Verhandlungspartner, harte Spieler, harte Trinker, zähe Burschen und Dickköpfe« hielten.⁸⁷ Russen mochten barbarische Vergewaltiger sein, aber sie waren auch tapfere Kämpfer und geradezu exotisch in ihrer Feierfreudigkeit, die sich – oft zum bewundernden Ärger ihrer amerikanischen Kollegen, die nicht mit ihnen mithalten konnten – in übermäßigem Trinken, Essen und Kopulieren äußerte.⁸⁸ Zudem ließ sich nicht unbedingt sagen, dass Amerikaner kein Verständnis für die sowjetischen »Exzesse« aufgebracht hätten. Kurz nach Kriegsende hatte ein *Newsweek*-Reporter keinerlei Schwierigkeiten, eine Vergewaltigung »hinter der Scheune« durch einen befreiten sowjetischen Kriegsgefangenen als Akt der »Gerechtigkeit« zu bezeichnen. Der Mann war »schlecht behandelt worden, vor allem von der Bauertochter, einem Hitlermädchen, das gern zu beweisen versuchte, dass die Russen Menschen zweiter Klasse seien.«⁸⁹ Über zehn Jahre später, 1956, spottete der amerikanische Schriftsteller James McGovern in seinem sensationslüsternen Roman *Fräulein*: »Arme Frau Graubach! Als sie damals immer mit Ja stimmte, hatte sie damit nicht gerechnet.«⁹⁰

Am 6. September 1945 bemerkte John Maginnis, Offizier der amerikanischen Militärregierung: »Heute Abend hatten wir einen weiteren Zwi-

American-Controlled Berlin, 1945-1948, Vortrag auf der internationalen Konferenz »GIs in Germany: The Social, Economic, Military, and Political History of the American Military Presence, 1945-2000« in Heidelberg vom 9.-11. November 2000. LAB Rep. 12. Acc. 902/Nr. 5, Dienstbesprechung der Amtsärzte 1045/6, die Akte zeigt, dass Kriminalität, Störungen der öffentlichen Ordnung und Verbreitung von Geschlechtskrankheiten häufig auch Flüchtlingen und Displaced Persons angelastet wurden, was zu Bestrebungen führte, ihnen den Zugang zur Stadt zu untersagen oder zumindest die bereitgestellten Mittel zu kürzen.

87 *6 Month report*, 4. Januar bis 3. Juli 1946, US Army Military Government Report to the Commanding General US Headquarters Berlin District, S. 8. 1950 hatte Frank Howley, der die Sowjets als amerikanischer Kommandant in Berlin für »große, fröhliche, Balalaika spielende Burschen« gehalten hatte, seine Meinung geändert und kam zu dem Schluss: »Mittlerweile wissen wir – oder sollten wissen –, dass wir hoffnungslos naiv waren.« Howley, Berlin Command, S. 11.

88 Darauf weisen unter vielen anderen hin: Howley, Berlin Command; Maginnis, *Military Government Journal*; Murphy, *Diplomat* unter Kriegern.

89 Bill Downs, *Newsweek*, 16. April 1945, S. 62.

90 McGovern, *Fräulein*, dt., S. 72.

schenfall ... Die MPs wurden von der deutschen Polizei zu einem Fall versuchter Vergewaltigung durch zwei Russen hinzugezogen, der in einer Schießerei endete. Captain Bond ging hin, um sich den Spaß [sic] anzusehen und wurde beinahe selbst getötet. Die Russen wurden überwältigt, aber einer der MPs erlitt eine Schussverletzung am Oberschenkel. Ich verpasste Captain Bond eine gehörige Abreibung, weil er sich in einen solchen Streit hatte verwickeln lassen; er hätte es besser wissen müssen.«⁹¹ Dieser meist leichte Ton der amerikanischen Berichterstattung über sowjetische Notzuchtdelikte hatte sicher damit zu tun, dass die US-Truppen selbst Probleme nicht nur mit Fraternalisierung und Prostitution, sondern auch mit sexueller Gewalt hatten. William Shirer erklärte nüchtern in seinem *Berliner Tagebuch*:

Selbst unsere Soldaten taten das gelegentlich. Bedenkt man aber, ... daß hinter den sowjetischen Truppen zwei bis drei Jahre ununterbrochenen Kampfes lagen, daß die Einnahme Berlins viele Tote gekostet hatte, daß einige der russischen Divisionen aus zumeist sehr jungen Männern bestanden, nicht zu reden von dem großen Anteil an Asiaten – dann ist die Zahl der hier vorgekommenen Vergewaltigungen nicht höher, als man erwarten mußte.⁹²

Als William Griffith als Entnazifizierungsoffizier für die amerikanische Militärregierung nach Bayern kam, wo erheblich mehr US-Truppen stationiert waren als in Berlin, wurde ihm klar, dass die Militärpolizei weitgehend damit beschäftigt war, »weinende deutsche Vergewaltigungsopfer zur Identifikation an den mutmaßlichen GI-Tätern vorbeizuführen«. Zum Glück der GIs »identifizierten die armen Mädchen nie einen unserer

91 Maginnis, *Military Government Journal*, 6. September 1945, S. 294.

92 Shirer, *Berliner Tagebuch*, S. 180. Siehe auch Teo, *The Continuum of Sexual Violence*, S. 210 f. Zur Rassenpolitik bei Vergewaltigungsvorwürfen in der US-Armee siehe: J. R. Lilly und J. M. Thompson, *Executing U.S. Soldiers in England, World War II*. Nach ihren Angaben gab es im Einsatzgebiet Europa während des Zweiten Weltkriegs insgesamt 70 Hinrichtungen wegen Vergewaltigung (18 in England, davon 11 Afroamerikaner und drei Amerikaner lateinamerikanischer oder mexikanischer Abstammung), S. 267. Siehe auch, J. R. Lilly, *Dirty Details*; von den Soldaten, die zwischen 1942 und D-Day hingerichtet wurden, waren 83 % Afroamerikaner, S. 496. Lillys Buch *Taken by Force. Rape and American GIs in Europe during World War II*, erschien zunächst 2003 nur auf Französisch. Laut Willoughby, *Remaking the Conquering Heroes*, S. 66 und 69, waren in 53,1 % der 1946 angezeigten Vergewaltigungsdelikte die Beschuldigten Afroamerikaner, und unter den 70 wegen Verbrechen auf dem europäischen Kriegsschauplatz hingerichteten Soldaten waren 55 Schwarze.

Soldaten wie ich mit Bedauern berichten muss.«⁹³ Die Reporter Hutton und Rooney feixten über die sowjetischen Vergewaltigungen: »Die große Neuigkeit für die US-Armee war jedoch, dass sich erstmals in der Menschheitsgeschichte jemand schlechter benahm als der amerikanische Soldat.«⁹⁴

Während die deutschen Kommunisten sich Sorgen machten, wie sich das Verhalten der Rotarmisten auf die Unterstützung für die Besatzungskräfte und die im April 1946 gegründete SED auswirken würde, befassten amerikanische Behörden und Journalisten sich eindeutig auch mit den negativen, korrumpierenden Folgen von Plünderungen, Schlägereien, Vergewaltigungen und allgemeinen »sexuellen Eskapaden« – und zwar sowohl für die Besatzer als auch für die ihnen unterstellte Bevölkerung.⁹⁵ Da der verlorene Krieg und die Besatzung enorme Zwänge mit sich brachten, sich auf zweckgerichtete sexuelle Handlungen einzulassen, kann man in vielen Fällen nur schwer zwischen erzwungenem, pragmatischem und jenem Geschlechtsverkehr unterscheiden, der sich tatsächlich als einvernehmlich bezeichnen lässt. Diese Zwiespältigkeit fing Kay Boyle sehr gut in einer ihrer Kurzgeschichten aus dem Nachkriegsdeutschland ein, in der ein amerikanischer Besatzungsoffizier erklärt: »Lass dir gesagt sein, Berlin ist das richtige Pflaster für den Mann mit Flair. Da sind sie noch ziemlich hungrig und ohne große Umstände zu haben.«⁹⁶ Diese fließenden Grenzen in sexuellen Beziehungen gab es, wie bereits gezeigt, nicht nur bei den Kontakten mit westlichen Alliierten. Vor allem in der frühen Besatzungszeit, bevor die Truppen in Kasernen untergebracht waren, gingen deutsche Frauen auch freiwillig (ebenso instrumentelle) sexuelle Beziehungen mit sowjetischen Militärs ein, insbesondere mit Offizieren, die etwas zu bieten hatten, und mit Soldaten, die in Privathaushalten einquartiert waren. Das Militär duldete solche »Soldatenliebchen« und »Russenflittchen«, schickte aber aus Sorge über die hohe Zahl der Deserteure Soldaten umgehend in die Heimat zurück, sobald sich ernsthafte Liebschaften entwickelten; zuweilen blieben die

93 W.E. Griffith, *Denazification Revisited*, S. 155. Zu sexueller Gewalt von Amerikanern in Bayern und zur Ermöglichung von Schwangerschaftsabbrüchen siehe Fehrenbach, *Race after Hitler*, S. 54f.

94 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 67.

95 Zink, *The United States in Germany*, S. 138. Unter den zahlreichen zeitgenössischen Quellen zu Beziehungen zwischen amerikanischen Besatzungskräften und deutschen Frauen (Vergewaltigung, Fraternalisierung und Geschlechtskrankheiten) siehe auch Bach, *America's Germany*, insbes.: *GIs between the Sheets*, S. 71-83; Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*; Ziemke, *U.S. Army*; und Habe, *Love Affair*.

96 Kay Boyle, *Summer Evening*, S. 405f.

Frauen mit einem »Russenkind« zurück.⁹⁷ Obwohl es viele Beschwerden über Pöbeleien und Gewalttätigkeiten von Amerikanern gab, genaue Zahlen fehlen und aktive Fraternisierung auch bei Sowjetsoldaten eindeutig belegt ist, waren die Alliierten und die Presse sich allgemein einig, dass sexuelle Gewalt von Amerikanern zwar häufiger vorkam als zugegeben, aber zu keiner Zeit an die von der Roten Armee begangenen Massenvergewaltigungen heranreichte. Viele deutsche Frauen gingen freiwillig Beziehungen mit Amerikanern ein, und die amerikanischen Übergriffe fielen eher in die (zugegebenermaßen problematische) Kategorie »normaler« sexueller Gewalt in Kriegs- und Besatzungszeiten als in die von Massenvergewaltigungen.⁹⁸

97 Siehe z. B. Biddiscombe, *Dangerous Liaisons*. Zu Geschichten über freiwillige Beziehungen siehe: Heimatmuseum Charlottenburg, Worüber kaum gesprochen wurde. Siehe auch Beevor, Berlin 1945. Das Ende, S. 449 f. Laut Reporter Robert Haeger, Nicht mehr als Eroberer, in: Sattel, Hrsg., *Das ist Germany*, S. 12, gingen die Russen drastisch gegen Fraternisierung vor, weil 1946 von den in Deutschland und Österreich stationierten Soldaten ein großer Anteil von 20 000 bis 30 000 desertierten. Eine erstaunlich detaillierte Schilderung vielfältiger Sexualkontakte mit deutschen Frauen und Frauen in der Roten Armee findet sich in dem erst kürzlich veröffentlichten und übersetzten Tagebuch eines jüdisch-ukrainischen Offiziers der Roten Armee, Gelfand, *Deutschland-Tagebuch*.

98 Laut Zink, *The United States in Germany*, S. 138, waren »sexuelle Beziehungen weit verbreitet, aber Vergewaltigung nicht häufig«. In seiner offiziellen Militärgeschichte der Besatzungszeit stellt Ziemke, *U. S. Army*, S. 220 f., fest, dass »von den von U. S.-Truppen begangenen Verbrechen Vergewaltigungen am besten – wenn auch keineswegs am genauesten – dokumentiert waren und in den letzten Kriegsmonaten eine ›Aufwärtsspirale‹ aufwiesen«. Von 904 Vergewaltigungsfällen, die von Juli bis Oktober 1945 im europäischen Einsatzgebiet zur Anklage kamen, ereigneten sich 522 in Deutschland; 487 Soldaten wurden wegen Notzuchtdelikten vor Gericht gestellt, die angeblich in den Monaten März und April 1945 begangen wurden. Ziemke fügt hinzu: »Es wurden keineswegs alle Fälle angezeigt oder in allen angezeigten Fällen Anklage erhoben, und die Verurteilungsrate war relativ gering. Die rechtliche Voraussetzung eines manifesten Fehlens von Einwilligung seitens des Opfers fehlte in so vielen Fällen, dass manche Gerichte zu der Auffassung übergingen, ein Mann, der mit einem Gewehr in der Hand in ein fremdes Haus eindringe, könne nicht geltend machen, er habe an seine erfolgreiche Verführung geglaubt.« Zur weiteren Erörterung amerikanischer Sexualdelikte gegen deutsche Frauen und ihrer Rassenkodierung in Erinnerung und Strafverfolgung insbesondere in Süddeutschland siehe Fehrenbach, *Race after Hitler*, S. 46–73. Jennifer Evans' Forschungen aufgrund von Militärgerichtsakten für Berlin enthüllen die dunklere Seite amerikanischer Begegnungen mit Deutschen in der geteilten Stadt, die in der zeitgenössischen und anhaltenden Fokussierung auf sexuelle Beziehungen selten beleuchtet wird:

Zahlreiche amerikanische Romane aus dem Nachkriegsberlin – die ein eigenes Genre bildeten und häufig von Autoren stammten, die dort Militärdienst geleistet hatten – betonten die einmaligen Vorzüge dieses sexuellen Schlaraffenlandes für die GIs: die »allgemeine Bereitwilligkeit der deutschen Frauen«, wie ein Historiker der US-Besatzungsmacht es zusammenfassend nannte, »die wollüstige Bereitschaft der deutschen Mädchen und Frauen, ihre Rolle als Eroberte zu erfüllen«, wie Meyer Levin es bitterer formulierte.⁹⁹ In McGovern's Roman *Fräulein* warten die zermürbten weiblichen Überlebenden der Schlacht um Berlin voller Hoffnung auf die amerikanischen Eroberer: »Die Amerikaner hatten im Krieg nicht gelitten. Ihre Häuser waren nicht zerbombt, ihre Frauen nicht vergewaltigt, ihre Industrie nicht dem Erdboden gleichgemacht worden. In Europa hatten sie weniger Gefallene zu beklagen als die Wehrmacht allein in Stalingrad. Sie wären frei von den Rachegeleüsten, die man den Franzosen, Briten und Russen kaum verübeln konnte«. Zynisch bestätigen die Frauen die vorherrschende amerikanische Sicht: »Vergewaltigen? Das haben sie auch gar nicht nötig. All diese Weiber, die ihre Kasernen umlagern, werfen sich ihnen für eine Schachtel Zigaretten oder eine Tafel Schokolade an den Hals.« Eine amerikanische Besatzungsmacht würde zudem allgemein für ein geringeres Maß an Plünderungen und Ausbeutung sorgen: »Die Russen stehlen elektrische Anlagen, Kräne und ganze Fabriken, während sich die Amis damit begnügen, Meißener Porzellan, Zeiss-Kameras und alten Familienschmuck mit der Feldpost nach Hause zu schicken.«¹⁰⁰

sexuelle Gewalt von US-Soldaten gegen deutsche Frauen in einem »fehlgeschlagenen Fraternisierungsprozess«, wie Evans es nennt. Von 1278 Festnahmen von Militärs, die 1947 in der amerikanischen Zone erfolgten, betrafen 220 oder 17% Vergewaltigung/sexuelle Nötigung; die Zahl der Festnahmen lag offenkundig unter der Zahl der Anschuldigungen, die wiederum nicht einmal annähernd an die tatsächliche Zahl der Delikte heranreichten. Evans stellte bei Berlinerinnen eine erstaunliche Entschlossenheit fest (vielleicht beeinflusst durch ihre Erfahrungen mit der Roten Armee), ihre Geschichte zu erzählen und die Täter vor Gericht zu sehen. Siehe Evans, *Protection from the Protector*.

99 Zink, *American Military Government*, S. 173; Levin, *Europa*. Die Zeugen, S. 247. Zahlreiche Romane und Memoiren schildern, wie Amerikaner Zeugen von Vergewaltigungen wurden und Fraternisierung erlebten; siehe unter vielen anderen Robert Peters, *For You*, *Lili Marlene*.

100 McGovern, *Fräulein*, engl. S. 115f.; dt. S. 112 (erstes Zitat in dt. Ausgabe nicht enthalten). In Hollywood entstand 1958 eine bereinigte Verfilmung unter der Regie von Henry Koster. Das deutsche Opfer entgeht knapp der Vergewaltigung und wird schließlich von dem amerikanischen Besatzungsoffizier gerettet (und mutmaßlich nach Amerika gebracht), den ihre Familie nach seiner Verwundung

Fraternisierung:
sexuelle, politische und rassistische Grenzübertretungen

Die andere Seite der Vergewaltigungsgeschichte war tatsächlich die sexuelle Fraternisierung. Das Fraternisierungsverbot, das Amerikaner (und Briten) allen Ernstes verhängt hatten, erwies sich schon sehr bald als völlig undurchführbar und als »ein riesiger schlechter Witz«. In einem der zahlreichen autobiografischen Romane, die in den ersten Nachkriegsjahren erschienen, wundert sich ein Offizier über die Massen von »Waffen, Wein, Silber, Gemälden, Frauen und diversen Kombinationen davon«, mit denen die Amerikaner plötzlich begrüßt wurden, und erklärt seinen Männern: »In dieser Einheit halten wir uns an Pattons inoffizielle Regelung, dass es keine Fraternisierung ist, solange ihr nicht zum Frühstück bleibt. Schlaft mit ihnen, aber schüttelt ihnen nicht die Hand.«¹⁰¹ Alle waren sich einig, dass man »sicher bis zur Prohibition zurückgehen musste, um ein so eklatant missachtetes und wenig durchgesetztes Verbot zu finden«, und so lockerte General Eisenhower es am 7. Juli, als die amerikanischen Truppen gerade ihre Posten in Berlin bezogen. Am 15. Juli 1945 hob er es dann im Wesentlichen auf, als er offiziell Gespräche zwischen Deutschen und Amerikanern in der Öffentlichkeit erlaubte.

Ungeachtet solcher Spitzfindigkeiten war politische Verbrüderung, wie ein Händedruck sie vermuten ließ, eindeutig nicht das Hauptproblem; ein amerikanischer Beobachter nahm 1946 kein Blatt vor den Mund: »Bei der Fraternisierung geht es ausschließlich um Sex. Ein Amerikaner ist mit einer Deutschen zusammen, weil sie eine Frau ist, nicht weil sie Deutsche ist.«¹⁰² Zudem meinte er: »Keine Militärgerichtsbarkeit hätte die Tausenden verurteilen können, die sich weigerten, sich an das Fraternisierungsverbot zu halten«, oder die Vorschriften eigenwillig und selbstbewusst zynisch auslegten, indem sie etwa ein *furline* (Fräulein) als DP anderer Nationalität ausgaben, um das Umgangsverbot mit deutschen Zivilisten zu umgehen. Tatsächlich lassen sich genügend einschlägige Äußerungen von deutschen wie auch amerikanischen Journalisten, Schriftstellern, Filmemachern, Tagebuch- und Briefschreibern über Beziehungen zwischen GIs und Fräuleins anführen. Der amerikanisch-

im Krieg freundlich behandelt hatte. Er triumphiert schließlich über ihren Naziverlobten und ihre (fälschliche) Registrierung als Prostituierte in Berlin.

101 D. Davidson, Steeper Cliff, S. 62, 33. Zum Wandel der amerikanischen Fraternisierungspolitik siehe Kleinschmidt, Do Not Fraternize. die schwierigen Anfänge deutsch-amerikanischer Freundschaft.

102 Bach, America's Germany, S. 71 f., 75.

jüdische Nachrichtendienstoffizier Saul Padover brachte nur auf den Punkt, was offensichtlich war: »Das Wörterbuch mag Fraternisierung als ›Verbrüderung‹ definieren, aber in diese Kategorie gehörten die Beziehungen zwischen Amerikanern und Deutschen keineswegs«, und schon bald stand der Begriff »ausschließlich für Unzucht«. Es war durchaus kein Zufall, dass die findigen deutschen Witzbolde der Militärregierung den Spitznamen »Mätressenregierung« verpassten.¹⁰³

In den ersten Monaten nach April 1945 stellte das Händeschütteln jedoch ein großes Problem dar, besonders für Nazigegner, die von den Amerikanern erwartet hatten, dass sie nicht als Eroberer, sondern als Befreier auftraten. Sie waren empört, dass die Vorschriften gegen Fraternisierung Amerikanern nicht erlaubten, einem anständigen oppositionellen Deutschen und sogar einem befreiten deutschen Juden die Hand zu reichen, während das Umgangsverbot mit deutschen Frauen unverhohlen missachtet wurde. Viele verärgerte Deutsche wiesen darauf hin, dass diese Praxis amerikanische Kontakte zu aufrechten Deutschen sogar unwahrscheinlicher machte, da diese das Verbot als Einzige ernst nähmen. Selbst als die Vorschriften gelockert wurden, waren die konservativeren Nazigegner vielleicht die einzigen Berliner, die der Fraternisierung skeptisch gegenüberstanden. Wie Durand-Wever fanden sie es unwürdig, vor den Besatzungskräften zu kriechen, was sicher auch aus ihrer zwiespältigen Haltung zum »Amerikanismus« in der Weimarer Zeit erwuchs.¹⁰⁴ In ihren Tagebucheintragungen aus der Nachkriegszeit fand die Journalistin Ursula von Kardorff die Amerikaner alle ein »bisschen primitiv«. Einer hatte ihr Angebot missverstanden, ihm Deutschunterricht zu geben und ihr dafür Englisch beizubringen: »Aber da er nur wissen wollte, was ›love‹ auf deutsch hieße und nur von ›fraternization‹ sprach, merkte ich bald, wohin der Hase lief. Und nachdem ich weder seine Zigaretten wollte noch seine Schokolade, erschien er bereits zur zweiten Stunde nicht mehr.«¹⁰⁵

Die verblüffend offenkundige Unmöglichkeit, das Fraternisierungsverbot durchzusetzen, reflektierte und bestätigte in mancherlei Hinsicht die Schwierigkeiten, an den ursprünglich festgelegten strengen Entnazi-

103 Saul K. Padover, *Why Americans Like German Women*.

104 Zu Amerikanismus und Antiamerikanismus in der Weimarer Republik siehe Nolan, *Visions of Modernity*. Zu den anhaltend gemischten Gefühlen im Kontext der Fraternisierung, siehe Heineman, *What Difference*, S. 97.

105 Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen*, Eintragungen vom 9. Juli und 25. Juni 1945, S. 289, 287 (das Tagebuch entstand unmittelbar nach dem Krieg aufgrund von Briefen, Tagebucheintragungen und Notizen).

fizierungsbestimmungen festzuhalten. Die JCS-Direktive 1067 schränkte den Kontakt mit und die Wiederaufbauhilfen für Deutsche ein, und die Kontrollratsdirektive Nr. 24 sah die Entfernung von Nazis aus allen verantwortlichen Ämtern und Stellungen vor, sodass sie nur noch niedere Tätigkeiten verrichten dürften. Allerdings mussten beide Direktiven schon bald den Realitäten einer gebrochenen Gesellschaft angepasst werden, in der praktisch alle Akademiker und Fachleute nazifiziert waren.¹⁰⁶ Die Amerikaner waren nicht nur auf die Mitwirkung deutscher Fachkräfte, Geistlicher und reaktiver Politiker der Weimarer Republik angewiesen, sondern in hohem Maße auch auf die der deutschen Frauen, die den überwiegenden Teil der verfügbaren jüngeren Zivilbevölkerung ausmachten. Kontakte zu deutschen Frauen bestanden nicht ausschließlich in Liebschaften und sexuellen Beziehungen. Frauen arbeiteten für die männlichen Besatzungskräfte in vielfältigen, unverzichtbaren Funktionen: als soziale Navigatorinnen, Dolmetscherinnen, Übersetzerinnen, Haushälterinnen und Sekretärinnen. Die größte Wahrscheinlichkeit, als »Amiliebchen« oder »Russenflittchen« stigmatisiert zu werden, bestand für entwurzelte Vertriebene aus dem Osten, während gebildete Mittelschichtfrauen mit Englischkenntnissen bei den Besatzungskräften eine reguläre Anstellung finden konnten (die vielleicht, aber nicht zwangsläufig sexuelle Beziehungen einschloss).¹⁰⁷ Wie Petra Goedde aufzeigte, mag die im Sommer 1945 reifende Erkenntnis, dass sich das Fraternisierungsverbot nicht aufrechterhalten ließ, für die Militärregierung vor Ort durchaus das erste eindeutige Zeichen gewesen sein, dass die von Roosevelt angeordnete und von Truman in der JCS-Direktive 1067 bekräftigte stringente Entnazifizierungspolitik der »Quarantäne und Rache« gleichermaßen »undurchführbar und unklug« war.¹⁰⁸

Fraternisierung zog selbstverständlich als unvermeidliche Begleiterscheinung Geschlechtskrankheiten nach sich, gegen die sowohl die sowjetischen als auch die westlich-alliierten Besatzungsbehörden mit strengen Maßnahmen wie Polizeirazzien und medizinischen Zwangsun-

106 Harris, *My Job in Germany*, S. 177. Unter den zahlreichen Quellen siehe Zink, *American Military Government*, S. 134; zu einer Kritik amerikanischer Nachsicht siehe Tom Bower, *The Pledge Betrayed*. Eine neuere Darstellung bietet Beschloss, *The Conquerors*.

107 Siehe z. B. Berichte in Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«, insbes. Bd. 2, S. 430 ff.

108 Siehe Zink, *American Military Government*, S. 91 f. Allgemein siehe Goedde, *GIs and Germans*.

tersuchungen vorgingen.¹⁰⁹ Spöttisch wiesen Reporter auf die »größte Heuchelei« des Fraternisierungsverbots hin, die »den Deutschen nicht entging – das Auftauchen fein säuberlicher Schilder für Prophylaxestationen in größeren Städten und an sämtlichen Hauptquartieren zu einer Zeit, als jeglicher Umgang verboten war«.¹¹⁰ Die Fraternisierung brachte noch andere Peinlichkeiten mit sich wie die unübersehbare Anwesenheit deutscher Frauen sogar in den Quartieren hochrangiger Offiziere oder das von Captain Maginnis in seinem Berliner Tagebuch geschilderte Militärgerichtsverfahren gegen einen Offizier, der eine Frau mit in seine Unterkunft genommen und erschossen hatte.¹¹¹ Der DEFA-Film *Straßenbekanntschaft* von 1947 schilderte lebendig diese korrupte Welt der Partys, Bars, Cafés, Verbrechen und Geschlechtskrankheiten sowie den florierenden Schwarzmarkthandel mit Penicillin unter Deutschen, die erobert waren, weil dieses wirkungsvolle neue Medikament in erster Linie Besatzungskräften vorbehalten war. Der Held, ein idealistischer junger Journalist, versucht eine junge Frau aus einem lasterhaften Leben zu retten und dafür zu sorgen, dass sie wieder »sauber und anständig« wird; der Film bediente sich der Sprache der Sexualhygiene und Sexreformbewegung der 1920er Jahre, die nach dem Krieg vor allem im Osten noch allgemein verbreitet war. Aber weder solche Bemühungen um die öffentliche Gesundheit, noch das Händeringen amerikanischer Reporter und Politiker über die verderblichen Freiheiten der Besatzung oder auch Don Sheppards berühmte Glossen in der Zeitung der amerikanischen

109 Siehe z. B. LAB 210/840/91/2, Schreiben von Amtsärzten der Besatzungsbehörden bezüglich einer alarmierenden Zunahme von Prostitution in der Umgebung von Militärstützpunkten und Bars in Berlin vom 9. Juli 1947. Die Infektionsrate unter US-Soldaten lag im August 1945 bei 19%. Siehe Goedde, *GIs and Germans*, S. 92. Laut Heineman, *What Difference*, S. 103, waren Anfang 1947 »9% der 19- bis 20-jährigen Berlinerinnen und über 7% der 21- bis 25-Jährigen als infiziert gemeldet«; zu Ansteckungsraten und Maßnahmen gegen Geschlechtskrankheiten siehe auch S. 99-105. Fraternisierung führte selbstverständlich auch zu Schwangerschaften und Nachwuchs. Während der Besatzungszeit von 1945-1949 wurden schätzungsweise 94 000 »Besatzungsbabys« geboren. Bis Juni 1950 erhielten 14 175 deutsche Ehefrauen, 6 Ehemänner, 750 Kinder und 1862 Verlobte von amerikanischen Soldaten eine Einreisegenehmigung in die USA. Siehe Goedde, *From Villains to Victims*, S. 10 f. Zum Rassenaspekt bei Fraternisierung und Ehepolitik siehe Fehrenbach, *Race after Hitler*.

110 Bach, *America's Germany*, S. 75. *Newsweek*, 28/4, 22. Juli 1946, S. 28, meldete, dass die Infektionsrate für Geschlechtskrankheiten im Juni 1946 bei den in Europa eingesetzten Streitkräften bei 26% lag, während es bei Kriegsende nur 7% waren.

111 Maginnis, *Military Government Journal*, 6. Februar 1946, S. 337.

Streitkräfte, *Stars and Stripes*, die GIs vor der verschlagenen, sexy »Veronica Dankeschön« (VD: venereal disease, Geschlechtskrankheit) und der dicken Schlampe »Hausfrau Hilda« warnten, zeitigten sonderliche Auswirkungen auf die »wohl meist ignorierte Vorschrift, die je von einer amerikanischen Behörde erlassen wurde«. ¹¹² Im Herbst 1945 wurde das Umgangsverbot so gut wie aufgehoben, lediglich die (ebenfalls weitgehend ignorierten) Übernachtungs- und Heiratsverbote blieben bestehen. ¹¹³

Der Leiter des Berliner *Newsweek*-Büros berichtete im Juni 1947, es sei »nun praktisch völlig legal möglich, mit deutschen Mädchen alles zu machen, außer sie zu heiraten«. ¹¹⁴ In Deutschland konnten solche Ehen nicht geschlossen werden, aber ab Weihnachten 1946 ließ man deutsche Kriegsbräute nach einer angeblichen politischen Überprüfung in die USA einreisen. Die erste solche Braut war ein Aushängeschild für die Versöhnung mit dem ehemaligen Feind: Die 23-jährige Balletttänzerin Anna Maria Christina Heinke aus Dessau wollte Robert J. Lauenstein aus St. Louis, Missouri, heiraten. Selbstverständlich stammte sie aus einer antifaschistischen Familie, ihr Vater war nach 16 Monaten in einem Konzentrationslager gestorben, während Anna in einer Flugzeugfabrik Kriegsarbeit hatte leisten müssen. ¹¹⁵ Diese schöngefärbte Geschichte wurde 1950 in dem Hollywood-Film *The Big Lift* persifliert. Darin verliebt sich ein leichtgläubiger junger GI, der während der Luftbrücke in Berlin stationiert ist, in ein Mädchen, dessen praktisch identische Geschichte sich als dreiste Lüge erweist. Der Film vermittelte die bei vielen Amerikanern in der Heimat wie auch im Ausland nach wie vor herrschende Einstellung, dass Fraternisierung mit deutschen Frauen, so verbreitet sie auch sein mochte, alles Korrupte und Falsche der Besetzung

112 Zitat aus Davidson, Steeper Cliff, S. 63, 33. Der DEFA-Film *Straßenbekannschaft* entstand 1947 unter der Regie von Peter Pewas. Zur eingeschränkten Verfügbarkeit von Penicillin siehe die Beschwerden beim Gesundheitsamt Zehlendorf, 30. Dezember 1946, LAB Rep. 210/840/91/1.

113 Weitere Details der komplizierten Vorschriften und ihres Wandels finden sich bei Goedde, GIs and Germans; Willoughby, *Remaking the Conquering Heroes*; Fehrenbach, *Race after Hitler*; und Esser, »Language No Obstacle«. Laut Heineman, *What Difference*, S. 98, besagten US-Armeeberichte, dass 1946 schätzungsweise »50-90 % der US-Soldaten mit deutschen Frauen »fraternisierten«; jeder achte verheiratete Mann war in Deutschland eine feste Beziehung eingegangen«.

114 J.P. O'Donnell, Leiter des Berliner *Newsweek*-Büros, *The GI Legacy in Germany*, S. 48.

115 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 49, 50. Siehe auch Esser, »Language No Obstacle«.

verkörperte. Vorgesetzte Offiziere standen den zahlreichen Anträgen auf Heiratsurlaubnis, wie der heiratslustige (aber getäuschte) Filmheld Danny ihn einreichte, misstrauisch gegenüber. Sie sahen tendenziell nur Sex, wo ihre Untergebenen vielleicht Liebe empfanden. Im Film bemerkt der zuständige Offizier dazu, die meisten GIs, die morgens um 8.30 Uhr eine Heiratsurlaubnis beantragten, hätten es sich bis 17 Uhr bereits anders überlegt.¹¹⁶

Unzählige Kommentatoren, vor allem Journalisten und Kongressdelegationen, wetterten über die schamlosen amerikanischen Liebschaften mit deutschen Frauen. Offiziere fraternisierten ebenso eifrig wie einfache Soldaten. Selbst Shepard Stone, der Leiter für politische Angelegenheiten bei der Militärregierung, der in den 1930er Jahren eine Frau aus deutsch-jüdischer Familie geheiratet hatte, wurde als Beispiel angeführt. Mochte die Braut Fräulein Anna auch von noch so hoher Gesinnung sein, fürchteten doch viele, der Ruf der Militärregierung könne erheblich unter »Unredlichkeit, Alkoholismus, sexuellen Eroberungen und ähnlichem« sowie unter der Tatsache leiden, dass die Vertreter der demokratischen Umerziehung sämtliche Privilegien einer hierarchischen Ordnung selbst so offenkundig für sich in Anspruch nahmen, wie eine junge fraternisierende Berlinerin ihrem GI-Freund in *The Big Lift* frech vorhielt.¹¹⁷

Auf der grundlegendsten Ebene konnten die strikten Entnazifizierungsmaßnahmen und Umerziehungsprogramme den amerikanischen Alltagserfahrungen mit Deutschen in der Nachkriegszeit schlicht nicht standhalten. Da so viele Zivilisten des dämonisierten Feindes, denen amerikanische GIs zuerst begegneten – notleidende, attraktive und entgegenkommende –, Frauen waren, hatten amerikanische Soldaten ein »feminisiertes Bild der deutschen Gesellschaft, das in krassem Gegensatz zu dem aggressiven, maskulinen Image des Dritten Reichs während des Krieges stand.«¹¹⁸ Dieser Eindruck bestätigte die ansonsten oft zynisch aufgenommene Selbstdarstellung der Deutschen als Opfer. Sehr bald kamen GIs zu dem Schluss, wenn es »in Deutschland nicht so viele Männer gäbe [und gegeben hätte], wäre es eigentlich kein schlechtes Land.«¹¹⁹ Die Fraternisierung zwischen männlichen Besatzungskräften und deutschen

116 *The Big Lift*, dt.: *Es begann mit einem Kuß*, 20th Century Fox, Produzent William Perlberg, Regie George Seaton, mit Montgomery Clift, Paul Douglas und amerikanischem Militärpersonal. Siehe Brauerhoch, Fräuleins und GIs, zu Darstellungen der Fraternisierung in deutschen und amerikanischen Nachkriegsfilmen.

117 Zink, *The United States in Germany*, S. 85.

118 Goedde, *From Villains to Victims*, S. 2.

119 Padover, *Why Americans Like German Women*, S. 357.

Frauen – als Dolmetscherinnen und Sekretärinnen wie auch als Sexualpartnerinnen und Freundinnen – trugen erheblich zu einem Wahrnehmungswandel bei, die Deutschen nicht mehr als skrupellose Aggressoren, sondern als bemitleidenswerte Opfer zu sehen, ein Vermittlungsprozess, der durchaus mit den sich verändernden Allianzen im Kalten Krieg zusammenwirkte.¹²⁰ Die Nation der »stormtroopers« und der skrupellosen Mörder hatte sich in ein Land schöner Landschaften und sauberer, bereitwilliger Frauen verwandelt.

Immer wieder schilderten Reporter in praktisch gleichlautenden Formulierungen Deutschlands allgegenwärtiges »Fräuleinwunder«: »So et was gibt es diesseits von Tahiti nicht noch einmal«, staunten sie über die Verfügbarkeit junger deutscher Frauen. Als ein junger Offizier sich erkundigte, ob er seine Frau mit nach Berlin bringen könne, stieß er auf Fassungslosigkeit: »Ehefrau? Sie müssen verrückt sein!«, antwortete der General. »Dann könnten Sie ja gleich zum Festessen ein Sandwich mitbringen.«¹²¹ Eine amerikanische Reporterin schrieb naserümpfend und alles andere als amüsiert über deutsche Frauen: »Sie behandelten alle Amerikanerinnen voller Verachtung und alle amerikanischen Männer als Götter«, und resümierte: »Wenn Vergewaltigungen vorgekommen sein sollten, so waren sie sicherlich nicht notwendig.«¹²² Eine besonders pikante Note hatte das Bild von deutschen Frauen, die zumindest im Hinblick auf Sex und Liebeleien den Ballast der Rassenindoktrinierung umgehend abwarfen. Vor allem in der Anfangszeit betonten Reporter die Ironie der Überschreitung von Rassenschranken bei der Fraternalisierung gerade mit jüdischen und afroamerikanischen Soldaten: Die »Negertruppen haben ausnehmend gute Chancen bei den Fräuleins ... Es stimmt auch, dass es gute Zeiten für junge jüdische Männer sind.«¹²³

120 Siehe Goedde, *GIs and Germans*. Weitgehend die gleiche Geschichte erzählen halbwegs reißerische Romane wie Burke, *The Big Rape*, Gardener Smith, *Last of the Conquerors*, über die Abenteuer afroamerikanischer Soldaten in Deutschland, und Berger, *Crazy in Berlin*. Siehe auch Höhn, *Amis, Cadillacs und »Negerliebchen«*; sowie Fehrenbach, *Race after Hitler*.

121 Middleton, *Last July*, S. 148.

122 Judy Barden, *Freundin und Candy*, S. 151.

123 Siehe z. B. Belfrage, *Seeds of Destruction*, S. 67 f. Belfrage war Propagandaoffizier der Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces (SHAEF); sein Bericht entstand mit Förderung der John Simon Guggenheim Foundation, wurde aber nicht veröffentlicht, nachdem er beschuldigt wurde, Kommunist zu sein (nach einer Anhörung vor dem McCarthy-Ausschuss wurde er nach England ausgewiesen).

Ob nun gute Zeiten oder nicht, die Fraternisierungspolitik war für jüdische Soldaten der alliierten Streitkräfte besonders belastend. In einem Brief an das Emigranten-Wochenblatt *Aufbau*, schilderte ein deutsch-jüdischer Master Sergeant im Juli 1945 eine »Fahrt durch Berlin« und die Verlockungen, denen schwer zu widerstehen war: »Gutaussehende, tadellos angezogene Blondinen lächeln uns an, und wir versuchen, hart dreinzuschauen, uns an Buchenwald und Dachau zu erinnern ...«¹²⁴ Für den jüdischen Besatzungsoffizier Moses Moskowitz war die Tatsache, dass es »intime Beziehungen deutscher Frauen mit jüdischen Männern gibt, die nur ein Jahr zuvor im Konzentrationslager saßen«, der schwierigste und unerklärlichste Aspekt des »Rätsels der deutschen Unverantwortlichkeit«.¹²⁵ Kurt Hirsch, der amerikanische GI tschechisch-jüdischer Abstammung, den die SchauspielerIn Hildegard Knef heiratete, ging schonungslos offen mit den widersprüchlichen Erinnerungen und Identitäten um. Als sie zum ersten Mal im ausgebombten Berlin miteinander ausgingen, führte er Knef in den russischen Sektor, um sich mit ihr den sowjetischen Dokumentarfilm über die Befreiung von Auschwitz anzusehen. Auf dem Heimweg sagte er ihr: »Ich habe sechzehn Verwandte verloren.«¹²⁶

Anders und noch spannungsgeladener war die explosive Mischung aus Rassenpolitik und Sexualität für die afroamerikanischen Soldaten der amerikanischen Streitkräfte, in denen noch Rassentrennung herrschte. William Gardner Smith, ein Reporter der afroamerikanischen Zeitung *Pittsburgh Courier*, machte in seinem halb autobiografischen Roman *Last of the Conquerors* von 1948 die äußerst zwiespältigen Gefühle schwarzer GIs zur Fraternisierung deutlich. In einer Bar, in der er mit »aufreizenden« deutschen Frauen trinkt, wundert sich ein Soldat: »Vor zwei Jahren hätte ich einen Kerl erschossen, der mir gesagt hätte, dass ich jemals in einer Bar mit Hitlers Kindern anstoßen würde ... Die Leute, mit denen wir heute Abend hier sitzen, haben in den Lagern Menschen verbrannt und Juden ins Gesicht geschlagen.« Darauf erwidert eines der Mädchen entrüstet: »Wie kannst du so reden? Was ist mit den weißen Amerikanern? In deinem Land darfst du nicht mal mit einer weißen Frau über

124 Fahrt durch Berlin. Aus einem Brief von Master Sgt Charles Gregor, geschickt am 14. Juli aus Berlin, *Aufbau*, 17. August 1945, S. 32. Der Brief wurde auf dem beliebten Briefpapier aus dem Führerbunker geschrieben.

125 Moskowitz, *The Germans and the Jews*, S. 7.

126 Knef, *Der geschenkte Gaul*, S. 132. Die Ehe war nicht von Dauer. Eine ganz ähnliche Episode im Wien der Nachkriegszeit findet sich in dem autobiografischen Film *Wohin und zurück – Welcome in Vienna*, Österreich 1984/85, Drehbuch: Georg Stefan Troller, Regie: Axel Corti.

die Straße gehen.« Der Erzähler denkt über seine anfangs unbekümmerte Liebesbeziehung zu einem »weißen Mädchen« namens Ilse nach und stellt »bitter« fest: »Es kam mir seltsam vor, dass ich ausgerechnet hier, im Land des Hasses, diese eine, überaus wichtige Stufe von Demokratie finden sollte.« Er erinnert sich an die Vergnügungen im Nachkriegsberlin, die Grenzgänge über die Sektoren hinweg, die Spaziergänge am sommerlichen Wannsee, die Opernbesuche im Osten mit seiner Freundin, als sie »unterwegs noch die unter den Trümmern begrabenen Leichen riechen konnten«. Da er sich der Realität nicht stellen will, dass Ilses Traum von einer Heirat im Amerika der Jim-Crow-Ära niemals in Erfüllung gehen kann, weiß er nicht, wie er reagieren soll, als sein Kamerad herausplatzt: »Mir gefällt dieses verdammte Land, weißt du das? ... Es ist der erste Ort, wo man mich jemals wie einen verdammten Menschen behandelt hat ... Weißt du, was ich gelernt habe? Dass ein Nigger nicht anders ist als alle anderen ... Da musste ich erst hier 'rüberkommen, damit die Nazis mir das beibringen.«¹²⁷

Frauen hatten ihre eigenen Gründe, sich auf sexuelle Beziehungen einzulassen, wie die scharfsichtige Soziologin Hilde Thurnwald in ihrer Studie zum Familienleben im Nachkriegsberlin vermutete. Abgesehen von den lebensnotwendigen Nahrungsmitteln und Versorgungsgütern der Amerikaner lockte die Mädchen weniger ihr sexuelles Interesse als ein allgemeiner »Lebenshunger« in der Nachkriegszeit. »Der Hunger war an Stelle der Bomben getreten, er machte das Leben zur Hölle«, wie Curt Riess schrieb, und die Rationen der Soldaten halfen, den Hunger zu mildern; darüber hinaus suchten Berlinerinnen aber auch »Licht, Wärme, eine Tafel Schokolade, Aussicht auf ein paar unbeschwerte Stunden«. Die Amis »sind so streamlined«, erklärten sie mit einem Begriff, der auf die Begeisterung der Weimarer Zeit für amerikanische Effizienz und Rationalisierung verwies. Tatsächlich waren die Soldaten der Eliteeinheit 82. Airborne Division, die im Juli nach Berlin gekommen waren, gut genährt, gepflegt und dufteten nach Rasierwasser, wie viele sich erinnerten – ganz im Gegensatz zu den zerlumpt von der Front oder aus Kriegs-

127 Smith, *Last of the Conquerors*, S. 34, 35, 44, 57, 67f. Smith verzeichnet auch den Antisemitismus einiger amerikanischer Offiziere, S. 105. Eine exzellente Abhandlung über Smith, seine Reportagen für den *Pittsburgh Courier* und seinen Roman bietet Fehrenbach, *Race after Hitler*, S. 35-39. Siehe auch Goeddes kurze Erörterung in *GIs and Germans*, S. 109-112. Offenbar verwenden alle Quellen die gleichen Zitate. Siehe auch L. S. Hodges, *Portrait of an Expatriate*. Zu Rasse und US-Besatzung siehe auch Willoughby, *Remaking the Conquering Heroes*; Schroer, *Race after the Master Race*; und Schmundt-Thomas, *America's Germany*.

gefangenenlagern heimkehrenden deutschen Männern und zu vielen der gefürchteten Russen.¹²⁸

Auch verheiratete Frauen und Mütter suchten die vielfältigen Vorteile der Fraternisierung. Hausfrauen, von denen viele ohne ihren Ehemann dastanden, bekamen als »nicht Erwerbstätige« die geringsten Lebensmittelrationen (die so genannte Himmelfahrtskarte). Erschöpft und überarbeitet, tauschten sie ihre (manchmal noch beträchtliche) Habe auf dem Schwarzmarkt, der schlicht den einzigen funktionierenden Wirtschaftszweig darstellte und als »notwendiges Übel« galt, wie Thurnwald erklärte. Sie stöberten auf dem Land frische Nahrungsmittel auf und mühten sich ab, unter prekären Bedingungen den Haushalt zu führen. Sie nähten aus alten Kleidern neue, flickten Kleider und Schuhe, machten sich auf die Suche nach Nahrung und Brennmaterial und bemühten sich, in beengten Wohnungen mit streitenden Nachbarn und unregelmäßiger Stromversorgung und Heizung ein sauberes, ordentliches Heim zu schaffen. Sie versuchten, ihre kleinen oder heranwachsenden Kinder in einer Stadt im Griff zu behalten, in der Jungen in den Trümmern spielten und Mädchen schnell lernten, dass eine Beziehung zu einem Besatzungssoldaten die beste Möglichkeit bot, die Mutter zu unterstützen. Durch Krieg und Trennung belastete Ehen zerbrachen, da sie dem Schock der Wiedervereinigung nicht standhielten, wenn Männer verroht aus Krieg und Gefangenschaft heimkehrten und auf Frauen trafen, die von der Verantwortung an der Heimatfront abgehärtet waren. Im Jahr 1946 wurden in Berlin 25 000 Scheidungen registriert; bis Dezember 1947 waren es 1700 bis 2000 monatlich, eine Tendenz, die sich grundlegend von der bei jüdischen Überlebenden unterschied, wie die folgenden Kapitel zeigen.¹²⁹

Kriegserinnerungen

Diese Wiedervereinigung war getrübt durch Fraternisierung und den Schatten der Vergewaltigung. »Trotz der populären Gegenüberstellung von Vergewaltigung in der sowjetischen Zone und Fraternisierung in den Westzonen reichten die Umbrüche im Sexualleben der Frauen über Zonengrenzen hinweg«, wie Elizabeth Heineman feststellte. Frauen hatten

128 Zitate zu Hunger und »streamlined«: Riess, Berlin, Berlin, S. 45; Zitat »Lebenshunger« und »Licht, Wärme«: Thurnwald, Gegenwartsprobleme, S. 146.

129 Ebd., S. 77, 211. Zur »Überlebensarbeit« der Frauen siehe auch Kuhn, Power and Powerlessness.

nicht nur Reste der freizügigen Sexualkultur der Weimarer Zeit behalten, sondern auch die Erfahrungen »ehelicher Untreue und vorehelichen Geschlechtsverkehrs«, die »während des Krieges zugenommen hatten«. ¹³⁰ In Berlin mag die Vergewaltigungserfahrung dazu beigetragen haben, dass verbitterte Frauen weniger gegen Gelegenheitsprostitution gefeit waren, die auch die Fraternisierung prägte. Über Nachkriegsentfremdung und sexuelles Elend der von der Front und aus Kriegsgefangenenlagern heimkehrenden Männer und der Frauen, zu denen sie zurückkehrten, wurde bereits viel geschrieben. ¹³¹ Im Ersten Weltkrieg lösten das Phänomen der »Heimkehrerscheidungen« und die »unbeschreibliche Erfahrungskluft« zwischen Männern und Frauen größte Besorgnis aus. Aber nun trafen verrohte, zornige und erschöpfte Veteranen und heimkehrende Kriegsgefangene auf Frauen, die an der Heimatfront, zumindest in den Städten, zuweilen größere Gefahren überstanden hatten als manche auf dem Schlachtfeld. Frauen in Berlin hatten sexuelle Gewalt nach dem sowjetischen Sieg und die flüchtigen Freuden der Fraternisierung nicht nur mit den Siegern, sondern manchmal auch mit den ausländischen Arbeitern erlebt, die das Naziregime für seine Kriegswirtschaft zwangsverpflichtet hatte.

Die gedrückt und voller »weinerlichen Selbstmitleids« aus dem Krieg heimkehrenden Männer prägten so hässliche Sprüche wie: »Er fiel fürs Vaterland, sie für Zigaretten.« Häufig war zu hören, der deutsche Soldat habe fünf Jahre lang gekämpft, seine Frau nicht einmal fünf Minuten. Außer der Vergewaltigungsgefahr durch die Sieger sahen deutsche Frauen sich auch noch der weniger bekannten, aber »erheblichen Bedrohung durch Gewalt von Ehemännern ausgesetzt, insbesondere heimkehrenden Wehrmachtssoldaten«, die deren Beziehungen zu Besatzungskräften zu unterbinden versuchten. Es gab Fälle, in denen Männer ihre Frauen töteten, um sie vor Vergewaltigung zu bewahren oder zu bestrafen, weil sie sich der Gewalt ergeben hatten; manchmal griffen sie Frauen an – indem sie ihnen die Haare abschnitten oder Schlimmeres antaten –, denen sie Fraternisierung und damit Beschmutzung der letzten Reste deutscher Ehre vorwarfen. Erbittert über die innigen Beziehungen, die sich zwischen Amerikanern und Deutschen entwickelten, äußerten jüdische Überlebende häufig den Verdacht, GIs würden sie besonders

¹³⁰ Heineman, *What Difference*, S. 95f. Zu den Auswirkungen des Krieges auf die Sexualmoral der Deutschen siehe Herzog, *Politisierung der Lust*.

¹³¹ Siehe Biess, *Homecomings*; ders., *Survivors of Totalitarianism*; ders., *Männer des Wiederaufbaus – Wiederaufbau der Männer*; siehe auch Moeller, *The Last Soldiers of the »Great War«*; sowie ders., *War Stories*.

schikanieren, um ihren deutschen Freundinnen zu imponieren, andererseits waren solche Paare sicherlich auch gewalttätigen Angriffen erboster deutscher Männer ausgesetzt.¹³²

Als Reaktion auf die Nachkriegsentfremdung boten Zeitschriften Mitgefühl und Ratschläge an, wie heimkehrende Ehemänner und Väter sich wieder in Familien integrieren ließen, die nicht an ihre Anwesenheit gewöhnt waren. Gemäß einer offiziellen Linie karikierte die *Neue Berliner Illustrierte* 1945 (hinter einem Titelblatt, das die Wiedereröffnung Berliner Schulen feierte): »Ist Ihr Mann auch manchmal so seltsam, seit er zurückgekehrt ist? Jetzt räumt er mir plötzlich den ganzen Bücherschrank durcheinander, denn er meint, das In-Reih-und-Glied-Stehen hätte er sich in den letzten Jahren reichlich übergesehen!«¹³³ Sanft sollten Soldaten zu friedliebenden Bürgern und liebevollen Vätern umerzogen werden, wie es ein Gedicht mit der Überschrift »Ein ›fremder Mann‹ wird ›Pappi‹« zeigte: »Im Traum nur gleit' ich noch in jenes Land / voll Schlachtenlärm, Kanonen, toten Pferden / Doch immer führt mich schnell aus Tod und Brand / Katrinchens kleine warme Kinderhand / den Weg zurück, um wieder Mensch zu werden.«¹³⁴ Ratgeberkolumnen und Beratungsstellen, die um den Frauenüberschuss der Nachkriegszeit und die angeblich verzweifelte »Jagd nach dem Mann« wussten, bemühten sich um Vermittlung in den zahlreichen Geschlechter- und Sexualkonflikten, die der Krieg und die Nachkriegsverhältnisse mit sich gebracht hatten. Ehemänner nahmen es ihrer Frau übel, dass sie – unter Zwang oder freiwillig – sexuelle Kontakte mit anderen gehabt hatte, während ihr Mann im Krieg war; Frauen ließen sich scheiden, weil ihr Mann sich sexuell und hausfraulich von einem so genannten »Bratkartoffelverhältnis« hatte versorgen lassen, während Frau und Kinder in der Evakuierung auf dem Land saßen, um den Bombenangriffen zu

132 Biddiscombe, *Dangerous Liaisons*; dort heißt es in Fn. 115: »1946 wurden drei US-Soldaten von deutschen Angreifern ganz oder teilweise kastriert« und »im Mai und Juni 1946 gab es fünf Fälle, in denen junge Frauen tot in amerikanischen Kasernen aufgefunden wurden«. Solche Vorfälle sind für Süddeutschland besonders gut dokumentiert, wo es viele US-Soldaten (und jüdische DPs) gab. Zu Schikanen gegen deutsche Frauen, die mit Besatzungssoldaten, insbesondere mit Farbigen, fraternisierten, siehe Fehrenbach, *Race after Hitler*, S. 30-73. Siehe auch Biddiscombe, *Sexual Behavior of American GIs*. Zu den 1950er Jahren siehe Höhn, *Amis, Cadillacs und »Negerliebchen«*. Eine kritische Sicht bietet S. zur Nieden, *Erotische Fraternisierung*.

133 *Neue Berliner Illustrierte*, 1/5, November 1945, hinteres Deckblatt.

134 *Neue Berliner Illustrierte*, 2/10, November 1946, rückwärtiges Deckblatt. Zu diesem Transformationsprozess siehe Moeller, *Last Soldiers*.

entgehen. Beide Geschlechter trugen an ihren jeweils eigenen bitteren, schuldbehafteten Erinnerungen.¹³⁵

Solche Nachkriegsspannungen zwischen den Geschlechtern fing der Film *Straßenbekanntschaft* sehr gut ein. In einer Szene hält eine schwer arbeitende Straßenbahnschaffnerin den Vorhaltungen ihres demobilisierten Ehemanns entgegen: »Wie wir Frauen hier zu Hause gelebt haben, das weiß doch kaum einer von euch. Jeden Morgen in die Fabrik, spät abends nach Hause, hungrig, ins kalte Zimmer, Alarm, dazu immer die Angst und die Hilflosigkeit. Ja, ist es denn da so unverständlich, dass man sich mal betäuben wollte?« Die Frau stellt sich als Kriegsoffer dar, das ein bisschen Trost und Freude sucht, aber keine unmoralische Sünderin ist. Ihrem Mann wirft sie die Fraternalisierung in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten vor. »Am Tag seid ihr herumspaziert, ihr Herren, in Warschau, in Paris, in Kopenhagen ... Und warum haben sich die Frauen mit euch eingelassen? Für ein Brot, für ihre Kinder, weil sie Hunger hatten.« »Jeder sieht die Welt mit seinen Augen«, erwidert ihr Mann, ein Hinweis, dass in dieser allmählichen Remaskulinisierung der Nachkriegszeit Männer und Frauen eine recht unterschiedliche, ja sogar gegensätzliche Sicht hatten. Der traumatisierte Kriegsveteran kann lediglich sagen: »Ich weiß einfach nicht mehr weiter.« Er weiß nicht, dass er seine Frau mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt und damit wahrscheinlich ihre Chancen auf Kinder und eine »normale« Familie zunichtegemacht hat, nach der sie sich – trotz allem – sehnt. Während sie resolut ihre Uniform anzieht, versichert sie ihm, er sei immer ihre einzige Liebe gewesen, und geht zur Arbeit.¹³⁶ Zahlreiche Filme schilderten in Abwandlungen diese gesellschaftlichen und psychischen Krisen der Nachkriegszeit, von dem für homosexuelle Avancen anfälligen Jungen in Rossellinis *Deutschland im Jahre Null* bis zu der DEFA-Produktion *Irgendwo in Berlin* von 1947 über das Elend traumatisierter heimkehrender deutscher Soldaten und Kriegsgefangener. In diesem »Trümmerfilm« schlafwandelt ein junger Veteran immer noch durch den Krieg, steht in den Trümmern auf einem Balkon stramm und salutiert; ein anderer ist kaum wiederzuerkennen, als er zu seiner Familie zurückkommt. In den Ruinen stürzt ein Junge zu Tode, was seinen schockierten Freunden klarmacht, dass der Krieg auch kleine Jungen töten kann, selbst wenn sie

135 »Jagd nach dem Mann«: Riess, Berlin, Berlin, S. 76. Siehe Schneider, »Einigkeit im Unglück«?; und Timm, *The Legacy of Bevölkerungspolitik*.

136 Filmzitate aus *Straßenbekanntschaft*, DEFA, 1947/48, Regie: Peter Pewas. Zur genderspezifischen Kontrolle und Behandlung von Geschlechtskrankheiten siehe Heineman, *What Difference*, S. 100-104.

nur Krieg spielen und die Kämpfe beendet sind. Stand der Film *Straßenbekanntschaft* unter dem Motto, eine »saubere« sozialistische Moral einzuführen, die eine gewisse Gleichberechtigung von Männern und Frauen anerkannte, so erfolgt in *Irgendwo in Berlin* die Wiederherstellung der männlichen Identität und der Familie über die Rückkehr zu produktiver Arbeit und Familienleben.¹³⁷

Erinnerungen an Vergewaltigung, Mutterschaft und den sexuellen Tauschhandel der Fraternisierung, die in offiziellen historischen Darstellungen marginalisiert, aber öffentlich und privat in vielfältiger Weise erzählt oder angedeutet wurden, prägten wesentlich das Gefühl der Frauen, dass sie Opfer waren und dennoch durchhalten mussten. Besonders traumatische Eindrücke tauchten immer wieder in den Erinnerungen von Frauen auf: die Aufforderung von Soldaten in Berlin, »Frau, komm!«; die Mutter, die auf dem furchtbaren Flüchtlingstreck nach Westen ihr erfrorenes Kind nicht aus den Armen gibt. In ihren Nachkriegserzählungen schilderten Frauen, wie sie in letzter Minute den Angriffen auf eine Stadt entkommen waren, den letzten Zug oder das letzte Schiff nach Westen erwischt hatten. Häufig erklärten sie, nur ein Wunder oder ein Schutzengel habe sie gerettet. »Flucht ist Frauensache ebenso wie der Krieg Männersache war«, meinte Ilse Langner in ihrem Nachkriegsroman *Flucht ohne Ziel*.¹³⁸

Sicher schilderten junge Berlinerinnen aufgeregt ihre Begegnungen mit wohlgenährten fraternisierenden GIs, und Reporter waren schnell bei der Hand mit der Feststellung, wie gut die besiegten Fräuleins noch aussahen. Dagegen stellte Curt Riess scharfzüngig fest: »Die Berlinerinnen waren nur noch Ruinen dessen, was sie einmal gewesen waren, ganz wie die Häuser, in denen sie ihr Leben fristeten.«¹³⁹ Fanden junge, alleinstehende Frauen noch Abenteuer und vielleicht Liebe, so standen in den Erzählungen älterer Frauen eher Hunger, Vergewaltigung und

137 Ehe und Familie in der Nachkriegszeit sind exzellent behandelt in Heineman, What Difference, und Moeller, Geschützte Mütter. Zu Einstellungen und Erfahrungen mit Homosexualität im Nachkriegsberlin siehe Evans, Bahnhof Boys.

138 Langner, *Flucht ohne Ziel*, S. 123. Interessanterweise beschreibt Langner, S. 188, dass die Straßen voller befreiter KZ-Insassen waren und sie das Gefühl hatte, sie gehörten eindeutig nicht der gleichen Leidensgemeinschaft an. Siehe auch Heineman, *The Hour of the Woman*; und Moeller, *War Stories*.

139 Riess, *Berlin, Berlin*, S. 34. Diese Sicht stand in Gegensatz zu positiveren Schilderungen westdeutscher Frauen, was sicher mit der Berliner Erfahrung von Massenvergewaltigungen zu tun hatte. Zu Fraternisierungsgeschichten siehe Heimatmuseum Charlottenburg, Worüber kaum gesprochen wurde.

die Härten der Mutterschaft bei Kriegsende im Vordergrund: die Pflege eines Kindes mit Typhus oder Diphtherie oder die grauenvollen Erlebnisse von Müttern und Kindern, die auf der Flucht vor den sowjetischen Truppen auf der Straße oder in überfüllten Zügen getrennt wurden. Bei der Ruhrepidemie im ersten Nachkriegswinter starben angeblich in Berlin 65% der Neugeborenen.¹⁴⁰ Wie Gabriele Vallentin sich in ihrem Bericht von 1955 noch genau erinnerte, »sah man so manches traurige Bild, Mütter die stumm und starr dasaßen, auf ihrem Schoß ein Pappkarton, darin sie ihr totes Kind aus dem Krankenhaus abgeholt hatten.«¹⁴¹ Für viele begannen die »schweren Zeiten« erst mit der »Befreiung«. In einem typischen Bericht über die Schrecken der sowjetischen Eroberung schrieb eine Frau 1975: »Die Bomben im Winter 1944/45 waren schlimm, doch die Tage, die jetzt kamen, waren kaum zu ertragen.«¹⁴²

Deutsche Frauen blieben vor allem im Osten und unter Ostflüchtlingen im Westen allein mit unverarbeiteten Erinnerungen, die in der Öffentlichkeit nicht ohne Weiteres Platz hatten, auch wenn sie immer wieder angesprochen oder angedeutet wurden. Es gab keine Rituale von Schuld und Sühne wie im Gedenken an die Opfer des Faschismus, keine Entschädigungs- und Erinnerungsstrukturen, wie die Verbände und Versorgungseinrichtungen der Kriegsveteranen sie boten.¹⁴³ In ihrem zwar privatisierten, aber weithin stattfindenden Diskurs erinnerten Frauen sich an ihre Erlebnisse und gaben sie an ihre Töchter weiter: Bombenangriffe, Flucht vor der vorrückenden Roten Armee, Vergewaltigungen und Angst vor Vergewaltigungen. Aber sie vermittelten auch Erinnerungen an robuste Trümmerfrauen, die in den ausgebombten Städten Schutt räumten. Analog zu ihren heldenhaften und bemitleidenswerten Brüdern, Vätern, Ehemännern, Geliebten und Söhnen an der Ostfront – die ebenfalls weder Scham noch Schuldbewusstsein äußerten, weil sie vermeintlich keine andere Wahl gehabt hatten – sahen sich auch die Frauen als Opfer und Heldinnen. Sie zeigten kaum Scham über die erlittene sexuelle Gewalt oder die Fraternisierung, auch wenn viele ihrer Männer

140 Maginnis, *Military Government Journal*, S. 344. Zu den Opfern von Epidemien siehe Berliner Senat, Hrsg., *Berlin. Kampf um Freiheit*, S. 10.

141 Vallentin, *Die Einnahme von Berlin*, LAB Acc. 2421, S. 28.

142 Strubel, Nr. 131, S. 1, LAB Rep. 240/2651.

143 Vergewaltigungsopfer wurden in der Bundesrepublik nicht vollständig vergessen. In den 1950er Jahren erhielten einige Frauen im Westen geringfügige Entschädigungen, allerdings nicht für die Vergewaltigungen, sondern in Form von Unterhaltszahlungen für daraus resultierende Kinder. Siehe BA (Koblenz) 189 (Bundesministerium für Familie und Soziales) 6858 und insbes. 6863 zu aus Vergewaltigungen hervorgegangenen Kindern.



*Abb. 2.2. Deutsche Frauen und Kinder
auf den Stufen eines ausgebombten Gebäudes.*

es von ihnen erwarteten – ein Umstand, der deprimierende Spuren in den Geschlechterbeziehungen der Nachkriegszeit hinterließ.¹⁴⁴ Die Erinnerungen blieben frisch, wurden verzerrt und verdrängt, aber keineswegs völlig zum Schweigen gebracht. Vielmehr sind sie in Literatur, Filmen und offiziellen Dokumentationen reichlich zu finden.¹⁴⁵ Die Geschichten der Frauen und die unverhohlener gewürdigten Leiden der Männer an der Ostfront und in Kriegsgefangenschaft schweißten eine nationale Leidensgemeinschaft zusammen. Sie diente nicht nur als Möglichkeit,

¹⁴⁴ Siehe Herzog, Politisierung der Lust; und Heineman, What Difference, insbes. S. 75-136.

¹⁴⁵ Siehe unter zahlreichen Quellen die umfangreichen Unterlagen über sowjetische Delikte (darunter vornehmlich Vergewaltigung) gegen Deutsche, die das westdeutsche Bundesministerium für Vertriebene und Flüchtlinge in den 1950er Jahren sammelte, Ostdokumentation, BArchK; sowie Ryan, Der letzte Kampf. Zur DDR siehe Konrad Wolfs DEFA-Film *Ich war neunzehn*. Zu den neueren Studien gehören Franzen, Die Vertriebenen, und Ahonen, After the Expulsion.

eine Konfrontation mit den Naziverbrechen zu vermeiden, sondern auch als Strategie, die Volkseinheit zu legitimieren und wiederherzustellen und damit die Grundlage zu schaffen, auf der sich das »kranke« Deutschland wieder »erholen« könnte – ein Bild, das Frauengruppen aller politischen Lager in der Nachkriegszeit häufig verwendeten.

Dieses Opfergefühl und der mühsam errungene Stolz der Frauen auf ihr Durchhalten – oft mit Kindern und ohne Mann an ihrer Seite – enthielt ein gerütteltes Maß an Nostalgie nach den geordneten, auskömmlichen Lebensverhältnissen, die das Dritte Reich ihnen selbst unter Bombenangriffen geboten hatte. Auch wenn kaum jemand zugab, ein überzeugter Nazi gewesen zu sein, waren Äußerungen wie »Wenn Adolf jetzt da wäre, käme bald Ordnung in die Bude« oder »Bei Adolf hatten wir es besser« häufig zu hören und keineswegs tabu. Mit der Haushaltsführung in den Trümmern überlastete Mütter, die ohne einen männlichen Verdienner und die recht großzügigen Versorgungsleistungen für Soldatenfrauen dastanden, vermissten den disziplinierenden Einfluss der Hitlerjugend auf ihre zunehmend verwahrlosten Kinder; ebenso wie nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg bezeichnete man auch nun die Jugend als »verwildert«. Die Kinder trauerten der Kameradschaft, dem gemeinsamen Singen, den Wanderungen und dem Zugehörigkeitsgefühl zu einer übergeordneten Sache nach. Besatzungsoffiziere, die Jugendliche für Baseballspiele und Demokratieseminare zu gewinnen versuchten, mussten feststellen, dass eine ganze Generation junger Deutscher nicht bereit war, ihre verlorene Sache durch eine neue zu ersetzen. Stattdessen wurden sie zynisch und wandten sich trivialer Unterhaltung durch Filme und leichte Literatur zu, wie häufig beklagt wurde. Zudem waren sie besonders unempfänglich für Kollektivschuldvorwürfe und weigerten sich oft mindestens ebenso vehement wie ihre Eltern, Verantwortung für das Geschehene zu übernehmen. »Man zerrt zuviel an uns herum; oft sage ich dann Dinge, die ich gar nicht denke«, erklärte eine Studentin gegenüber Thurnwald und deutete damit an, dass sie aus schierem Ärger und Trotz an Naziidealen festhielt.

Es gab – viel zitierte – Kritik an den deutschen Frauen, weil sie sich dem »Feind« schneller ergeben hätten als die Soldaten. Bei manchen Frauen war allerdings der Zorn über den Verrat an ihren »Idealen« größer als das Entsetzen über Deutschlands Taten; sie fanden es würdelos, zu schnell die Seiten zu wechseln und mit den Siegern zu fraternisieren. Auf einen abgenutzten »Ehrbegriff« zurückgreifend, hielten sie es für ehrlos, Schuld und Verantwortung einzugestehen: »Man kann einen Krieg verlieren, man kann gedemütigt werden, aber man braucht seine Ehre nicht selber zu beschmutzen!« Eine ehemalige BDM-Führerin berichtete 1946:

»Meinen Kameradinnen und mir wurde langsam klar, daß ein Zusammenbruch kommen könnte. Wir empfanden es aber ebenso wie viele andere Jugendliche als Feigheit, jetzt nicht mehr zur Sache zu stehen und glaubten, trotz mancher Bedenken aushalten zu müssen. Wir haben von der unmenschlichen Behandlung in den KZs, den Judenmorden, den Unfähigkeiten und Bestialitäten führender Menschen und vieles andere, was jetzt bekannt geworden ist, kaum eine Ahnung gehabt.«¹⁴⁶

Frauen, Viktimisierung und die Schuldfrage

Sahen deutsche Frauen sich nach Kriegsende als weitgehend unschuldige, aber durchhaltefähige Opfer, so waren die Amerikaner offenbar geteilter Ansicht über sie. Einerseits erschienen sie als sexuell anziehende, politisch harmlose Opfer, andererseits als Verführerinnen und Hausfrauen, die im Dritten Reich Verbrechen begangen oder sich zumindest mitschuldig gemacht hatten. Der amerikanische Journalist Julian Bach lieferte eine prägnante Rechtfertigung für den Einsatz von Frauen bei der Entrümmerung: »Es ist nicht allgemein bekannt, dass die deutsche Führungsspitze, insbesondere Hitler, Himmler, Bormann und Sauckel, dagegen war, Frauen in Uniform zu stecken oder auch nur in Kriegsfabriken zu beschäftigen. Das war der eigentliche Hauptgrund, weshalb die Deutschen Millionen ausländischer Männer und Frauen als Zwangsarbeiter ins Land holten und es damit deutschen Frauen ermöglichten, in ihrer Küche zu bleiben.«¹⁴⁷ Die meisten Nachkriegsquellen stellten Trümmerfrauen durchaus nicht als Heldinnen dar. Vielmehr erscheinen sie als widerstrebende, unmutige zwangsverpflichtete Arbeitskräfte – eine »Art Fließband« aus Menschen –,¹⁴⁸ ehemalige Nazis und Ehefrauen von Nazis oder hungernde Mütter, die verzweifelt von der Lebensmittelkarte 5, der »Himmelfahrtskarte«, wegkommen wollten. Konkurrierende Darstellungen zeichnen sie als verdrossene, aber starke und stoische Frauen, die in langen Hosen und Kopftuch Schaufeln schwangen und entschlossen die Trümmer der Diktatur und des Krieges beseitigten, oder als lüsterne fraternisierende »Fräuleins«, getrieben von materieller Not und moralischem Verfall. Erst in den letzten Jahren vervollständigten

146 Thurnwald, *Gegenwartsprobleme*, S. 180, 149, 156 und 154. Überaus scharfsichtig schildert sie die Veränderung der Lebensverhältnisse nach der Niederlage.

147 Bach, *America's Germany*, S. 236, 249.

148 Bourke-White, *Deutschland – April 1945*, S. 173.

Geschichten deutscher Frauen als Opfer von Massenvergewaltigungen dieses Bild.¹⁴⁹

Auch Sowjets und deutsche Kommunisten bemühten sich, ihre Darstellung deutscher Frauen als Opfer abzustimmen – selbstverständlich ohne unmittelbar auf ihre tatsächliche Erfahrung als Opfer der Roten Armee statt des Nationalsozialismus und des Krieges einzugehen. In der sowjetischen Besatzungszone wurden Nationalsozialismus, Militarismus und Krieg als gleichwertige, zusammenhängende Übel in einen Topf geworfen. Daher konnten Frauen, die nun als natürliche Trägerinnen des Pazifismus galten, vergangene politische Sünden durch korrektes Verhalten – Unterstützung des Friedens und der Einheit in Deutschland – in der Nachkriegsgegenwart wettmachen. Und selbst ihre Verfehlungen ließen sich im Rahmen ihrer genderspezifischen Viktimisierung sehen; nach kommunistischer Auffassung hatte die unzureichende politische Bildung und die Reduzierung auf den häuslichen Bereich die Frauen anfällig für die falschen Verlockungen der Nazis gemacht. Man sagte den Frauen, in den vorangegangenen zwölf Jahren habe es für sie nur die »Pflicht zur Arbeit, die Pflicht zum Gebären und die Pflicht zum stummen Erdulden der Qual« gegeben. Gerade ihre mangelnde politische Reife habe Millionen deutsche Frauen zu Wählerinnen, Anhängerinnen und Opfern der Nazis gemacht, erklärte die sowjetisch lizenzierte Presse, denn »wäre die deutsche Frau schon gestern politisch bewußt und handlungsfähig gewesen, nie hätte sich Hitler erlauben können, ihr den Mann, den Vater, den Sohn und das Dach über dem Kopfe wegzuschießen«. Die Lösung – und Buße – für die Frauen bestünde darin, sich der Arbeiterschaft anzuschließen (wo sie nun dringend gebraucht wurden) und aktive Sozialistinnen zu werden.¹⁵⁰ Gleichzeitig erschienen jedoch im Westen wie im Osten neue Frauenzeitschriften, die das angebliche Interesse der Frauen an Schönheit und Häuslichkeit bedienten. Die kommunistische Zeitschrift *Frau von heute*, die erstmals im Februar 1946 erschien, versprach ihren Leserinnen: »Was aber interessiert die Frau am meisten? Die Mode und die Küche.« Die meisten ihrer Tipps waren allerdings für eine Trümmersgesellschaft geeignete Improvisationsvorschläge,

149 Siehe den Überblick über die Lage der Frauen von der Antifaschistin Annedore Leber, *Frauenprobleme. Eine Zusammenfassung solcher dramatischen Versionen* (sowie eine gute Bibliografie) bietet Botting, *In the Ruins of the Reich*.

150 *Berliner Zeitung*, 1/44, 5. Juli 1945, S. 1.

wie sich beispielsweise alte Kleider modisch aufbereiten ließen oder wie man auch ohne Möbel behaglich wohnen könne.¹⁵¹

Auseinandersetzungen über die besondere Beziehung von Frauen zum Nationalsozialismus waren also durchaus nicht nur ein Produkt der feministischen Hinterfragung in den 1970er Jahren oder des Historikerinnenstreits aus den 1980er Jahren.¹⁵² Obwohl deutsche Frauen Opfererfahrungen machten und sehr bald in Erinnerungen festhielten und eben weil sie als Opfer einer sexualisierten, genderspezifischen Niederlage wie auch als Fraternisiererinnen und Komplizinnen der Sieger so deutlich in Erscheinung traten, setzten unmittelbar nach Kriegsende Debatten über die relative Mittäterschaft oder Unschuld der Frauen ein. Einen frühen Höhepunkt erreichten sie mit der ausführlichen, sensationslüsternen Berichterstattung über den Bergen-Belsen-Prozess und eine der Angeklagten, die KZ-Aufseherin Irma Grese. War Nürnberg ein »Prozeß der Männer«, wie die liberale feministische Journalistin Ursula von Kardorff es nannte, wo Frauen nur auf der Anklage- und Pressebank oder als Ehefrauen der Angeklagten zu finden waren, so führten die Verfahren in Lüneburg (in der britischen Zone) im Oktober 1945 dramatisch das weibliche Gesicht des Bösen vor Augen.¹⁵³ Journalisten, Intellektuelle und führende Frauenrechtlerinnen (darunter viele Veteraninnen aus der Weimarer Zeit, die plötzlich wieder in der Öffentlichkeit auftauchten) befassten sich im Zuge des Prozesses um die NS-Tötungsanstalt Hadamar auch mit der Rolle von Pflegerinnen und Ärztinnen im »Euthanasieprogramm« und debattierten über die öffentliche Rolle von Gertrud Bäumer – bis 1933 Vorstandsmitglied und zuvor langjährige Vorstandsvorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine –, die während des Dritten Reichs teilweise weiter aktiv und völlig unbehelligt geblieben war.¹⁵⁴

151 *Berliner Zeitung*, 2/46, 24. Februar 1946, S. 3, Anzeige für die neu erscheinende *Frau von heute*. Siehe auch Höhn, *Frau im Haus und Girl im Spiegel*; und Evans, *Constructing Borders. Image and Identity in Die Frau von heute, 1946-1948*.

152 Siehe Grossmann, *Feminist Debates about Women and National Socialism*; und von Saldern, *Victims or Perpetrators?*. Siehe auch die Sonderausgabe *Ariadne: Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung*, 27, Mai 1995, zum Thema: »Stunde Null« – Kontinuitäten und Brüche«.

153 Kardorff in *sie*, 1/28, 25. August 1946, S. 2.

154 Siehe z. B. Berichte in der *Berliner Zeitung*, 1/77, 12. August 1945, S. 4, über an »Euthanasie« beteiligte Ärztinnen und Krankenschwestern; und 1/125, 7. Oktober 1945, S. 1, über Irma Grese; 1/130, 13. Oktober 1945, S. 1, und 1/131, 14. Ok-

In Anbetracht der unbestreitbaren Not insbesondere der Frauen und Kinder nach der Kriegsniederlage einerseits und der augenfälligen Präsenz von Kriegsverbrecherinnen auf den Anklagebänken verschiedener Prozesse andererseits waren Journalistinnen und Aktivistinnen gezwungen, darüber nachzudenken, inwieweit die aktive Beteiligung von Frauen an Naziverbrechen herkömmliche Vorstellungen von Weiblichkeit und Mütterlichkeit infrage stellten. Greses britische Verteidiger setzten auf eine Argumentation, die feministische deutsche Wissenschaftlerinnen Jahre später unter die Lupe nehmen sollten. Nach Auffassung ihrer Verteidiger war Grese, die in Auschwitz und Bergen-Belsen eingesetzt worden war, nicht »die Bestie, sondern der Sündenbock von Belsen«. Sie vertraten die Ansicht, gerade der Schock darüber, dass sie eine Frau und unverhohlen sexuell war, habe bewirkt, dass man sie als besonders teuflisch und inhuman (geradezu entmensch) herausgehoben habe.¹⁵⁵

Zwei Seiten desselben Genderklischees dienten dazu, Frauen vorzuwerfen, dass sie sich an Gräueltaten beteiligt oder allgemeiner den Aufstieg des Naziregimes und den verheerenden Krieg nicht verhindert hatten. Christlich-konservative und manche bürgerliche Frauenrechtlerinnen beschuldigten Frauen, sie seien nicht »weiblich« genug gewesen und hätten ihre wesentlichen weiblichen Eigenschaften, Fürsorglichkeit und Friedfertigkeit, von den als männlich identifizierten Strebungen des Militarismus und der Destruktivität übermannen lassen und daher weibliche (sprich: mütterliche) Werte nicht angemessen behauptet. Kommunistische, sozialistische und liberale Frauenrechtlerinnen tendierten dagegen zu dem Vorwurf, die Frauen seien zu »weiblich« gewesen, hätten sich ihrem grundlegenden weiblichen Hang zur Unterwerfung unter männliche Dominanz und zu mangelndem Interesse am Öffentlichen und Politischen ergeben und seien den Männern in die Gewaltkatastrophe gefolgt.¹⁵⁶ Vor allem im Osten setzten Aktivistinnen dieses Argument als Holzhammermethode ein, um Frauen in antifaschistischen

tober 1945, S. 14, über den Bergen-Belsen-Prozess; sowie 1/134, 18. Oktober 1945, über den Nürnberger Hadamar-Prozess.

155 Zitat aus Bower, *Pledge Betrayed*, S. 182; siehe auch S. 262, 354. Bower ist allerdings eine recht tendenziöse Quelle. Mit einigen dramatischen Ausnahmen wurden weibliche Angeklagte ungeachtet ihrer Dämonisierung tatsächlich milder beurteilt. Ernsthaftige Untersuchungen zu Täterinnen (mit Schwerpunkt auf Genderdarstellung) haben erst in den letzten Jahren begonnen. Siehe Przyrembel, *Transfixed by an Image*; Weckel und Wolfram, Hrsg., »Bestien« und »Befehlsempfänger«; und Schwarz, *Die Frau an seiner Seite*.

156 Siehe z. B. Diskussionen in *sie* (liberal feministisch) und *Frau von heute* (SED); siehe auch Langner, *Flucht ohne Ziel*.

Frauenausschüssen zu organisieren, aus denen 1947 der Demokratische Frauenbund Deutschlands als Massenorganisation hervorging. Beide Argumentationen führten das »Problem« des mangelnden Widerstands auf das »Frausein« zurück. Gleichzeitig lagen natürlich auch den Beteuerungen, Frauen seien unschuldig an den Naziverbrechen oder hätten ihnen ferngestanden, Annahmen über ihre femininen und mütterlichen Eigenschaften zugrunde. Auf deprimierend vertraute Weise wurden Frauen zugleich als Opfer und Übeltäter hingestellt und mit denselben Begründungen freigesprochen und verurteilt.

Alle diese Schuld- und Genderdebatten waren in Berlin besonders spannungsgeladen, wo die verwickelte Fraternalisierungspolitik zwischen den Siegern und den Frauen des früheren Feindes nach weit verbreiteter Ansicht anders verlief als in den westlichen Besatzungszonen. Wie bereits geschildert, lag das teils an der Tatsache, dass Berlin eine wichtige Medien- und Kulturhauptstadt blieb und immer noch wie vor der Nazizeit als Heimat der weltgewandten, emanzipierten »neuen Frau« galt; teils war es auf die konkurrierenden Entnazifizierungsverfahren der vier verschiedenen Besatzungsmächte in den benachbarten Sektoren zurückzuführen, vor allem aber auf die Massenvergewaltigungen, die sich fortwährend als Hintergrund für Debatten über die jeweilige Barbarei der Deutschen und der Sowjets aufdrängten. Im Nachkriegsberlin war es durchaus kein Geheimnis, dass man kürzlich an den Körpern deutscher Frauen eine Politik der Schuldzuweisung, Rache und Bestrafung vollzogen hatte. Sowohl die »Fräuleins« und Veronicas, wie die politisch und körperlich infizierte Cartoonfigur in *Stars and Stripes* sie darstellte, als auch die unerschütterlichen Trümmerfrauen und aufopfernden Mütter waren ebenso begehrenswert wie gefährlich: befrachtet mit der Schande und den Schrecken der Vergewaltigungen und der Schuld des Nationalsozialismus, zugleich aber auch Inbegriff der Opfer, die der Krieg fordert.

McGoverns Roman *Fräulein* von 1956 fing diese Stimmung explizit ein: »Die Köchin hatte einen Sohn bei Orjol, den zweiten am Monte Cassino, ihren Mann und ihre kleine Wohnung bei einem Liberatorangriff auf den Prenzlauer Berg verloren; ihre bescheidenen Ersparnisse waren der Geldentwertung zum Opfer gefallen; sie selbst war nur mit knapper Not der Vergewaltigung durch die Russen entgangen; und so murmelte sie auf seine Frage eigensinnig, wenn ihr jemand leid täte, dann nur sie selbst.«¹⁵⁷ Berlinerinnen erschienen allerdings nicht nur als Opfer und Übeltäter, sondern auch als entschlossene, unsentimentale, zu allem Nötigen bereite Überlebenskünstlerinnen. James Burkes Romanfi-

157 McGovern, *Fräulein*, dt., S. 124.

gur Lilo verkörperte diese härtere, jüngere Variante: Nachdem sie die anfängliche sowjetische Besatzung überstanden hat, geht sie im Juli 1945 ins Pressebüro der amerikanischen Militärregierung und bietet ihre Dienste an. Schließlich hat sie für die Nazipresse gearbeitet. Die Amerikaner brauchen fähige, erfahrene Leute; »entnazifizieren« können sie sie später immer noch. Lilos Motto lautet: »Leben bleiben! Vor allem musste sie mit dem Leben davonkommen ... Sie hatte die Vergewaltigung von Berlin überlebt. Sicher würde sie alles weitere überleben können.«¹⁵⁸

Der amerikanische Spielfilm *The Big Lift* bot einen kritischen Blick anderer Art auf deutsches Selbstmitleid und »Unverantwortlichkeit«, der ebenfalls Gender und Sexualität zum Fokus hatte. Im Kontext der neuen deutsch-amerikanischen Beziehungen produziert, die sich nach der Berliner Luftbrücke entwickelten, spiegelte er in mancherlei Hinsicht ein antifaschistisches Misstrauen gegenüber einer von den Deutschen behaupteten Viktimisierung wider, wie sie für die unmittelbare Nachkriegszeit typischer war. In dem Film spielt Montgomery Clift den naiven GI Danny, der während der sowjetischen Blockade an der Versorgung der abgeschnittenen Stadt beteiligt ist und auf dem harten Weg erfahren muss, dass die vertrauenswürdigen Deutschen diejenigen sind, die bleiben und für Demokratie und Antikommunismus kämpfen wollen, nicht aber diejenigen, die sich nur bei den Amerikanern einschmeicheln wollen. Der Schlüssel liegt in der Bereitschaft, sich umerziehen zu lassen: »Es ist nicht so einfach, herauszufinden, was richtig ist«, erklärt Gertie, die kesse Berliner Freundin von Dannys vorsichtigerem, knurrigem, ehrlichem Kameraden Private Kowalski. Dannys durchtriebene Geliebte gibt sich als Nazigegnerin aus, damit er sie als seine Verlobte nach Amerika schleust, wo ihr deutscher Ehemann in Kriegsgefangenschaft ist; Gertie ist dagegen eine echte Antifaschistin, die mit amerikanischer Demokratisierungsrhetorik geschickt die patriarchalischen Einstellungen ihres GI-Freundes infrage stellt.

Am Ende des Films haben alle ihre Lektion gelernt. Kowalski gesteht recht melodramatisch, er habe sich in seinem chauvinistischen Verhalten benommen »wie ein SA-Mann«, und Gertie beschließt: »Ich bleibe hier. Ich will das richtige Deutschland erleben.« Mittlerweile hat der idealistische, aber von Liebeskummer geplagte Danny erkannt, dass die angebliche Nazigegnerin ihn getäuscht und verführt hat. In dieser Hollywood-Produktion wirkte noch die ältere Darstellung vom jammernden, verlogenen Deutschen nach, verkörpert durch das amoralische, opportunistische Fräulein (und Opfer, denn schließlich ist sie eine

158 Burke, Die große Vergewaltigung, S. 10, 243.

Trümmerfrau). Letztlich konnten die beiden Amerikaner ungebunden in ihre Heimat zurückkehren, nachdem sie ein paar Lektionen über Demokratie gelernt und ihre ausländischen Freundinnen, ob tugendhaft oder nicht, verlassen hatten. Tatsächlich brachten Dannys und Kowalskis Diskussionen über die beiden Fräulein, mit denen sie fraternisierten, die Spannungen in Amerikas Beziehung zum Nachkriegsdeutschland zum Ausdruck. Der polnisch-amerikanische (und in mancherlei Hinsicht wohl als jüdischer Stellvertreter angelegte) Protagonist Kowalski ist weniger anfällig für die Reize vorgetäuschter Allianzen und, selbst angesichts der kommunistischen Bedrohung, weniger bereit, die jüngste Nazivergangenheit zu vergessen. Ebenso wie Captain Maginnis in seinem *Military Government Journal* darüber sinnierte, dass die Deutschen vor lauter Beschäftigung mit ihrem eigenen Elend völlig blind für das von ihnen verursachte Leid seien, zog auch Kowalski über die Deutschen, die er vor den Sowjets beschützte, den Schluss: »An Dachau, Lidice, Buchenwald, Rotterdam, Warschau können sie sich nicht erinnern. Daran erinnern sie sich nicht, aber dass sie in der vergangenen Woche kein Fleisch bekommen haben, daran erinnern sie sich.«¹⁵⁹ Mit diesem Ende brachte der Film – der in Hollywood für ein amerikanisches Publikum produziert, aber in Berlin unter Mitwirkung von dort stationierten US-Soldaten gedreht wurde – die Ängste und Verbitterung der Juden zum Ausdruck, die in dieser Stadt, die einmal so sehr die ihre war, geblieben oder nach 1945 dorthin gekommen waren.

159 *The Big Lift*, 1950; auch dt.: *The Big Lift. Es begann mit einem Kuß*. Siehe auch H.-J. Rupieper, *Bringing Democracy to the Fräuleins*. Frauen als Zielgruppe der amerikanischen Demokratisierungspolitik in Deutschland.

3. »Es gab wenige Überlebende und viele Tote«¹

Juden im besetzten Berlin

Von meiner lb. Frau, den lb. Eltern und den übrigen lb. Angehörigen habe ich auch leider gar nichts mehr gehört, und muß leider annehmen, so traurig es ist, daß sie leider alle ums Leben gekommen sind.

Erich Nelhans, 25. November 1946²

Das besiegte, das in die Knie gezwungene Deutschland faszinierte mich mehr als irgendein Land auf Erden.

Marcel Reich-Ranicki³

Kaum hatten die Sowjets sich in die zerbombte Hauptstadt vorgekämpft, tauchten auch Juden wieder auf. Im Sommer 1945 zählten die Alliierten 6000 bis 7000 in Berlin ansässige Juden; ihre Anwesenheit in der unmittelbaren Nachkriegszeit war so unerwartet wie kompliziert. Sie hatten in prekären Nischen überlebt: im »Untergrund«, als »Illegale« oder als »U-Boote« mit falschen Papieren, versteckt in Fabrikspeichern, Wohnungen, Lauben der zahlreichen Berliner Schrebergärten, auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee und offiziell oder insgeheim unter den Augen der Gestapo in der seltsam zwiespältigen Welt des Jüdischen Krankenhauses. Andere hatten, eingestuft als »Mischlinge« oder Partner in einer »privilegierten Mischehe«, von den Nazis als Zwangsarbeiter eingesetzt, gelebt. Zwei Drittel der kurz nach dem Krieg als jüdische Überlebende in Berlin Registrierten waren Ehegatten oder Kinder einer »Mischehe«; von den 5000 bis 7000 Juden, die in den Untergrund abgetaucht waren, überlebten vielleicht 1400 bis zur Befreiung.⁴ Alle diese deutschen Juden,

1 Boehm, *We Survived*, Zitat aus der Einleitung von 1949, S. XVII.

2 Erich-Nelhans-Unterlagen, Brief vom 25. November 1945, CJA 5A1/36, S. 5.

3 Reich-Ranicki, *Mein Leben*, S. 316.

4 Hier ist anzumerken, dass die statistischen Daten über jüdische Überlebende in Berlin wie in ganz Deutschland inkonsistent, ungenau und verwirrend sind; sie variieren stark, je nachdem, wer die Daten wann erhob und wie »jüdisch« und »Kriegsende« definiert wurden. Zu den genannten 6000 bis 7000 Juden gehörten auch Überlebende, die nach der Befreiung überwiegend aus Osteuropa in die Stadt gekommen waren. Zu den insgesamt etwa 15 000 Juden (von ca. einer halben Million vor 1933), die im Deutschen Reich überlebten, sind schätzungsweise 50 000 jüdische Zwangsarbeiter hinzuzählen, die bei Kriegsende auf deutschem Territorium befreit wurden. Siehe Stern, *Antagonistische Erinnerungen*, S. 45.

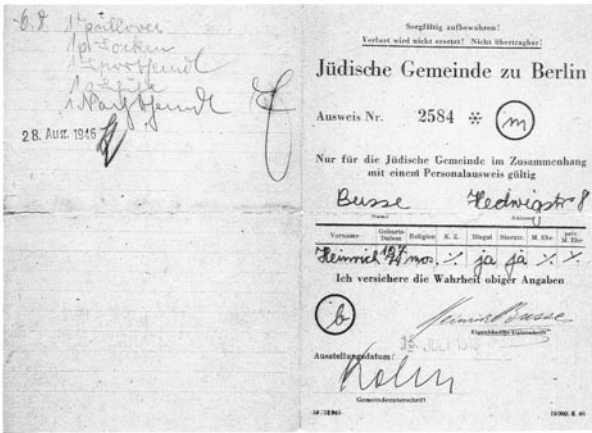


Abb. 3.1. Bescheinigung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, die dem Inhaber bestätigt, dass er »mosaischen Glaubens« ist, »Sternträger« war und als »Illegaler« überlebt hat.

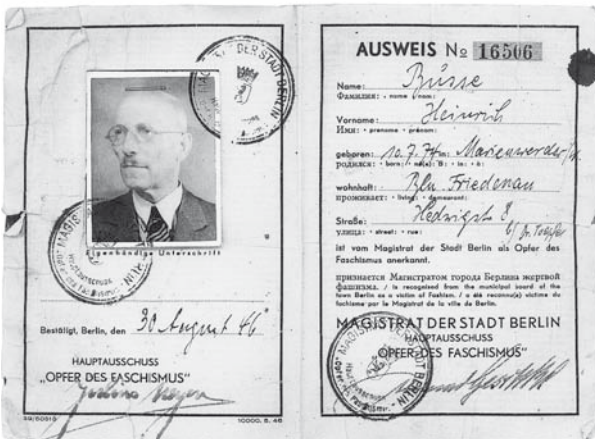


Abb. 3.2. Ausweis als »Opfer des Faschismus«, ausgestellt vom Magistrat der Stadt Berlin.



Abb. 3.3. Personalausweis, ausgestellt vom Polizeipräsidenten in Berlin.

die den Rassenverfolgungen der Nazis ausgesetzt waren, hatten ihre jeweils eigene Geschichte, wie sie gegen jede Wahrscheinlichkeit überlebt hatten. Dabei hatten sie nicht nur wie alle Berliner die massiven Bombardierungen, das Flakfeuer und den »Endkampf« um die Stadt überstehen müssen, sondern auch das Fehlen von Lebensmittelrationen und Unterkünften, die ständige Gefahr, verraten oder denunziert zu werden, und die nervenaufreibende Furcht vor Festnahme und Deportation, die spezifisch jüdische Erfahrungen waren.⁵

Laut Nachama, Nach der Befreiung, S. 268 f., war von den Berliner Juden »nur ein Rest von ca. 7000 übrig geblieben, von denen 1500 aus dem K. Z. kamen, 1250 sich jahrelang vor der Gestapo versteckt hielten, und ca. 4250, die von der Deportation aufgrund ihrer »arischen« Verheiratung zunächst verschont blieben. Von diesen 4250 Juden mussten 2250 den Judenstern tragen, während die restlichen hierzu nicht gezwungen waren, weil christliche Kinder aus ihrer Ehe hervorgegangen waren.« Laut Stern waren es 1155 KZ-Überlebende, 1050 »Illegale«, 2000 Partner gemischter Ehen und weitere 1600, die keinen Judenstern tragen mussten. Nachama gibt die jüdische Bevölkerung Berlins vor der Nazizeit mit 200 000 an, was vermutlich auch nicht registrierte Juden einschließt. Michael Brenner stellte fest: »Von den 7000 Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Berlin waren 1946 mehr als zwei Drittel mit Nichtjuden verheiratet oder Kinder aus Mischehen«; siehe Brenner, *East European and German Jews*, S. 52. Kaplan, führt in *Mut zum Überleben*, S. 329, ebenfalls an, von den Juden, »die 1933 in Deutschland gelebt hatten, überlebten nur etwa 15000 das Kriegsende«; unter Berufung auf Kwiet und Eschwege, Selbstbehauptung und Widerstand, stellt sie ebd., S. 323, fest: »Nach dem Krieg kamen zwischen 3000 und 5000 Juden aus ihren Verstecken in Deutschland. In Berlin, einer Stadt, in der einst 160 000 Berliner Juden gelebt hatten, versteckten sich 5000 bis 7000 Juden, von denen nur 1400 überlebten.« Hier zählt sie nur die Juden, die sich versteckt hatten, nicht aber diejenigen, die mehr oder weniger offen in »Mischehen« oder als Kinder aus »Mischehen« überlebt hatten (und die z. B. Nachama, Stern und Brenner mitzählen). Zu der Zahl von 1400 Überlebenden in Verstecken siehe auch Seligmann, *An Illegal Way of Life*. Nach den neuesten Zahlen eines Forschungsprojekts am Institut für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin überlebten möglicherweise 1700 Juden, die in den Untergrund gegangen waren. Interessant sind hier vielleicht weniger die genauen Zahlen als vielmehr die unterschiedlichen Einstufungen und ihre Variationen je nachdem, wann und von wem die Zählung durchgeführt wurde.

- 5 Über Juden, die in Berlin überlebten, gibt es eine umfangreiche Literatur: historische Studien, Memoiren, Tagebücher, Romane und halb biografische oder autobiografische Romane. Siehe die Literaturhinweise in Grossmann, *Heimatversionen*. Allgemein siehe Kaplan, *Mut zum Überleben*, insbes. S. 285-306, und Benz, Hrsg., *Überleben im Dritten Reich*. Zur unmittelbaren Nachkriegszeit siehe auch Gay, *Das Udenkbare tun*, S. 142-193; sowie Grossmann, *Home and Displacement in a City of Bordercrossers*. Neben den unten angeführten Memoi-

Auftauchen und sich als Jude zu erkennen geben

Sobald die Rote Armee Berliner Stadtbezirke befreit hatte, kehrten Juden in die Öffentlichkeit zurück. In Memoiren deutscher Autoren heißt es, Juden seien verschwunden und im Frühjahr 1945 plötzlich und unerwartet wieder aufgetaucht. In jüdischen Erinnerungen finden sich immer wieder die gleichen Schilderungen: das gespannte Warten, als die sowjetischen Panzer näher rückten; die Mühen, ungläubige, auf Vergeltung brennende Rotarmisten zu überzeugen, dass nicht alle *Yevrei kaput* waren und die sorgsam aufbewahrten Judensterne und mit einem *J* markierten Ausweise keine SS-Tarnung, sondern echt waren; und die unerwartete Gefahr der Vergewaltigung von Frauen. Unweigerlich folgt die Episode, dass ein Jiddisch sprechender Offizier der Roten Armee erschien wie ein *Deus ex Machina* und erklärte: »*Brider, ihr sayt frei*«, manchmal allerdings erst, nachdem die Betroffenen zum Beweis das Gebet *Schma Jisrael* aufgesagt hatten.⁶ Gad Beck, ein Mitglied der zionistischen Widerstandsgruppe *Chug Chaluzi* (Kreis der Pioniere), war kaum seiner Zelle im Jüdischen Krankenhaus entkommen, als die Sowjets ihn vorübergehend zum »Repräsentanten für jüdische Fragen« ernannten.⁷

Bereits am 9. Mai 1945, einen Tag nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, äußerte sich die Journalistin Margret Boveri, die eher nüchtern über die Schrecken sowjetischer Vergewaltigungen berichtet

ren siehe auch Brandt, Menschen ohne Schatten; Gross, Versteckt; Fischer, Aimée und Jaguar; Wyden, Stella, die Geschichte einer berüchtigten jüdischen Greiferin. Die Haft in einem Gestapo-Gefängnis in Teilen des Jüdischen Krankenhauses und eine bemerkenswerte Flucht kurz vor dem Fall Berlins schildern Lewyn und Lewyn, Versteckt in Berlin. Laut Elkin, *The Survival of the Jewish Hospital in Berlin, 1938-1945*, S. 183, gab es in Berlin im Februar 1945 offiziell 162 »Volljuden«, darunter auch versteckte Juden, die die Gestapo festgenommen, aber noch nicht deportiert hatte, einige psychisch Kranke aus neutralen Ländern, einige wenige »geschützte« Juden, einige Beschäftigte in Sammellagern sowie »Greifer« und Spione. Dr. Walter Lustig, der schattenhafte, nach Kriegsende kompromittierte Leiter des Jüdischen Krankenhauses, der anfangs noch eine führende Rolle in der jüdischen Restgemeinde spielte, wurde Ende Juni 1945 von den sowjetischen Besatzungskräften verhaftet und vermutlich hingerichtet. Siehe Offenberg, *Die Jüdische Gemeinde zu Berlin*, insbes. S. 133-136, und Kahane, *Rescue and Abandonment*, S. 61-72.

6 Siehe unter vielen Beispielen Lewyn und Lewyn, *Versteckt in Berlin*, S. 258 ff.; Lovenheim, *Überleben im Verborgenen*, S. 184-187. Zu Vergewaltigungen siehe auch Deutschkron, *Ich trug den gelben Stern*, S. 178-181.

7 G. Beck, *Und Gad ging zu David*, S. 219 f. Zu der bemerkenswerten zionistischen Widerstandsgruppe *Chug Chaluzi* siehe auch Brandt, *Menschen ohne Schatten*.

hatte, entnervt darüber, dass so bald nach dem Ende des Regimes, das entschlossen darangegangen war, Deutschland »judenfrei« zu machen, offenkundig so viele – bis dahin versteckt lebende oder neu eingetroffene – Juden zu sehen waren. Sie war verduzt und leicht irritiert über ihre Begegnung mit einem jungen »Rabbi« mit Fahrrad. Er hatte sich »die ganze Zeit unter falschem Namen versteckt« gehalten und war nun mit zwei Gebrauchsgegenständen von unschätzbarem Wert in den Trümmern Berlins unterwegs: einem Fahrrad und einem Kofferradio.

Es ist also auch kein Wunder, daß es jetzt überall von Juden in leitenden Stellen wimmelt; sie sind einfach aus der Verborgenheit hervorgekommen. Zuzug soll aber auch aus Osteuropa kommen, vor allem aus Polen – solche, die sich mit den Flüchtlingszügen hierher schmuggelten.⁸

Bis zum 6. Juni hatten die sowjetischen Besatzungsgruppen wieder eine polizeiliche Meldepflicht eingeführt. Von einer offiziellen jüdischen Gemeinde, die Generaloberst Bersarin von der Sowjetischen Militäradministration umgehend wieder zugelassen hatte, bekamen Juden Ausweise und vom Magistrat schließlich die Einstufung als »Opfer des Faschismus«. Martin Riesenburger, der während des Krieges als unbestallter Rabbiner auf dem Friedhof Weißensee tätig war, rief im Rundfunk und an den noch vorhandenen Hausmauern jüdische Kinder auf, sich bei ihm zu melden; »und es fanden sich noch einige wenige jüdische Kinder bei mir ein. Mit ihnen eröffnete ich in einem Zimmer im Verwaltungsgebäude unseres Friedhofs die erste Religionsschule.«⁹ Die erste Bar-Mizwa fand am Friedhof Weißensee unter Leitung von Riesenburger und Edmund Lehmann statt, einem ehemaligen Kantor an der Synagoge in der Oranienburger Straße; beide Männer hatten mit Hilfe ihrer »arischen« (aber konvertierten) Ehefrauen überlebt.¹⁰ Am 14. Juni nahm die Post erstmals wieder Zustellungen an zivile Haushalte auf – eine wichtige Voraussetzung für die Suche nach Vermissten – und die ersten, meist älteren Rückkehrer aus dem Konzentrationslager Theresienstadt wurden aufgefordert, sich bei der jüdischen Gemeinde registrieren zu lassen. Im

8 Boveri, Tage des Überlebens, S. 127 f. Zu Boveris Karriere im »Dritten Reich« siehe Görtemaker, Ein deutsches Leben.

9 Riesenburger, Das Licht verlöscht nicht, S. 69; siehe auch Stern, Antagonistische Erinnerungen, S. 44.

10 Erinnerungen von Roselotte Winterfeldt, geb. Lehmann, an ihre Schulzeit in Berlin 1938-1942, nach Erinnerungen von Edmund Lehmanns Tochter, Yonkers, New York, Januar 2004, JMB-Archiv.

Juli versammelten sich gut 200 Menschen zu einem Gedenkgottesdienst in der »gespenstischen Kulisse« der von Trümmern geräumten Ruine einer Synagoge in Charlottenburg im britischen Sektor Berlins. Der junge GI Kieve (Akiva) Skiddel schilderte seiner Frau in einem Brief einen »äußerst beeindruckenden« Gottesdienst, bei dem alle »weinten« und »einer der Männer das Ewige Licht entzündete, das seit ich weiß nicht wann verloschen war«. Die Zeremonie bekräftigte bewusst eine liberale deutsch-jüdische religiöse Identität: Sie begann erschütternd mit dem bekannten hebräischen Dankgebet *Shehechijanu*, mit dem Juden Gott danken, dass er sie bis zu diesem Tag hat überleben lassen. Es folgten eine Predigt, die an die Werte der Aufklärung appellierte, und deutsch-jüdische liturgische Orgelwerke von Lewandowski, aus deren Melodie Skiddel leicht verwundert Händels »Arioso« heraushörte. Bewegt und zugleich verwirrt bemerkte Skiddel, der in osteuropäischer Tradition erzogen war, dass es »den Charakter eines Reformgottesdienstes« hatte, aber »keine Spur von dessen Kälte«. ¹¹

Kurze Zeit, nachdem die Amerikaner im Juli nach Berlin gekommen waren, schilderte der Journalist der Zeitschrift *New Yorker* Joel Sayre in seinem Beitrag »Letter from Berlin« ebenfalls eine Begegnung inmitten der Trümmer:

Als Nächstes kamen wir mit einem blassen Jugendlichen ins Gespräch, der eine Aktentasche trug. Er sagte uns, er sei Jude, und zeigte uns zum Beweis seinen Ausweis. Juden und Halbjuden haben in Berlin Ausweise, die von den Russen ausgegeben wurden. Jeder Ausweis ist mit der Fotografie des Inhabers versehen, erklärt, dass er ein Opfer des Nationalsozialismus ist, und bittet, ihn mit besonderer Rücksicht zu behandeln. ¹²

In einer schwindelerregenden Kehrtwende sorgten nun Kategorien, die noch Tage, sicher aber Wochen zuvor die Deportation und den nahezu sicheren Tod bedeutet hätten, für konkrete, wenn auch äußerst

11 Kieve Skiddel, unveröffentlichter Brief vom 15. Juli 1945. Darin beschreibt er auch seine Verwunderung, als er erfuhr, dass es Deutsche gab, die Juden versteckt hatten, insbesondere einen Arbeiter bei der Berliner U-Bahn, der einen Vater und dessen Sohn zweieinhalb Jahre lang versteckt hatte. Seine eigenen Kinder »sind in den Krieg gezogen, und er weiß nichts über sie. Er nahm diese dreiköpfige Familie auf, obwohl es ihn um Kopf und Kragen gebracht hätte, wenn man ihn erwischte hätte.« Zufällig erzählt Marion Kaplan in *Mut zum Überleben*, S. 308–312, eine spätere Version dieser Familiengeschichte.

12 Joel Sayre, Letter from Berlin, *The New Yorker*, 28. Juli 1945 (abgesandt am 14. Juli 1945).

begrenzte Vorteile: Bisher war ein Ausweis, der den Inhaber als Juden auswies, »die Eintrittskarte in die Hölle gewesen, nun wurde er zum Ticket in die Freiheit«. ¹³ Im Dritten Reich hatten die Klassifizierung des jüdischen Abstammungsgrads oder die Ehe mit »Ariern« über die Überlebenschancen entschieden; nun erlangte die Frage, wer warum Jude war, völlig neue Bedeutung. In einer Zeit des Umbruchs und extremen Mangels, in der Versorgungsgüter und Hilfsleistungen abgestuft nach dem Grad der Viktimisierung und Schuld zugeteilt wurden, hatten solche zugewiesenen Identitäten erhebliches materielles Gewicht. Sie entschieden über den Zugang zum Schutz durch die jüdische Gemeinde, zu Anstellungen bei den Besatzungskräften, Lebensmittelrationen, Unterkunft und Eigentumsansprüchen oder wurden schlicht zum Mittel, seine verlorene Identität zu belegen und mit bitteren, konfliktbeladenen Erinnerungen umzugehen.

Die Geschichte Heinrich Busses, meines Großvaters mütterlicherseits, die bruchstückhaft in Briefen und Dokumenten erhalten ist, veranschaulicht diesen drastischen Identitätswechsel. Am 21. Mai 1943 konnte er einen Brief an Verwandte in die Schweiz schmuggeln. Einige Monate zuvor, Ende Februar, hatten die Nazis seine Frau, meine Großmutter, bei der berüchtigten »Fabrikaktion« bei Siemens-Schuckert, wo sie Zwangsarbeit leisten musste, nach Auschwitz deportiert; Busse war daraufhin wie mehrere tausend andere Berliner Juden untergetaucht: »Meine Lage ist verzweifelt & nicht mehr lange durchzuhalten. Ich bin natürlich wohnungslos & habe zuweilen kein Dach über dem Kopf; alles Übrige kannst Du Dir denken. ... Ich fürchte, Ihr Lieben alle, es ist das letzte Lebenszeichen, das ich Euch geben kann.« Wahrscheinlich konnten sie sich »alles Übrige« nicht denken. Von seinem Leben im Untergrund sind nahezu sämtliche Spuren verschwunden. Aber er überlebte trotz Goebbels' Versprechen, dass die Deportation der »volljüdischen« Zwangsarbeiter Berlin endgültig »judenfrei« machen würde. Die Quittung eines Berliner Fremdenheims, ausgestellt im März 1945 auf einen falschen Namen, belegt, dass er damals noch immer als gejagter Illegaler lebte. Am 28. Juli 1945, drei Wochen nach dem Eintreffen der Amerikaner in Berlin, füllte er den Fragebogen zu Kriegserlebnissen und gegenwärtiger Situation von der jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Straße aus, die sich neben der zerstörten Neuen Synagoge wieder konstituiert hatte. Auf die Frage, wann er aus welchem Konzentrationslager befreit worden sei, gab er an, er sei vor der Gestapo geflüchtet, als sie eines Tages am frühen Morgen in sein »Judenhaus« im Berliner Vorort Schlachtensee

13 Lovenheim, Überleben im Verborgenen, S. 187.

kam, um ihn abzuholen. Auf die Frage, was er verloren habe, antwortete er schlicht: »Alles«, unterstrich das Wort und zählte dann auf: »Haus, Geschäft, Vermögen, Familie«. Und auf die Frage, ob er Mitglied der jüdischen Gemeinde gewesen sei, erklärte er, der bekennende Säkularist, herausfordernd: »Zeitlebens«; wie wir noch sehen werden, war dies bei vielen der überlebenden Juden nicht der Fall.¹⁴ Die jüdische Gemeinde stellte ihm am 13. August 1945 eine maschinengeschriebene Bescheinigung aus, dass Heinrich Busse »Volljude« war, den Judenstern getragen und versteckt gelebt hatte. Am 16. August 1945 meldete Busse sich im ruhigen, kaum zerstörten Stadtteil Friedenau polizeilich an. Er wohnte nun zur Untermiete in der Fregestraße, nur wenige Häuser von der kleinen Villa entfernt, die er 1925 gekauft und liebevoll renoviert hatte, nur um erleben zu müssen, wie sie 1938 »arisiert« wurde. Ein Jahr später, am 15. Juli 1946, stellte die jüdische Gemeinde ihm einen Ausweis mit der Nummer 2584 aus, der bescheinigte, dass er mosaischen Glaubens war, einen Judenstern getragen hatte, nicht in einer »Mischehe« oder »privilegierten Mischehe« verheiratet war und »illegal« in Berlin gelebt hatte. Mit seiner Unterschrift bestätigte er: »Ich versichere die Wahrheit obiger Angaben«. Auf der Rückseite der Karte war die Ausgabe von »Pullover, Socken, Sporthemd, Nachthemd, Lebensmitteln« vermerkt. Am 30. August 1946 stellte das Amt für Opfer des Faschismus beim Magistrat ihm schließlich einen gültigen Personalausweis mit Foto aus, der auf Deutsch und Russisch bescheinigte, dass er ein Opfer des Faschismus war. Nun war er offiziell als Jude und als Opfer des Faschismus anerkannt, zwei Einstufungen, die mit schmerzlichen Erinnerungen behaftet, zugleich aber auch nützlich waren, um den Alltag im besiegten Berlin zu meistern.

Definition und Zugang zum Status als Jude und/oder »Opfer des Faschismus« waren jedoch nicht festgelegt, dehnbar und heftig umstritten. In erster Linie wurden diejenigen als Juden eingestuft – und weiterhin an verschiedenen, von den Nazis auferlegten Maßstäben für Abstammung und Eheschließung gemessen –, die legal oder illegal in der Nazihauptstadt überlebt hatten. Aber wie Boveri bereits am 9. Mai 1945 ahnte und das 1. Kapitel des vorliegenden Buches ausführt, wurde das besiegte Berlin – wenn auch unter drastisch veränderten Umständen – erneut zum Anziehungspunkt für Juden. Viele kamen mit den Siegermächten nach Berlin. Emigrierte deutsche Juden kamen nun als Angehörige der

14 Fragebogen der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, 28. Juli 1945, CJA, Berlin. Ich entdeckte Heinrich Busses Unterlagen, als ich die Wohnung meiner Mutter in der Upper West Side von Manhattan ausräumte. Siehe Grossmann, Heimatversionen.

alliierten Streitkräfte in ihre Heimatstadt zurück – viele waren mittlerweile amerikanische Staatsbürger, andere dienten (unter anderem in der Jüdischen Brigade aus Palästina) im britischen, französischen oder sowjetischen Militär. In allen vier Streitkräften gab es zudem osteuropäische Juden, die häufig Jiddisch sprachen – oft stammten sie aus den gleichen Städten und Dörfern in Russland und Polen. Und in der Roten Armee gab es jüdische Partisanen, die sich ihr im Laufe des Krieges angeschlossen hatten.

Innerhalb kurzer Zeit kehrten auch andere ehemalige Berliner in der Hoffnung zurück, Freunde und Verwandte zu finden, Eigentum zurückzufordern oder am Aufbau eines neuen, demokratischen Deutschland mitzuwirken. Unter ihnen waren etwa 3500 bis 4000 Kommunisten, die Juden oder »jüdischer Abstammung« waren und aus ihrem Exil in Moskau, London, Mexiko oder anderen Teilen der Welt heimkehrten.¹⁵ Außerdem kamen nach und nach Juden aus den Todeslagern (vor allen aus Auschwitz) zurück oder wurden aus Theresienstadt repatriiert; mehrere Hundert kehrten 1947 aus Shanghai zurück.¹⁶ Berlin war insofern ungewöhnlich im besetzten Deutschland, als dort ein beträchtlicher Teil des kleinen Rests deutscher Juden überlebt hatte und Juden – mit oder ohne Uniform der alliierten Streitkräfte, rückkehrende KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter und Exilanten – auffallend präsent waren. Berlin beherbergte aber auch zahlreiche Displaced Persons (DPs). Ab Ende 1945 und verstärkt nach den schlimmen Pogromen in und um die polnische Stadt Kielce am 4. Juli 1946, wo der Vorwurf eines Ritualmordes zum Massaker an Dutzenden Juden führte, strömte eine Flut von »Infiltrates«, wie die Besatzungskräfte sie nannten, nach Berlin. Überlebende aus Lagern, Ghettos, Untergrund und Partisanengruppen und viele polnische Juden, die man aus der Sowjetunion repatriiert hatte, flüchteten nun erneut vor Verfolgung aus Polen. Berlin wurde – manchmal für Stunden, manchmal für Jahre – zur Durchgangsstation für Juden, die in DP-Lagern in der amerikanischen Zone Sicherheit suchten und auf eine eventuelle Weiterreise nach Palästina oder in die USA hofften.

15 Die relativ kleine Gruppe von schätzungsweise 2000 jüdischen Kommunisten, die zurückkehrten, um in der sowjetischen Besatzungszone zu arbeiten, fand bei Historikern vergleichsweise viel Beachtung. In einem Beitrag zur Tagung der amerikanischen German Studies Association 1999 in Atlanta schätzte Frank Stern ihre Zahl auf 3500 bis 4000, schloss dabei aber viele ein, die sich erklärtermaßen nicht im Geringsten zum Judentum bekannten. Siehe z. B. Peck und Borneman, *Sojourners*; siehe auch Herf, *Zweierlei Erinnerung*, und Geller, *Representing Jewry*.

16 CJA 5A/45, S. 14-19. Protokolle vom 31. Juli 1945 belegen, dass die jüdische Gemeinde am 12. August 900 Rückkehrer aus Theresienstadt erwartete.

Die Anzahl und Unterschiedlichkeit dieser Juden, die Tatsache, dass von dem kleinen Rest überlebender deutscher Juden die größte Gruppe in der Hauptstadt war, und der Symbolcharakter der Stadt für die deutsche und die jüdische Geschichte sorgten dafür, dass Berlin ein einzigartiges, wenn auch verstümmeltes Zentrum einer fortlebenden deutsch-jüdischen Gemeinde blieb. Unweigerlich wurde die Stadt auch zum Zentrum quälender, zuweilen erbitterter Kontroversen über all-gemeinere Fragen der jüdischen Identität und Erinnerung nach der »Endlösung«. Überlebende und viele, die ihnen helfen wollten, stritten darüber, wie (und ob) eine deutsch-jüdische Zukunft denkbar sei und wie sie beschaffen sein könnte und sollte. Es kam zu Differenzen zwischen den diversen Gruppen von Juden: solchen, die in Verstecken überlebt hatten, befreiten KZ-Häftlingen, aus dem Exil heimkehrenden Emigranten und osteuropäischen Juden, die als DP's nach Berlin kamen. Es gab endlose Debatten, ob es besser sei, zu bleiben oder zu gehen, ob es lediglich darum gehe, eine »Liquidationsgemeinde« zu verwalten, oder ob man versuchen sollte, ein neues deutsch-jüdisches Leben aufzubauen. Insbesondere nachdem das amerikanische Konsulat am 1. April 1946 wiedereröffnet wurde, kam es unter den Ausreisewilligen zwischen denjenigen, die hofften, nach Palästina zu gelangen, und denjenigen, die in andere Länder emigrieren wollten, zu Meinungsverschiedenheiten. Es gab diverse Streitigkeiten: zwischen »Volljuden« und solchen, die es nicht waren; zwischen Juden mit nichtjüdischen Ehepartnern und solchen, die keine Nichtjuden in die fragile, wieder gegründete Gemeinde aufnehmen wollten; über die Frage, ob der verbliebene Rest sich als deutsche Juden oder Juden in Deutschland definieren sollte; und darüber, wer überhaupt als Jude gelten sollte. Gerade um diesen letzten Streitpunkt wurde besonders heftig gerungen, weil Mitglieder, die nur teilweise jüdisch oder mit nichtjüdischen Partnern verheiratet waren, denen sie oft viel zu verdanken hatten, in der jüdischen Gemeinde eine herausragende Rolle spielten. Ebenso befrachtet und verwirrend war die Auslegung des Begriffs »Opfer des Faschismus«. Wer war als Jude anzuerkennen, und wie war ihr Schicksal unter den Nazis im Vergleich zum Leiden anderer Juden, »arischer« Antifaschisten und gewöhnlicher Deutscher einzustufen? Waren Juden »rassisch Verfolgte« – im sowjetisch besetzten Berlin eine weniger ehrenhafte Kategorie als »Opfer des Faschismus«, die von Kommunisten als »Kämpfer gegen den Faschismus« geschätzt wurden.¹⁷ Oder verdienten Juden eine eigene Kategorie, die ihrer einzig-

17 Laut Offenberg galt die förmliche Einstufung als »Opfer des Faschismus« anfangs als Ehre, während mit der Bezeichnung »rassisch verfolgt« eine geringere

artigen Verfolgungserfahrung Rechnung trug – wie die amerikanischen Sieger sie schließlich anerkannten?

Nur Tage nach dem Eintreffen der Amerikaner in Berlin schickten Vertreter der jüdischen Gemeinde einen Notruf an das American Jewish Joint Distribution Committee (JDC, Joint), die größte Hilfsorganisation, die Juden in Polen und der Sowjetunion unterstützte, ihre Arbeit in Deutschland aber noch nicht aufnehmen können. Alle Repräsentanten der jüdischen Gemeinde waren Männer, einige Überlebende von Konzentrationslagern, die meisten aber hatten in Verstecken oder aufgrund ihrer Ehe mit nichtjüdischen Frauen überlebt. Sie äußerten ihren Unmut über das Zögern der von den Sowjets bestellten Behörden, alle diese Juden unterschiedlicher Kategorien – mittlerweile waren gut 8000 Juden in der Stadt – als »Opfer des Faschismus« anzuerkennen. Schon jetzt waren sie es leid, dass sie ständig ihr Schicksal erklären, von dem sämtlicher Kriegsoffer abgrenzen und ihre Erlebnisse in einen breiten antifaschistischen Diskurs einbetten mussten, der für die Sowjets wie auch für die Amerikaner akzeptabel war. Die Spannungen waren aus ihrem Schreiben deutlich herauszulesen, obwohl es in unbeholfenem Englisch abgefasst war: »Wir Juden sind eben die ersten Opfer jeder Form von Faschismus: Zwölf Jahre lang wurden wir verfolgt und unsere Verwandten in den Schreckenslagern Maidanek, Auschwitz, Sachsenhausen und anderen ermordet. Wenn es uns, einigen wenigen tausend Juden, gelungen ist, zu entkommen, so könnte die neue deutsche Vertretung es als Ehre betrachten, uns zu helfen.«¹⁸ Vorsichtig sondierte die impro-

Anerkennung des Opferstatus einherging. Bis Ende September 1945 waren nur 2352 Personen als Opfer des Faschismus anerkannt. Siehe Offenberg, *Die Jüdische Gemeinde zu Berlin*, S. 145.

- 18 Bericht der Jüdischen Gemeinde Berlin an das American Joint Distribution Committee, 23. Juli 1945, YIVO LWS 294.1/(folder) 516/MK (microfilm)488/R(eel)45. 1946 waren die 21 Repräsentanten der jüdischen Gemeinde alle Männer. 1948 entstand unter Leitung der KZ-Überlebenden und sozialdemokratischen Politikerin Jeanette Wolf ein jüdischer Frauenverein, dessen Mitglieder ehrenamtlich Sozialarbeit leisteten und Kranke und Vereinsamte besuchten, darunter auch die ansonsten ausgeschlossenen arischen Ehefrauen und Witwen von Juden. Zur Rolle der Frauen siehe CJA 5A1/482-485. In einem Brief an die *Deutsche Volkszeitung* vom 28. August 1945 erhob die Jüdische Gemeinde Berlin für »Juden, welche a) im Konzentrationslager waren, b) sich vor den Verfolgungen der Gestapo verborgen hielten, c) den Judenstern tragen mußten, sowie ihre Frauen und Kinder, Anspruch, in rechtlicher und wirtschaftlicher Beziehung den Opfern des Faschismus gleichgestellt zu werden, wobei es ohne Bedeutung ist, ob sie als »Opfer des Faschismus« anerkannt werden. Keineswegs genügt es, ihnen wie den Ausgebombten oder gar den Arbeitsvertragsündern [die von den

visierte Führungsspitze der Berliner Juden die neue Nachkriegslage und versuchte, sich gut mit den wichtigsten Besatzungsmächten zu stellen und ihnen zugleich Vorhaltungen zu machen. In einem weiteren Brief schrieben sie: »Namens und im Auftrage der Berliner Juden danken wir den heldenmütigen Truppen der vereinten Nationen, besonders denen der Roten Armee, herzlichst dafür, daß sie uns wenige, noch überlebende Juden aus den Klauen der Nazi-Schergen befreit und vor dem uns bereits zugedachten Tod durch Gaskammer und Genickschuß bewahrt haben.« Um ihrem Anliegen Nachdruck zu verleihen, fügten sie hinzu: »Wir, die 12 Jahre lang schwere Schädigungen an Leib und Seele erlitten haben, hörten unter Lebensgefahr ausländische Radiosendungen, nahmen voll Inbrunst die Proklamationen, besonders des unvergeßlichen, dahingegangenen Präsidenten Roosevelt in uns auf, welche uns als Rasse- und Religionsverfolgten volle Wiedergutmachung verhiessen, und werden nunmehr entgegen unseren berechtigten Erwartungen benachteiligt.«¹⁹

»Wir hungern«, schrieben die Repräsentanten an das JDC; das galt zwar ebenso für die »Arier«, allerdings hatten diese in den vorangegangenen langen Jahren nicht unter Verfolgung und Entbehrungen gelitten und besaßen in vielen Fällen noch Vorräte und Wertgegenstände – die sicher teils von deportierten Juden stammten –, die sie verzehren oder auf dem Schwarzmarkt eintauschen konnten.²⁰ Als die Theresienstadt-Überlebenden im August nach Berlin zurückkehrten, erhielt die jüdische Gemeinde ergreifende Briefe mit sorgfältigen Listen kostbarer letzter Habseligkeiten, die in den Wirren der Heimkehr verloren gegangen oder gestohlen worden waren: zwei kleine bunt bestickte Tischdecken,

Nazis als »arbeitsscheu« verfolgt wurden] im Rahmen der allgemeinen Fürsorge zu helfen, da unter diesen beiden Kategorien wohl die meisten Geschädigten ihr Unglück selbst verschuldet haben – es handelt sich dabei im wesentlichen um Anhänger des Nazi-Regimes – während die Juden als Feinde des Nationalsozialismus gelitten haben. Als solche gehören sie zu denen, welchen die in Potsdam dem deutschen Volke eröffneten politischen Möglichkeiten mit zu verdanken sind, sodaß es dem Berliner Magistrat eine Pflicht sein sollte, auch sie besonders zu betreuen. Es kann wohl nicht angenommen werden, daß die jetzt hierfür maßgeblichen Stellen die deutschen und staatenlosen Juden nicht als Feinde des Nationalsozialismus anerkennen sollten, obwohl das Nazi-Regime sie 12 Jahre als solche behandelt hat und obwohl die Juden in ihrem Denken und Handeln sich stets als solche bewährt haben«; siehe CJA 5A1/3, S. 127 und CJA 5A1/45, S. 46 f.

19 Brief des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Berlin an die Besatzungsmächte, 15. Juli 1945, CJA 5A1/45, S. 43 f.

20 Bericht an den AJDC, 23. Juli 1945, YIVO LWS 294.1/516/MK488/R45. Zu Juden unter sowjetischer Besatzung siehe Offenber, Seid vorsichtig gegen die Macht-haber, S. 9-77; und Geller, Jews in Post-Holocaust Germany, S. 90-122.

zwei blaue und zwei schwarze Röcke, eine Wollbluse, Seidenstrümpfe, Nachthemden und Lederhandschuhe. Es gehörte zur Ironie des Schicksals im zerstörten Berlin, dass sorgsam aufbewahrte und aus dem Konzentrationslager mitgebrachte Gebrauchsgegenstände aus dem Leben vor den Nazis nun gestohlen wurden, um sie als wertvolle Beute auf dem Schwarzmarkt profitabel zu verkaufen.²¹

Die jüdischen Eingaben fielen nicht gänzlich auf taube Ohren: Die alliierten Besatzungsbehörden sahen ein, dass es ungerecht wäre, von jüdischen Überlebenden, von denen viele alt, gebrechlich, krank und arbeitsunfähig waren, zu verlangen, dass sie von den gleichen Minimalrationen lebten wie »nicht erwerbstätige« Deutsche. Am 3. August 1945 argumentierte der leitende britische Militärgeistliche gegenüber seinem Vorgesetzten überzeugend (wenn auch leider nicht ganz zutreffend): »Ich bin sicher, dass die demokratische Welt entsetzt wäre, wenn sie erführe, dass man den Juden, die als erste Opfer der Nazis wurden, jegliche Privilegien aufgrund ihres Leidens vorenthält.«²² Der Magistrat bewilligte KZ-Überlebenden und ihren Familien 400 Mark und bessere Lebensmittelrationen. Am 29. September ordnete die Viermächtekommandantur an, dass Juden Anspruch auf jeweils eine Stufe höhere Lebensmittelkarten hatten als nichtjüdische Berliner; diese Rationen waren allerdings immer noch nicht ausreichend für Menschen, die geschwächt waren durch jahrelange zunehmend strengere Restriktionen, Zwangsarbeit, Verfolgung und sich seit 1940 Gemüse, Obst, Butter und Fleisch nicht mehr legal hatten beschaffen können.²³

Unmittelbar nach dem 8. Mai 1945 begannen daher die Auseinandersetzungen um Geld, Eigentum und Rückerstattung, und die jüdische Gemeinde rang schon bald mit dem neuen Magistrat um Zugang zu konfiszierten Vermögen und eingefrorenen Bankkonten. Juden, die man während des Krieges zwangsweise aus ihren Häusern und Wohnungen in »Judenhäuser« umquartiert hatte, waren nun im Grunde obdachlos. In einer vom Krieg gezeichneten Stadt, in der unbeschädigter Wohnraum extrem knapp war, bestand eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass selbst Wohnungen, die ehemaligen NSDAP-Mitgliedern gehört hatten und

21 CJA 5A1/67. Die Akte enthält 13 solcher Verlustanzeigen.

22 Bericht des leitenden Militärgeistlichen über die Lage der jüdischen Gemeinde Berlin an den britischen Militärgouverneur von Berlin, Major W. R. Holdsworth, 3. August 1945, CJA 5A1/45, S. 34-37.

23 Zur Lage der legal wie auch illegal in Berlin lebenden Juden während des Krieges siehe unter vielen anderen Quellen Kaplan, Mut zum Überleben, und Seligmann, An Illegal Way of Life.

nun bevorzugt »Opfern des Faschismus« zugewiesen wurden, von Besatzungskräften requiriert oder von entnazifizierten Besitzern zurückgefordert wurden. Unterdessen mussten Juden immer noch um die Rückgabe ihrer »arisierten« Häuser kämpfen.²⁴ Viele jüdische Überlebende waren nicht in der Verfassung zu arbeiten, und für die Arbeitsfähigen gab es kaum jüdische Firmen, die sie beschäftigen konnten (eine Ausnahme waren die relativ wenigen, die wie Ärzte und Juristen wieder in akademische Berufe zurückkehren konnten, in denen »unbelastetes« Personal stark gefragt war). Die Juden in Berlin, die nicht auf ihr (früheres) Immobilien- oder Geldvermögen zurückgreifen konnten, waren daher in ihrem Lebensunterhalt und ihren Sozialkontakten größtenteils auf Wohlfahrt und Anstellungen bei den Alliierten oder der jüdischen Gemeinde angewiesen.²⁵

In den ersten Ausgaben ihrer halboffiziellen Zeitschrift *Der Weg* zog die jüdische Gemeinde im März 1946 eine erschütternde statistische Bilanz. Nach einer Erhebung von Februar 1946 waren die meisten der 7768 Gemeindemitglieder die einzigen Überlebenden ihrer Familie und lebten »in grenzenloser Einsamkeit«. Unter den gemeldeten »Glaubensjuden« waren nur 64 Kinder unter sechs Jahren, die größte Gruppe war über 60 Jahre alt. Der relativ hohe Anteil älterer Menschen, Akademiker und »Kaufleute« war für jüdische Überlebende ebenso untypisch wie der leichte Überhang an Frauen – der in krassem Gegensatz zur Geschlechterverteilung bei den DP's stand.²⁶ In dieser ungewöhnlichen, überwiegend älteren und bedürftigen Gruppe, spiegelte sich die Tatsache wider, dass die meisten der verbliebenen deutschen Juden in Berlin nicht de-

24 Zu den diversen Maßnahmen der Alliierten und zu den Auseinandersetzungen über Wohnraum siehe CJA 5A1/48, z. B. Protokoll der Gemeindevertretung, 6. März 1946; sowie C. M. Oberle, *City in Transit*.

25 Siehe z. B. Protokolle der Gemeindeversammlung der jüdischen Gemeinde von 1946, CJA 5A1/48, etwa Protokoll der Gemeindevertretung vom 6. März 1946; sowie CJA 5A1/3.

26 *Der Weg*. Zeitschrift für Fragen des Judentums, 1/2, 8. März 1946 und 1/5, 29. März 1946. Die Gemeindestatistik vom 1. April 1946, CJA 5A1/3, führt die jüdischen Überlebenden nach Berliner Sektoren, Geschlecht, Alter, Beruf, Familienstand, Staatsbürgerschaft und Herkunftsland auf; gemeldet waren 7882 Männer, Frauen und Kinder. Die meisten (2868) wohnten im sowjetischen Sektor, dicht gefolgt vom britischen und amerikanischen Sektor (2229 bzw. 1963), die wenigsten im französischen Sektor (762). Die meisten waren 1896 oder früher geboren, und nur ein kleiner Anteil (428) war 17 Jahre und jünger. Recht untypisch ist auch, dass in der Berliner jüdischen Gemeinde 133 Ärzte, 53 Juristen, 105 Künstler und 2185 Kaufleute registriert waren. Frauen waren leicht in der Mehrzahl (4017 zu 3805).

portiert worden waren, sondern in Verstecken, Mischehen oder im Exil überlebt hatten. Die jüdische Gemeinde war daher nicht nur Sozialdienst und Gemeindezentrum, sondern auch ein wichtiger Arbeitgeber und hatte im April 1946 den erstaunlich großen Stab von 540 Beschäftigten.²⁷ Der Lebenslauf, den Lucie Levy, Sozialarbeiterin am Jüdischen Krankenhaus, am 9. Oktober 1945 vorlegte, ist wohl typisch für die Juden, die Arbeit in der kleinen Gemeinde fanden. Nach kurzer Zwangsarbeit in einer Berliner Fabrik wurde sie im Januar 1943 zusammen mit ihrem Mann nach Theresienstadt deportiert. Ihr Mann wurde im Oktober 1944 nach Auschwitz gebracht, ihr Bruder »auf der Flucht« aus Mauthausen erschossen, ihre Eltern 1942 und ihre Schwester, deren Mann und deren beide Kinder 1943 »nach dem Osten verschleppt«. Eineinhalb Jahre nach der Befreiung war sie »die einzige Überlebende einer großen, gesunden Familie«.²⁸

Umstrittene Identitäten: Wer ist Jude und warum?

Durch die realen, wenn auch begrenzten materiellen Vorteile und möglichen zukünftigen Entschädigungen, die nun mit der Einstufung als Jude einhergingen, erlangten Fragen der Identität eine noch größere Bedeutung. Auch wenn es über alle Aspekte der Vergangenheit und Zukunft intensive Debatten gab, drehte sich die Arbeit der jüdischen Gemeinde, wie aus den Akten hervorgeht, größtenteils um Alltägliches, um Geld und Rechnungen, um berechnete und unberechnete Ansprüche und um legitime Rechtsnachfolge. Neu eingesetzte offizielle jüdische Repräsentanten stritten mit Militärbehörden, Stadtverwaltung und JDC-Vertretern, aber auch untereinander etwa darüber, ob die Nachkriegsgemeinde für Rechnungen über Friedhofsbetriebskosten an die von den Nazis kontrollierte Reichsvereinigung der Juden aufzukommen habe. Dieser Dachverband existierte zwar nicht mehr, war aber auch nicht vollständig diskreditiert, da einige seiner Funktionäre nach wie vor zu den führenden Vertretern der jüdischen Gemeinde gehörten. Scheinbar triviale Angelegenheiten erlangten nicht nur deshalb große Bedeutung, weil es dabei potenziell um mehr oder weniger beträchtliche Summen ging, sondern auch weil

27 Siehe Liste in CJA 5A1/3, S. 127. Zu dieser frühen Nachkriegszeit siehe auch Gay, *Das Undenkbare tun*.

28 Personalakte von Lucie Levy, Jüdisches Krankenhaus, Berlin, CJA 5A1/70. Siehe auch den Bericht, wie eine jüdische Zwangsarbeiterin das Jahr 1941 in Berlin erlebte: Sachse, Hrsg., *Elisabeth Freund*.

sie mit Erinnerungen an Leid und Schuld und ambivalenten Einstellungen zu zukünftigen Beziehungen zu anderen Juden wie auch zu Deutschen befrachtet waren.

Die Unterlagen der jüdischen Gemeinde über Austritte und Wiederaufnahmeanträge dokumentieren diese Schwierigkeiten der Identitätsfindung und Zielsetzung und die Widersprüche, die mit den Versuchen einhergingen, eine traumatisierte Gemeinde, die man drei Jahre zuvor für ausgerottet erklärt hatte, halbwegs »normal« zu verwalten.²⁹ Bis Juni 1946 registrierte die jüdische Gemeinde etwa 2500 Aufnahme- und Wiederaufnahmeanträge und musste »eigens eine Kommission schaffen, um dieses Phänomen zu bewältigen«.³⁰ Wiederaufnahmeanträge stammten von Juden, die vor oder nach 1933 – häufig nach der Heirat mit einem nichtjüdischen Partner – aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten waren und die Mitgliedschaft nun moralisch oder materiell vorteilhaft fanden. Andere Aufnahmeanträge kamen von Nichtjuden. Manche waren bei ihrer Heirat mit einem Juden konvertiert, hatten diesen Schritt aber während der Nazizeit rückgängig zu machen versucht und wollten nun wieder zum Judentum zurückkehren; andere hegten aus einem seltsamen Philosemitismus der unmittelbaren Nachkriegszeit heraus den Wunsch, zu konvertieren, weil sie sich durch Identifikation mit jüdischen Opfern reuig zeigen oder rehabilitieren wollten.³¹ Einige der ergreifendsten Anträge kamen von Juden, die erst sehr spät, während des Krieges, in dem verzweifelten Bemühen ausgetreten waren, ihren nichtjüdischen Ehepartner oder ihre »halbjüdischen« Kinder zu schützen. Als bizarren Kontrapunkt zu den Bestrebungen der Nazis, Juden und »Arier« zu kategorisieren, verwandte die jüdische Gemeinde nun ungewöhnlich viel Energie auf die sorgfältige Entscheidung, wer Jude war und wer nicht, wer unter ausreichend großem Druck ausgetreten war, um ihnen diesen Schritt zu verzeihen, und wer die bescheidenden, aber überaus wichtigen Hilfsleistungen und Pakete von Magistrat, jüdischer Gemeinde und jüdischen Hilfsorganisationen nicht verdiente.

29 CJA 5A1/68; siehe auch CJA 5A1/218/221 (Wiederaufnahme), 206 (Ablehnungen). Diese Eintritts- und Austrittsakten gelten nach wie vor als sensibel und sind unter strengen Auflagen nur Forschern zugänglich.

30 M. Brenner, *East European and German Jews*, S. 58.

31 Für eine Variante dieses Strebens, sich mit den Juden zu identifizieren, steht das Leben der Lily Wust im Nachkriegsberlin, siehe Fischer, Aimée und Jaguar, S. 257–292. Wiederaufnahmezahlen siehe CJA 5A1/3. Zu Philosemitismus siehe Stern, *Im Anfang war Auschwitz*; eine frühere Analyse dieses Phänomens bietet Muhlen, *Zweimal Deutschland*.

Unmittelbar nach Kriegsende erhielten Juden, die auf Schutz vor sowjetischen Soldaten hofften und Lebensmittel und Unterkunft brauchten, ohne größere Schwierigkeiten Bescheinigungen, die mit einem Davidstern gestempelt, von »Prediger« – wie er genannt wurde – Riesenburger unterzeichnet waren und ihr Judentum bestätigten.³² Nach der Gründung einer zentralen jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Straße, der Rückgabe der Akten und Druck vom JDC, das im November 1945 schließlich seine Arbeit aufgenommen hatte, änderte sich die Lage allerdings bald. Es waren alle möglichen verwirrenden und umstrittenen Entscheidungen zu treffen. Da eine etablierte religiöse Autorität fehlte – gelegentlich entschieden auswärtige Rabbis über Anfragen –, setzten letztlich Vertreter amerikanisch-jüdischer Hilfsorganisationen Maßstäbe für die Zugehörigkeit zum Judentum in der merkwürdigen Situation im Nachkriegsberlin, wo viele Juden nur eine lockere Verbindung zu ihrer Religion hatten. Angesichts seiner begrenzten Mittel und der Notwendigkeit, sich um die vielfältigen Bedürfnisse von täglich bis zu 400 Klienten kümmern zu müssen, bestand das JDC darauf, von den außerhalb der DP-Lager wohnenden Überlebenden nur »Glaubensjuden« zu unterstützen, die Mitglieder der jüdischen Gemeinde waren. Trotz der Bedenken von Gemeindemitgliedern schloss die wichtigste private Hilfsorganisation für europäische Juden damit sowohl »Nichtarier« aus, die nicht jüdischen Glaubens waren, als auch alle nichtjüdischen Ehepartner, die das Schicksal ihrer Familie geteilt und oft entscheidend zu deren Rettung beigetragen hatten.³³ Die Bedeutung einer solchen Politik wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass Mitte 1946 von den 8000 Mitgliedern der jüdischen Gemeinde 5500 nichtjüdische Partner hatten.³⁴ Diese »nichtarischen« Christen, von denen schätzungsweise

32 Siehe z. B. CJA 5A1/65, S. 126. Die Bescheinigung vom 29. August 1945 über die Rückkehr zum Judentum für Dr. med. Konrad Fränkel, geb. am 6. Mai 1891 in Berlin Weißensee, war unterzeichnet von Martin Riesenburger, Prediger der Jüd. Gem. Berlin. Fränkel versicherte, dass er zum protestantischen Glauben konvertiert war, sich nun aber davon abgekehrt habe. Er hatte Vorbereitungskurse genommen und erklärte seinen aufrichtigen Wunsch, zum Judentum zurückzukehren und den Namen David anzunehmen.

33 AJDCA file 446, Germany, Localities, Berlin, 1945-1946, Quarterly Report, Berlin Office, March 1 – June 1, 1946; siehe auch Bericht des örtlichen Leiters Eli Rock für Juni/Juli 1946. Hilfe in anderen Belangen wie der Suche nach Familienangehörigen, Paketzustellung und Auswanderungsformalitäten wurde großzügiger gehandhabt.

34 Protokoll der Repräsentantenversammlung, 6. März 1946, CJA 5A1/148, S. 2. Zur Erfahrung von Juden in Mischehen siehe Meyer, Jüdische Mischlinge; Büttner,

2500 protestantisch, 1500 katholisch und 1500 konfessionslos waren und die nur aufgrund von Nazigesetzen als Juden galten, mussten sich Hilfe suchend an die finanziell weniger gut ausgestatteten Ämter für die Opfer der Nürnberger Gesetze beim Magistrat oder an Wohlfahrtseinrichtungen der evangelischen und katholischen Kirche wenden; in gewisser Hinsicht waren sie am stärksten isoliert.³⁵

In einer perversen Umkehr der Verhältnisse verloren nun die »arischen« Partner, deren Überleben für ihre Familien existenzielle Bedeutung besessen hatte – sobald sie starben, verloren ihr Ehepartner und ihre ungetauften Kinder sofort ihren geschützten Status und waren von Deportation bedroht – außer den JDC-Hilfen, die man ihnen ohnehin verwehrte, jeglichen Anspruch auf Privilegien der jüdischen Gemeinde, falls ihr jüdischer Partner starb. Eine betroffene Witwe schrieb: »Waren all die Jahre der Demütigung und des Durchhaltens umsonst?« Sie führte an: »In den Hitlerjahren habe ich meinem Mann mit größter Liebe und Treue zur Seite gestanden«, und fragte: »Ist es so unbescheiden wenn Frauen in meiner Lage annehmen, auf etwas zusätzliches an Lebensmitteln Anspruch zu haben?« Schließlich stellte sie fest: »Es ist nicht möglich, nur von der Karte zu leben, da müsste man verhungern.« Die jüdische Gemeinde schob die Verantwortung auf das JDC und antwortete bedauernd: »Daß Sie mit Ihrem verstorbenen Gatten die Misere der vergangenen Jahre geteilt haben, unterliegt keinem Zweifel, und wir wären – wenn wir dazu in der Lage wären – auch gern bereit, Ihnen weiterzuhelfen.«³⁶ Als letzte Entwürdigung empfanden es nichtjüdische Ehegatten, dass sie, die im Leben zu ihrem Partner gestanden hatten, nach ihrem Tod nicht an dessen Seite auf dem jüdischen Friedhof Weißensee beerdigt werden durften.

Es gab noch eine weitere gespenstische Verkehrung der Rollen: Die jüdische Gemeinde stand zwar den vom JDC definierten religiösen Grenzen kritisch gegenüber, war aber verzweifelt bemüht, seine Wohlfahrtsaufgaben zu erfüllen, und war dazu auf die Lieferungen der

Die Not der Juden teilen; und Kaplan, Mut zum Überleben. Zum Hintergrund siehe auch Meiring, *Die christlich-jüdische Mischehe*.

35 »Situation of the Jews in Greater Berlin«, Brief von Dr. Kurt Redlauer vom Evangelischen Hilfswerk, übersetzt von einem US-Sergeant, 17. September 1945, YIVO LWS 294.1/MK488/R45. Nach Schätzungen des JDC hätte sich die Zahl der Hilfeempfänger durch die Einbeziehung nichtjüdischer Ehegatten um 1500 und die getauften Juden um weitere 2000 erhöht. Siehe Quarterly Report, Berlin Office, March 1 – June 1, 1946, AJDCA/446.

36 Brief an Rabbiner Munk vom 9. September 1947 und Antwort der jüdischen Gemeinde vom 5. November 1947, CJA 5At/190, S. 44f.

amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisation angewiesen; daher erkundigte sie sich sogar beim zuständigen Polizeirevier, ob ein Antragsteller dort vor Mai 1945 als Jude registriert war. Diese Praxis, die sie mit dem schlichten Interesse an religiöser, nicht »rassischer« Zugehörigkeit verteidigte, war offenbar so verbreitet, dass die jüdische Gemeinde eigens vervielfältigte Formulare dafür besaß.³⁷ So wirkten die üblen Kategorien der Nazi-Rassengesetze auch nach der Befreiung auf erstaunliche und spaltende Weise fort.

Die Relevanz dieser Klassifizierungen für das Alltagsleben, insbesondere für Lebensmittelversorgung und Unterkunft, aber auch für soziale Unterstützung, veranlasste manche Betroffenen, in qualvollen Briefen zu erklären, warum sie aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten waren und nun aus Überzeugung und nicht etwa aus Opportunismus wieder eintreten wollten. Diese Briefe an die Wiederaufnahmekommission vermitteln Einblicke in die eindrucksvollen Überlebenskünste und schmerzlichen Dilemmata der – wie auch immer definierten – Juden, die in Berlin geblieben waren. Im Gegensatz zu den veröffentlichten Berichten, die sich nahezu ausschließlich auf die statistisch zahlreicheren jüdischen Ehemänner »arischer« Frauen konzentrierten, kamen die Wiederaufnahmeanträge interessanterweise überwiegend von jüdischen Frauen, von denen viele mit nichtjüdischen Männern verheiratet waren.³⁸ Eine Frau erklärte, ihr Mann habe sie aus Angst gedrängt, aus der jüdischen Gemeinde auszutreten. Die Nazis hatten ihre Mutter und ihre drei Geschwister deportiert und ermordet, sie selbst hatte jahrelang bei Siemens Zwangsarbeit leisten und in ständiger Furcht vor Deportation leben müssen. Mit Hilfe eines örtlichen Pastors hatte sie ihr 1942 geborenes Kind protestantisch taufen lassen. Nun schrieb sie an die jüdische Gemeinde: »Jetzt wo wir Juden wieder frei sind, habe ich den dringenden Wunsch in meinem Kind den Träger einer jüdischen Generation zu sehen ... Ich bitte Sie deshalb dringend meinem Wunsch, wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden, baldigst nachzukommen«, damit sie auch ihr Kind anmelden könne.³⁹ Andere Wiederaufnahmeanträge

37 CJA 5At/46, S. 185.

38 Teils wegen des Rosenstraße-Protests und Victor Klemperers Tagebüchern konzentrierte sich die Aufmerksamkeit stärker auf »arische« Frauen. Siehe Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen*; Stolfuss, *Resistance of the Heart*; Gruner, *Widerstand in der Rosenstraße*; ders., *The Factory Action*; und das Gespräch zwischen Stolfuss und Gruner in *Central European History*, 38/3, 2005, S. 450-464. Siehe auch die Dokumentation von Michael Muschner, *Befreiung aus der Rosenstraße*, 1994, und den Spielfilm von Margarethe von Trotta, *Rosenstraße*, 2003.

39 CJA 5At/221/Wiederaufnahme.

kamen von »arischen« Frauen, die lange vor der Naziherrschaft konvertiert waren und als jüdische Ehefrauen gelebt hatten, aber schließlich aus der Gemeinde ausgetreten waren, um sich selbst, ihren Mann und ihre Kinder zu schützen. Alle Antragsteller betonten, welche Ironie darin lag, dass man ihnen ihre jüdische Identität nun verweigerte, wo Jude zu sein nicht den Tod, sondern Leben bedeuten konnte.

In einer Unterscheidung, die in Gesellschaften mit staatlich regulierter Religion plausibler sein mag, argumentierten viele, sie seien zwar aus der jüdischen Gemeinde als offizieller Organisation ausgetreten, hätten sich aber nie vom Judentum abgewendet. Nahezu alle Antragsteller wiesen darauf hin, dass jüdische Vertreter, die die Zwänge im Berlin der Nazizeit selbst erlebt hätten, wesentlich mehr Verständnis für ihre Entscheidung aufgebracht hätten als ihre Kollegen in der Nachkriegszeit. Eine Frau führte an, als ihr Mann schwer erkrankte und sie um sein Leben und seinen Schutz fürchten musste, habe ein Vertreter der jüdischen Gemeinde sie beruhigt, wenn sie austräte, könne sie der Gemeinde sofort wieder beitreten, sobald diese Schreckensjahre vorbei seien. »Innerlich bin ich immer Jüdin geblieben«, schrieb sie und versicherte, sie habe immer an »Yom Kippur gefastet, dies alles können meine Freunde beeden«. Ein Jude, der mit einer teils jüdischen Frau verheiratet war, schrieb, er habe sich in seiner Verzweiflung an Leo Baeck gewandt – der bis zu seiner Deportation nach Theresienstadt die Gemeinde geleitet hatte und nach dem Krieg der wichtigste Ansprechpartner für die noch in Deutschland verbliebenen Juden war –, und der Rabbiner habe ihm versichert, er könne zu seinem Glauben zurückkehren: »Wir sollten uns als Marannen betrachten, um uns zu gegebener Zeit wieder vor der Öffentlichkeit zur mosaikischen Konfession zu bekennen.« Immer wieder finden sich in den Anträgen Beteuerungen wie »meinem Herzen nach [bin ich] immer treue Jüdin geblieben« und »Habe innerlich immer die Treue gehalten«. Sicher hatten viele gerade deshalb überlebt, weil sie eine distanzierte oder lediglich lockere Beziehung zur jüdischen Gemeinde hatten. Wenn man aber ihre Äußerungen liest, fällt es schwer zu glauben, dass diese »Marginal-« oder »Dezimaljuden« – manchmal abfällig als »Paketjuden« bezeichnet – der Gemeinde lediglich wegen der kümmerlichen materiellen Vorteile wieder beitreten wollten; vielmehr taten sie diesen Schritt, »damit ich wieder weiß, wohin ich gehöre, und einen Halt habe«, wie eine einsame Witwe schrieb.⁴⁰

40 Äußerung einer Witwe, die 1935 zum christlichen Glauben ihres Mannes konvertiert war und sich nach seinem Tod 1944 hatte verstecken müssen. Alle Beispiele in diesem Absatz stammen aus CJA 5A1/221 und 218, Briefe vom 28. Januar 1946,

Wie heikel und kompliziert es war, in den Nachwehen des Nationalsozialismus Urteile nicht nur über die Zugehörigkeit zum Judentum, sondern auch über rechtmäßiges Verhalten zu fällen, erkannte die jüdische Gemeinde selbst an, indem sie ähnliche Ehrengerichte einrichtete, wie sie auch in den DP-Lagern existierten. Sie sollten in Disziplinarfällen entscheiden, die man lieber intern behandeln wollte. Während der Nazizeit hing das eigene Überleben von Geheimhaltung, Täuschung und Gesetzeswidrigkeiten ab und wurde manchmal mit Mitteln erkaufte, die von sexuellen Gefälligkeiten bis hin zur Denunziation reichten. In einer Nachkriegssituation, in der zudem materielle Ansprüche auf dem Spiel standen, war es dann extrem schwierig, Maßstäbe für Recht und Gerechtigkeit sowie für Entlastungsgründe zu setzen, die sowohl für die Vergangenheit als auch für die damalige Gegenwart galten. In Anbetracht der Tatsache, dass weiterhin Mischehen geschlossen wurden, hielt die Gemeindeversammlung den Beschluss für notwendig, jeden ihrer offiziellen Amtsinhaber, der ein ehemaliges NSDAP-Mitglied heiratete oder sich christlich trauen ließ, aus der Gemeinde ausschließen zu können. Selbst eine scheinbar so selbstverständliche Regelung war jedoch so heikel, dass sie eine Berufungsmöglichkeit beim Ehrengericht vorsah.⁴¹ Die Gerichte der jüdischen Gemeinde hatten beispielsweise auch darüber zu entscheiden, ob Juden, die Beihilfe zur Deportation anderer Juden geleistet hatten, der Status als Opfer des Faschismus aberkannt wurde.⁴²

Manchmal brachten die Notlügen, die das Überleben im Versteck erfordert hatte, die Betroffenen später in Schwierigkeiten. Das dokumentiert der verzwickte Fall einer Frau, die bei ihrer Heirat 1921 zum Judentum konvertiert war. In der Hoffnung, sich und ihr (»rassisch«) »halbjüdisches« Kind zu retten, hatte sie auf Empfehlung ihres mitfühlenden – insgeheim kommunistischen – Blockwarts aggressiv für die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) Geld gesammelt, weil sie darauf spekuliert hatte, dass ein enthusiastisches Mitglied der NS-Frauensschaft nicht in Verdacht geraten würde. Nach dem Krieg beschuldigte

14. Dezember 1945, 22. April 1946. Das Hauptbeispiel ist aus »Wiederaufnahmeanträge und Bewilligungen« Buchstabe B-D.

41 Protokoll der Repräsentantenversammlung, 10. September 1947, CJA 5A1/48, S. 32. Außer Juden, die bereits während des Dritten Reichs mit Nichtjuden verheiratet waren, gab es, nach Memoiren zu urteilen, eine signifikante Anzahl, die mit ihren Rettern eine Ehe oder eine Beziehung eingingen. Siehe z. B. Gad Beck, Und Gad ging zu David. Zu den Ehrengerichten siehe auch LAB Rep. 20, Nr. 4860-61, S. 332.

42 Siehe z. B. CJA 5A1/50, S. 28.

eine Nachbarin sie der Kollaboration mit den Nazis. In einer spiegelbildlichen Verkehrung früherer Vorwürfe entgegnete die Beschuldigte, in Wirklichkeit sei ihre Nachbarin eine üble Nazianhängerin gewesen und denunziere sie nun lediglich, weil sie ihre Wohnung haben wolle. Ebenso aktiv, wie sie ihr Judentum früher zu verbergen versucht hatte, bemühte sie sich nun, dessen Echtheit zu beweisen. Die Leumundszeugnisse, die sie von anderen Bewohnern des Mietshauses im Arbeiterbezirk Kreuzberg vorlegte, vermitteln tiefe Einblicke in die Sozialbeziehungen in Berliner Stadtvierteln während des Krieges und in der Nachkriegszeit. Als neue Variante der Denunziationspraxis von Berliner Vermietern und Mietern erhielt die jüdische Gemeinde nun Briefe, in denen missliebige Nachbarn – die vielleicht zu laut waren oder sich häufig stritten – beschuldigt wurden, sich Juden gegenüber besonders übel verhalten zu haben. Es drängt sich die Vermutung auf, dass diese Briefe vielleicht von denselben Leuten stammten, die früher ihre unliebsamen jüdischen Nachbarn denunziert hatten, vielleicht sogar aus denselben Gründen: Sie wollten endlich ihre »Ruhe«. ⁴³

Im Fall der Frau aus Kreuzberg gab eine andere Nachbarin an, dass die Hausbewohnerin, die nun der Antragstellerin Unterstützung der Nazis vorwarf, deren »halbjüdisches« Kind »mit Judenjöre bezeichnet hat. Mir tat das immer sehr leid und ich bat Frau Proske das doch zu unterlassen, da das Kind doch nichts dafür könnte«. Die Tochter dieser Frau, die ebenfalls als Zeugin angeführt wurde, bestätigte: »Sie meinte, wir sollen mit dieser Judenjöre nicht spielen.« Trotz dieser Ermahnung der Frau Proske hatte sie aber weiter mit der kleinen Jutta gespielt. Die zum Judentum konvertierte Mutter, die sich aus Selbstschutz als Nazi ausgegeben hatte, erklärte: »Ich verstehe nicht, daß mir dies jetzt zum Vorwurf gemacht wird, da ich es nur tat, um mein Kind zu retten und seine und meine Existenz zu erhalten ... Ich habe mich stets als Jüdin gefühlt und würde es für ein beispielloses Unrecht halten, wenn man mir heute die Angehörigkeit zur Jüdischen Gemeinde entziehen würde, nachdem ich für meinen Mann und für das Judentum so viel gelitten habe. Es wäre dies auch ein großes Unrecht gegenüber meinem Kinde, das ich im jüdischen Glauben aufgezogen habe und noch erziehe«, wie sie es ihrem Mann versprochen habe. In einem ungewöhnlichen Versuch, ihre Entschlossenheit zu bekunden, bot sie sogar an, sich von ihrem zweiten (nichtjüdischen) Mann scheiden zu lassen, wenn es nötig wäre, damit ihre Tochter als Jüdin anerkannt würde. Um den Ernst ihres Antrags zu unterstreichen und sicher auch in dem Wissen, dass die jüdische

43 CJA 5A1/189, S. 167; siehe auch S. 188, 323, 453.

Gemeinde ihre Hilfe einschließlich der zusätzlichen Lebensmittelrationen und der Geldzuwendungen vom JDC von der Teilnahme der Kinder am jüdischen Religionsunterricht abhängig machte, betonte sie, dass die kleine Jutta im Hebräischunterricht »gute Fortschritte« machte.⁴⁴

Erklärungsversuche: Erste Berichte

Die ersten Briefe, die aus dem besetzten Berlin bei Freunden und Verwandten im Ausland eintrafen, brachten auch Einblicke, wie schwierig sich jüdisches Leben während der Nazizeit in Berlin gestaltet hatte und wie die Überlebenden zurechtkamen. Meist enthielten sie verheerende Nachrichten, die sich in ihren Formulierungen erstaunlich ähnelten, ganz so als hätte die jüdische Gemeinde Stichwortlisten ausgegeben; wahrscheinlich spiegelten sich darin aber lediglich eine gemeinsame Erfahrung und ein Mangel an geeignetem Vokabular wider, um eine beispiellose Katastrophe zu beschreiben. Erich Nelhans, der aus seinem Versteck gekommen war und sich sofort in die Arbeit als erster Vorsitzender der jüdischen Gemeinde gestürzt hatte, schrieb die ersten Briefe erst am 25. Juni 1946. Dabei verwendete er praktisch die gleichen Formulierungen wie mein Großvater in seinen Briefen: »Meine Lieben, muß ich Euch zu meinem tiefsten Bedauern mitteilen, daß nur noch ich und Trude Moses von unserer Verwandtschaft übriggeblieben sind. Ich hege zwar immer noch die stille Hoffnung, daß noch der Eine oder Andere auftaucht, doch nach dieser langen Zeitspanne ist es wohl ziemlich aussichtslos.« Im November bestätigte er: »Von meiner lb. Frau, den lb. Eltern und den übrigen lb. Angehörigen habe ich auch leider gar nichts mehr gehört, und muß leider annehmen, so traurig es ist, daß sie leider alle ums Leben gekommen sind.« Im April 1947 schrieb er wieder: »Und so schwer es auch fällt, werden wir uns mit dem Gedanken vertraut machen müssen, wer sich bis jetzt noch nicht gemeldet hat, leider nicht mehr am Leben ist.« Über sich selbst äußerte er lediglich verschlossen, »daß es mir zeitentsprechend geht, habe viel Arbeit und wenig Zeit an meine persönlichen Angelegenheiten zu denken«.

Einer jungen Frau, die vielleicht als Dienstmädchen oder mit einem Kindertransport nach England entkommen war und sich nun nach

44 Alle Zitate aus CJA 5A1/435, Briefe von Juli 1945 bis September 1947. Beschwerden darüber, dass die Teilnahme der Kinder am Religionsunterricht zur Bedingung für die Unterstützung und Existenzgründungsbeihilfen des JDC gemacht wurde, siehe CJA 5A1/45.

dem Schicksal ihrer Eltern erkundigte, mit denen er in einem »Judenhaus« gewohnt hatte, erzählte er etwas ausführlicher: »Als man Ihre Eltern abholte, bin ich durch den hinteren Ausgang eine Treppe höher verschwunden.« Wie viele, die in Verstecken überlebt hatten, hatte er den Eindruck, sich rechtfertigen zu müssen: »Habe versucht was ich nur irgend konnte, aber Ihre Eltern waren zu keinem illegalen Schritt geneigt. Sie wurden wie alle anderen nach Auschwitz gebracht, und habe ich nie wieder etwas von ihnen gehört.« Auch wenn ihm sicher klar war, dass es kein Trost sein konnte, fügte er hinzu: »Alle meine Angehörigen sind denselben Weg gegangen wie Ihre Eltern. Ich habe 1 1/2 Jahre illegal gelebt und habe es G. s. D. überstanden.«⁴⁵ Die bezeichnende Tatsache, dass diese frühen Briefe nicht einmal Andeutungen auf eine Geschichte enthielten, die Gad Beck später erzählte, verrät viel darüber, wie schmerzhaft und schwierig es war, die komplexen Probleme des Überlebens zu vermitteln: Laut der vielleicht beschönigten Darstellung seines Freundes Beck, des jungen »halbjüdischen« Mitglieds einer zionistischen Widerstandsgruppe, wurde Erich Nelhans in seinem Versteck im Lagerkeller einer Kartonagenfabrik von seiner Mitstreiterin im Untergrund, Fräulein Schmidt, versorgt; die furchtlose, aus adligem Hause stammende Prostituierte im Scheunenviertel (dem Berliner Rotlichtbezirk, in dem viele osteuropäische jüdische Einwanderer lebten) hatte ihn später sogar in ihrer Wohnung versteckt. Als Beck Nelhans 1946 wiedertraf, bezeichnete dieser Fräulein Schmidt als seine Frau, und die »adlige ehemalige Alexanderplatznutte« »blieb auch Erich Nehlhans' [sic] Freundin, als er zum ersten Vorsitzenden der Berliner Jüdischen Gemeinde nach dem Krieg wurde.«⁴⁶

Auch mein Großvater Heinrich Busse fühlte sich verpflichtet, in seinem ersten Brief, den er am 12. Dezember 1945 an seine Familie in England schicken konnte, sein Überleben zu erklären. In packenden (zuweilen hämischen) Einzelheiten schilderte er sein Entkommen, sprach aber zunächst mit schonungsloser Offenheit und unverhohlenem Schmerz die wichtigste Frage an: »Ihr alle werdet Euch wohl vor allem nicht recht erklären können, daß ich gerettet bin und unsere liebe Mutti dem Gesindel nicht entgehen konnte. – Also kurz ...« Seine Frau, meine Großmutter, war während der Fabrikaktion bei Siemens deportiert worden, nachdem er sie nicht zur Flucht in letzter Minute in die Schweiz hatte überreden können. Am nächsten Morgen in aller Frühe waren drei

45 Erich-Nelhans-Unterlagen, CJA 5A1/36, S. 5 (25. Juni 1946), 17 (25. November 1946), 39 (18. April 1947), 24 (30. Mai 1945) und 196 (Brief an Frl. Solomon, o. D.).

46 Beck, Und Gad ging zu David, S. 212 f.

SS-Männer gekommen, um ihn zu holen, aber er hatte ihnen geistesgegenwärtig entrinnen können, indem er – »jetzt oder nie« – aus dem Fenster sprang, in den nahen Grunewald rannte und sich versteckte. Vielleicht selbst erstaunt, dass er überlebt hatte, überlegte er: »Leistung war es gewiß; Willenskraft und Entschlossenheit, auch Wendigkeit mußte man schon aufbringen, aber auch viel Dusel habe ich immer wieder entwickelt [...] Ihr seht, ich bin durchgekommen.«

Busse übernahm die harte Aufgabe, den ins Ausland Entkommenen das Ausmaß des Grauens zu schildern. Seinem Schwiegersohn in London (den er noch nie gesehen hatte), schickte er ein »erschütterndes Dokument«: den letzten Brief, den seine Mutter vor ihrer Deportation geschrieben hatte, und fügte hinzu: »ich kann Dir nur in Gedanken die Hand drücken und Hoffnung aussprechen, dass auch Deine Mutter nur kurz dem Leiden preisgegeben war. Von weitergehenden Hoffnungen zu sprechen, hat ja wohl keinen Sinn mehr.« Nur widerstrebend akzeptierten viele, was Heinrich Busse Verwandten im Ausland, die noch immer Hoffnung hegten, im Dezember 1945 mit den gleichen krassen Worten mitgeteilt hatte:

Ich fürchte sehr, wir werden uns alle mit der furchtbaren Tatsache abfinden müssen, daß jetzt keine Hoffnung mehr auf Erfolg besteht. Wer bis jetzt nicht wieder hier ist, wie mir auf der Gemeinde gesagt [wurde], wird schwerlich noch eine Möglichkeit haben, sich zu melden oder mit den zahllosen das Land durchziehenden Flüchtlingen aufzutauchen. Die Suchaktionen selbst sind nur ein Beruhigungsmittel, denn wie soll man praktisch jemand aus den Millionen und Abermillionen herausfinden, noch dazu mangels aller Listen und Aufzeichnungen.⁴⁷

Rückkehr und zaghafter Wiederaufbau

Die wenigen Berliner Juden, die aus KZs oder von sicheren Orten zurückkehrten, erfuhren einen feierlichen, aber auch schwierigen Empfang. Als 295 Berliner Juden 1947 aus Shanghai repatriiert wurden, präsentierten die Medien ein optimistisches Bild von der Heimkehr verlorener Landeskinder. Der 71-jährige Martin Hamburg, ehemaliger London-Korrespondent des *Berliner Tageblatts*, brachte seinen treuen Hund mit, den er 1939 mit ins Exil genommen hatte. Ein weithin veröffentliche-

⁴⁷ Heinrich Busse, Brief von Dezember 1945.



Abb. 3.4. Ein Jude in KZ-Häftlingskleidung beantragt Bekleidung, Berlin.

tes Foto zeigte den Schauspieler Martin Rosen, der zu den in Auschwitz Befreiten gehörte, am Görlitzer Bahnhof, wie er seine achteinhalbjährige Tochter Eva umarmte; er hatte sie nach China in Sicherheit geschickt, als sie erst fünf Monate alt war (eine Mutter wird nicht erwähnt).⁴⁸ Man brachte die Heimkehrer zunächst in das DP-Lager Reinickendorf, wo sie im Gegensatz zu den regulären osteuropäischen Bewohnern »üppig bewirtet« wurden.⁴⁹

Viel Aufhebens machte die Berliner Presse auch um das wundersame Überleben eines Siebenjährigen und um seine Rückkehr zu seiner Mutter

48 Zwischen Schanghai und Berlin. Die Ankunft der 295 Rückkehrer, in: *Der Weg*, 2/35, 29. August 1947. Auch die übrige Berliner Presse berichtete darüber.

49 *Der Telegraf*, 22. August 1947, LAB, Film Nr. 5, LAZ Nr. 2722, aus OMGUS-Akten 4/20-1/10. Der Artikel erwähnt, dass 10 000 deutsche Juden in Shanghai blieben. Viele Shanghai-Rückkehrer berichteten, dass sie nach diesem Empfang wesentlich weniger freundlich aufgenommen wurden. Zur Emigration aus Shanghai in die Vereinigten Staaten unter den Auspizien der IRO (International Refugee Organisation) siehe auch Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 225 ff.

in Berlin. Peter Dattel war laut Presseberichten das jüngste Kind, das Auschwitz überlebt hatte, und das einzige, das von 8000 deportierten Berliner Kindern zurückkehrte. Von den deportierten Erwachsenen kamen lediglich 100 zurück. Dank des heldenhaften Einsatzes anderer KZ-Insassen, die unbedingt wenigstens ein Kind hatten retten wollen, hatten Mutter und Sohn es irgendwie geschafft, gemeinsam im Block für medizinische Experimente zu überleben. Nach der Befreiung war die Mutter jedoch in ein anderes Lager geraten und hatte ihren Sohn ver-zweifelt gesucht. Das Kind, das sich an sein Leben vor Auschwitz so gut wie gar nicht erinnern konnte, war zu Pflegeeltern in der Tschechoslowakei gekommen. Jüdische und tschechische Stellen sorgten gemeinsam für seine Rückkehr zur Mutter, die ihn von Berlin aus weiter gesucht hatte. Die jüdische Gemeinde feierte Peter Dattels einzigartige Heimkehr mit einem Festakt, an dem Vertreter der Besatzungsmächte, des örtlichen antifaschistischen Komitees, des Magistrats und die tschechischen Militärrattachés teilnahmen. Der Auschwitz-Überlebende Julius Meyer nutzte als Vertreter der jüdischen Gemeinde und der Opfer des Faschismus die Gelegenheit für ein öffentliches antifaschistisches Ritual: Er bat die Überlebenden eindringlich, hoffnungsvoll nach vorn, statt gequält zurück zu schauen:

Wir Überlebenden dieses Mordsystems wollen aber all unsere Kräfte dafür einsetzen, daß Peter Dattel zu einem glücklichen Menschenkind werden kann, dessen Leben nicht durch Anfeindungen und Verfolgungen zerstört wird.

Trotz solcher tapferen Rhetorik war Peters Geschichte durchaus nicht unproblematisch, wie es für die meisten geretteten Kinder galt, die nach der traumatischen Trennung zu ihren Eltern zurückkehrten. Mutter und Sohn sprachen einfach nicht mehr dieselbe Sprache, und das nicht nur im linguistischen Sinne. Das Kind hatte solche Angst, seine Pflegefamilie zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, dass man es mit Gewalt in den Wagen tragen musste, der es nach Berlin bringen sollte – eine Szene, die UNRRA-Kinderfürsorger bei der Zusammenführung lange getrennter Familien leider häufig erlebten.⁵⁰ *Der Weg* sprach seinen

50 Peter Dattel wieder bei seiner Mutter, in: *Der Weg* 2/6, 7. Februar 1947; und: Feier für Peter Dattel, in: *Der Weg* 2/8, 21. Februar 1947. Der Spielfilm *The Search* (1948, dt.: *Die Gezeichneten*) erzählt eine ganz ähnliche Geschichte, nur sind Mutter und Sohn nichtjüdische Tschechen; siehe 5. Kap., Anm. 10.

Lesern aus der Seele, als er zum ersten Jahrestag der Befreiung schrieb: »Die Errettung ist erfolgt, aber die Erlösung steht noch aus.«⁵¹

Solche zwiespältigen Geschichten von Verlust und schwierigem Neubeginn standen im Mittelpunkt des jüdischen Lebens in Berlin. *Der Weg* war voller Annoncen, in denen Menschen eindringlich um Nachricht über vermisste Angehörige baten, vereinzelt tauchten auch schon Hochzeits-, Geburts- und Bar-Mitzwa-Anzeigen auf. Die ersten Bar-Mitzwa- und Verlobungsanzeigen erschienen am 23. August 1946; vom 1. Juli 1945 bis zum 31. März 1946 registrierte die jüdische Gemeinde elf Beschneidungen, sieben Bar Mitzwas und 22 Eheschließungen.⁵² In aller Welt zerstreute Familien gaben Todesanzeigen für Angehörige ohne Grab auf: »Schmerzlich Gedenken an unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter, Frau Scheindel Schott, geb. Luftig, geb. 22.12.76, umgekommen in Birkenau«. Aufgegeben wurde die Anzeige von ihren Kindern in Südafrika, Palästina, Schanghai und Berlin.⁵³ Eine andere Familie gab in einer Anzeige bekannt, dass sie aus ihrem Leben im Versteck aufgetaucht und wieder mit ihrer aus Theresienstadt zurückgekehrten Mutter vereint war, ihr Vater aber in Theresienstadt gestorben war.⁵⁴ Gleich neben unsagbar Tragischem kündeten Annoncen von mutigem Neubeginn. Im Oktober 1946 gaben das Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Julius Meyer und seine Frau die Geburt ihrer Tochter Renate bekannt. Meyer hatte Auschwitz und die Todesmärsche nach Westen überlebt, in den Todeslagern aber 83 Angehörige verloren, darunter auch seine erste Frau und sein Kind.⁵⁵ Eine Seite vor dieser scheinbar wundersamen Anzeige suchte eine »verzweifelte Frau und Mutter« ihren Mann und fünf Kinder (darunter 1927 geborene Zwillinge). Bemühungen, nach der Katastrophe in Europa die Vermissten und Toten zu finden oder zumindest etwas über sie in Erfahrung zu bringen, banden viel Energie der Überlebenden, die in solchen Anzeigen »auch den kleinsten Anhaltspunkt« erbaten.⁵⁶

Kleinanzeigen von Wahrsagern und Sehern speisten sich von Hoffnungen, das Okkulte könne vielleicht das Verlorene wieder sichtbar machen. Als Hans Winterfeldt, den die Nazis gemeinsam mit seinen Eltern

51 Vor einem Jahr, in: *Der Weg*, 1/10, 3. Mai 1946.

52 *Der Weg* 1/26, 23. August 1946. Siehe auch: Die Lage der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und ihrer Mitglieder, 1946, CJA 5A1/3.

53 *Der Weg* 2/52, 25. Dezember 1947.

54 *Der Weg*, 1/1, 1. März 1946.

55 *Der Weg*, 1/33, 10. Oktober 1946; siehe auch Meyers Lebenslauf in CJA 5A1/25, S. 18.

56 *Der Weg*, 1/33, 10. Oktober 1946.

nach Auschwitz deportiert hatten, nachdem ein »Greifer« ihr Versteck verraten hatte, endlich wieder zu seinen Eltern nach Berlin zurückkehrte, erfuhr er, dass sie sich stundenlang von einer Frau die Karten hatten legen lassen; mit Vorhersagen seiner wohlbehaltenen Heimkehr hatte sie seinen Eltern Hoffnung gemacht, obwohl die beiden früher nicht im geringsten zu Aberglauben geneigt hatten.⁵⁷

Viele Anzeigen gaben die Abreise in eine neue Heimat bekannt: Im Mai 1946 brachte der erste Zug der Nachkriegszeit jüdische Flüchtlinge aus Berlin vom Bahnhof Wannsee nach Bremerhaven an die Schiffe, die über den Atlantik fuhren.⁵⁸ Aber andere annoncierten die Eröffnung oder Wiedereröffnung von Geschäften, Praxen und Kanzleien jüdischer Ärzte, Zahnärzte, Anwälte, Hoteliers, Ladenbesitzer, Briefmarken- oder Antiquitätenhändler. So öffnete am 1. Juli 1946 eine koschere Metzgerei, und ein Berliner Orthopäde meldete die Wiedereröffnung seiner Praxis schlicht mit: »Aus Auschwitz zurück«.⁵⁹

Die Schaffung einer Suchstelle durch das JDC und *Der Weg* mit seinen Familienanzeigen, persönlichen Berichten, Kleinanzeigen für Waren und Dienstleistungen und von Herzen kommenden Polemiken erleichterte Juden erheblich ihre peinigenden Bemühungen, ihre Vergangenheit zu dokumentieren, die schwierige Gegenwart zu organisieren und Sinn in einer ständig umstrittenen Zukunft zu finden. Der 21-jährige Leiter der JDC-Suchstelle, Larry Lubetsky, ein junger KZ-Überlebender, der sehr bald mit den Amerikanern zusammenarbeitete, machte es sich zur Aufgabe, gemeinsam mit fünf deutsch-jüdischen Helfern möglichst viele Informationen über die Naziverbrechen und das Schicksal ihrer Opfer zu sammeln. Lubetsky war offenbar eine schillernde, überaus beliebte Persönlichkeit. Nach einem viel kolportierten Bluff, mit dem er sich, als SS-Offizier verkleidet, aus Dachau hinausgeschmuggelt hatte, schloss er sich den US-Streitkräften an und kämpfte lange genug mit ihnen, dass er mit zwei Orden ausgezeichnet wurde. Anschließend arbeitete er mit Feuereifer als Ermittler des CIC (Central Intelligence Corps) und identifizierte sachkundig SS-Männer unter den deutschen Kriegsgefangenen. Bis 1946 hatte er in seinem JDC-Büro in Berlin 15 000 Fälle bearbeitet und in einem beträchtlichen Coup eine Liste deportierter Berliner Juden

57 Hans Winterfeldt, Deutschland: Ein Zeitbild 1926-1945. Leidenschaft eines deutschen Juden in den ersten 19 Jahren seines Lebens, unveröffentlichtes Manuskript, ME 690, LBI Archives, S. 449. Man denkt hier an eine ähnliche Szene in dem Film *Die Mörder sind unter Uns*.

58 *Der Weg*, 1/10, 3. Mai 1946.

59 *Der Weg*, 1/3, 15. März 1946.

aufgetan, ein erstes Dokument über das Schicksal der jüdischen Vorkriegsgemeinde.⁶⁰ Das JDC betrieb auch einen informellen Postdienst über das US Army Post Office (APO), der wichtige Verbindungen zu den in aller Welt zerstreuten Verwandten und Freunden herstellte und Auswanderungspläne erleichterte.

In seiner ersten Ausgabe vom 1. März 1946 stellte *Der Weg* wesentliche Fragen zur Zukunft: Die Redakteure der Zeitschrift bezeichneten Juden als »jüdische Mitbürger« – ein Begriff, der auf eine nicht vollständige Integration hindeutet und seltsamerweise bis heute gebräuchlich ist – und nahmen eine abwartende Haltung zu der Frage ein, ob Juden auswandern oder sich am Wiederaufbau Europas und Deutschlands beteiligen sollten. Offenbar waren sie der Auffassung, Deutsche müssten sich erst als würdig erweisen, damit Juden blieben oder zurückkehrten. Ebenso offenkundig hegten sie die Hoffnung – die sich bald zerschlug –, dass sie im wiederaufgebauten Nachkriegsdeutschland willkommen sein würden. Ganz im Sinne ihrer erstaunlich unerschütterlichen deutsch-jüdischen Grundsätze der Aufklärung schrieben sie: Die Zeitschrift »will auf diese Weise dazu beitragen, daß die Kluft, die durch eine zwölfjährige hemmungslöse Hetze gegen jüdische Menschen, zwischen Juden und Nichtjuden, aufgerissen wurde, restlos beseitigt wird.« Und als müsse man 1946 Leser eigens daran erinnern, führten sie weiter mahnd aus: »Wer näher hinsieht, weiß, daß trotz aller Bemühungen das antisemitische Gift, das Hitler nicht erst seit seinem Staatstreich dem deutschen Volk eingab, noch nicht überall und noch nicht restlos absorbiert ist« [sic].⁶¹ In jeder weiteren Ausgabe dokumentierte die Zeitschrift den wachsenden (statt abnehmenden) Zorn und die Sorge über den anhaltenden Antisemitismus sowie den Mangel an Reue bei den Deutschen. Der ehemalige Berliner und damals britische Besatzungsoffizier Julius Posener berichtete nach Palästina: »Im Sommer 1945 gehörte es zum guten Ton zu meinen, daß für die Juden etwas zu geschehen habe.« Aber diese Einstellung verblasste bald und schlug in deutschen Groll über vermeintliche Privilegien und in die altbekannte Haltung um: »Und da sie Juden waren, würde es ihnen wahrscheinlich gut gehen (Juden verstehen es ja, sich einzurichten).«⁶²

In den verschiedenen Ansichten zur Zukunft der Juden in Deutschland spiegelten sich unweigerlich die Erfahrungen der Kriegsjahre wider. Wer im Versteck überlebt hatte – und ihre Stimmen waren in Berlin

60 Bericht von Eli Rock für Juni-Juli 1946, AJDCA/446.

61 *Der Weg*, 1/1, 1. März 1946, S. 1.

62 Posener, In Deutschland, S. 139.

zahlreicher und lautstärker als in anderen Teilen Deutschlands –, vertrat tendenziell die positivste und gleichzeitig beschränkteste Einstellung. Häufig sahen sie die Möglichkeiten zur Versöhnung und Zusammenarbeit beim Aufbau eines neuen, demokratischen Deutschlands am hoffnungsvollsten. In den schlimmsten Jahren der Nazizeit, die sie isoliert in ihren Verstecken verbracht hatten, waren sie überwiegend den besten Deutschen begegnet. In der Regel verdankten sie ihr Überleben nicht nur einer Person, sondern einem ganzen, wenn auch unorganisierten Netzwerk, das bereit war, zu helfen oder zumindest die Hilfeleistungen anderer zu tolerieren.⁶³ Hans Rosenthal, einer der führenden Vertreter der »Versöhnungsbefürworter« in der jüdischen Gemeinde, während er bereits beim Rundfunk (und später beim Fernsehen) seine Karriere als einer der bekanntesten deutschen Showmaster begann, äußerte diese Haltung in seinen Memoiren in vielleicht extremer Form. Nach seiner Einschätzung waren es rückblickend drei ältere Frauen, die ihn in einer Berliner Laubenzkolonie beschützt und versorgt hatten und »deren Hilfe es mir bis heute möglich gemacht hat, nach dieser für uns jüdische Menschen so furchtbaren Zeit unbefangen in Deutschland zu leben, mich als Deutscher zu fühlen, ohne Haß ein Bürger dieses Landes zu sein«. ⁶⁴ Andere setzten sich für eine differenzierte Sicht ein und fanden die Bevölkerung eher »indifferent«: »Ein sehr großer Teil kümmerte sich nicht um das Schicksal der Juden. Ein anderer (kleiner) Teil half den Juden und unterstützte sie.« Allerdings räumten sie ein: »Zum Teil wurde aber die Hilfe nur gegen eine nicht unerhebliche Gegenleistung gewährt. Immerhin kann nicht verkannt werden, dass ein Teil der Bevölkerung selbstlos Hilfe leistete.« ⁶⁵

Häufig hatte *Der Weg* etwas von einer gespaltenen Persönlichkeit und spiegelte darin die Gefühlslage ihrer zutiefst erschütterten Leserschaft wider. Wenn die Zeitschrift wie in einer surrealen Zeitschleife den jüdischen Beitrag zur deutschen Kultur heraufbeschwor, las es sich zuweilen, als wolle sie in reduzierter Form eine Sicht wiederbeleben, die der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (als Haupt-

63 Zu solchen Rettungsnetzwerken siehe Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann*; Beck, *Und Gad ging zu David*; die Beiträge in Benz, Hrsg., *Überleben*; Boehm, *We Survived*; Gross, *Last Jews*; und Kahane, *Rescue and Abandonment*.

64 Rosenthal, *Zwei Leben in Deutschland*, S. 79 f.

65 Bericht über die Lage der jüdischen Gemeinde, CJA 5A1/3, S. 60-63. Eine provokative Analyse, wie diese Aufteilung der »arischen« Bevölkerung in eine weitgehend gleichgültige Mehrheit und kleinere Gruppen, die aktiv Hilfe leisteten bzw. aktiv denunzierten, in Warschau unter Nazibesatzung aussah, liefert Paulsson, *Secret City*.

verband einer jüdischen Selbstverteidigung) vor der Nazizeit vertreten hatte. Artikel über Henriette Herz und Dorothea Schlegel, die jüdischen Salonnières des frühen 19. Jahrhunderts, und über andere deutsch-jüdische Gesellschaftsgrößen würdigten die zerstörte deutsch-jüdische Symbiose, als könne ein Beharren auf dieser Geschichte sie wiederauferstehen lassen. Zugleich mussten aber praktisch alle eingestehen, »daß die wenigen Ausnahmen nur bestätigen, daß in der Regel die Verbrechen an den Juden geduldet und gebilligt wurden«. Die mutige Solidarität weniger tilgte nicht die Schuld, die Juden der großen Mehrheit zuschrieben (und von ihr nicht anerkannt sahen): »Die Mutigen, die sich für uns einsetzten, werden bei der Beurteilung der Gesamtschuld nicht vergessen werden und für das deutsche Volk zeugen, auslöschen können sie die Kollektivschuld nicht.«⁶⁶ Die Juden, die als »Illegale« in Berlin überlebt hatten, sahen sich in die Defensive gedrängt und genötigt, zu betonen, dass auch sie gelitten hatten, wenn auch anders als die KZ-Insassen. Doch selbst diejenigen, die aus den Todeslagern zurückgekehrt waren, hatten, wie Hans Winterfeldt sich erinnerte, das seltsam bittersüße Gefühl, an einen Ort zurückzukommen, der ihnen trotz allem immer noch vertraut war. Das galt vor allem für Juden, die sich wie der 19-jährige Winterfeldt lange versteckt hatten und erst relativ spät in die Fänge der Nazis geraten waren. Als er nach Berlin zurückkam und den vertrauten Dialekt hörte, »fühlte ich mich wieder irgendwie heimisch ... und ich wusste genau, wie ich zu fahren hatte«, obwohl die Stadt von Bomben und Gefechten zerstört war.⁶⁷

Unmittelbar nach der Befreiung waren jüdische Beobachter wie der GI Kieve Skiddel fest überzeugt, dass Berliner Juden zwei Dinge wollten: »1) Essen und 2) eine Chance, aus Deutschland wegzukommen«.⁶⁸ In Wirklichkeit war die Stimmung jedoch wesentlich zögerlicher und konfliktbeladener. Ein Jahr später verteidigten sich jene, die wieder die deutsche Staatsbürgerschaft in Anspruch nehmen wollten, »keine schlechten Juden zu sein, weil wir dort bleiben und zu wirken trachten, wohin wir dank unserer Geburt und Sprache, weltlicher Kultur und Lebensart gehören«.⁶⁹ Zudem hatten deutsche Juden mit widerstreitenden Gefühlen zu kämpfen, was ihren Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands und seiner Wirtschaft betraf. Weit weniger ausgeprägt waren solche Konflikte bei osteuropäischen DPs, die keinerlei Verpflichtung sahen, sich am

66 Wilhelm Meier, Kollektivschuld, in: *Der Weg*, 1/19, 5. Juli 1946.

67 Winterfeldt, *Deutschland*, S. 440.

68 Kieve Skiddel, Brief vom 24. Juli 1945.

69 Juden in Deutschland oder deutsche Juden, in: *Der Weg*, 1/6, 5. April 1946.

deutschen Wiederaufbau zu beteiligen, oder (zumindest anfangs) bei jüdischen Kommunisten, die aus dem Exil (meist im Westen, in London oder Mexiko) mit dem ausdrücklichen Ziel zurückgekehrt waren, sich beim Aufbau eines neuen, demokratischen Deutschlands in der sowjetischen Besatzungszone zu engagieren.

Aus der Ferne verfolgten deutsch-jüdische Flüchtlinge diese Debatten und lasen gespannt die Namenslisten der Überlebenden im *Aufbau*, der deutsch-jüdischen Wochenzeitung, die mit Beginn der Flüchtlingswelle aus Nazideutschland 1935 in New York gegründet wurde. Aufmerksam beobachtete der *Aufbau* die unbeständige Lage im ehemaligen Zentrum deutsch-jüdischen Lebens. Ein »Anonymer Bericht über die Lage der Juden in Berlin«, der am 21. September 1945 erschien, schilderte die Schicksale der Juden, die in Verstecken oder als »Sternträger« und in privilegierten Mischehen in Berlin überlebt hatten. Schlimmes fürchtend, warf der Artikel Deutschen bereits vor, ihre jüngsten Verbrechen vergessen zu wollen und das auch von den Juden zu erwarten. Sarkastisch kommentierte er: »Das ganze erinnert etwas an die Geschichte von dem Mann, der einem anderen eine Ohrfeige gibt und dann gnädig bemerkt: ›Um des lieben Friedens willen will ich die Geschichte als erledigt ansehen.‹ Oder anders gesprochen, die Juden bekommen das Recht, heute friedlich weiterzuleben, so als ob vorher nichts geschehen ist.« Auch wenn die bedingungslose Kapitulation unverhohlen antisemitische Äußerungen eingedämmt hatte, stellte die Emigrantenzzeitung fest: »Es wäre ein gefährlicher Irrtum, sich einzubilden, dass der Hass und die Verhetzung, die dem deutschen Volke 12 Jahre hindurch mit allen erdenklichen Mitteln eingepfropft worden ist, von heute auf morgen verschwunden sein kann.«⁷⁰ Zugleich verteidigte sie aber die in Deutschland verbliebenen Juden gegen das Misstrauen und sogar die Verachtung der internationalen Judenheit. So kritisierte der *Aufbau* aufs Schärfste einen offenen Brief, den der Präsident des Jewish Theological Seminary of America, Louis Finkelstein, an die *New York Times* geschrieben hatte – er hatte darin behauptet, »eine beträchtliche Zahl deutscher Juden haben, obwohl sie Opfer der grausamsten Verfolgung waren, immer noch den Eindruck, dass Deutschland in diesem Krieg im Recht war« –, als Verunglimpfung nicht nur der »überlebenden deutschen Juden«, sondern auch »der Ermordeten«.⁷¹

70 *Aufbau*, 21. September 1945, S. 3. Siehe auch E. G. Fontheim, Bilanz eines Berliner Juden, *Aufbau*, 24. August 1945, S. 7.

71 *Aufbau*, 14. September 1945, S. 3 und 4. Finkelstein zog seine Äußerungen später zurück.

Tatsächlich sorgte die Anwesenheit von Juden in Deutschland zuweilen für ein gewisses Maß an Gerechtigkeit und Vergeltung. In einer überfüllten Stadt, in der Opfer und Täter zufällig aufeinandertreffen konnten und sich tatsächlich begegneten, waren jüdische Überlebende entscheidend daran beteiligt, Naziverbrecher zu sichten, zu identifizieren und (zumindest anfangs) vor Gericht zu bringen. So erkannte eine Familie bei einer Boxveranstaltung unter den Zuschauern den »Gestapo-Beamten Müller« und rief die sowjetischen Besatzungsbehörden, die ihn sofort verhafteten. Eine Woche später erkannten Auschwitz-Überlebende im Metropol-Theater eine Auschwitz-Wärterin und übergaben sie der Polizei.⁷² Solche Konfrontationen – die offenbar nicht selten vorkamen – vermitteln Einblicke in viel diskutierte Fragen nach jüdischer Rache (oder deren Fehlen).⁷³ Zudem liefern sie Anhaltspunkte für mindestens einen wichtigen Grund, nach der Befreiung im Land der Mörder zu bleiben: nämlich den Drang, die Schuldigen zu finden und zu bestrafen. Offenbar zählten jüdische Überlebende zumindest unmittelbar nach der Befreiung auf die Hilfe und Dankbarkeit der Alliierten, insbesondere der Sowjets und der Amerikaner, für diese wachsame Unterstützung der Justiz. In mancherlei Hinsicht war es ihnen am wichtigsten, mit jüdischen Kollaborateuren abzurechnen, vor allem mit den gefürchteten »Greifern«, die gegen Kriegsende eine der größten Gefahren für illegal in Berlin lebende Juden waren. Mit Genugtuung berichtete *Der Weg* über die Festnahme einer berüchtigten »Greiferin« unter der Überschrift: »Stella Kübler unschädlich gemacht«.⁷⁴ Der Alltag im besetzten Berlin bot vielfältige Gelegenheiten für diverse Formen von Rache. So weigerte sich der junge Überlebende Hans Winterfeldt auf der Rückfahrt von Auschwitz hartnäckig, seinen Sitzplatz in der S-Bahn älteren Deutschen zu überlassen, auch wenn er sich etwas verschämt freute, die vertraute »Berliner Schnauze« wieder zu hören.⁷⁵ Ähnlich gemischte Gefühle schilderte auch Lothar Orbach, der sich über weite Teile des Krieges in Berlin versteckt gehalten hatte. Wie Gad Beck, der munter seine homosexuellen und politischen Abenteuer im Untergrund aufzählte, hatte auch Orbach ein aufreibendes Leben nicht ohne Freuden

72 *Der Weg*, 1/12, 17. Mai 1946, und 1/14, 31. Mai 1946.

73 Siehe hierzu Kapitel 5.

74 *Der Weg*, 1/3, 15. März 1946, S. 3. Siehe auch Wyden, Stella. In Berlin waren etwa 25 jüdische Greifer tätig. Siehe Kaplan, Mut zum Überleben, S. 297. Eine interessante Analyse der Vergeltungsdebatten unter deutsch-jüdischen Überlebenden bietet Geis, Übrig sein, S. 207-238.

75 Winterfeldt, Deutschland, S. 440f.

geführt. In seinen Memoiren, die sich wie eine heterosexuelle Version der Erinnerungen Becks lesen, erzählte Orbach mit einer gewissen Verlegenheit und Verwunderung vom Nervenkitzel der Kriegszeit in Berlin, von seinen Liebesaffären, seinen Kontakten mit kommunistischen Widerstandskämpfern, seinen Verstecken in schäbigen Billardhallen und Bordellen und fand es beinahe blasphemisch, »inmitten von Mord und Unterdrückung über Liebe und Freundschaft, Freude und Abenteuer zu sprechen«. Aber er hatte auch »acht Monate in der Hölle von Auschwitz und Buchenwald verbracht«, nachdem er nahezu zwei Jahre als »Illegaler« in Berlin gelebt hatte. Als er 1945 nach Berlin zurückkehrte, mischten sich seine Trauer über alles Verlorene und die Erleichterung, seine Mutter lebend vorzufinden, mit intensiven Triumph- und Rachgefühlen: »Ich trug die dunkelblaue Eisenhower-Jacke, die ich von den Amerikanern bekommen hatte; auf die Brusttasche hatte ich meine Häftlingsnummer, B.9761, aufgenäht sowie das gelbe Dreieck ...; das waren meine Signale an die Nazis, daß sich das Blatt gewendet hatte.« Als die US-Armee ihn als Vernehmungsbeamten einstellte, war er »dankbar, einen, wenn auch kleinen, Beitrag zum Vergeltungsprozeß leisten zu dürfen«; ein Beitrag, der allerdings weit über das von seinen amerikanischen Vorgesetzten offiziell sanktionierte Maß hinausging. Unmittelbar nach seiner Rückkehr ging er in die Wohnung eines Judengreifers, verprügelte ihn, zerrte ihn hinaus und übergab ihn einem russischen Offizier; es war lediglich »eine kleine, unbedeutende Geste«, räumte er ein, denn der Mann wurde kurz darauf wieder freigelassen. »Aber ich hatte damit eine Rechnung beglichen, ganz gleich, wie belanglos sie im Gesamtzusammenhang auch erscheinen mochte; es war einfach ein Schritt auf dem Weg zur Beendigung dieses Alptraums.«⁷⁶ Aus Verbundenheit mit den sowjetischen Kommunisten, die ihn befreit hatten, ging Marcel Reich-Ranicki nach dem Krieg als Mitarbeiter des polnischen Nachrichtendienstes nach Berlin. In seinen Memoiren überlegte er: »Um Berlin wiederzusehen – wer weiß, vielleicht hätte ich einen Pakt auch mit dem Teufel geschlossen.« Was ihn reizte, hatte ebenso viel mit Rache wie mit Nostalgie zu tun:

76 Orbach und Orbach-Smith, *Der Taucher*, S. 11, 315, 319 f. Ein weiterer, jüngerer Bericht über Racheakte eines deutsch-jüdischen Überlebenden während seines Dienstes für die US-Armee findet sich in Brzezinski, *The Secret. Giving Hitler Hell*, *The Washington Post Magazine*, 24. Juli 2005, S. 8-17, S. 26. Der Besitz wertvoller US-Militärkleidung oder anderer Dinge, die GIs den überlebenden spontan schenkten, konnte Juden (insbesondere DPs) später in erhebliche Schwierigkeiten bringen, weil sie »gestohlenes« oder illegal erworbenes Militäreigentum besaßen.

»Das besiegte, das in die Knie gezwungene Deutschland faszinierte mich mehr als irgendein Land auf Erden.«⁷⁷

Vergeltung und Wiedergutmachung: Frühe Konflikte

Diese frühen Debatten und Konfrontationen waren umso intensiver, als sie mit konkreten Fragen von Lebensunterhalt, Geld und Eigentum und bitteren Erinnerungen verbunden waren. Das Amt für Rückerstattung jüdischen Eigentums, das 1945 in der Nähe des Kurfürstendamms eingerichtet wurde, gehörte zweifellos zu einer der wichtigsten Adressen für Berliner Juden. Nach dem 8. Mai erschienen einige Einwohner der Stadt im Büro der jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Straße und gaben Gegenstände aus jüdischem Besitz ab, die sie bei Versteigerungen erworben oder von Nachbarn und Freunden zur Aufbewahrung bekommen hatten. Andere wie ein Zahnarzt, der seine neue Praxisausstattung unbedingt behalten wollte, behaupteten, Juden hätten ihnen diese Dinge bei ihrer »Umsiedlung« geschenkt. Als auf die Aufrufe der jüdischen Gemeinde, versteckte jüdische Kinder zu melden, tatsächlich Frauen reagierten, stellte sich das schwierige Dilemma, ob man jüdische Kinder ihren christlichen Pflegeeltern, die sie gerettet hatten, wegnehmen sollte, um sie in armselige Waisenhäuser der jüdischen Gemeinde zu bringen.⁷⁸ Heimkehrende Überlebende mussten feststellen, dass Nachbarn nicht nur Anspruch auf Dinge erhoben, die ihre deportierten Familien zurückgelassen hatten, sondern auch eigene Geschichten konstruierten, was ihnen diese Gegenstände bedeuteten. Ein Mann begegnete in der Wohnung seiner Eltern einer freundlichen Frau, die fest überzeugt war, es habe sie vor den Bomben der Alliierten geschützt, dass sie die Kerzen der Menorah angezündet habe, die seine Eltern ihr angeblich am Abend vor ihrer Deportation in den Osten geschenkt hatten.⁷⁹ Der englische Dichter Stephen Spender, der für die britischen Besatzungskräfte arbeitete, erwähnte ähnliche Geschichten; so erklärte ihm ein Deutscher zur Frage des Schuldeingeständnisses, er habe während der Luftangriffe selbst gehört, »wie ganz normale Berliner, die in ihren Bunkern die Bomben fallen hörten, immer wieder sagten: ›Wir haben es so gewollt. So haben wir gegen die Juden gehandelt, und das kommt jetzt als Strafe über uns.«⁸⁰

77 Reich-Ranicki, *Mein Leben*, S. 316.

78 Siehe z. B. CJA 5A1/76, Akte zu Kindern.

79 Brief von Loebs Witwe, Sammlung Saul M. Loeb, JMB-Archiv 2001/197/0.

80 Spender, *Deutschland in Ruinen*, S. 255.

Die Akten des Oberfinanzpräsidiums aus der Nazizeit enthalten sorgfältige Aufzeichnungen über die Gegenstände, die an Berliner versteigert wurden, nachdem ihre jüdischen Nachbarn »verschwunden« waren. Die ausführlichen Listen mit präzisen Beschreibungen, erzielten Preisen sowie Namen und Adressen der glücklichen Schnäppchenjäger vermitteln einen Eindruck davon, wie viele sich selbst bedient haben dürften – sicher erheblich mehr Menschen, als sich nach dem Krieg aus welchen Gründen auch immer mit ihrer Beute bei der jüdischen Gemeinde meldeten. Als ein Beispiel unter vielen enthält die Akte meiner Großmutter väterlicherseits, Gertrud Grossmann, eine genaue Beschreibung der Versteigerung vom 12. Dezember 1942 mit einer Liste der Habseligkeiten, die sie bei ihrer Flucht vor dem Deportationsbefehl im Juni zurückgelassen hatte. Alles von Wert war offenbar bereits verkauft, stellte ein Gestapo-Agent missbilligend fest; aber eine Frau Anna Fischer aus der Andreasstraße 15 konnte für 140 Reichsmark einen Koffer mit einigen Kleidungsstücken und alten Daunendecken, ein paar Bücherregale, ein rundes Tischchen mit geschwungenen Beinen und Glasplatte sowie zwei Sessel ergattern. Zwei Tennisschläger gingen für jeweils 35 Mark an Karl Stahl in der Woldenbergstraße; die Liste ist mehrere Seiten lang.⁸¹

Viele, die Gegenstände zurückbrachten, hofften sicher auf einen »Persilschein«, der ihnen eine weiße Weste bescheinigte. In diesen formlosen, maschinengeschriebenen Dokumenten musste in der Regel ein ausgewiesener »Nichtarier« dem Betreffenden Wohlverhalten gegenüber Juden während der Nazizeit attestieren.⁸² Andere wollten sich den Status als Opfer des Faschismus sichern, indem sie sich von Juden bestätigen ließen, dass die Nazis sie als Antifaschisten verfolgt hätten. Ehemalige Nazis suchten sich auf dem »Großmütter-Schwarzmarkt« jüdische Überlebende und boten ihnen Geld oder Lebensmittel für die Bescheinigung, dass sie teils »nichtarische« Vorfahren hätten. Laut Gerüchten kauften manche sich ihren falschen »Persilschein« von geschäftstüchtigen DPs oder ließen sich bei den Entnazifizierungsverfahren von deutsch-jüdischen Anwälten vertreten. Die jüdische Gemeinde kritisierte ein so zynisches (oder sentimentales) Vorgehen und warnte vor einem verbreiteten Dilemma: Selbst wenn Deutsche in Einzelfällen Verfolgten persönlich geholfen hätten, ließen solche »subjektiven« Einschätzungen außer Acht, dass dieselben Leute durchaus andere vielleicht in den Tod geschickt

81 Akte Gertrud Grossmann, Oberfinanzpräsidium Brandenburg, Staatsarchiv Brandenburg, Potsdam.

82 CJA 5At/45, S. 273-375, 413.

hätten.⁸³ Amerikanische Reporter reagierten mit Abscheu auf diesen Persilscheinhandel und behaupteten sogar, »manche Deutsche machten sich nach dem Krieg tatsächlich selbst eine KZ-Tätowierung«.⁸⁴

Insa Eschebach führt in ihrer Untersuchung von Rehabilitierungsgesuchten ehemaliger NS-Parteimitglieder ein typisches Beispiel an, wie Deutsche sich durch eine Ironie des Schicksals in der Position wiederfinden, auf Gefälligkeiten eben der Menschen angewiesen zu sein, die kurz zuvor keinerlei Rechte besessen hatten, und nun oft die Opfererfahrung der Juden – soweit sie sie überhaupt anerkannten – mit ihrer eigenen vermeintlichen Opferrolle gleichsetzten: »Als Referenz für meinen Mann und mich möchte ich Syndikus Julius K. ... angeben, der uns mehr als 30 Jahre kennt und als Jude unter dem Regime der Nazis genau so litt wie wir [sic].«⁸⁵ Hilde Thurnwald zeichnete in bemerkenswert offenen Interviews in der frühen Nachkriegszeit zahlreiche Beispiele auf, wie Deutsche sich das Verschwinden ihrer jüdischen Nachbarn in dissoziativen, eigennützigen Geschichten erklärten und wie die Interviewten darauf reagierten. Diese Erzählungen im unpersönlichen Passiv, der Besatzungskräfte erboste und Juden erbitterte, handelten keineswegs von Schweigen, Unkenntnis oder »Nichtsehen«. Vielmehr räumten sie die Judenverfolgung bereitwillig ein, umgingen zugleich aber die Realität der »Endlösung«, wiesen jegliche persönliche Verantwortung von sich und unterstrichen die Opferrolle der Deutschen. Eine 23-jährige ehemalige Studentin an einem NS-Lehrerseminar erzählte Thurnwald 1946:

Ich kann mich noch ziemlich genau an die Judenverfolgungen erinnern. Man ließ die Geschäfte ausplündern, und die Leute, die diese Aufträge zu erfüllen hatten, bereicherten sich mit den Waren und dem Eigentum dieser Menschen. Als mein Vater davon zum ersten Male zu Hause erzählte, wollte ich es nicht glauben, dann sprachen meh-

83 *Der Weg*, 1/3, 15. März 1946. Der Emigrant und britische Offizier Julius Posener schildert am Ende seines Nachkriegsberichts *In Deutschland*, S. 146, den Fall eines älteren Theresienstadt-Überlebenden: Nachdem der Mann ihn gebeten hatte, die Nachricht vom Tod aller anderen Verwandten, die nicht entkommen waren, weiterzuleiten, setzte er sich in einem weiteren Brief für einen ehemaligen Gestapo-Mann ein, mit dem er bekannt war.

84 Siehe Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 82. Siehe auch *Der Weg*, 1/4, 22. März 1946. Dieses Phänomen erwähnt auch Brenner, *East European and German Jews*, S. 58.

85 Eschebach, *Wir möchten uns politisch bereinigen*, S. 205. Nach Eschebachs Schätzung führten etwa 25 Prozent der von ihr untersuchten Anträge in irgendeiner Form Juden als Referenz an, S. 203.

rere Bekannte darüber und ich war über diese Dinge entsetzt. Später wurden die jüdischen Familien aus ihren Wohnungen ausgewiesen und mir taten die Menschen leid, denn sie hatten so eine Behandlung bestimmt nicht verdient. Meinem Vater wurden dann Schwierigkeiten gemacht, weil er seine Zigaretten in einem Geschäft kaufte, dessen Inhaberin eine Jüdin war. Wir kümmerten uns jedoch nicht weiter darum und mein Vater setzte dort seine Einkäufe bis zur Schließung des Geschäfts fort.

In einer verdrehten Verknüpfung, die das Schicksal der Juden umging – gewissermaßen aber auch als selbstverständlich hinnahm –, war der Vater der jungen Frau gefährdet, weil er seine Zigaretten bis zur »Schließung« im Geschäft einer Jüdin gekauft hatte.⁸⁶

Noch während die Juden um die Deckung ihrer Grundbedürfnisse rangen, weckte ihr Zugang zu Versorgungsgütern und Arbeit bei den Alliierten, der UNRRA und den jüdischen Hilfsorganisationen vertraute Ressentiments. Besiegte Deutsche sahen Juden nun privilegiert und fanden, dass sie mehr als ihren gerechten Anteil an den knappen materiellen und politischen Ressourcen der zerstörten Stadt erhielten. Wütend, gekränkt und zuweilen schockiert über diesen anhaltenden Antisemitismus, erlebten Juden, dass Nazis ungestraft oder mit geringen Strafen davonkamen und ehemalige Parteimitglieder Eigentum unabweisbar in Besitz nahmen, während Juden auf angemessene Entschädigungen, die sie schon bald einforderten, warten mussten. Nachdem die Sowjetische Militäradministration am 26. Mai 1945 angeordnet hatte, dass Immobilien, die Deutsche nach dem 31. Januar 1933 von Juden übernommen hatten, wieder an ihre (überwiegend toten oder emigrierten) jüdischen Eigentümer zu übertragen waren, versuchten manche Berliner Distrikte doch tatsächlich, von Einwohnern zu erfragen, was sie während des Dritten Reichs von Juden erworben hatten. Trotz einer zugesagten Amnestie antworteten im wohlhabenden Zehlendorf nur sieben von etwa 160 000 Einwohnern.⁸⁷ Die sowjetisch kontrollierte *Berliner Zeitung* nahm dieses Problem mit typischer Berliner Schnauze aufs Korn: »Wir sind doch schon immer dajen jewesen ... Na ja, und die Judenwohnung mit det Möblemang, – wenn ich se nich jenommen hätte, hät' se een anderer jenommen. Da war se bei mir in juter Hand, und wenn de Leute zurück-

86 Thurnwald, *Gegenwartsprobleme*, S. 149, 154, 158.

87 Berichte aus Zehlendorf, LAZ Rep. 280, Film Nr. 2. Siehe auch Bekanntmachung für den Verwaltungsbezirk Tiergarten, 26. Mai 1945, LAB LAZ 13880.

kommen – se sollen ja woll dot sin – dann wer'n se mir de Hand drücken vor Dankbarkeit. So sieht det aus.«⁸⁸

Vorschläge für eine Wiedergutmachung, wie man es unzulänglich nannte, standen umgehend auf der Tagesordnung (im *Aufbau* erschienen ab 1945 regelmäßig Kolumnen zu diesem Thema). In Ermangelung von Möglichkeiten, angemessene Vergeltung zu üben oder etwas tatsächlich »wieder gut zu machen«, entwickelte sich die finanzielle Entschädigung zum Hauptmittel, ein Gedenken der Toten und die Übernahme der deutschen Verantwortung für das Leiden der Juden zu erzwingen. Der zuweilen manische Überschwang, überlebt zu haben, erhielt daher für Berliner Juden einen starken Dämpfer durch die Tatsache, dass sie nicht nur »alles« verloren hatten (wie Busse es ausdrückte), sondern auch zunehmend erkannten, wie wenig Anerkennung, geschweige denn Verständnis ihr Leid bei Deutschen und sogar bei alliierten Behörden, Hilfsorganisationen und anderen Juden fand. Deutsche verübelten ihren früheren Nachbarn die Zuwendungen der Alliierten und murrten, hinter Kriegsverbrecherprozessen und Entnazifizierungsmaßnahmen stünde jüdische »Rache«. Juden waren wiederum empört, dass besiegte Deutsche von »arisierten« Häusern und Firmen profitierten, während sie um minimale Restitution kämpfen müssten.

Kämpfe um Rückerstattung: Das Hotel Astoria in der Fasanenstraße

Die verstaubten Wiedergutmachungsakten meiner Familie erzählen eine Geschichte, die in ihren unvereinbaren Darstellungen der Vorgänge in der Nazizeit durchaus typisch ist für die bittere Erfahrungs- und Erinnerungskluft, die zwischen einstigen Berliner Landsleuten nach 1945 klaffte. Eine Version – nicht die meiner Familie – ist in einer Broschüre für Berlin-Touristen aus dem Jahr 2000/2001 zu finden. Sie feiert die »Geschichte eines Hotels« mit »gediegenem Service« und »Tradition«: »1938 kaufte Paul Berghausen« – der Großvater des heutigen Besitzers – »Grundstück und Haus ›Fasanenstrasse 2‹ ... Teilerstört durch die Wirren des Zweiten Weltkrieges wurde der Betrieb von 1948 bis 1950« von den britischen Besatzungskräften in Charlottenburg beschlagnahmt. »Doch dann ging es bergauf: Wiedereröffnet, am Wirtschaftswunder Berlins teilnehmend, setzte das Hotel Astoria seine Vorkriegsgeschichte fort ...

88 *Berliner Zeitung*, 1/7, 27. Mai 1945, S. 4.

In einem Haus, das 1887 nach alter Handwerksart errichtet wurde, konnten Charme und Solidität des vergangenen Jahrhunderts bewahrt werden.«⁸⁹

Tatsächlich waren die ersten Nachkriegsjahre des Hotels Astoria jedoch geprägt von erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Berghausens und meinem Vater, dessen Eltern das Haus von 1913 bis 1938 gehört hatte; dabei ging es um die Vorkriegsgeschichte, die schäbigen »Arisierungsmaßnahmen« und den erzwungenen Verkauf jüdischen Eigentums im Berlin der Nazizeit. In einem 21-seitigen Schriftsatz wiesen die Berghausens seine Ansprüche vehement zurück und versicherten mit der Selbstgerechtigkeit vieler Deutscher, die entschlossen waren, ihre wirtschaftlichen Gewinne zu schützen: »Es handelt sich um einen völlig unpolitischen und ... wirtschaftlich gerechtfertigten Vertrag bei dem irgendwelche Zwangs- oder Druckmittel in keiner Weise angewandt worden sind«, also nicht um eine nationalsozialistische Enteignung. In der unverkennbar und recht unverhohlenen antisemitischen Sprache, die in den ausgehenden 1940er und beginnenden 1950er Jahren immer noch normal war, behauptete der Anwalt der Berghausens, der erstaunlich niedrige Kaufpreis der Immobilie sei durchaus angemessen gewesen. Weit davon entfernt, »Charme und Solidität« des 1938 erworbenen Hauses zu loben, bezeichneten die Berghausens es als »Fehlspekulation«, deren frisch renovierte Luxusappartements keinen Gewinn abgeworfen hätten, und »das nahm dem Kaufmann Grossmann die Lust zu weiteren Investitionen« nach dem Ersten Weltkrieg. Als seine Witwe das Haus 1931 übernahm, »hielt diese an den rein kaufmännischen Bewirtschaftungsgrundsätzen ihres verstorbenen Ehemannes fest, d. h. Vermeidung von Zuschüssen ohne Rücksicht auf Bauzustand«. Die Anwälte der »Arisierer« nahmen kein Blatt vor den Mund: »Nicht darf man den Käufer für etwa von anderer Seite gegenüber der Verkäuferin im Rahmen der nazistischen Ideologie begangenes Unrecht verantwortlich machen, welches die Verkäuferin *vielleicht* [Hervorh. d. A.] nach 1942, nachdem sie längst aus dem hier streitigen Objekt ausgezogen war, erlitten hat.«⁹⁰

Gertrud Grossmann konnte sich ihrem ersten Deportationsbescheid eineinhalb Jahre lang entziehen, aber 1943 wurde sie mit dem 39. Osttransport nach Auschwitz gebracht und dort ermordet.⁹¹ Gertruds drei

89 Geschichte des Hotels Astoria zit. n. <http://blog.astoria.de>.

90 Akten des Wiedergutmachungsamts, 2WGA 1490/50 (Walter Grossmann) und 2WGA 3253/50 (Franz und Hans S. Grossmann).

91 Eine dicke Akte des Oberfinanzpräsidiums dokumentiert ihre Flucht und ihre Festnahme. Als Gertrud den Deportationsbescheid bekam, beschloss sie, sich mit

Söhne überlebten. Einer wurde in Mauthausen befreit, nachdem er zwei Jahre in Auschwitz überstanden hatte, ein anderer ließ sich in Hartford, Connecticut, als Arzt nieder, und der Dritte, mein Vater, verbrachte den Krieg als feindlicher Ausländer in einem Internierungslager in Britisch-Indien. Nach dem Krieg vertrauten die beiden Ärzte darauf, dass ihr Bruder, der ehemalige Berliner Anwalt, die von der Alliierten Kommandantur am 26. Juli 1949 erlassene Rückerstattungsanordnung für Berlin (Artikel 23 REAO, Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände an Opfer der nationalsozialistischen Unterdrückungsmaßnahmen) nutzen würde, um zu retten, was zu retten war. Die in den Gerichtsakten festgehaltenen Erinnerungen meines Vaters an den Verkauf des Hauses 1938 unterschieden sich drastisch von der harmlosen Version der Berghausens:

Im Verlauf von wiederholten Besprechungen hat Herr Berghausen sich seiner besonders guten Beziehungen zur nationalsozialistischen Partei und Amtsstellen gerühmt ... Er hat erklärt, daß er, falls meine Mutter ihm das Haus nicht verkaufen wollte, Mittel und Wege hätte, es in jedem Falle zu bekommen. Mit Rücksicht auf die allgemeine Rechtlosigkeit der Juden in Deutschland und der kaum verhüllten Drohungen des Herrn Berghausen hielten meine Mutter und ich es damals für das Richtige, diesen Drohungen nachzugeben.

Am 14. September 1953 entschied die Berliner Wiedergutmachungskammer nach einem langen, erbitterten Rechtsstreit schließlich, dass der Hotelier Paul Berghausen an Gertrud Grossmanns Erben die bescheidene (und aus heutiger Sicht für eine Immobilie im Zentrum Berlins lächerlich kleine) Summe von 20 000 DM zu zahlen habe.⁹² Wie so viele

ihrer Schwester Erna zu verstecken, ein bemerkenswerter Schritt für zwei ältere Damen, denn nahezu alle Juden, die in Verstecke abzutauchen versuchten, waren unter 50 Jahre alt. Offenbar versteckten Gertrud und Erna sich in einem Fremdenverkehrsort in Brandenburg, wahrscheinlich mit Hilfe eines treuen Dienstmädchens der Familie, bis sie in einer verzwickten Abfolge von Ereignissen, die ich noch zu entwirren versuche, denunziert und festgenommen wurden.

92 Akten des Wiedergutmachungsamtes, 2WGA 1490/50 (Walter Grossmann) und 2WGA 3253/50 (Franz und Hans S. Grossmann). Die Grossmanns hatten den Wert der Immobilie auf 110 000 bis 125 000 DM veranschlagt. Zu ähnlich unbefriedigenden und in ähnlicher Sprache geführten Rechtsstreitigkeiten um »ariisierte« Immobilien siehe Webster, Jüdische Rückkehrer in der BRD. Tatsächlich feierten 1988, ein halbes Jahrhundert nach der nationalsozialistischen Enteignung jüdischen Eigentums in Deutschland, so viele Firmen ihr 50-jähriges Bestehen in Familienbesitz, dass manche Städte und Gemeinden ihre Geschäftsleute baten,

Deutsche, die Vermögensgegenstände verzweifelter deutscher Juden zu extremen Schnäppchenpreisen gekauft hatten und ihren neuen Besitz durch Krieg und Niederlage hinweg hatten bewahren können, konnten auch die Berghausens nun ihren wirtschaftlichen Aufschwung verfolgen, der ihrer Ansicht nach durchaus ehrenhaft und wohlverdient war. 2002 erhielten sie eine Auszeichnung als »Freundlichstes Hotel Berlins« in der Kategorie »Kleine Hotels«, die ihnen Oberbürgermeister Klaus Wowereit bei einem Festakt im Rathaus überreichte. Mit der unfreundlichen Geschichte ihrer Familie und des Hotels, das sie stolz feiern, mussten sie sich nie wieder konfrontieren lassen oder öffentlich auseinandersetzen.⁹³

sich mit der Selbstbeweihräucherung in ihrer Werbung zurückzuhalten, weil es allzu peinlich sei; s. ebd. S. 72. Artikel 23 der Berliner Rückerstattungsanordnung über die »Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände an Opfer der nationalsozialistischen Unterdrückungsmaßnahmen«, denen Vermögensgegenstände »in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis 8. Mai 1945 aus Gründen der Rasse, Religion, Nationalität oder politischen Überzeugung entzogen worden sind«, sah für den Fall, dass der fragliche Vermögensgegenstand durch grundlegende Veränderungen eine erhebliche Wertsteigerung erfahren hatte, die Möglichkeit vor, dass die Restitutionskammer statt der Rückerstattung die Zahlung einer angemessenen Ersatzleistung anordnen konnte. Dabei hatte sie den Wert des Vermögensgegenstandes zur Zeit der unrechtmäßigen Entziehung und die Rechte und Interessen der beteiligten Parteien zu berücksichtigen.

93 Als Paul Berghausens Enkel, der gegenwärtige [s. unten] Eigentümer des Hotels Astoria, aus meinem kurzen Artikel »The Unfriendly History of one of the ›Friendliest Hotels‹ in Berlin«, *Aufbau*, 13, 13. Juli 2002, S. 13, von meinen Recherchen erfuhr, schickte er mir (unaufgefordert) einen defensiven, besorgten Brief, in dem er – für den Fall, dass ich etwa an verspätete Entschädigungsforderungen denken sollte – erklärte: »Deshalb ist für mich die Angelegenheit des damaligen Kaufes ... juristisch abgeschlossen.« Er verwahrte sich gegen meine »Kollektivverurteilung der ›Berghausens« und schloss: »Der Vorwurf, den Sie in Ihrem Artikel machen, trifft jemanden, der den Zweiten Weltkrieg nicht miterlebt hat (geboren 1948), der also nicht an den verbrecherischen Vorkommnissen dieser Zeit mitschuldig ist oder mitschuldig zu machen ist.« Das Hotel ist inzwischen (2010) verkauft worden. Eine durchdachte Betrachtung zum »Eigentumsanspruch« als »Erinnerungsort« bietet Cathy Caruths Analyse zu Balzacs Erzählung *Oberst Chabert* über einen Veteranen der Napoleonischen Kriege: »Das Eigentumsproblem ... stellt einen Abgrund der Geschichte dar, der sich vom Gesetz nicht vollständig erfassen lässt«; in: *The Claims of the Dead. History, Haunted Property, and the Law*, S. 433. Siehe auch Diner, *Restitution and Memory*.

Juden und Alliierte

Dass es bereits früh zu Rückerstattungen kam und ein Grundgerüst deutsch-jüdischen Lebens wiedererstand, hatte viel mit der Anwesenheit der alliierten Siegermächte, insbesondere der Amerikaner zu tun. Nur sehr wenige deutsch-jüdische Emigranten kehrten zurück, und das oft nur vorübergehend, selbst als Berlin als traditioneller Kreuzungspunkt ost- und westeuropäischen jüdischen Lebens zu einem Hauptziel flüchtender osteuropäischer Überlebender wurde – auch das unter Mitwirkung der Amerikaner.⁹⁴ In der ersten Übergangsphase von 1945 bis 1947 war die jüdische Präsenz jedoch äußerst augenfällig und wurde viel kommentiert – und zwar in einem Maße, das in keinem Verhältnis zur Zahl der überlebenden deutschen Juden stand, die geblieben oder zurückgekehrt waren. Ihre Präsenz war umso auffälliger, als sie häufig die Uniform der Besatzungsmächte trugen. Überrascht stellten Berliner fest, dass manche Besatzungskräfte fließend Deutsch sprachen oder ihr Deutsch mit jedem Satz besser wurde, wie die Schauspielerin Hildegard Knef sich erinnerte.⁹⁵ Als Marcel Reich-Ranicki als junger polnischer Offizier nach Berlin kam, führte ihn einer seiner ersten Wege zu Reinhold Knick, einem beliebten Lehrer an dem traditionell liberalen (überwiegend jüdischen) Gymnasium, das er in den 1930er Jahren besucht hatte. »Ganz beiläufig bemerkte er, daß er jetzt oft Besuch bekomme. Die Gäste trügen meist amerikanische oder englische Uniformen. Es seien seine früheren jüdischen Schüler.«⁹⁶ Für diese Juden in Uniform der Sieger war es eine seltsame »Heimkehr in die Fremde« in einer merkwürdigen, heiklen Position zwischen allen Stühlen. Sie konnten sich nicht mehr als Deutsche begreifen, waren aber auch noch nicht vollständig amerikanisiert und stießen in einem gewissen Maße bei ihren neuen und ihren alten Landsleuten auf Misstrauen. Der Schriftsteller Carl Zuckmayer, ein nichtjüdischer Exilant, erinnerte sich: »Ich gehörte nicht zu den ›Siegermächten‹, aber auch nicht zu den Besiegten. Jetzt, nach der

94 Schätzungsweise 46 % nichtjüdischer Emigranten und nur 4 % der jüdischen Emigranten kehrten zurück. Siehe Hirschbach, *Heimkehr in die Fremde*, S. 332. S. auch Schildt und Schüler-Springorum, Hrsg., »Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause«. *Jüdische Remigration nach 1945*, Göttingen 2008.

95 Knef, *Der geschenkte Gaul*, S. 0, 129.

96 Reich-Ranicki, *Mein Leben*, S. 52 f.. Knick hatte am Werner-Siemens-Realgymnasium unterrichtet. Einen eindringlichen Eindruck von der Heimkehr eines jüdischen US-Soldaten in seine Heimatstadt Wien vermittelt der autobiografische Film *Welcome in Vienna*, 1986, von Axel Corti nach einem Drehbuch von Georg Stefan Troller.

Wiederkehr, war ich erst wirklich heimatlos geworden und wußte nicht, wie ich je wieder Heimat finden sollte.« Allerdings räumte er ein, dass er vielleicht weniger zwiespältige Gefühle gehabt hätte, »wäre mir die Mutter ermordet worden«, wie es bei vielen jüdischen Emigranten der Fall war.⁹⁷

Solche vorübergehenden oder dauerhaften Rückkehrer stießen zudem auf Ressentiments bei Berlinern, die geblieben waren. Selbst Antifaschisten fanden, die Juden, die vor den Nazis hatten flüchten können, hätten in ihrem erzwungenen Exil noch Glück gehabt, dass sie nicht in Deutschland hatten bleiben und den Krieg überstehen müssen. Eine solche Einstellung äußerte auch die Ärztin Anne-Marie Durand-Wever und zeigte sich dabei erstaunlich schlecht informiert über die Auswanderungsmöglichkeiten: »Wenn sie klug genug und rechtzeitig gewarnt worden waren, hatten die verfolgten Juden und Dissidenten damals immer noch die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen; in den ersten Tagen konnten sie sogar noch einen Teil ihres Vermögens mitnehmen; die ganze Welt stand ihnen offen.«⁹⁸ Im Nachkriegswettstreit der Opfer bekamen Juden häufig Aufzählungen der vielen Angehörigen zu hören, die ein Deutscher verloren hatte, wie Hannah Arendt scharfzüngig konstatierte.⁹⁹

Tatsächlich profitierten Juden, die sich als Opfer des Faschismus und Mitglieder der jüdischen Gemeinde ausweisen konnten, von ihrem Zu-

97 Hirschbach, Heimkehr in die Fremde; Zuckmayer, Als wär's ein Stück von mir, S. 559. Weitere Schriftsteller, die als Kulturoffiziere in Uniform der Besatzungsmächte oder als Journalisten zurückkehrten, waren u. a. Hans Habe, Alfred Döblin, Stefan Heym, Hans Mayer, Klaus Mann, Golo Mann und Erika Mann. Zuckmayer löste diesen Konflikt, indem er weder in das Deutschland seiner Kindheit noch in seine Exilheimat USA, sondern in die Schweiz zog.

98 Durand-Wever, Als die Russen kamen, S. 37, Eintragung von Februar 1946. Vor allem jüngere Flüchtlinge, die sich ein neues Leben aufbauten, teilten zuweilen dieses Gefühl, »Glück im Unglück« gehabt zu haben. Siehe z. B. H. A. Schmitt, Lucky Victim.

99 Arendt, Besuch in Deutschland, S. 44; dort erwähnt sie auch »eine Flut von Geschichten, wie die Deutschen gelitten hätten (was sicher stimmt, aber nicht hierhergehört)«, und bestenfalls die Tendenz, »die Leiden der Deutschen gegen die Leiden der anderen aufzurechnen«. Von diesem Urteil nimmt sie um 1950 merkwürdigerweise die Berliner aus: »Sitten und Gebräuche, Redeweise und Umgangsformen sind bis ins kleinste Detail so anders als alles, was man im übrigen Deutschland zu Gesicht bekommt, daß Berlin schon fast wie ein anderes Land wirkt.« Zudem stellte sie fest: »Es gibt kein verlegenes Verhalten und kein Schuldgefühl, sondern es wird offen und detailliert geschildert, was den Berliner Juden bei Kriegsanbruch zustieß«; S. 51 f.

gang zu den Siegermächten und den verschiedenen Hilfsorganisationen, insbesondere der UNRRA, die für DPs zuständig war; der British Relief Unit, die sich um deutsche Juden kümmerte; und dem JDC, das beide Gruppen betreute. Aber diese »Privilegien«, die auch Versorgungsgüter umfassten, die sich einträglich auf dem Schwarzmarkt verkaufen ließen, wie Deutsche nachdrücklich monierten, waren keineswegs unkompliziert und unproblematisch, sondern immer mit Verhandlungen unter den vier, häufig streitenden Besatzungsmächten verbunden. Wie in der amerikanischen Besatzungszone Westdeutschlands übernahmen Militärrabbiner auch in Berlin sehr bald eine führende Rolle bei der Organisation von Hilfeleistungen. In den ersten Monaten der amerikanischen Besatzung, als das JDC noch keinen Zugang zur besiegten Hauptstadt hatte, gaben amerikanisch-jüdische GIs ihre überschüssigen Rationen und Päckchen aus der Heimat an jüdische Überlebende weiter, um deren Grundversorgung zu sichern. Jiddisch sprechende Amerikaner und ehemals deutsch-jüdische GIs und Offiziere, die in Berlin stationiert waren, wurden zum ersten Rettungsanker; gut 5000 Rote-Kreuz-Päckchen, die für GIs bestimmt waren, wurden unter den Überlebenden verteilt. Soldaten sammelten Andenken an das zerstörte europäisch-jüdische Leben: eine Purim-Megilla, die ein KZ-Überlebender irgendwie hatte retten können, das Operationsmesser, das bei der ersten rituellen Beschneidung im befreiten Berlin benutzt wurde, Bücher über jüdische Religion und Geschichte.¹⁰⁰ Jüdische Soldaten unterliefen die amerikanischen und britischen Fraternalisierungsverbote, nahmen Kontakt mit Überlebenden auf – nach denen sie eigens suchten oder die sie zufällig auf der Straße trafen – und versorgten sie umgehend mit Lebensmitteln, Möglichkeiten, Nachrichten zu schicken und zu bekommen, und manchmal auch mit Arbeitsstellen. Lothar Orbachs drei ältere Brüder, die noch rechtzeitig hatten emigrieren können und nun beim Nachrichtendienst der US Army arbeiteten, verhalfen ihm zu einer Anstellung als Ermittler und Vernehmungsbearbeiter.¹⁰¹

Jüdisches Militärpersonal der Alliierten, Berliner Juden und DPs kamen zu Gottesdiensten in das amerikanische Offizierskasino im Harnack-Haus im vergleichsweise wenig zerstörten Stadtteil Dahlem; viele erlebten dort im Herbst 1945 ihren ersten Rosh-Hashana-Gottesdienst. Das American Chaplains Center in der requirierten komfortablen Dahlemer Villa einer Nazifamilie, wo es noch »eine Fülle von Naziliteratur, Abzeichen, Emblemen und Requisiten« gab, wurde zum Treffpunkt

100 Fotoalbum, Loeb-Sammlung, JMB 2001/197/4.

101 Orbach und Orbach-Smith, *Der Taucher*, S. 319.

jüdischer Soldaten aller vier Besatzungsarmeen und der Jewish Brigade der British Army. Es diente als soziale und politische Anlaufstelle für die vielen unterschiedlichen Gruppen von Juden in Berlin und als effektiver Mittler zwischen der jüdischen Gemeinde und dem JDC, den deutschen Juden und den DPs, Amerikanern und anderen Alliierten und zwischen JDC, UNRRA und der US-Militärregierung.¹⁰² Der Berlin Jewish Club unter Leitung des amerikanischen Militärrabbiners Herbert Friedman war für etwa 450 jüdische Soldaten und Zivilangestellte der alliierten Streitkräfte eine wichtige transnationale Begegnungsstätte. Vor allem die häufig streitenden Amerikaner und Sowjets (deren Offiziere oft Deutsch sprachen) stellten fest, »wenn einer der Amerikaner ein Jude war, der Deutsch-Jiddisch sprach, fanden Russen und die Amerikaner ein gemeinsames Terrain, auf dem sie sich verständigen konnten.«¹⁰³ Im Chaplains Center konnte es vorkommen, dass ein sowjetischer Hauptmann einem amerikanisch-jüdischen Offizier die Hand schüttelte; unter einem solchen Foto im Album eines Gl steht: »Festigung der internationalen Freundschaft.«¹⁰⁴ Kieve Skiddel hatte bereits im Juli 1945 bemerkt: »Der Anteil der Juden unter den russischen Offizieren ist ungewöhnlich hoch. Natürlich habe ich nicht genügend Anhaltspunkte, aber ich habe tatsächlich schon mit drei Majoren, einem Hauptmann und zwei Oberleutnants gesprochen.«¹⁰⁵

Im April 1946 fand im Rathaus Schöneberg – wo John F. Kennedy später seine berühmte »Ich-bin-ein-Berliner«-Rede halten sollte – ein großer öffentlicher Pessach-Seder für über 2000 Soldaten der vier Besatzungsarmeen und Berliner Juden statt. Die Leitung hatte Chaplain Herbert Friedman, der eine heikle Gratwanderung zwischen seinen Pflichten als US-Militärrabbiner und seinem Engagement für die zionistische Bewegung *Bricha* (Flucht) vollzog, die polnische Juden in die amerikanische Besatzungszone schmuggelte (wie wir später sehen werden). Heinrich Busse, der nach wie vor unterernährte, assimilierte Berliner »U-Boot«-Jude, schilderte seinen Töchtern in London die Feier im pragmatischen Ton der »Berliner Schnauze: »Es gab dort kostenlos eine sehr gute

102 Loeb-Sammlung, JMB. S. Loeb's Fotoalbum, JMB 2001/197/4. Zitat, The Collection of Saul M. Loeb, Introduction, Background History, S. 2.

103 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 67.

104 Loeb-Sammlung, JMB.

105 Kieve Skiddel, unveröffentlichter Brief vom 17. Juli 1945.



Abb. 3.5. Pessach-Seder für alliierte Soldaten, Berliner Juden und jüdische DPs unter Leitung des US-Militärrabbiners Herbert Friedman, Rathaus Schöneberg, April 1946.

Mahlzeit, bei der man allerdings stundenlang eine englisch-hebräische Vorlesung in Kauf nehmen mußte, die kein Mensch verstand.«¹⁰⁶

¹⁰⁶ Heinrich Busse, Brief vom 26. April 1946. Der Seder wurde in einer weiteren seltsamen Verdrehung von dem deutschen Fotografen Gerhard Gronefeld (1911-2000) fotografiert, der während des Krieges bei einer Propaganda-Kompanie der Wehrmacht an der Ostfront tätig war. Von 1935 bis 1936 hatte er für das Atelier des offiziellen Nazifotografen Heinrich Hoffmann gearbeitet und die Olympiade in Berlin dokumentiert. Als Hoffmann ihn entließ, weil er sich weigerte, der NSDAP beizutreten, war Gronefeld für die *Berliner Illustrierte Zeitung* oder das, was von ihr übrig war, tätig. Als Kriegsphotograf war er zunächst in Belgien und Frankreich und später in Polen, auf dem Balkan und in der Sowjetunion im Einsatz und fotografierte als »Sonderberichterstatter« auch »militärische Säuberungs- und Vergeltungsmaßnahmen«. Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg machte er es sich zur Aufgabe, das Wiederaufleben des zerstörten Berlin zu dokumentieren, und erhielt über seine (nicht vollständig geklärten) Verbindungen zu emigrierten jüdischen Fotojournalisten den Auftrag, das verbliebene jüdische Leben in der zerstörten Stadt zu fotografieren. Mit Unterstützung von Julius Meyer, Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde, produzierte er eine schöne, aber merkwürdig aus dem Zusammenhang gerissene Fotoserie, »Die

Auf amerikanische Juden machten die Begegnungen mit den Resten der europäischen Judenheit und die dank ihrer Uniform bemerkenswerten Möglichkeiten, ihnen – oft auf Kosten der Deutschen – Hilfe und Beistand zu leisten, einen tiefgreifenden, bleibenden Eindruck. Der GI Saul Loeb erinnerte sich an den »unvergesslichen Moment« 1945, als er den alten Kantor Gollani in seinem Jeep zur Synagoge in der Oranienburger Straße fuhr und dieser »anfang, mit seiner alten, zittrigen Stimme ein Gebet zu singen«. Loeb's Fotoalbum enthält eine Vielzahl jüdischer Szenen, die im ersten halben Jahr nach der Befreiung in Berlin aufgenommen wurden: ein Sabbat-Gottesdienst im Harnack-Haus, an dem ernste junge Männer mit Hut und Frauen mit dunklen Locken zwischen Militärs in Uniform teilnehmen; die Begegnung eines Sergeant der Jewish Brigade mit einem polnischen Hauptmann im Chaplains Center; ein Besuch in einem jüdischen Waisenhaus; eine Chanukka-Party im November 1945, die sicherlich irrtümlich, wie so viele zuvor verbotene Veranstaltungen im Nachkriegsberlin, als erste seit 1932 bezeichnet wurde. Am Ende des Gottesdienstes wurde ein Foto von einem großen Davidsstern mit dem Wort »Jude« hinausgetragen und unter dem Jubel der 2000 Anwesenden »in Stücke gerissen«. Schon bald entwickelte sich im Chaplains Center ein Familienleben mit einem adoptierten polnisch-jüdischen Jungen als einer Art Maskottchen, mit Kinderfesten, von DPs improvisierten Jazz- und Swingbands und den überaus wichtigen Hochzeiten.¹⁰⁷

Juden von Berlin 1945/47«, in der er (in einem ähnlichen Stil wie August Sander) bestimmte »Typen« und »exemplarische« Lebensläufe einfing. Unter der Rubrik »Aus dem KZ befreit, nun wieder im alten Beruf« fotografierte er unter anderem einen Jazztrompeter, eine Bardame, einen Lehrer und einen Schuhmacher; in der Reihe »Dem Leben wiedergegeben« zeigte er eine Mutter in den Trümmerfeldern und später mit ihrem Kind in einer »noch intakten« Wohnung, die ihr zugewiesen wurde, sowie ein Bild mit der Unterschrift: »Zwei alte Freunde aus dem Konzentrationslager treffen sich in Berlin wieder«. Nach der Berliner Blockade zog Gronefeld 1950 nach München und arbeitete für deutsche Zeitschriften wie *Neue Berliner Illustrierte*, *Heute*, *Stern* und *Quick* sowie für *Life*. Gegen Ende seiner Karriere spezialisierte er sich auf Tierfotografie. Hier wartet eindeutig eine Geschichte darauf, erzählt zu werden. Grundlegende Informationen bietet Wilfried Ranke, *Deutsche Geschichte kurz belichtet*, S. 146-151. Gronefelds Fotoarchiv befindet sich im Deutschen Historischen Museum, Berlin.

107 Loeb-Sammlung, JMB, Zitat, S.3. Siehe Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 118, zu einer kritischen Haltung gegenüber der Tendenz von GIs, verwaiste DP-Jungen als Maskottchen zu adoptieren (und später zwangsläufig im Stich zu lassen).

Im Februar 1946 gelang ein Coup, der das JDC und die Beteiligten in der US-Armee enorm freute: Zum ersten Pessachfest nach der Befreiung gab es Matzen aus der Sarotti-Backfabrik, die den Betrieb unter der Leitung einer jüdischen Familie wiederaufgenommen hatte; diese Familie hatte »seit fünf Generationen Matzen gebacken« und im Versteck überlebt. Dafür zu sorgen, dass man solche wichtigen Feste angemessen begehen konnte, war eine zeit- und kraftraubende Aufgabe für Mitarbeiter der Hilfsorganisationen und Überlebende, da Produktion, Transport und Verteilung der nötigen Zutaten komplizierte (oft illegale), aber äußerst befriedigende Eskapaden erforderten. Milchprodukte und koscheres Fleisch aus Dänemark und Wein und Rosinen aus Palästina trafen gerade noch rechtzeitig ein, und *Mashgeachs* (Lebensmittelkontrolleure) aus den DP-Lagern bescheinigten, dass alle Zutaten für die Feste tatsächlich kosher waren.¹⁰⁸

Transitstation Berlin: DPs, Deutsche Juden und Amis

Während Deutsche und Alliierte die Rückkehr gebürtiger Berliner Juden zumindest mit gemischten Gefühlen und zuweilen sogar mit Befriedigung sahen, löste der tägliche Zustrom von mehreren Hundert jüdischen Überlebenden, die nicht aus Berlin stammten, in die offiziell gesperrte Stadt eine »glühend heiße« Krise aus, wie ein US-Offizier es nannte. Streitigkeiten über das »polnisch-jüdische Problem« standen bei überraschend vielen Sitzungen der Alliierten Kommandantur im Mittelpunkt.¹⁰⁹ »Lebensmittel, Kohle, Treibstoff und Transportmittel« stellten wie überall im besetzten Deutschland die größten Herausforderungen dar, aber selbst scheinbar triviale Probleme drohten ständig zu internationalen Zwischenfällen auszuarten. So stemmten sich die Briten und Sowjets in ihrem Bestreben, die Flüchtlingsflut einzudämmen, vehement gegen amerikanische Vorstöße, Jiddisch als Verkehrssprache für den Postverkehr mit Berlin zuzulassen.¹¹⁰ Ende 1945 hatten nahezu 14 000 polnische Juden die Berliner Transitlager durchlaufen, und 1946 trafen

108 AJDC Quarterly Report, March 1–June 1, 1946, S. 41 in YIVO LWS 294.1/516/MK488/R45, siehe auch 446/R37.

109 Maginnis, Military Government Journal, Eintragungen vom 7. und 4. Januar 1946, S. 326.

110 Vincent Meyer, Leiter des UNRRA-Büros Berlin, setzte sich für Jiddisch und Polnisch als offizielle Verkehrssprachen ein, weil es überaus wichtig sei, »dass man diesen Menschen den Trost und die moralisch aufbauende Wirkung nicht vorenthält, den die Möglichkeit zu unmittelbarer Korrespondenz mit ihren

noch viele weitere ein, vor allem nach dem Schock des Pogroms von Kielce im Juli des Jahres. Diese lästigen polnisch-jüdischen »Infiltrates«, die nun aus den Ländern flüchteten, in die man sie repatriiert hatte oder in die sie nach den Staatsbürgerschaftsabkommen gehörten, machten die US-Militärbehörden völlig ratlos:

Es musste etwas Drastisches geschehen. Zeitweise überlegten wir, rund um die Stadt eine Sperre zu errichten, aber das hätte lediglich dazu geführt, dass vor unserer Haustür Lager entstanden wären ... Das einzige, was wir tun konnten, war, die Kontrolle über die durchreisenden Flüchtlinge zu behalten, ihnen abends eine Mahlzeit zu geben und sie am nächsten Morgen aus der Stadt zu befördern.¹¹¹

Die Amerikaner bemühten sich nach Kräften – aber dennoch erfolglos –, Neuankömmlinge, insbesondere Schwangere und Mütter mit Kleinkindern, umgehend in größere, angeblich besser ausgestattete UNRRA-Lager in Westdeutschland zu bringen. In der Hoffnung, die Flut einzudämmen, weigerte sich die US-Militärregierung anfangs, mehr als nur Transitlager einzurichten, und versicherte »die in Berlin ansässige jüdische Bevölkerung wollte überwiegend nicht, dass für sie Lager geschaffen wurden, und erklärte, sie hätten genug Lager gesehen«.¹¹² Dennoch wuchs die Zahl der Flüchtlinge – es war ein »offenes Geheimnis«, dass sie überwiegend von dem zionistischen Untergrundnetzwerk *Bricha* eingeschleust wurden, die Berliner DP-Lager als Durchgangsstation in die amerikanische Zone und letztlich für die illegale Einwanderung in Palästina (*Mossad Le-Aliyah Bet*) nutzen wollte.¹¹³ Da die US-Behörden

Freunden und Verwandten außerhalb Deutschlands bietet«; in: Berlin Reports, 3. Mai 1946, UNRRA 3999.1.2.

111 Howley, Berlin Command, S. 88.

112 Lt. Col. Harold Mercer, Chief of Displaced Persons and Welfare Section (OMG), 5. Februar 1946, LAB IMGUS 4/20-1/10.

113 Siehe Nachama, Nach der Befreiung, S. 272, und Königseder, Durchgangsstation Berlin, S. 189-206. Siehe auch Maginnis, Military Government Journal, S. 323-329, wo sich eine eingehende (und freimütige) Erörterung der polnisch-jüdischen Flüchtlingskrise und der beträchtlichen Probleme findet, die daraus für die Alliierte Kommandantur und besonders für die amerikanischen Besatzungskräfte erwachsen. Zum Pogrom von Kielce und seinem Kontext siehe Engel, Patterns of Anti-Jewish Violence in Poland; sowie Peck, Jewish Survivors, S. 35. Erst nach Beendigung meiner Arbeit am vorliegenden Buch erschien Gross, Angst. Zum *Bricha*-Netzwerk, das Juden in die amerikanische Besatzungszone in Deutschland und Italien schleuste, um sie letztlich nach Palästina zu bringen, siehe Bauer, Flight and Rescue. Zur Organisation heimlicher Einwanderung allgemein siehe auch Zertal, From Catastrophe to Power.

unter dem Druck amerikanisch-jüdischer Organisationen standen und durch die im August 1945 vom Harrison Report erhobene Forderung eingeschränkt waren, überlebende Juden besser zu behandeln, konnten sie nicht ohne Weiteres ungestraft und einseitig alle jüdischen DPs aus ihrem Sektor verbannen, wie es Briten und Franzosen und insbesondere die Sowjets taten. Die Briten waren fest entschlossen, die illegale Einwanderung nach Palästina zu unterbinden, und sagten rundweg Nein. Nach ihrer Auffassung waren jüdische Flüchtlinge nicht anders zu behandeln als andere repatriierbare DPs. Die Franzosen, die in ihrem Sektor lediglich ein DP-Lager (Wittenau) hatten, über das sie wenig Kontrolle ausübten, zeigten sich zwar mitfühlend, beriefen sich aber auf ihre Armut und mangelnde Ressourcen. Der sowjetische General hob mit »schadenfrohem Grinsen« abwehrend die Hände und stellte hämisch fest, dass die Flüchtlinge sich ohnehin alle in den Westen schlichen. Ende Dezember gelang es den Sowjets tatsächlich, die letzten 2500 jüdischen DPs, darunter 200 Schwangere und Wöchnerinnen, in ihrem Sektor loszuwerden, indem sie androhten, sie in Lager nahe der polnischen Grenze zu verlegen. Diese Aussicht veranlasste sie, wie nicht anders zu erwarten, sofort in den Westen zu flüchten. Der zuständige Offizier der US-Militärregierung erinnerte sich: »Alle ärgerten sich über die Art, wie man uns mit Einschüchterung zwang, die Verantwortung für alle polnischen Juden zu übernehmen, ungeachtet, in welchem Sektor Berlins sie sich befanden.«¹¹⁴ Deutsche Kommunalbehörden hatten dagegen keinerlei Bedenken, osteuropäische jüdische »Infiltrées« als unwillkommene, bedrohliche Ausländer einzustufen, die mit ihren angeblich beträchtlichen Geldvermögen und Waren florierende Schwarzmarktgeschäfte förderten. Bereits im Dezember 1945 verlangte der Magistrat von den Alliierten, sich des Problems anzunehmen, und zwar vorzugsweise durch umgehenden »Abtransport« [sic].¹¹⁵

Im November 1946 befanden sich insgesamt 7845 jüdische DPs – darunter etwa 1000 Säuglinge und Kinder – in Berliner DP-Lagern unter UNRRA-Verwaltung. Das bekannteste war das ehemalige Lager für sowjetische Kriegsgefangene in Zehlendorf, das die Amerikaner

114 Maginnis, *Military Government Journal*, Eintragungen vom 8. und 7. Januar 1946, S. 327, 326. Seine Eintragungen im Winter 1945/1946 befassen sich überwiegend mit dieser »kritischen Frage« und den »unangenehmen« Diskussionen über die polnisch-jüdischen Flüchtlinge. Siehe Eintragungen vom 28. Dezember 1945 bis 11. Januar 1946, S. 324-329. Siehe auch Philip Skorneck, Report über Berlin an den JDC, YIVO LWS 294.1/516/MK488/R45.

115 Magistratssitzung, 11. Dezember 1945, LAB LAZ Film Nr. 40, 8500/32.

Düppel-Center und die DPs nach der nächstgelegenen S-Bahnstation schlicht Schlachtensee nannten.¹¹⁶ Täglich kamen und gingen etwa 200 Menschen, »alle wurden entlaust, ärztlich untersucht und gereinigt; keiner durfte gehen, wenn er nicht frei von Krankheiten und ordentlich eingekleidet war«. Ein amerikanischer Offizier stellte beinahe überrascht fest: »Wir hatten viele Staatenlose. Die Deutschen hatten in Europa eindeutig eine Menge Leute aufgemischt.« Innerhalb kurzer Zeit machten die Amerikaner aus der Not eine Tugend, richteten die Lager »tiptop, geräumig und gut organisiert ein« und priesen sie als »Musterbeispiel für Besucher, die sehen wollten, wie bequem man es DPs machen und wie gut man für sie sorgen konnte«.¹¹⁷ Es war keine Überraschung, dass viele keineswegs so schnell weiterzogen, wie die Amerikaner gehofft hatten. Als Joseph Bergers Familie unmittelbar nach dem Massaker von Kielce über Stettin aus Polen flüchtete, fuhr sie auf einem Lastwagen mit nach Berlin und weiter mit öffentlichen Verkehrsmitteln nach Schlachtensee; dort bekam sie ein »eigenes Zimmer in Block 11«: »Wir hatten vier olivgrüne amerikanische Feldbetten, vier olivgrüne Decken, vier olivgrüne Laken und vier olivgrüne Kissen. Bald fing ich an, dieses Zimmer als mein Zuhause zu empfinden«, schrieb seine Mutter.¹¹⁸

Der stetige Zustrom aus dem Osten speiste sich größtenteils aus dem spontanen, verzweifelten Bestreben der Juden, aus Polen zu entkommen, und war keineswegs immer konspirativ organisiert (wie viele Alliierte vermuteten); dennoch hatte er sicher viel mit den gemeinsamen Aktivitäten von *Bricha*-Agenten aus Palästina und einigen amerikanisch-jüdischen Militärs zu tun. Amerikanisch-jüdische Soldaten und Militärrabbiner waren tief in diese »Mantel-und-Degen-Aktionen« verstrickt. Amerikanische Zigaretten, Kaffee und Schokolade, die sie aus Armeebeständen »organisierten« oder sich von Eltern und Ehefrauen aus den Vereinigten Staaten an jüdische GIs schicken ließen, erleichterten den Grenzübertritt. Ein junger Reformrabbiner namens Herbert Friedman, der den großen Pessach-Seder im Rathaus Schöneberg geleitet hatte, ließ sich von Zionisten in Paris rekrutieren, beim Einschleusen jüdischer Flüchtlinge aus Polen nach Berlin zu helfen. Friedman war Pattons Third Army zugeteilt und arbeitete mit jüdischen Überlebenden in Bayern; aber er bewerkstelligte seine Versetzung nach Berlin und schaffte es in einer bemer-

116 Laut UNRRA-Statistiken gab es im Mai 1947 in Berlin 6644 jüdische DPs, darunter über 1000 jüdische Säuglinge und Kinder. UNRRAA/399.1.2., Berlin Reports.

117 Maginnis, *Military Government Journal*, S. 299.

118 Berger, *Displaced Persons. Growing up American*, S. 305, zit. aus den Notizheften seiner Mutter.



*Abb. 3.6. Zwei Freundinnen auf einem Motorrad,
DP-Lager Tempelhof, Berlin.*

kenswerten Doppelfunktion, als Militärrabbiner für jüdische Soldaten tätig zu sein und gleichzeitig einen umfangreichen Menschenschmuggel zu unterstützen. Jahre später schilderte er 1992 in einem Interview mit dem United States Holocaust Memorial Museum seine Heldentaten mit unvermindertem Stolz. Um Grenzposten zu bestechen und den reibungslosen Ablauf der Mission zu »schmieren«, standen ihnen pro Fahrt 300 Stangen Zigaretten zur Verfügung; anfangs stammten sie aus Spenden jüdischer GIs – sie verzichteten dabei auf die Leica-Kamera oder viele »Besatzungsmark«, die sie für diese Zigaretten, die im PX-Laden

nur 7 Dollar pro Stange kosteten, hätten bekommen können – und von der jüdischen Gemeinde seines Vaters in New Haven (später kamen sie vom JDC, das sie von Antwerpen über Bremerhaven nach Berlin brachte). Sechs »organisierte« (»liberated«) Armeelaster, betankt mit »abgezweigtem« Treibstoff und mit jeweils zwei »Palästinensern« (Fahrer und Beifahrer) besetzt, fuhren in der Abenddämmerung von Berlin nach Stettin, das 240 Kilometer entfernt in der sowjetischen Besatzungszone lag. Wenn sie kurz vor Mitternacht dort eintrafen, warteten auf der polnischen Seite der Grenze bereits *Bricha*-Agenten mit etwa 300 Juden, die sie umgehend zu jeweils 50 auf die Laster verteilten. Um Mitternacht machten sie sich von Stettin auf die Rückfahrt, waren im Morgengrauen in Wittenau und bald darauf wieder im amerikanischen Sektor. Es war eine harte, abenteuerliche Operation, die für die Amerikaner und die jüdischen Agenten aus Palästina mit viel Romantik, und für die entschlossenen Flüchtlinge mit viel Angst und Unsicherheit verbunden war. Wenn mehr Flüchtlinge da waren, als auf den Lastwagen Platz fanden, warfen sie das Gepäck einfach hinunter, wie Friedman sich erinnerte. Selbst die letzten, kostbarsten Habseligkeiten und Andenken wurden weggeworfen, »armselige, zerbröckelnde Stücke, Koffer, Reisetasche, meist mit Dingen wie Fotografien, Tagebüchern ... es war irgendwie erbarmungslos.«¹¹⁹

Entscheidend für den Erfolg dieser halbwegs geheimen Grenzübertritte war, dass sympathisierende nichtjüdische Vorgesetzte und Kameraden »ein Auge zudrückten«: »Das wichtigste war, den für die Versorgung zuständigen Unteroffizier zu kennen.«¹²⁰ Den Feldpostbediensteten blieb die wachsende Flut von Päckchen nicht verborgen, die nach Berlin floss, aber nachdem man sie in die Ziele dieser Operation eingeweiht hatte, sahen sie davon ab, einzuschreiten. Friedman betonte, dass er sich immer Rückendeckung verschaffte, indem er die »oberen Ränge« auf dem Laufenden hielt. Er versicherte der Armeeführung, einschließlich General McNarney, der Eisenhower als Oberster Kommandeur in Deutschland abgelöst hatte, dass ein kontrollierter Flüchtlingsstrom unter amerikani-

119 (Nicht auf Korrektheit verifiziertes) Transkript eines auf Video aufgezeichneten Interviews mit Herbert Friedman vom 2. Juni 1992, Washington, D.C., im Auftrag des USHMM.

120 Erinnerungen von Mayer Abramowitz, DPs, GIs and COs, S. 44-48. Zum Verhältnis jüdischer DPs, *Bricha* und jüdischer Hilfsorganisationen zu den amerikanischen Besatzungskräften in Berlin siehe unter vielen anderen Quellen Maginnis, *Military Government Journal*; Hyman, *Undeafated*; und Grobman, Hrsg., *In Defense of the Survivors*.

scher Aufsicht und Kontrolle dem Chaos vorzuziehen sei, das andernfalls eintreten würde.¹²¹

Als Offiziere konnten Militärabbiner die doppelten Privilegien ihres »geistlichen Standes« und ihrer Stellung als Sieger nutzen, um den jüdischen DP's zu helfen, die in den Berliner Lagern blieben. Mayer Abramowitz, der ebenfalls für die *Bricha*-Route arbeitete, besorgte stolz »über 3000 Exemplare von sieben Hebräisch-Lehrbüchern« für die Schulen der DP-Lager. Er zog seine imposanteste Uniform an, bewaffnete sich mit einem »Dutzend Säcken Kohle und zwanzig Tonnen Zigaretten« sowie mit »Hundert Tonnen Papier, Hunderten Aktenordnern und ein paar Gallonen Spiritus für den Matrizendrucker«, die er sich mit Hilfe des unverzichtbaren Versorgungs-offiziers besorgt hatte, und konnte sehr bald einen deutschen Drucker überreden, die Aufgabe zu erledigen.¹²²

Immer wieder erklärten Vertreter des JDC und amerikanisch-jüdische Militärs den skeptischen US-Behörden, dass die jüdischen Flüchtlinge tatsächlich vor Verfolgung in Polen flohen und nicht nur bessere wirtschaftliche Chancen im Westen suchten. Da sie jung und anscheinend gesund waren und mitbrachten, was immer sie an Waren in Polen hatten beschaffen können, sahen sie nicht unbedingt so verzweifelt aus, wie sie waren. Aber schon Monate vor dem 4. Juli 1946, als es in Polen zu antisemitischen Gewaltausbrüchen kam, die in Kielce 42 jüdische Todesopfer forderten und wohl doppelt so viele in Eisenbahnen und Nachbarorten, trafen in Berlin Juden ein, die von Angst und Panik berichteten. Sie wurden »auf der Straße beschimpft«, »Jid gerufen«, »aus öffentlichen Verkehrsmitteln gestoßen, nachts wurde versucht, in ihre Wohnungen einzudringen«. Viele Flüchtlinge hatten maschinengeschriebene Mitteilungen bei sich, die Juden bekamen, wenn sie die Rückerstattung ihres Eigentums und ihrer Existenzgrundlagen einzufordern versuchten. Innerhalb von zehn Tagen sollten sie demnach ein »Bußgeld« von 10 000 bis 20 000 Zloty an ihr örtliches Sozialamt entrichten, andernfalls drohe ihnen die Todesstrafe für »Belästigung der polnischen Bevölkerung und Bereicherung an ihrem Vermögen«.¹²³

121 Transkript eines Interviews mit Herbert Friedman vom 2. Juni 1992, Washington, D. C., im Auftrag des USHMM. *Bricha*-Vertreter waren ebenso wie die US-Militärbehörden daran interessiert, Juden so schnell wie möglich aus Berlin fortzubringen, und schmuggelten jüdische Flüchtlinge, getarnt als Krankenschwestern oder Mitarbeiter von Hilfsdiensten, in Sonderzügen hinaus, die Kinder und Kranke in die westlichen Besatzungszonen brachten.

122 Abramowitz, DP's, GIs and CO's.

123 Skorneck, Report on Berlin, 21. Februar 1946, YIVO LWS 294.1/516/MK488/R45; Bericht über die Lage in Polen, 1. Juli 1946, enthält solche Bescheide, CJA 5A1/39, S. 1-3.

Wie so oft verhinderten persönliche antisemitische Einstellungen nicht, dass jüdische Organisationen von den amerikanischen Besatzungskräften die Unterstützung bekamen, die sie verlangten.¹²⁴ Obwohl JDC-Mitarbeiter Commander Howley als »subtilen Antisemiten der ›Meinebesten-Freunde-sind-Juden‹-Sorte« bezeichneten, äußerten sie sich Mitte 1946 zufrieden über die Zusammenarbeit mit der US-Militärregierung und dem amerikanischen Konsulat sowie mit der UNRRA, was vielleicht noch überraschender war. UNRRA-Mitarbeiter, die ihren Schutzbefehlenden nicht gerade unkritisch gegenüberstanden, räumten sogar ein: »Man war sich allgemein einig, dass es im Düppel-Center keinen alarmierenden oder auffallende ›Schwarzmarktaktivitäten‹ gab.«¹²⁵ Auch das JDC, das immer auf sein Image bedacht war, stellte vielleicht wegen der außergewöhnlichen Situation in der geteilten Stadt fest: »Alles in allem ... gibt es in dieser Hinsicht kein wirklich schwerwiegendes Problem.«¹²⁶ In einer der brillanten PR-Maßnahmen, die Amerikaner und DPs inszenierten, nahm General Lucius Clay im Herbst 1946 mit Tränen in den Augen an einem *Yizkor*-Gedenkgottesdienst in der Synagoge im Düppel-Center in Schlachtensee teil.¹²⁷

Im Herbst 1946 zwangen die Sowjets die *Bricha*, ihre »Flucht- und Rettungsmissionen« einzuschränken, dennoch durchliefen von November 1945 bis Januar 1947 Zehntausende überwiegend polnische Juden Berlin als Durchgangsstation. Von den geschätzten 90 000 bis 100 000 Flüchtlingen, die diese Route nahmen, blieben einige tausend zumindest vorübergehend in der Stadt.¹²⁸ Die DP-Lager beherbergten 1947 zwischen 6000 und 10 000 Menschen, darunter 1000 Kleinkinder und

124 Laut Skorneck, Report on Berlin, erzählte Howley ihm, »er habe an einer ›jüdischen Universität‹ studiert; damit meinte er die New York University, die viele jüdische Studenten hat«.

125 Berlin-Berichte, 23. November 1946. Weekly Report Nr. 33. UNRRA liaison officer to acting chief of Operations, Germany, UNRRRA 399.1.2.

126 AJDCA/446, Quarterly Report, Berlin Office, March 1–June 1, 1946, S. 12. Ironischerweise beschwerten sich einige deutsche Juden in den Vereinigten Staaten beim JDC über die Bevorzugung osteuropäischer DPs. Siehe Brief der American-Jewish K C Fraternity, 21. Februar 1946.

127 Hyman, *Undefeated*, S. 281. Fotos dokumentieren die guten Beziehungen zwischen Vertretern der jüdischen DPs, des JDC und der US-Militärregierung. Siehe z. B. das Foto von einem Essen zu Ehren von General Joseph McNarney im DP-Lager Schlachtensee mit Rabbi Philip Bernstein, Chaplain Herbert Friedman, Eli Rock (JDC-Direktor für Berlin) und Hans-Erich Fabian von der jüdischen Gemeinde, Foto Nr. W/S 15516, USHMM.

128 Nachama, *Nach der Befreiung*, S. 272.

Kinder.¹²⁹ Die DP-Lager in Berlin waren zwar nicht völlig von der jüdischen Gemeinde der Stadt isoliert, entwickelten aber doch ein reges Eigenleben. Es eröffneten drei Schulen und zwei Sommerlager. Im Herbst 1946 hatte die Hebräische Herzl-Volksschule 400 Schüler; insgesamt besuchten 1000 jüdische Kinder eine Schule. Zionistische Jugendorganisationen jeglicher Couleur florierten, von der rechten *Betar* bis zur sozialistischen *Hashomer Hatzair*. Ein mobiles Kino machte die Runde durch die Lager und zeigte jiddische und amerikanische Filme. Rechtsberater bemühten sich, den Status der zahlreichen »Infiltrates« zu klären. Im Herbst 1947 kam Yehudi Menuhin, um ein Violinkonzert zu geben, stieß aber auf eisigen Boykott, weil er sich im Sinne von Frieden und Versöhnung zu einem gemeinsamen Auftritt mit den Berliner Philharmonikern unter der Leitung des erst kürzlich entnazifizierten Dirigenten Wilhelm Furtwängler bereit erklärt hatte.¹³⁰ Eli Rock, der JDC-Vertreter in Berlin, bezeichnete das DP-Lager Schlachtensee als ein »Luxuslager« im Vergleich zu Feldafing bei München, wo er vorher gearbeitet hatte. Es war geräumiger und lag vor allem in Berlin mit seinem großstädtischen Kultur- und Freizeitangebot und natürlich dem Schwarzmarkt.¹³¹ Etwa 70 jüdische DP's schrieben sich als Studenten an Berliner Universitäten ein. Eine junge Mutter, die in der Sowjetunion überlebt hatte und nach dem Krieg aus Polen gekommen war, erinnerte sich: »An manchen Tagen fuhr ich ins Zentrum von Berlin auf den Kurfürstendamm. Einige Geschäfte hatten die Bombardierungen überlebt, und es gab Schneider, die für wenig Geld modische Kleider nähten.« Auf dem Ku'damm standen Fotografen bereit, Aufnahmen von jungen Leuten zu machen, die darauf brannten, sich nach den Erschütterungen ein neues Leben aufzubauen.¹³²

Ungeachtet der Großstadtreize waren sich in einem Punkt alle einig, die örtliche jüdische Gemeinde, die Amerikaner, die anderen Besatzungsmächte, die Deutschen und auch die DP's: Für osteuropäische Juden

129 Alle verfügbaren Zahlen sind ungenau. Siehe auch Königseder, Durchgangsstation Berlin, S. 189-206. Nach Schätzungen der Wohlfahrtsabteilung der Militärregierung für den Berliner Sektor erhielten am 20. Juni 1947 etwa 8000 deutsche Juden in Berlin sowie 6300 polnische Juden in zwei DP-Lagern Unterstützung vom American Joint Distribution Committee. Nach einem anderen Memorandum, das ebenfalls am 20. Juni 1947 für die Jewish Agency for Palestine erstellt wurde, lebten im DP-Lager Düppel 8000 und im Lager Wittenau 4000 Personen. Siehe auch Gay, Das Udenkbare tun, S. 176-196.

130 Siehe z. B. Hyman, Undeafated, S. 340, und Gay, Das Udenkbare tun, S. 187 f.

131 Eli Rock, 28. Januar 1998, RG-50.030-0386, Transkript eines auf Video mitgeschnittenen Interviews, Washington, D. C., USHMM.

132 Berger, Displaced Persons. Growing Up American, S. 306.

sollte es keine Zukunft in Berlin oder auch andernorts in Deutschland (oder Europa) geben. Als unmittelbare Reaktion auf die Präsenz der (noch relativ wenigen) jüdischen DPs kommentierte der liberale, von der amerikanischen Militärregierung lizenzierte *Tagesspiegel* im Dezember 1945:

So darf man hoffen, daß die millionenfachen Opfer der Juden nicht umsonst gebracht worden sind, sondern daß es nach jahrhundertelangen Bemühungen heute möglich sein wird, das jüdische Problem in seiner Gesamtheit zu lösen [sic], und zwar einerseits durch Auswanderung der heimatlosen Juden und andererseits durch vollständige Assimilation der Juden, die in Europa zu verbleiben wünschen.¹³³

Die meisten DPs sahen die Lager selbstverständlich als Durchgangsstation an. Sie wollten nichts lieber, als der »verfluchten Erde« Deutschlands zu entkommen. Deutsche Juden in Berlin, die zu der Frage, in Deutschland zu bleiben, wesentlich gemischtere Gefühle hegten, teilten die Sorge der Deutschen und der Alliierten über die osteuropäischen Überlebenden in ihrer Mitte, standen ihnen aber keineswegs so kritisch und ablehnend gegenüber, wie häufig angenommen wird. *Der Weg*, die Stimme der deutsch-jüdischen Gemeinde, schrieb über die DPs: »Sie sind Fremdlinge in Deutschland und wollen es auch bleiben.«¹³⁴ Der aus der Emigration zurückgekehrte Journalist Hans Habe beklagte, »diese Überlebenden des Massenmordes waren nicht unbedingt die besten Elemente unter den Juden«; zugleich äußerte er sich empört, dass »kein einziger Versuch unternommen wurde, die deutschen Juden zurückzurufen; denjenigen, die zurückkehrten, standen bittere Enttäuschungen bevor.«¹³⁵ Doch auch *Der Weg* wies auf den Denkfehler hin, der dem ganzen Aufheben um Schwarzmarktaktivitäten und Kleinkriminalität

133 K. E., Juden in Deutschland, *Der Tagesspiegel*, 39, 5. Dezember 1945, S. 3.

134 Hans-Erich Fabian, D. P., in: *Der Weg*, 2/7, 14. Februar 1947, S. 2.

135 Hans Habe, *Aftermath*, S. 124, 132. Zum mangelnden Interesse an einer Rückkehr jüdischer Akademiker und Freiberufler siehe Stern, Als ob nichts geschehen sei. Die Universitäten nach der ›Entjudung‹ der Wissenschaft, in: ders., Im Anfang war Auschwitz, S. 155-198. Zur bitteren Enttäuschung der Rückkehrer siehe auch Heilbut, *Exiled in Paradise*, S. 325-349. Selbst politische Flüchtlinge, die gegen die Nazis waren, gingen davon aus, dass der Antisemitismus in Deutschland auch nach der Nazizeit fort dauern und Juden ein »Fremdkörper« bleiben würden, und warnten vor einer massenhaften Rückkehr. Siehe Bankier, *The Jews in Plans for Postwar Germany*, *Jewish Political Studies Review*, 14/3, Herbst 2002, siehe Internetseite des Jerusalem Center for Public Affairs, www.jcpa.org.

der DPs zugrundelag. Schließlich seien nicht die DPs für den Antisemitismus verantwortlich, sondern der Antisemitismus für die Not der DPs. Im Gegensatz zu dem rosigen Bild, das Rock gezeichnet hatte, veröffentlichte die Zeitung Fotos von DP-Kindern, die ohne ausreichenden Platz, Kleidung und Fürsorge hinter Stacheldraht spielten. Außerdem brachte sie die repräsentative Geschichte eines jüdischen Flüchtlings, eines jungen Mannes, der vor den Nazis in die Sowjetunion geflohen war. Seine Frau und sein Kind hatten das Exil nicht überlebt, und als er einsam und allein nach Polen zurückgekehrt war, war von seinem früheren Besitz nichts mehr übrig geblieben. »Jedes Fleckchen in seiner Geburtsstadt aber erinnerte ihn an seine Frau und das kleine Kind – die Haltung der Bevölkerung war alles andere als freundlich.« Also flüchtete er weiter nach Westen und landete in einem DP-Lager in Berlin.¹³⁶ Manche führenden Vertreter der jüdischen Gemeinde, namentlich Erich Nelhans, ermunterten osteuropäische Juden sogar zur Flucht und halfen, desertierende jüdische Rotarmisten, getarnt als jüdische DPs auf dem Weg in UNRRA-Lager, in den Westen zu schmuggeln. Diese Aktivitäten erregten den Argwohn der Sowjetischen Militäradministration und lösten in der jüdischen Gemeinde besorgte Debatten über die möglichen Konsequenzen aus, die ein Missbrauch ihres Privilegs, jüdische Ausweise an durchreisende Flüchtlinge auszugeben, nach sich ziehen könnte. In Nelhans' Fall führten diese Aktivitäten vermutlich zum abrupten Ende seiner relativ privilegierten Beziehung zur Sowjetischen Militäradministration: im Mai 1948 nahmen sowjetische Agenten ihn fest.¹³⁷

136 E. G. Fontheim, *Befreite Juden*, in: *Der Weg*, 1/28, 6. September 1946, S. 5f. Die jüdische Gemeinde sammelte auch Drohbriefe, die sie bekam; darin beklagten sich die Schreiber über deutsch-jüdische Bemühungen um Rückerstattung von Eigentum und behaupteten, der Zustrom osteuropäischer Juden provoziere lediglich Antisemitismus. Siehe CJA 5A1/39, S. 1-5. Weitere Beispiele für Drohbriefe siehe CJA 5A1/63, S. 9 (darunter auch eine eidesstattliche Erklärung des Filmproduzenten Artur Brauner über Pogrome in Polen).

137 Freunde appellierten vergeblich an die westlichen Alliierten, ihm zu helfen, und so wurde Nelhans von einem sowjetischen Militärgericht wegen »antisowjetischer Einstellungen« und Kollaboration mit Amerikanern, die zu antisowjetischen Aktivitäten anstifteten, verurteilt. Er verschwand in einem Gulag; seine Spur verlor sich in den 1950er Jahren, angeblich starb er 1953 in einem sowjetischen Arbeitslager. Zwei Großneffen erreichten 1997 eine Revision des Militärgerichtsurteils und eine posthume Rehabilitierung. Siehe Prenzlauer Berg Museum, <http://www.bmp.de/vorort/0101/a14.shtml> (Seite existiert offenbar nicht mehr). Siehe auch »Ein Zionist als Landesverräter«, *Jungle World*, Nr. 21, 2001, 16. Mai 2001 (www.jungle-world.com). Zu Bedenken über den Missbrauch jüdischer Ausweise für Schwarzmarkthandel und politische Zwecke

Die beiden jüdischen Sphären in Berlin waren also keineswegs so streng voneinander getrennt, wie viele Darstellungen annehmen. Im November 1946 machten gut 1000 Kinder aus den DP-Lagern und der jüdischen Gemeinde einen gemeinsamen Ausflug in die Neue Skala, um sich eine Aufführung von *Robinson Crusoe* anzusehen. Am Tag der Opfer des Faschismus zogen sie gemeinsam im Gedenkmarsch mit.¹³⁸ Zudem besuchten Kinder aus den DP-Lagern und der jüdischen Gemeinde gemeinsam mit Kindern amerikanischer Militärs den Circus Blumenfeld, den ein KZ-Rückkehrer kurz zuvor wiedereröffnet hatte. Die Galavorstellung war ausverkauft, US-Armee und UNRRA stellten Süßigkeiten, Erdnüsse, Popcorn und Schokolade, Coca-Cola spendete 75 Kästen Coke. Wie das JDC erfreut berichtete, sahen die Kinder »tanzende Pferde, tanzende Bären, Zebras, Elefanten, Trapezartisten, Jongleure und zur Freude der amerikanischen Jungen und Mädchen, aber zur völligen Verwunderung aller anderen einen Stamm amerikanischer Mohawk-Indianer. Nach wenigen Minuten war von den in Europa geborenen jüdischen Kindern ein ebenso lautes Kriegsgeheul zu hören wie von den Mohawks und den amerikanischen Kindern zusammen.«¹³⁹ Auch wenn polnische Juden, wie zu erwarten war, über »den fragwürdigen jüdischen Charakter der Gemeindemitglieder« stichelten und die jüdische Gemeinde hinter vorgehaltener Hand über »das hohe Maß an Schwarzmarkthandel unter den polnischen Juden« klagte, sorgte die ungewöhnliche Lage in Berlin offenbar für eine gewisse Entspannung in den allgemein angespannten Beziehungen zwischen deutschen und osteuropäischen Juden.

Zugleich führte das JDC jedoch qualvolle, ermüdende – kleinliche, aber eindringliche – Debatten mit den deutschen Juden, die Berlin nicht bloß als Durchgangsstation für eine Auswanderung aus Europa sahen. In vielen Fällen beruhte die Abneigung auf Gegenseitigkeit: Wiederholt äußerten die JDC-Mitarbeiter sich aufgebracht über die qualitativ mangelhaften und teils korrupten jüdischen Führungskräfte, die nach der Nazizeit in Berlin zur Verfügung standen, und die jüdischen Überlebenden ließen ihre Trauer und Wut großenteils an den amerikanisch-jüdischen Mitarbeitern der Hilfsorganisationen aus, auf

siehe auch das Protokoll einer turbulenten Vorstandssitzung der jüdischen Gemeinde am 7. Dezember 1945 nach Verhören durch sowjetische Behörden, CJA 5A1/63, S. 12-15. Siehe auch unter vielen anderen Quellen Offenberg, Seid vorsichtig, und Herf, Zweierlei Erinnerung.

138 *Der Weg*, 1/39, 22. November 1946, S. 2; siehe auch den Kommentar zum »Lagerleben« in: *Der Weg*, 1/27, 30. August 1946, S. 1f.

139 JDC Report on Berlin by David Resnick, 11. Oktober 1946, AJDCA/446, Germany, Localities, Berlin, 1945-1946.

die sie angewiesen waren. Die Geschichten sind ermüdend und oftmals hässlich, vermitteln aber vielleicht einen umfassenderen Einblick in die »Banalität« des Alltagslebens eines jüdischen Überlebenden im besetzten Deutschland. Von einer »traditionsreichen«, einst »sehr wohlhabenden« und »äußerst einflussreichen« jüdischen Gemeinde war nur noch ein Rest von etwa 7000 Mitgliedern »nahezu ohne Führung von Format« übrig geblieben. Wie bereits erwähnt, kam es ab dem Moment der Befreiung – zumal angesichts der Realitäten, wer in Berlin hatte überleben können – zu Konflikten, wer einen legitimen Anspruch erheben könne und solle, die Überlebenden zu repräsentieren und wieder eine jüdische Gemeinde zu gründen.

Der JDC-Vertreter Philip Skorneck schrieb in einem Bericht seines Pariser Büros vom 21. Februar 1946 über seine Zusammenarbeit mit der Militärregierung und den UNRRA-Teams über den Auschwitz-Überlebenden und frühen Vorstand der jüdischen Gemeinde Julius Meyer, der mit den Sowjets und den Kommunisten in Verbindung stand, er »kam ohne einen Kratzer aus dem Konzentrationslager und ist nun ein sehr reicher Mann«. Auch Meyers Kollegen galten nicht gerade als ehrbar und tatkräftig, sondern eher als notwendiges Übel, da es an genügend amerikanischem Personal und einer wirklich legitimierten jüdischen Führungsschicht fehlte. Voller Bedauern, aber aufrichtig, kam Skorneck in den von den Nazis aufgezwungenen Klassifizierungen zu dem Schluss: »Die jüdische Gemeinde an sich ist kompliziert und verwirrend. Es gibt Volljuden, Halbjuden und Vierteljuden, jüdische Protestanten, jüdische Katholiken und Juden, die mit Nichtjuden verheiratet und kinderlos sind, sowie Juden, die mit Nichtjuden verheiratet sind und Kinder haben, die entweder jüdisch oder nichtjüdisch sind, und jede dieser Gruppen hatte unter Hitler einen anderen Status.«¹⁴⁰ Mit gewisser Untertreibung stellte das JDC fest, dass die jüdische Gemeinde »himmelweit von der Gemeinde vor 15 Jahren entfernt« sei und wahrscheinlich »in dem

140 Report on Berlin by Philip Skorneck, Paris, 21. Februar 1946, YIVO LWS 294.1/516/MK488/R45. Laut Offenberg, Seid vorsichtig, S. 24, war Julius Meyer »Kapo« in Auschwitz (wobei völlig unklar ist, was »Kapo« in diesem Zusammenhang besagen soll), wo seine erste Frau und seine Tochter ermordet wurden. Er überlebte die Todesmärsche zurück nach Deutschland, kehrte im Juli 1945 nach Berlin zurück und flüchtete 1953 vor der antisemitischen Welle aus der DDR. Schließlich ließ er sich in Brasilien nieder, wo er 1979 starb. Zu JDC-Äußerungen über die Berliner jüdische Gemeinde siehe auch die beiden folgenden Anm.

Maße, wie die Berliner Juden auswandern, noch weiter an Bedeutung und Qualität verlieren wird«. ¹⁴¹

Das JDC war verständlicherweise skeptisch, ob die verbliebenen Juden, von denen viele früher nur lockere Bindungen zum jüdischen Leben gepflegt hatten, die geeigneten Erben und Hüter »einiger der besten Werke jüdischer Literatur und einiger der schönsten Kultgegenstände in ganz Europa« seien. Sehr bald hielten jüdische Mitarbeiter von Hilfsorganisationen es für besser, die erhalten gebliebenen Schätze, darunter ein potenzielles, konfisziertes, aber noch nicht zurückerstattetes Vermögen von 13 785 676 Reichsmark, einer internationalen jüdischen Institution in der Art der später geschaffenen Claims Conference zu übertragen. ¹⁴²

Dennoch blieb es dem »komplizierten und verwirrenden« – wie auch verwirrten – winzigen Rest deutscher Juden in Berlin überlassen, nicht nur die Auseinandersetzungen um Restitution und legitime Repräsentation, sondern auch die endlosen Debatten über Gedenken und Erinnerungsrituale zu führen (was interessanterweise auch seine architektonischen Manifestationen umfasste). Bei den Gottesdiensten am Vorabend des Jom Kippur-Festes 1946 auf dem Friedhof Weißensee legten die Teilnehmer den Grundstein für ein späteres Denkmal. Im April 1947 veröffentlichte der Bildhauer Carl Cramer einen Entwurf für ein Denkmal, das einer Menora ähnlich sah und mit den Buchstaben »KZ« versehen sein sollte. Trotz offenbar lebhafter Diskussionen kam man nicht zu einer Lösung oder einem Konsens, und so blieb die genaue Gestaltung in weiteren Auseinandersetzungen zu klären. ¹⁴³ Kurz vor Rosh Hashana 1946 nahmen etwa 2000 Berliner Juden, darunter auch Kinder aus den Waisenhäusern der jüdischen Gemeinde und DPs aus den verschiedenen Lagern, gemeinsam mit Kommunisten an Veranstaltungen zum ersten Gedenktag für die »Opfer des Faschismus« teil. Sie versammelten sich auf dem ehemaligen Exerzierplatz im Lustgarten unter dem Motto: »Den Toten zur Ehre, den Lebenden zur Pflicht«. ¹⁴⁴

141 Quarterly Report, Berlin Office, March 1 – June 1, 1946, AJDC, S. 3, YIVO LWS 294.1/516/MK488/R45.

142 Siehe Quarterly Report, Berlin Office, March 1 – June 1, 1946, AJDC, S. 3-11. Siehe auch CJA 5A1/3, S. 256, »Die Lage«.

143 Siehe *Der Weg*, 2/15, 10. April 1947.

144 Y. Michal Bodemann schreibt, dass trotz tiefgreifender Unstimmigkeiten über den jeweiligen Status von »Widerstandskämpfern« und »Opfern des Faschismus«, zu einer Zeit, als der Grenzübergang zwischen Ost- und Westsektor der Stadt noch relativ einfach war, enge Verbindungen zwischen jüdischen und antifaschistischen Erfahrungen bestanden hätten. Siehe Y. Michal Bodemann, *Reconstructions of History. From Jewish Memory to Nationalized Commemo-*

»Die Gestapo schien mich vergessen zu haben«:
Amalies Geschichte

Im Prinzip waren sich die »wenigen« Überlebenden über die Pflicht einig, die »vielen« Toten zu ehren; in der Frage, wie sie »ihre Pflicht gegenüber den Lebenden« erfüllen sollten, bestand ein solcher Konsens dagegen nicht. Praktisch alle DPs gingen davon aus, dass Berlin, so verlockend es vorübergehend auch sein mochte, niemals wieder Juden eine Heimat sein würde (selbst wenn einige bleiben sollten). Die meisten deutschen Juden konnten sich nicht zu einem Entschluss durchringen, auch wenn ihre Hoffnungen auf den Wiederaufbau einer jüdischen Gemeinde sich zunehmend zerschlugen (wie wir später sehen werden). Allerdings hielten sie es für einen minimalen, aber unerlässlichen Bestandteil ihrer »Pflicht«, für die Juden zu sorgen, die wieder aufgetaucht und – aus welchen Gründen auch immer – noch in der Stadt waren.

Die finsternen Schatten der jüngsten Vergangenheit und die Bedeutung der jüdischen Gemeinde für die Gegenwart veranschaulicht eindringlich einen Lebenslauf, den eine 52-jährige Berlinerin im Juni 1945 verfasste. Sie hatte alle Freunde und Verwandten verloren, lebte in einer Nervenheilanstalt und bemühte sich verzweifelt, die dringend benötigte Hilfe zu bekommen, während sie die Gratwanderung zwischen trauriger Wirklichkeit und den Stimmen der Erinnerung, die sie verfolgten, zu meistern versuchte. Amalie war in Kreuzberg aufgewachsen, wo ihre Eltern ein Zigarrengeschäft besessen hatten. Sie hatten versucht, nach England zu emigrieren, aber als sie gerade Visa und Fahrscheine bekommen hatten, hatte der Krieg begonnen, und sie saßen in Berlin fest. Wie so viele jüdische Frauen wurden Amalie und ihre Schwestern zur Zwangsarbeit bei Siemens rekrutiert, und als ihr Gesundheitszustand dafür nicht mehr ausreichte, musste sie als Putzfrau in einer jüdischen Pension arbeiten. An Deportationstagen blieb Amalie der Pension fern, tauchte in den Untergrund ab und kehrte erst zurück, wenn die Razzien vorbei waren. Entscheidungen in Sekundenbruchteilen, wie sie in Geschichten vieler

ration of Kristallnacht in Germany, in: ders., Hrsg., *Jews, Germans, Memory*, S. 191-194. Unter Berliner Juden herrschte Uneinigkeit, ob sie sich mit anderen Opfern des Faschismus in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (gegründet am 23. November 1946 mit 181 Delegierten, die 20000 überlebende Verfolgte repräsentierten) zusammenschließen oder sich weiterhin in ausschließlich jüdischen Verbänden organisieren sollten. Siehe auch Nachama, *Nach der Befreiung*, S. 279; Herf, *Zweierlei Erinnerung*, insbes. S. 87-129. Zum Leben in der sowjetischen Besatzungszone unmittelbar nach dem Krieg siehe auch Victor Klemperers Nachkriegstagebuch *Und alles ist so schwankend*.

Überlebender anklingen, ließen sie um Haaresbreite entkommen, bis sie den Eindruck hatte: »Die Gestapo schien mich vergessen zu haben« – wobei die Gestapo für alles stand, was Juden das Leben zur Hölle machte. Die ständige Angst, ob und wann die Gestapo kommen würde, und die noch beunruhigendere Erkenntnis, dass an allen bekannten Treffpunkten jüdischer »Illegaler« jüdische »Greifer« lauerten, war für Amalie so zermürbend, dass sie sich »entschloss, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen«. Als ihre Schwestern im Zuge der Fabrikaktion ihren Deportationsbescheid bekamen, war sie bereit, mit ihnen zu gehen. Der massive alliierte Luftangriff auf Berlin am 1. März 1943 verhinderte jedoch, dass sie ihre Schwestern erreichen konnte, bevor sie deportiert wurden. Wieder war es Amalies »Schicksal«, einem prekären, bedrohten Dasein ausgeliefert, zurückzubleiben.

In knappen Worten, mit Bleistift auf Schreibpapier geschrieben, versuchte Amalie die Schrecken des Alltags als »Illegale« zu vermitteln, »da ich ohne Lebensmittelkarten und ohne Ausweis war. Wie oft habe ich, ohne auf meinen schlechten Gesundheitszustand Rücksicht nehmen zu können, für ein Mittagbrot Kohlen für andere geschleppt und andere schwere Arbeit verrichtet«. Verbittert stellte sie fest, dass die Deutschen trotz der drohenden Bombenangriffe im zunehmend zerstörten Berlin weiter ein relativ normales Leben führten: »Während die Arier ihrem Beruf nachgingen, Reisen machten, sich noch gut ernährten und kleideten, mußte ich mich verstecken, darben und in ständiger Angst vor der Gestapo leben.« Als sie schließlich in eine Passkontrolle geriet – ohne festgenommen zu werden –, spielten ihre Nerven nicht mehr mit, ihre Angst »steigerte sich zum Verfolgungswahn – überall sah ich das Schreckgespenst der Gestapo«. Diese Visionen, die angesichts ihrer Lage nur allzu realistisch waren, plagten sie auch nach dem Krieg noch und wurden in der psychiatrischen Klinik, in der sie ihre Geschichte niederschrieb, als Wahnvorstellungen eingestuft. In dem schmerzlichen Bewusstsein, eine Sprache finden zu müssen, die das Unbegreifliche vermittelte, bemühte sie sich, ihre Geschichte so zu formulieren, dass sowohl Juden als auch Deutschen die Unterschiede im Leiden während des Krieges in Berlin deutlich würden:

Ich habe mich bemüht, meine Leidenszeit in nüchterner Form zu schildern. Welche Angst und seelische Bedrängnis sich aber hinter dem Wort »Gestapo« verbergen, das kann nur ein Jude ermessen, denn während Arier bei einem »Vergehen« einmal abgeholt wurden, haben wir Juden diese seelische Belastung monatelang, ja Jahre hindurch auskosten müssen. Eine verbotene Zwiebel, Zitrone, Fisch,

Fleisch etc. im Hause ... lieferten uns schon bei Kontrollen der Gestapo aus.

Wie so viele Überlebende nach der Befreiung äußerte auch sie sich zu tiefst enttäuscht (und sogar fassungslos), dass Juden nach allem, was sie erlitten hatten, nur widerstrebend als »Opfer des Faschismus« anerkannt wurden und sicher nicht die umfassende Anerkennung als gewürdigte Antifaschisten erfuhren. Das Erlittene wurde nur noch schlimmer durch die Tatsache, dass viele – auch Juden, die aus den KZs zurückgekehrt waren – die Überlebenden, die in Berlin untergetaucht und so der Deportation und den Gaskammern entgangen waren, in einem geradezu grotesken Vergleich für privilegiert hielten. Amalie schrieb: »Ich glaube, daß man sich von uns ›Illegalen‹ ein falsches Bild macht. Mag sein, daß viele einen Ausweis hatten und sich auch Lebensmittelkarten kaufen konnten, viele werden es aber genau so schwer gehabt haben wie ich.« Nun blieb ihr nur übrig, zu bitten, dass man sie aus dem deutschen Sanatorium befreien möge, das die schrecklichen Stimmen in ihrem Kopf nicht zu heilen vermochte, und sie in das Jüdische Krankenhaus verlegte, wo die Patienten zwar überwiegend »Arier« waren – wie Juden die Deutschen weiterhin nannten –, aber das Personal zu über 80 Prozent aus Juden bestand und jüdische Überlebende bevorzugt Aufnahme fanden. Amalie hoffte, dass sie dort unter Juden vielleicht endlich Sicherheit finden könne.¹⁴⁵

Während die fragile, überwiegend ältere deutsch-jüdische Gemeinde in Berlin zwischen 1945 und 1948/49 mit diesen peinigenden Erinnerungen, den Alltagsnöten und einer ungewissen Zukunft kämpfte, entstand in begrenztem Maße in den Berliner Lagern, vornehmlich aber in der amerikanischen Zone in Westdeutschland unter den DPs vorübergehend eine neue, völlig andere und durchweg unerwartete jüdische Welt.

¹⁴⁵ Nachlass Amalie Harnisch, CJA 5A1/367, Brief vom 14. Juni 1945. Amalie starb offenbar 1949, ein Jahr nachdem sie diesen Brief abschickte. Die Gemeinde bekam ihren Nachlass, da anscheinend sonst niemand daran interessiert war.

4. Der gerettete und rettende Rest

Jüdische Displaced Persons in der amerikanischen Besatzungszone

Ich kann Dir eins sagen, mit viel Glück sind wir alle beim Leben geblieben. Ich war in Auschwitz-Buchenwald usw. Hauptsache man lebt.

Ein Jugendlicher, der Auschwitz überlebt hatte¹

Als ich meine rechte Hand hob und meinen Offizierseid ablegte, hätte ich nicht im Traum daran gedacht, dass es solche Aufgaben gibt.

Col. Irving Heymont, US-Kommandant des DP-Lagers Landsberg²

Mit Blick auf den endlosen Flüchtlingsstrom, der in die Hauptstadt strömte, gab die *Life*-Fotografin Margaret Bourke-White in ihrem Buch *Deutschland, April 1945*, das den sarkastischen Untertitel trug *Dear Fatherland, Rest Quietly*, einem Kapitel die Überschrift: »Berlin. Ein Strom von Wanderern.«³ Im Frühjahr und Sommer 1945 war das ganze vom Krieg zerrissene Europa ein solcher Strom von wandernden Menschen. An die 20 Millionen Menschen verstopften die Straßen und schlugen sich mühsam von Ost nach West und von West nach Ost durch. Millionen waren unterwegs: Deutsche, die vor der Roten Armee flüchteten oder aus Osteuropa vertrieben wurden; ehemalige Soldaten; Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Überlebende von Todes- und Arbeitslagern. Die vorhandenen Statistiken aus der damaligen Zeit wie auch die von Historikern angeführten Zahlen variieren sehr stark und sind sicher ungenau, aber allein schon ihre Unzuverlässigkeit zeugt von dem Chaos, das mit dem Frieden einherging, und von der Geschwindigkeit, mit der die Verhältnisse sich änderten.

In einer Leistung, die »an ein logistisches Wunder grenzte«,⁴ gelang es den alliierten Siegermächten erstaunlicherweise, von Mai bis September 1945 etwa sechs der sieben Millionen Menschen zu repatriieren, die als »Displaced Persons« eingestuft waren und für eine Rückführung in ihr Heimatland in Frage kamen (DPs, die die Alliierten in den besetzten

1 Brief eines jugendlichen Überlebenden an seinen einzigen verbliebenen Verwandten in Berlin, 21. Dezember 1945, Paris, Erich-Nelhans-Unterlagen, CJA 5A1/36, S. 127.

2 Marcus und Peck, Hrsg., *Among the Survivors*, S. 38.

3 Bourke-White, *Deutschland – April 1945*, S. 172.

4 J. A. Berger, *Displaced Persons. A Human Tragedy*, S. 45.



*Abb. 4.1. »Wir sind da«: junge DPs auf einer Bank
am S-Bahnhof Wannsee, Berlin.*

Gebieten vorgefunden hatten). In der Anfangszeit des »organisierten Chaos« sorgten die United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) und die Militärregierung erfolgreich für massenhafte Repatriierung von DPs, verhinderten den Ausbruch von Epidemien und Hunger und richteten zügig Sammelstellen (Assembly Centers) ein, die Unterkunft, Essen und Suchdienste für Familienangehörige anboten.⁵ Ausländische Zwangsarbeiter – und einige freiwillig rekrutierte Ausländer –, die 1944 nahezu 30 Prozent der Industriearbeiter und 20 Prozent der gesamten Arbeitskräfte im Deutschen Reich gestellt hatten, zogen in Scharen in ihre Heimat zurück.⁶ Die 12 Millionen entwurzelten deutschen Vertriebenen waren zwar nicht gerade willkommen, wurden aber dennoch als Deutsche anerkannt und in die provisorische Nachkriegsgesellschaft integriert; das Gleiche galt für die nach und nach aus Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Deutschen.

5 Zitat aus A. A. Hutlers Papieren, P-156, AJHSA. Hutler leitete die Dienststelle für DPs beim Detachment FiEz der amerikanischen Militärregierung in Mannheim.

6 Wyman, DPs, S. 17.

Im Januar 1946 befanden sich noch etwa eine Million nicht repatriierbare DP's im westlichen Besatzungsgebiet, vor allem in der amerikanischen und britischen Besatzungszone. Gut 20 Prozent von ihnen waren Kinder, davon viele »unbegleitet«, wie es in der euphemistischen Sprache der Nachkriegshilfsorganisationen hieß, waren also ausgesetzt worden, verloren gegangen oder verwaist.⁷ Etwa die Hälfte der DP's (400 000 bis 500 000) waren nichtjüdische Polen und polnische Ukrainer sowie 175 000 bis 200 000 Balten (Esten, Letten und Litauer), die nicht in ihre sowjetisch dominierte Heimat zurückkehren wollten. Unter diesen DP's befanden sich außerdem Griechen, Bulgaren, Tschechen, Slowaken und sogar Iraner und Türken. Die restlichen 10 bis 20 Prozent waren überwiegend Juden.⁸ Die Anwesenheit dieser Überlebenden der »Endlösung«

7 Siehe u. a. W. Arnold-Forster, U.N.R.R.A.'s Work for Displaced Persons in Germany.

8 Berger, *Displaced Persons. A Human Tragedy*, S. 46, 51. Die Statistiken sind, wie immer, ungenau. Die angegebenen Zahlen variieren stark, je nachdem, wer wen wann erfasste und wie DP's definiert wurden. Zeitgenössische Dokumente und spätere historische Quellen definieren Displaced Persons ebenfalls unterschiedlich. Nach einer allgemeinen Definition in UNRRA-Unterlagen gehörten dazu alle Personen, die durch die Erschütterungen des Zweiten Weltkriegs verschleppt und/oder staatenlos zurückgeblieben waren, und alle Staatsbürger von UN-Mitgliedsstaaten oder nichtfeindlichen (oder ehemals feindlichen) Ländern, die sich als Flüchtlinge in den alliierten Besatzungszonen aufhielten, einschließlich (aber nicht ausschließlich) Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, Fremdarbeiter, Deportierte und KZ-Häftlinge. Andere Definitionen unterschieden zwischen DP's aus UN-Mitgliedsstaaten und solchen aus ehemals feindlichen Ländern (die keinen Anspruch auf Hilfe hatten und daher meist nicht mitgezählt wurden). Die UNRRA war zumindest anfangs der Auffassung, alle DP's müssten repatriert werden. Wahrhaftig, *Uprooted*, schätzte, dass die alliierten Streitkräfte sich in den besetzten Gebieten um über sieben Millionen DP's und gut 12 Millionen deutsche Vertriebene kümmern mussten. Moeller, *Geschützte Mütter*, S. 43, spricht von 10 Millionen deutschen Flüchtlingen, hinzu kamen weitere acht bis zehn Millionen »Displaced Person«. Laut einer neueren deutschen Quelle befanden sich von den 5 856 000 Ausländern, die bei Kriegsende in Deutschland waren, 1,2 Mio. auch 1946 noch dort; Müller, *Fremde in der Nachkriegszeit*, S. 18. Laut Niewyk, Hrsg., *Fresh Wounds*, S. 21, machten Juden 1945 »weniger als ein Prozent der 14 Millionen Flüchtlinge vor Hitlers Krieg aus, aber 1947 stellten sie einen wesentlich höheren Anteil – von vermutlich über einem Drittel – der schätzungsweise 700 000 nicht repatriierten Displaced Persons in Europa«. Es bleibt anzumerken, dass die (teils zwangsweise) Repatriierung sowjetischer Staatsbürger nach den Beschlüssen der Konferenz von Jalta Priorität hatte. Bis November 1945 wurden gut zwei Millionen von ihnen teils mit Waffengewalt in ihre Heimat zurückgebracht.

und eines Zwangsexils in der Sowjetunion war für die Alliierten wie auch für die Deutschen unerwartet (und problematisch).

Mir zaynen do (Wir sind da)

So unfassbar es war, dass die europäischen Juden eine systematische Vernichtung erfahren hatten, so war es in den Nachkriegswirren zuweilen beinahe ebenso schwer, zu begreifen, dass es tatsächlich Überlebende gab, die Anerkennung und Fürsorge brauchten. Es ist bezeichnend, dass der amerikanische Offizier Saul Padover in seiner zeitgenössischen Schilderung der »regelrechten Völkerwanderung« von Flüchtlingen von der Annahme ausging, die Juden seien alle ermordet worden:

Tausende, Zehntausende und schließlich Millionen befreiter Sklaven kamen aus Bauernhöfen, Fabriken und Bergwerken und ergossen sich auf die Landstraßen ... Bis auf die Juden waren alle vertreten. Die Juden, sechs Millionen, Kinder und Frauen und alte Männer, waren Asche in den Verbrennungsöfen und Knochen in den Leichenhäusern.⁹

Tatsächlich waren aber nicht alle europäischen Juden vernichtet worden. Zwischen 1945 und 1948 lebten etwa eine Viertelmillion Juden vorübergehend in der amerikanischen und der britischen Besatzungszone Deutschlands – in Österreich, Italien und Deutschland waren es insgesamt wohl 300 000. Diese Überlebenden konstituierten sich als *She'erit Hapletah*, wie sie es nannten, als die letzten Reste der geretteten europäischen Juden, die »übrig geblieben« waren.¹⁰ Zu den wenigen verbliebenen und zurückkehrenden deutschen Juden, die in Berlin so augenfällig waren, kamen die überwiegend osteuropäischen Überlebenden der Todesmärsche und Konzentrationslager hinzu, die die Alliierten auf deutschem Territorium befreit hatten. Juden aus Westeuropa sowie aus Ungarn und der Tschechoslowakei wurden in der Regel zügig repatriiert. Zu den Überlebenden, die als DPs im besetzten Deutschland blieben, ka-

Einen allgemeinen Überblick über DPs geben Wyman, DPs, und Marrus, Die Unerwünschten.

- 9 Padover, Lügendetektor, S. 279. Viele Überlebende berichteten von ihren Schwierigkeiten, sowjetische Soldaten zu überzeugen, dass sie keine Deutschen, sondern Juden waren; »Yevrei kaput«, bekamen sie häufig zu hören.
- 10 Eine kurze Erörterung zum Ursprung dieses Begriffs bieten Peck, *She'erit Hapletah*, S. 27-30; und Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 2 f. Siehe auch die Einleitung des vorliegenden Buches.

men jedoch schon bald Zehntausende »Infiltrées« hinzu, die aus Osteuropa nach Berlin und vor allem in die großen DP-Lager im amerikanisch besetzten Bayern strömten. Überwiegend waren es polnische Juden, die den Krieg in Verstecken, im Untergrund oder in der Sowjetunion überlebt hatten.¹¹

- 11 Die statistischen Daten sind ungenau und verwirrend, was weitgehend am fortlaufenden Wandel, der uneinheitlichen Kategorisierung durch die erfassenden Stellen und an den Schwierigkeiten liegt, eine höchst mobile, teils illegale Bevölkerungsgruppe zu zählen. Nicht immer ist klar, ob sich Zahlen auf alle drei westlichen Besatzungszonen in Deutschland beziehen, nur auf die amerikanische in Deutschland oder auf die amerikanischen Besatzungsgebiete in Deutschland, Österreich und Italien. Nach vielfach zitierten Angaben des Joint Distribution Committee lebten im November 1946 in der amerikanischen Zone 145 735 offiziell registrierte jüdische DPs, davon 101 614 in DP-Lagern, 35 950 »frei« in deutschen Städten und Gemeinden, 4313 Kinder in Heimen und 3858 in *Hachscharot* (landwirtschaftlichen Kibbuzim); siehe z.B. Giere, *Wir sind unterwegs*, S. 102. Heutige Schätzungen liegen erheblich höher. Die meisten Quellen gehen inzwischen übereinstimmend davon aus, dass im Frühjahr 1947 etwa 200 000 jüdische DPs in Deutschland lebten, aber etwa »300 000 jüdische DPs und Flüchtlinge vermutlich für längere oder kürzere Zeit Österreich und/oder Deutschland als Durchgangsstation nutzten«; die letztgenannte Zahl und ein knapper Überblick über die Schätzungen finden sich bei Lavsky, *New Beginnings*, S. 34, 27-36. Grodzinsky, *In the Shadow of the Holocaust*, S. 118, gibt Zahlen in ähnlicher Größenordnung an (die sich offenbar auf Deutschland, Österreich und Italien beziehen): im Spätsommer 1947 befanden sich dort insgesamt schätzungsweise 70 000 jüdische DPs, auf dem Höhepunkt der jüdischen Flucht nach Westen Ende 1946 waren es 220 000 bis 260 000 und im Sommer 1947 etwa 245 000. Untersucht man allerdings die Einwanderungszahlen in bestimmte Zielländer (statt die Zahl der DPs in Europa zu ermitteln), so kommt Grodzinsky (S. 117) zu einer noch höheren Gesamtzahl von 330 000 jüdischen DPs, die zwischen 1945 und 1951 »DP-Lager in Deutschland, Österreich und Italien durchliefen«. Die höheren Zahlen für 1946 und 1947 enthalten den Zustrom in die amerikanische Zone von vorwiegend polnischen Juden, die man aus der Sowjetunion nach Polen repatriiert hatte, sowie eine spätere Welle, die 1947 aus der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien kam. Angesichts der Konflikte mit den britischen Behörden über die Einwanderung nach Palästina und der Tatsache, dass die Amerikaner Juden als eigene Gruppe anerkannten, wurden diese »Infiltrées« in die amerikanische Zone gelenkt oder gingen von selbst dorthin. Im Mai 1947 gab es in der amerikanischen Besatzungszone 60 Sammelstellen, 14 Kinderzentren, 38 *Hachscharot*, 17 Krankenhäuser, eine Genesungsheim, drei Erholungsheime, drei Sanatorien, ein Durchgangslager, ein Auffanglager und 139 anerkannte Gruppen »frei lebender« DPs in deutschen Gemeinden. Außerdem gab es noch zwei Sammelstellen im amerikanischen Sektor Berlins und 18 Lager in der amerikanischen Zone Österreichs. Dagegen existierten in der britischen Zone nur zwei

Die alliierten Siegermächte waren auf diese Situation nicht völlig unvorbereitet. Sie hatten damit gerechnet, mit Millionen Opfern der Verschleppung und Verfolgung durch die Nazis konfrontiert zu werden. Angesichts der Erinnerungen an die verheerende Grippeepidemie nach dem Ersten Weltkrieg und der Befürchtung, dass der Flüchtlingsstrom die militärischen Operationen behindern, allgemeines Chaos auslösen und zur Ausbreitung von Krankheiten führen könnte, hatten sie 1943 die UNRRA gegründet, um die erwartete Krise zu meistern. UNRRA und SHAEF (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force) vereinbarten 1944, dass Hilfs- und Unterbringungsmaßnahmen in Abstimmung mit den militärischen Erfordernissen erfolgen sollten und gegebenenfalls zum Stillstand kommen oder auf den jeweiligen Standort beschränkt werden müssten.¹² Als der Sieg näher rückte, vervielfachte sich die Zahl der DP's, die in Sammellagern untergebracht wurden, während Millionen deutsche Vertriebene und Flüchtlinge, die nicht in die Zuständigkeit der Vereinten Nationen fielen, nach Westdeutschland strömten. Die Alliierten requirierten deutsche Kasernen und Wohnungen und brachten kleine UNRRA-Teams – in geringerer Zahl als geplant oder notwendig – als »Speerspitze« in die besetzten Gebiete.¹³

Als der Krieg im Mai 1945 endete, waren in der amerikanischen und britischen Besatzungszone bereits 500 Sammellager eingerichtet und nahezu eine Million Menschen wieder in ihre Heimat zurückgeführt worden. Schon während des Krieges, noch bevor man das wahre Ausmaß

Sammelstellen und zwei Kinderzentren, darunter allerdings das größte DP Lager in Belsen-Höhne, und im französischen Sektor Berlins nur ein Kinderzentrum. Siehe Hyman, *Undefeated*, S. 146 f. Auch in Italien gab es Lager und *Hachscharot*. Laut Jacobmeyer, *Jüdische Überlebende als »Displaced Persons«*, gab es in der französischen Zone 16 kleine Stätten für jüdische DP's und eine gewisse Ansammlung deutscher Juden im Norden der Besatzungszone. Zu Österreich siehe Albrich, *Exodus durch Österreich*, und Embacher, *Neubeginn ohne Illusion*. Mindestens eine Viertel Million jüdischer Überlebender hielten sich längere Zeit oder auf der Durchreise in der amerikanischen Zone auf; ziemlich genau dürfte die Einschätzung Theodore Comets vom JDC sein, »die Gesamtzahl jüdischer DP's betrug 300 000, vornehmlich im besetzten Deutschland, aber auch in Österreich und Italien« (wobei auch er einschränkte: »genaue Zahlen sind schwer zu bekommen«); siehe Comet, *Life Reborn*, S. 300. Die gleiche Zahl findet sich auch bei Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 2.

12 Zur Planung und Arbeit der UNRRA siehe das Standardwerk ihres führenden Historikers Woodbridge, *UNRRA*. Zu spezifischen Plänen für erwartete jüdische Flüchtlinge siehe Wahrhaftig, *Relief and Rehabilitation*.

13 Eine hervorragende Schilderung dieser hektischen Vorbereitungen und anfänglichen Arbeit bietet Pettiss, *After the Shooting Stopped*.

der »Endlösung« erfasst hatte, hatten jüdische Vertreter die UNRRA gewarnt, dass »zahlreiche Menschen«, die »ins Ausland deportiert oder vertrieben wurden sowie viele, die innerhalb ihres Landes verschleppt wurden« und von denen »die überwiegende Mehrheit Juden sein dürften«, nicht »repatriierbar oder nicht zur Rückkehr bereit sein würden«. Ihnen war völlig klar, »wenn der Krieg der Tyrannen vorbei sein wird, wird der Überlebenskampf weitergehen.«¹⁴ Größtenteils richteten die Alliierten jedoch kein sonderliches Augenmerk auf Juden, weil sie davon ausgingen, dass ihre Zahl gering sein würde. Das Einzige, was bei einer Konferenz über die UNRRA-Arbeit für Displaced Persons in Deutschland am 9. Oktober 1945 in London über das Schicksal überlebender Juden gesagt wurde, war die recht hilflose Feststellung, dass »es offenkundig einige Fälle gibt, die besonderer Behandlung bedürfen«. Ein Teilnehmer sprach das »komplexe« Problem an, »eine Heimat für den Rest europäischer Juden zu finden«, und erklärte: »Ich möchte nur sagen, wenn die Barmherzigkeit nicht ausgelöscht ist, muss die Welt sehr bald einen Platz für die Überlebenden eines unsäglichen Verbrechens finden.«¹⁵

Das 1943 definierte UNRRA-Mandat bestand aus den vier »R«: rescue, relief, rehabilitation, reconstruction, Rettung, Hilfe, Wiedereingliederung und Wiederaufbau. Es herrschte die Erwartung, dass ein Jahr nach der Befreiung zumindest die beiden ersten Aufgaben erfüllt und »ein Platz« gefunden sein sollten. Aber im Mai 1946 gab es in den drei westlichen Besatzungszonen immer noch 715 625 DPs, überwiegend Juden und Balten, für die eine Repatriierung aus recht unterschiedlichen Gründen keine realistische Option war, wie jüdische Mitarbeiter von Hilfsorganisationen vorhergesagt hatten und UNRRA und Militärregierung nun widerstrebend erkennen mussten.¹⁶ Selbst Juden, die in ihre frühere Heimat in Osteuropa zurückgekehrt waren, »schlugen sich mühsam wieder durch in die Lager in Westdeutschland, aus denen sie gekommen waren – und wenn sie einen überlebenden Verwandten gefunden hatten, brachten sie ihn mit.«¹⁷ Der erste Impuls der Überlebenden war, in die Heimat zurückzukehren und nach Angehörigen zu suchen: »Da standen wir nun ... und hatten eigentlich nur einen Gedanken: Vielleicht ist irgend jemand von der Familie noch am Leben?«¹⁸ Aber sie mussten

14 Wahrhaftig, *Relief and Rehabilitation*, S. 147, 162.

15 Arnold-Forster, *U.N.R.R.A.'s Work*, S. 11.

16 Report on UNRRA Operations in the European Region, April/Mai 1946, Committee of Council for Europe, UNRRA A/401.2.3

17 Wahrhaftig, *Uprooted*, S. 38 f.

18 Bubis, *Damit bin ich noch längst nicht fertig*, S. 57.

feststellen, dass ganz Osteuropa ein riesiger jüdischer Friedhof war, wie viele es mit eben diesen Worten formulierten. Jüdischen Mitarbeitern von Hilfsorganisationen war klar:

... die Rückkehr in die Heimat war eine Pseudo-Repatriierung. Für eine echte Heimkehr fehlten die nötigen Voraussetzungen. Stattdessen war es der letzte Besuch eines Trauernden an seinem Familiengrab – der letzte Blick des Flüchtlings auf seine Heimat, an der seine Vorväter über Generationen hinweg gegangen hatten, die er aber nun für immer verlassen musste. Nachdem er seinen Lieben die letzte Ehre erwiesen und einen letzten Blick zurück geworfen hatte, machte er sich auf einen neuen Exodus in der Hoffnung, letztlich gastlichere Gefilde zu finden.¹⁹

Der Widerstand der Juden gegen eine Repatriierung, ihr Beharren, in separaten, homogenen Lagern untergebracht zu werden, und ihre Entschlossenheit, den blutgetränkten Boden Europas zu verlassen, warfen auf dramatische Weise Fragen nach ihrer eigenen religiösen, ethnischen und nationalen Identität auf. Noch Monate nach der Befreiung gab es in der amerikanischen Besatzungszone Zehntausende Überlebende, für die es nicht nur »Hilfe«, sondern ein völlig neues Leben außerhalb Europas – wofür immer noch der Begriff »Endlösung« gebraucht wurde – zu finden galt.²⁰ Zahlreiche zeitgenössische Beobachter und Historiker konstatierten: »Es gehört sicherlich zu den Ironien der Geschichte, daß ausgerechnet Deutschland in den ersten Nachkriegsjahren zum Rettungshafen für jüdische Flüchtlinge wurde.«²¹ Gleichzeitig entwickelten sich die Flüchtlingslager zur Brutstätte für Träume von einer »eigenen, gesonderten ethnisch-jüdisch Nationalität«.²²

Die Tatsache, dass es unter den Besatzungskräften und unter den Kriegsoffizieren augenfällig Juden gab, unterstrich für die besiegten Deutschen wie auch für die alliierten Siegermächte die Ironie des Schicksals, die in dieser jüdischen Präsenz auf angeblich »judenreinem« Territorium lag. Ursula von Kardorff, die selbst vor der sowjetischen Einnahme Berlins geflüchtet war, bemerkte verblüfft die abrupte Umkehr der Machtverhältnisse, als in Bayern auf der Autobahn ein Militärkonvoi an ihr vorbeifuhr und sie hinten auf den Wagen »Zionssterne« sah –

19 Wahrhaftig, Uprooted, S. 75.

20 Bericht von Zorach Wahrhaftig, 27. November 1945, »Life in camps 6 months after liberation«, in Peck, Hrsg., Archives of the Holocaust, S. 130.

21 Brenner, Nach dem Holocaust, S. 26.

22 Wahrhaftig, Uprooted, S. 75.

offenbar handelte es sich um »eine jüdische Division«. »Und während diese Soldaten in der Uniform des Siegers auf der einen Seite fuhren, sausten auf der anderen offene LKWs mit deutschen Kriegsgefangenen vorbei« – was sie als »eine Demonstration der göttlichen Gerechtigkeit« empfand. Kardorff, die kein Nazi, aber eine engagierte Journalistin war und während des Dritten Reichs weitergearbeitet hatte, dachte unweigerlich zurück: »Kurfürstendamm vor drei Jahren, ordensgeschmückte Offiziere, stramme deutsche Soldaten ... In den Nebenstraßen die gebückten, bleichen Juden, auf Befehl einer unmenschlichen Führung der Verachtung preisgegeben, gekennzeichnet mit demselben Stern, den ich nun als Ehrenzeichen auf den englischen LKWs sah.«²³ Jüdische Überlebende und amerikanische Juden unter den siegreichen Truppen sahen die höhnischen Sprüche und den Davidstern auf den Lastwagen der Jüdischen Brigade in der britischen Armee, die von Italien nordwärts nach Deutschland fuhren, mit Genugtuung. »Kein Volk! Kein Reich! Kein Führer! Achtung! Die Juden kommen«, verkündete die Brigade, die »der deutschen Bevölkerung unweigerlich Angst einjagte« oder sie zumindest »bis ins Mark« erschreckte, wie ein amerikanisch-jüdischer Offizier berichtete.²⁴ Einheimische, die sich plötzlich mit zerschundenen, ausgemergelten KZ-Häftlingen und dann mit dem Zustrom aus Osteuropa konfrontiert sahen, begegneten ihren neuen Nachbarn mit »einer Mischung aus Furcht, Verachtung und Verwunderung«.²⁵

In der ländlichen Gemeinde Feldafing am Starnberger See, etwa 30 Kilometer südlich von München, entstand in einer ehemaligen Eliteschule der Nazis (»Napola«) das erste rein jüdische DP-Lager der amerikanischen Zone. Die Baracken auf dem Schulgelände und vornehmen Villen in Feldafing wurden konfisziert, in eine »triste Lazarettstadt« verwandelt und zum Sperrgebiet erklärt. Der Schock bei Amerikanern und Deutschen über die Begegnung mit den geisterhaften Überlebenden und die Orientierungslosigkeit dieser Überlebenden verstärkten sich noch durch die Umgebung, die so gar nicht dazu passen mochte. Die zerbombte bayerische Hauptstadt, »ein Ballett von Besen, Leitern und Backsteinen«, in der die Einheimischen bereits »über plündernde DPs klagten«, war von

23 Kardorff, Berliner Aufzeichnungen, S. 291. Offenbar handelte es sich um Einheiten der Jewish Brigade aus Palästina, die zur britischen Armee gehörten und am 20. Juni von Italien über Österreich nach Deutschland gekommen waren.

24 Nadich, Eisenhower and the Jews, S. 97. Siehe auch den Bericht des deutsch-jüdischen GI, Private first class Hans Lichtwitz, Blau-Weiss-Marsch durch Deutschland, *Aufbau*, 19. Oktober 1945, S. 32.

25 Schochet, Feldafing, S. 131.

der umwerfend schönen friedlichen Landschaft der bayerischen Alpen und des Alpenvorlandes mit seinen Seen umgeben.²⁶ In diesem Gebiet entstanden die drei größten DP-Lager für Juden im amerikanisch besetzten Bayern: Feldafing, Landsberg und Föhrenwald.²⁷

Den Kern der Lagerbewohner in Feldafing bildeten Juden, die sich aus den Viehwaggons, in denen die Nazis sie beim Vormarsch von General Pattons Third Army hatten fortschaffen wollen, vor Bombenangriffen und Tieffliegern gerettet hatten. In diesen liegen gebliebenen Zügen, deren SS-Wachen schließlich geflohen waren, befanden sich viele der Männer, die sich in der Nachkriegszeit als Führungsspitze der DPs in der amerikanischen Besatzungszone erweisen sollten. Einer Gruppe überwiegend litauischer KZ-Häftlinge, die bereits im Arbeitslager Kaufering, einem Außenlager des KZs Dachau, zusammengearbeitet hatte, gelang es schon bald, Verbindung zu erschütterten amerikanischen Soldaten aufzunehmen, die »Schokolade, Konserven und mehrfach Zigaretten« verteilten. Diese wenigen Überlebenden verhandelten mit Schweizer Rote-Kreuz-Vertretern über Unterkunft und Nahrungsmittel, befahlen inzwischen machtlosen Wehrmachtssoldaten, sie zu versorgen, und setzten sich mit amerikanischen Offizieren in Verbindung, die sich um sie kümmerten. Ihre durch den amerikanischen Sieg ermöglichte, aber von den KZ-Insassen selbst bewerkstelligte Befreiung zeugte bereits von der Energie und dem Organisationstalent, die sie in die bayerischen DP-Lager einbringen sollten. Ihr Verhalten lieferte bald den Stoff für jüdische Legenden; häufig kam darin als »rettender Engel« auch ein »amerikanischer Neger« vor, der »weinte, als er die Menschen umarmte«, sowie ein Jiddisch sprechender amerikanischer Offizier aus New York als Garant der Befreiung. Dr. Zalman Grinberg, ein Radiologe aus Kowno (Kauen), der zu den Überlebenden des Lagers Kaufering gehörte, wurde bald selbst zur Legende. Er hatte sich bereits einen Namen gemacht, als er im Ghetto seinen kleinen Sohn in einem Fass versteckt und »mit den Schläuchen seines Stethoskops mit Luft versorgt« hatte, bis man ihn in einer Anrichte (nach anderen Versionen in einem Kartoffelsack) »in die Obhut eines christlichen Freundes« schmuggeln konnte. Nun gab er sich gegenüber dem Leiter eines Wehrmachts-Krankenhauses im Kloster

26 Louchheim, DP Summer, S. 704.

27 Bis zum Sommer 1946 gab es insgesamt neun große DP-Lager in der Region München, fünf davon innerhalb der Stadtgrenzen. Nur Feldafing, Föhrenwald und Landsberg waren ausschließlich jüdischen DPs vorbehalten. Siehe Holian, *Between National Socialism and Soviet Communism*, S. 71f.; S. 68-88 befassen sich ausführlich mit »München als DP-Stadt« für Juden und Nichtjuden.

St. Ottilien überzeugend als Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes aus, den die Amerikaner geschickt hätten, und requirierte das Gebäude gemeinsam mit einem Captain der US Army als Notfallambulanz und Krankenhaus für die befreiten Juden.²⁸

Am 29. April 1945 kam der amerikanisch-jüdische Offizier Lieutenant Irving J. Smith nach Tutzing und fand dort weitere Überlebende der Todesmärsche vor, Tausende »ausgehungerte, fast delirierende Wahnsinnige, halb gelähmt vor Hunger und Angst«.²⁹ Umgehend übernahmen die Amerikaner und ein UNRRA-Team die ehemalige Nazi-Eliteschule in Feldafing, verpflichteten Dutzende deutscher Ärzte und Krankenschwestern, richteten in einem ehemaligen Hotel ein Krankenhaus ein, zwangsverpflichteten den Napola-Koch und fingen an, den Alltag zu organisieren. Anfangs beherbergte das jüdische DP-Lager hauptsächlich unmittelbare Überlebende der Todesmärsche und Zwangsarbeiterlager, die überwiegend in wesentlich schlechterer Verfassung waren als die Männer des Lagers Kaufering. Innerhalb kurzer Zeit stieg die Zahl der Bewohner auf etwa 4000.

Unter der Leitung von Lieutenant Smith und seiner unbeliebten dänischen UNRRA-Adjutant (und mutmaßlichen Geliebten), Ethel Otto, entwickelte Feldafing sich zu einem Zentrum jüdischen DP-Lebens.³⁰ Ende Mai nahm ein US-Militärrabbiner die erste Eheschließung jüdischer Überlebender vor. Am 27. Mai 1945 organisierten jüdische Überlebende, die bereits am Aufbau eines selbstbewussten Kollektivs arbeiteten, ihre erste Kulturveranstaltung. Die verbliebenen Musiker des Orchesters aus dem Ghetto Kowno gaben, dramatisch gekleidet in ihren

28 Klausner, *Letter to My Children*, S. 65f. Von Grinbergs Geschichte und der Befreiung der KZ-Insassen von Kaufering gibt es zahlreiche Versionen. Siehe YIVO, LWS 294.1/(folder)535/MK (microfilm)488/R(eel)46; Schwarz, *Redeemers*, S. 3, 5f., 155; Hyman, *Undeclared*, S. 80-83; Landau, *Men Versus Supermen*, in: Schwarz, *The Root and the Bough*, S. 127-132. Siehe auch Mankowitz, *Life between Memory and Hope*; Peck, *She'erit Hapletah*, S. 27-30; einen knappen Überblick bietet Bauer, *Initial Organization*, bes. S. 143-155. Es darf nicht vergessen werden, dass viele der zionistischen Gruppen in den DP-Lagern gemeinsam über die *Bricha* gekommen waren und ihren Ursprung in den Ghettos, Partisanengruppen und KZs hatten. Tatsächlich hatte ein Großteil der frühen DP-Führungsspitze in Bayern bereits im Dachauer Außenlager Kaufering, in dem viele Juden am Ende der Todesmärsche aus dem Osten gelandet waren, angefangen sich zu organisieren. Siehe Bauer, *Initial Organization*.

29 Smith, zitiert in Louchheim, *DP Summer*, S. 703. Die in verschiedenen Quellen angegebenen Zahlen variieren zwischen 1000 und 3000.

30 Siehe Karni, *Life at the Feldafing Displaced Persons Camp*; siehe auch den Bericht eines Überlebenden in Schochet, *Feldafing*.

gestreiften KZ-Anzügen, ein Konzert für die Patienten, die Dr. Grinberg im Kloster Sankt Ottilien versammelt hatte. Am 20. Juni gründeten Überlebende aus Feldafing in der ehemaligen Freimann-Kaserne das Zentralkomitee befreiter Juden in der amerikanischen Besatzungszone in Bayern. Die Kaufering-Überlebenden Samuel Gringauz und Dr. Zalman Grinberg übernahmen die Ämter des Präsidenten und Vorsitzenden des Komitees. Ihnen stand ein sehr junger amerikanischer Militärrabbiner zur Seite, Abraham Klausner, für den die Befreiung von Dachau ein einschneidendes Erlebnis war, das sein Leben völlig verändern sollte. Im Grunde hatte er sich unerlaubt von der Truppe entfernt und war nun ein »merkwürdiger Offizier ohne Einheit, ohne Vorgesetzte, ja sogar ohne offiziellen Armeeposten«. Er verband sein Schicksal mit einer neuen Gemeinde osteuropäischer Überlebender, für die Angehörige der Jüdischen Brigade aus Palästina und amerikanisch-jüdische Soldaten die primären Ansprechpartner waren, wenn es um Anerkennung und Hilfe ging.³¹ Sie waren »getrieben von der Hoffnung, doch noch einen überlebenden Verwandten zu finden« und »von dem einzigen Gedanken beherrscht, irgendwo auf der Welt wieder eine Bindung herzustellen. Das Bedürfnis nach Nahrung und Unterkunft kam erst an zweiter Stelle.«³² Da Klausner das erkannte, begann er unverzüglich mit dem begriffsprägenden Projekt *She'erit Hapletah*: Unter dieser Überschrift sammelte er mit Unterstützung der US-Armee die Namen von Überlebenden. Die erste Liste wurde am 20. Juni veröffentlicht. Juden waren verzweifelt bemüht, etwas über ihre Verwandten zu erfahren, und im Gegensatz zur Sprachlosigkeit des Befreiers Saul Padover – der erklärte: »Ich wußte nie, was ich zu diesen Menschen sagen sollte. Worte erschienen so sinnlos.« – brauchten die Überlebenden des Unvorstellbaren Zuhörer für ihren »Redeschwall«.³³ Als die amerikanische Sozialarbeiterin Katie Louchheim in Feldafing eintraf, sah sie sich von einem wahren »Karussell unglaublicher Geschichten« so bestürmt, dass sie dachte: »Ich wünschte, ich wäre eine Schreibmaschine.«³⁴

31 Nadich, Eisenhower and the Jews, S. 226.

32 Levin, Europa. Die Zeugen, S. 171. Siehe auch den Bericht der Fürsorgerin Ethel Ostry an die UNRRA über 250 polnisch-jüdische DPs auf Schloss Langenzelle, Juli 1945, in Hutler Papers, AJHS.

33 Padover, Lügendetektor, S. 297.

34 Louchheim, DP Summer, S. 704.

She'orit Hapletah: Anerkennung und Politik

Die jüdischen DPs gingen ebenso wie die ramponierte deutsch-jüdische Restgemeinde in Berlin umgehend daran, sich als eigenständige politische Einheit zu konstituieren, die deutsche Finanzmittel und Wohnraum beanspruchte und an das Gewissen der Juden in aller Welt und der Alliierten appellierte. Für die *She'orit Hapletah*, die aus osteuropäischen Juden bestanden, umfassten die Hilfs- und Unterbringungsmaßnahmen nicht nur den Anspruch auf Hilfe, Gerechtigkeit und Restitution, sondern auch die Forderung, nach Palästina einwandern zu können. Bei einer Sitzung am 1. Juli in Feldafing, an der auch Vertreter der US-Streitkräfte und der Jüdischen Brigade teilnahmen, drängten engagierte Zionisten aus dem KZ Kaufering kleinere Gruppen von Bundisten und Kommunisten an den Rand, die immer noch auf eine Rückkehr in ein sowjetisch befreites Osteuropa hofften, und konstituierten sich erneut als Zentralkomitee befreiter Juden in Bayern. Da sie ihre Zeugenpflicht und ihren unabhängigen Status als Repräsentanten der letzten Überlebenden ernst nahmen, bereiteten sie sich darauf vor, Vertreter zu den bevorstehenden Kriegsverbrechertribunalen zu entsenden.³⁵ Einen Tag später, am 2. Juli, bezog das Zentralkomitee seinen neuen Hauptsitz im beschädigten Deutschen Museum in München, der »Hauptstadt« der Nazi-Bewegung. Am 25. Juli fand eine größere Konferenz in Sankt Ottilien statt, dem requirierten Kloster, in dem Dr. Grinberg sein Krankenhaus eingerichtet hatte. In einer Wahl bestätigten 49 Delegierte aus dem besetzten Westen Deutschlands, die über 40 000 Juden aus nahezu 50 Lagern und Sammelstellen repräsentierten, die Führung des Zentralkomitees. Am folgenden Abend fuhren Delegierte, die sich der dramatischen Symbolik ihrer Aktion vollauf bewusst waren, nach München, um den überraschten Deutschen und Amerikanern zu demonstrieren: *Mir zaynen do* (Wir sind da).³⁶ Im Bürgerbräukeller, wo Hitler im November 1923 seinen berüchtigten Putschversuch unternommen hatte, verlasen

35 Karni, *Life at the Feldafing Displaced Persons Camp*. Zu dieser frühen Politisierung in zionistischer Richtung siehe auch Bauer, *Initial Organization*.

36 Diese häufig verwendete Phrase stammte aus einem Partisanenlied, das Hirsh Glik nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto komponiert hatte: »Das Lied wurde mit Blut und nicht mit Blei geschrieben ... Darum sage niemals, daß du den letzten Weg gehst, / Wenn auch bleierner Himmel den blauen Tag verdeckt. / Unsere ersehnte Stunde wird noch kommen, / unser Schritt wird dröhnen – Wir sind da!«; zit. aus: Joachim Tauber, Ralph Tuchtenhagen, *Vilnius. Eine kleine Geschichte der Stadt*, Köln 2008, S. 212. Siehe Peck, *Jewish Survivors* und Wetzel, *Mir szeinen doh*. Allgemein siehe Gilbert, *Music in the Holocaust*.

sie vor zerrissenen Thorarollen eine Erklärung, in der sie Zugang nach Palästina forderten.

Diese Politisierung und die Allianz der DPs mit amerikanisch-jüdischen Militärrabbinern und Soldaten, die schockierte und empörte Briefe über die grauenvolle Lage der Überlebenden nach Hause schrieben, zeitigten im August weitreichende Folgen. Präsident Truman bat den Juristen Earl G. Harrison aus Philadelphia, Präsident Roosevelts ehemaligen Leiter des Einwanderungs- und Einbürgerungsamtes und seit kurzem Dekan der University of Pennsylvania Law School, eine offizielle Untersuchung durchzuführen »über die Lage und Bedürfnisse der Displaced Persons mit besonderem Augenmerk auf die jüdischen Flüchtlinge, die möglicherweise staatenlos oder nicht repatriierbar sind«. Sobald Harrison in München eintraf, überredete Militärrabbiner Klausner ihn zu einer gemeinsamen Rundreise durch die ehemaligen Konzentrationslager und DP-Sammellager in der amerikanischen Besatzungszone in Deutschland und Österreich. Der Bericht, den Harrison Präsident Truman Ende August 1945 vorlegte, als die Vorbereitungen für die Nürnberger Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher in vollem Gang waren, schlug politisch ein wie eine Bombe.³⁷

Dieser unvermutete Advokat der Juden, dessen Zuständigkeitsbereich während des Krieges unter anderem die Ausländerregistrierung und die Internierung japanisch-amerikanischer Staatsbürger umfasst hatte, verließ nun der Verbitterung und Frustration der jüdischen Überlebenden drei Monate nach der Befreiung eine Stimme und sprach sich für das zionistische Ziel einer Ansiedlung in Palästina aus: »Die zivilisierte Welt schuldet es dieser Handvoll Überlebender, ihnen eine Heimat zu bieten, in der sie sich niederlassen und anfangen können, als Menschen zu leben.« Überaus dramatisch erklärte er:

Wie die Dinge derzeit liegen, behandeln wir die Juden offenbar genauso, wie die Nazis sie behandelt haben, nur vernichten wir sie nicht. Sie befinden sich in großer Zahl in Konzentrationslagern unter Militärbewachung, statt unter der von SS-Leuten. Man muss sich fragen, ob das Deutsche Volk, wenn es das sieht, nicht annimmt, dass wir der Nazipolitik folgen oder sie zumindest billigen.

Die leidenschaftliche Empörung dieses weithin publizierten Berichts – die *New York Times* druckte ihn am 30. September 1945 vollständig ab –

37 Nadich bezeichnete den Harrison-Bericht in *Eisenhower and the Jews*, S. 63, verärgert als »übertriebene Bombe«. Eine ähnliche Ansicht vertritt Hyman in seinen Erinnerungen, *Undeafed*, S. 55, 63.

war teilweise überzogen und unfair gegenüber den erheblichen Hilfsanstrengungen, die das US-Militär unternommen hatte. Da er jedoch das von DPs und ihren Unterstützern erhoffte Aufsehen erregte, lohnt es sich, hier näher darauf einzugehen. Harrison verließ der Verbitterung Ausdruck, die Juden über die amerikanische Ignoranz gegenüber ihren spezifischen Kriegserlebnissen und über den eingefleischten Antisemitismus mancher Kommandeure und Soldaten empfanden. Eindrucksvoll vermittelte er die Wut der DPs über den Kontrast zwischen ihrem Leben hinter Stacheldraht und der relativen Freiheit, dem Wohlergehen und der Überzeugung, unschuldige Opfer zu sein, die sie bei den Deutschen in ihrer Umgebung sahen:

Wenn die offenbar weithin anerkannte Vermutung stimmt, dass die Deutschen allgemein kein Gefühl von Schuld in Hinblick auf den Krieg und seine Ursachen und Folgen haben, und wenn die Politik das Ziel verfolgen soll, »das deutsche Volk zu überzeugen, dass es eine vollständige militärische Niederlage erlitten hat und sich der Verantwortung für das, was es über sich gebracht hat, nicht entziehen kann«, dann ist schwer zu begreifen, wieso so viele Displaced Persons, vor allem solche, die lange verfolgt wurden und deren Repatriierung oder Wiederansiedlung sich wahrscheinlich verzögern wird, gezwungen sein sollen, in primitiven, überfüllten Lagern zu leben, während die Deutschen in ländlichen Gebieten weiter unbehelligt in ihren Wohnungen bleiben.³⁸

Die Tatsache, dass die großen DP-Lager in der amerikanischen Besatzungszone außerhalb der zerstörten Städte lagen, wo die Not der Zivilbevölkerung am offensichtlichsten war (selbst in Berlin befanden die Lager sich am Stadtrand), unterstützte die Wahrnehmung, dass es den Deutschen gut ging. Besonders krass war der Gegensatz zwischen dem

38 Harrison zitiert nach Dinnerstein, *America and the Survivors*, S. 305, 300f., 300. Für eine exzellente Analyse zum Harrison Report und zur internationalen Politik bezüglich der DPs siehe Diner, *Elemente der Subjektwerdung*. Siehe auch den summarischen Überblick in Holian, *Between National Socialism and Soviet Communism*, S. 98-106. Der vollständige Bericht sowie Trumans Reaktion sind im Internet einzusehen unter www.ushmm.org/dp/politic6.htm. Obwohl Harrisons drastischste Äußerungen immer wieder besonders hervorgehoben wurden, ist sein Bericht größtenteils nüchtern und beherrscht. Seine Schilderung des relativen Wohlstands der Deutschen in ländlichen Gegenden, verglichen mit der elenden Lage der jüdischen Überlebenden, und seine Auffassung von Sicht und Intentionen der US-Streitkräfte, der UNRRA und der jüdischen Überlebenden stimmten im Allgemeinen mit der Darstellung vieler anderer Quellen überein.

Alltag der Deutschen und dem ihrer Opfer auf dem Land, wo die Kriegsschäden relativ gering waren. Trotz des massiven Zustroms verzweifelter deutscher Flüchtlinge aus dem sowjetisch besetzten Osten war die Landbevölkerung »von den meisten persönlichen Kriegsnöten verschont geblieben« und war daher weniger geneigt, sich angemessen »geknickt« zu zeigen, wie manche Amerikaner berichteten.³⁹

Dem Team einer jüdischen Hilfsorganisation fiel ebenfalls auf, dass die besiegten Deutschen Ende 1945 in relativ guter Verfassung waren. Noch immer sah man Deutsche ohne Anzeichen von Scham in Uniform und Stiefeln herumstolzieren, in den Hinterzimmern von Buchhandlungen waren nach wie vor Nazischriften erhältlich, und es gab noch Filme, die im Dritten Reich entstanden waren. Die Vertreter des jüdischen Kinderhilfswerks O.S.E. stellten fest: »Das Land ist nahezu überall intakt, Pferde-, Rinder- und Schafherden sind wohlgenährt, die Scheunen gut, ja sogar sehr gut gefüllt.« Auf den Straßen fuhrn erstaunlich viele Privatwagen, denn im Gegensatz zu den DPs durften die Deutschen sich frei bewegen. Für Großstädte wie Berlin räumten die Mitarbeiter des Hilfswerks ein: »Die Kinder, die auf Bahnhöfen oder Straßen herumlungern, leiden bei Wintereinbruch sicher stark unter einem völligen Mangel an Nahrung und Kleidung«, aber anderswo gab es im »armen Deutschland« noch immer »Scharen draller, munterer, fröhlicher Kinder ... Wahrscheinlich hat keine Kleinstadt, kein Dorf im übrigen verwüsteten Europa so viele Kinder in so guter Verfassung vorzuweisen.«⁴⁰ Ganz ähnlich schilderte ein deutsch-jüdischer GI aus Berlin für die Tageszeitung seiner Heimatstadt Richmond, Virginia, ekelerregende Szenen von verwesenden Leichen, »eingefallen, nur noch Haut und Knochen«, die ortsansässige Deutsche aus Massengräbern ausgruben, während »sechs Kilometer weiter Leute in einer Kleinstadt so gut lebten, wie man es sich nur vorstellen kann, zwar mit einigen Rationierungen, aber keine Not leidend, in hübschen Häusern mit Hunden und Katzen, die zu füttern waren, und mit guter Kleidung«, wie er erbittert anmerkte.⁴¹ Ein jüdischer Offizier schrieb im September 1945 an seine Frau: »Ich möchte ja nicht deprimierend klingen, Schatz«, aber tatsäch-

39 Gittler, *Everyday Life in Germany Today*, S. 406f.

40 Union O.S.E. (Œuvre de Secours des Enfants), *Report on the Situation of the Jews in Germany*, Genf 1946, S. 9-12, 18 (basierend auf Berichten von Oktober/Dezember 1945).

41 M. Sergeant Werner T. Angress an Dr. Curt Bondy in Richmond, Virginia, Artikel in *Richmond Times Dispatch*, 4. Juni 1945 (aus Gross Breesen Letter 15, Richmond, Va.). Zu den Erfahrungen von Angress und anderen deutschen Juden, die als Vernehmungspersonal in der US-Armee dienten, siehe den Film *Die Ritchie*

lich bekämen inhaftierte SS- und Wehrmachtsangehörige und deutsche Zivilisten »mehr Kalorien pro Tag als die Menschen, die wirklich unter den Nazis gelitten haben«. ⁴²

Speziell in Hinblick auf die beunruhigende Präsenz der »in ihrer Unschuld so reizvollen Gretchen« äußerten Mitarbeiter jüdischer Hilfsorganisationen ähnlich wie Harrison Sorgen, dass man der einheimischen Bevölkerung ein schlechtes Beispiel gebe, und erhoben noch schwerwiegendere Vorwürfe gegen die Praktiken der amerikanischen Besatzungskräfte:

Man mag zwar noch verstehen, wenn auch bedauern, dass die amerikanischen Soldaten die Gesellschaft sauberer, gesunder, gut gekleideter deutscher Männer und Frauen der schmutziger, notleidender DPs in zerlumpter Kleidung und löcherigen Schuhen vorziehen, wir müssen jedoch den Schluss ziehen, dass die Haltung der verantwortlichen Offiziere, die sich wohlwollend und zuweilen sogar – es ist furchtbar, dies sagen zu müssen – unterwürfig gegenüber den Deutschen, aber ungeduldig, streng, verständnislos, intolerant und sogar feindselig gegenüber deren religiösen und politischen Opfern verhalten, auf die antidemokratische und profaschistische Einstellung vieler verantwortlichen Kommandeure und ihrer Untergebenen zurückzuführen ist. ⁴³

Entgegen den Präferenzen des US State Department (vermutlich aber in Übereinstimmung mit dem amerikanischen Bestreben, die Einwanderungsmöglichkeiten in die USA in Grenzen zu halten) sprach sich der Harrison Report eindeutig für die umstrittene Forderung aus, die von den DPs dringend verlangten 100 000 Einreisegenehmigungen nach Palästina auszustellen. Als kurzfristige Maßnahme unterstützte er die weniger umstrittene und für die *She'erit Hapletah* wichtigste Entwicklung in der amerikanischen Zone: für Juden separate Lager zu schaffen, die als Übergangsgemeinden und Zwischenstation für die spätere Emigration dienen konnten. Gegen diese Haltung gab es hartnäckigen Widerstand seitens der Briten, die fest entschlossen waren, eine Masseneinwanderung europäischer Juden in ihr palästinensisches Mandatsgebiet zu verhindern, und ein wenig zynisch argumentierten, jüdischen Forderungen nach einer gesonderten Behandlung nachzugeben bedeute eine Wie-

Boys, 2004, Regie Christian Bauer; sowie Göpfert und Bauer, *Die Ritchie Boys. Deutsche Emigranten im amerikanischen Geheimdienst*.

42 Brief eines bei Dachau stationierten Offiziers vom 17. September 1945, AJDCA, AR 1945/1964, file 3999A.

43 O.S.E. Report, S. 9-12, 18.

dereinführung der NS-Rassenpolitik. Dieses Argument wies Harrison zurück, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen: »Das erste und einfachste Bedürfnis dieser Menschen ist eine Anerkennung ihres tatsächlichen Status, und damit meine ich ihren Status als Juden.« Nachdrücklich insistierte er, »auch wenn es normalerweise nicht wünschenswert ist, bestimmte rassische oder religiöse Gruppen von ihren Nationalitätskategorien auszunehmen, so ist es doch eine schlichte Tatsache, dass die Nazis dies lange getan und damit eine Gruppe mit besonderen Bedürfnissen geschaffen haben«. Im Gegensatz zu den meisten Deutschen und vielen Besatzungskräften begriff Harrison die historische Situation der überlebenden europäischen Juden:

Juden wurden als Juden (nicht als Mitglieder ihrer Nationalitätengruppen) Opfer schlimmerer Verfolgung als die nichtjüdischen Mitglieder derselben oder anderer Nationalitäten ... Die Weigerung, die Juden als solche anzuerkennen, hat in dieser Lage den Effekt, die Augen vor ihrer früheren, barbarischeren Verfolgung zu verschließen, die sie bereits zu einer eigenen Gruppe mit größeren Bedürfnissen gemacht hat.

Sie nun als eigene separate Gruppe anzuerkennen hieße keineswegs, eine diskriminierende Praxis fortzusetzen, sondern mit deren Beendigung anzufangen. Es wäre keine Begünstigung, sondern eine Form von Gerechtigkeit.⁴⁴

Harrison vertrat seinen Standpunkt diplomatisch, auch wenn er (wie Dan Diner argumentiert) in einem radikalen Schritt Juden »als nationales Kollektiv definiert und auch als solches behandelt«.⁴⁵ Er lobte die »phänomenale Leistung« der amerikanischen Truppen, eine umfangreiche Repatriierung zu organisieren, und trat so vorsichtig wie möglich für Einwanderungsgenehmigungen nach Palästina ein: »Nachdem nun der schlimmste Druck der Massenrepatriierung vorüber ist, ist der Vorschlag durchaus nicht unvernünftig, dass man sich in der nächsten und vielleicht schwierigeren Phase als erstes und nicht als letztes um diejenigen kümmert, die am meisten und längsten gelitten haben.« Weder der Harrison Report noch die Empfehlung, die ein gemeinsamer britisch-amerikanischer Untersuchungsausschuss (Anglo-American Committee of Inquiry) ein Jahr später gab, 100 000 Einwanderungsgenehmigungen zu erteilen, konnten die Briten zwingen, Palästina für eine umfangreiche Immigration zu öffnen. Allerdings bewirkten Harrisons Äußerungen, unterstützt von amerikanischen Pressebereichten und amerikanisch-jü-

44 Dinnerstein, *America and the Survivors*, S. 292-304.

45 Diner, *Elemente der Subjektwerdung*, S. 230.

dischen Organisationen, dass die amerikanischen Militärbehörden und vor allem Generalstabschef Eisenhower einen Sonderberater für jüdische Angelegenheiten ernannten und jüdischen Forderungen nach separaten Lagern mit besseren Wohnverhältnissen, Rationen und einer gewissen Selbstverwaltung nachkamen. Da die Militärregierung nach dem Harrison Report separaten jüdischen DP-Lagern ihre Unterstützung zusagte, entwickelten die amerikanischen Besatzungszonen in Österreich, Italien und vor allem in Deutschland eine magnetische Anziehungskraft auf jüdische Überlebende, die aus ihren Heimatländern, in die sie erst kürzlich zurückgekehrt waren, vor erneuter Verfolgung flüchteten, wie auch für zionistische Aktivisten, die sie auf die Alija nach Palästina vorbereiten wollten.⁴⁶

Im Oktober 1946 trat Präsident Truman in einer »Yom-Kippur«-Erklärung zwar für Kompromisse ein, schien aber den zionistischen Teilungsplan für Palästina dem britischen Vorschlag autonomer Provinzen vorzuziehen.⁴⁷ Seit Truman mit einer Präsidialdirektive vom 22. Dezember 1945 Displaced Persons begrenzte Einwanderungspräferenzen eingeräumt hatte, hatten jüdische DPs begonnen, Visa für die USA zu beantragen. Hätten die Vereinigten Staaten ihre Pforten früher geöffnet, so vermuteten viele, hätte das Drängen auf massenhafte Emigration nach Palästina beträchtlich nachgelassen.⁴⁸ Allerdings blieben so viele Hindernisse bestehen, dass vor den Reformen der Einwanderungsbestimmungen von 1948 und 1950 nur relativ wenige jüdische Überlebende in die USA einreisen durften. Diese Situation sorgte dafür, dass eine stetig wachsende Zahl von Juden Einreisegenehmigungen für Palästina forderten, vor allem als immer mehr Juden aus Osteuropa in die amerikanische Zone flüchteten. In diesem Fall griffen das zionistische Einwanderungsprojekt nach Palästina und das US-Interesse, die Einwanderung in die USA zu begrenzen, gut ineinander. »Die Evakuierung der Juden aus Deutschland und Österreich nach Palästina wird das Problem der einzelnen Beteiligten lösen und zudem den Militärbehörden, die damit zu tun haben, ein Problem abnehmen«, wie Harrison ohne jede Rücksicht auf britische Belange kurz und bündig erklärte.⁴⁹

46 Siehe den Überblick über die geschätzten Zahlen in Anm. 11 dieses Kapitels.

47 Sofort vermuteten die Briten hinter der amerikanischen Haltung ein Zugeständnis an die jüdische Wählerschaft und die »zionistische Lobby«, da in den USA Zwischenwahlen bevorstanden. Siehe Kochavi, *Anglo-American Discord*, insbes. S. 540, und *Post-Holocaust Politics*; siehe auch Lavsky, *New Beginnings*, S. 51-55; und Reilly, Cesarani et al., Hrsg., *Belsen in History*.

48 Siehe z.B. Hyman, *Undeclared*, S. 373.

49 Dinnerstein, *America and the Survivors*, S. 305.

»Die Dinge selbst in die Hand nehmen«:
amerikanisch-jüdische Botschaften und Sichtweisen

Die Amerikaner hatten sich in Kooperation mit der UNRRA in der Tat dazu verpflichtet, sich wie schon in Berlin »angemessen um diese unglücklichen Menschen zu kümmern«.⁵⁰ Entgegen den kritischen zeitgenössischen Berichten und ebenso kritischen neueren Einschätzungen über amerikanisches Fehlverhalten, Verständnislosigkeit und ausgesprochenen Antisemitismus, meisterten die US-Streitkräfte diese beispiellose Lage rückblickend erstaunlich kompetent und mit einem nicht geringen Maß an Einfühlungsvermögen. Die Besatzungskräfte standen unter dem Druck jüdischer Organisationen, amerikanisch-jüdischer Offiziere und Militärrabbiner und erhielten nach dem Harrison-Bericht auch Druck von eigens ernannten Beratern für jüdische Angelegenheiten und amerikanischen Presseberichten. Fürsprecher sorgten dafür, dass Journalisten, Kongressdelegationen und Militärs sich unmittelbar mit den DPs in ihren tristen, überfüllten Quartieren konfrontierten. Aber Soldaten besitzen für humanitäre Arbeit weder die nötige Ausbildung noch die nötige Neigung. Sicher erkundigten die unteren Ränge sich nicht nach der Geschichte der schmutzigen, widerspenstigen Flüchtlinge, die sie bewachen mussten, wie amerikanische Reporter anmerkten. Für viele GIs galt, was Hutton und Rooney berichteten: »Ein DP ist im Soldatenjargon die unterste Form menschlichen Lebens.«⁵¹ Selbst Soldaten, die ins »wimmelnde Innere des schwarzen, fürchterlichen Herzens« des Naziregimes vorgedrungen waren, wie Meyer Levin es in seinen Erinnerungen an die Befreiung des KZs Ohrdruf nannte, übernahmen die Betreuung der letzten Überlebenden der europäischen Judenheit häufig nur widerstrebend, widerwillig und ziemlich verwirrt, wie Colonel Heymont gestand.⁵²

Einige der anschaulichsten Berichte über das Elend und die erstaunliche Energie der DPs stammten von amerikanisch-jüdischen Militärs, die zwischen den DP-Lagern mit osteuropäischen Überlebenden und deutschen Kleinstädten pendelten, wo sie die wenigen verbliebenen deutschen Juden fanden. Amerikanische Militärrabbiner, die teils in den

50 Lt. Col. Mercer (US Army), 5. Februar 1946, OMGUS 4/20-1/10, LAB. Siehe auch Wahrhaftig, *Uprooted*, S. 39.

51 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 84. Nüchterne Kritik über Bendersky, *Jewish Threat*; und Dinnerstein, *America and the Survivors*. Ein tendenziöser Bericht eines amerikanischen Soldaten findet sich in Hilliard, *Von den Befreier vergessenen*.

52 Levin, *Europa. Die Zeugen*, S. 134. Zu Heymont siehe Marcus und Peck, Hrsg., *Among the Survivors*, S. 38.

USA geboren und völlig unvorbereitet für ihre Aufgaben in der Nachkriegszeit waren, teils aber selbst aus Osteuropa stammten und Jiddisch sprachen, wurden zu unverzichtbaren Mittlern und Fürsprechern in den Beziehungen zu den Überlebenden. Wie in Berlin konnten viele sich darauf verlassen, dass ihre Vorgesetzten ein Auge zudrückten, und »vergaßen praktisch, dass sie U.S.-Militärrabbiner waren«. ⁵³ Sie halfen, osteuropäische Juden in die amerikanische Zone zu schmuggeln, arbeiteten mit dem Netzwerk der zionistischen *Bricha* zusammen, kümmerten sich um die sozialen und geistlichen Belange der Überlebenden und drängten jüdische Militärangehörige, sich ebenfalls zu engagieren, was vielleicht am wichtigsten war. Für viele dieser jungen Männer (und später auch Frauen des JDC) bedeutete die Konfrontation mit dem »geretteten Rest« das große Abenteuer ihres Lebens, das sie in unzähligen Briefen, Tagebüchern und Memoiren festhielten. Sie nutzten ihren Siegerstatus, um deutsche Zivilisten einzuschüchtern und zur Bereitstellung von Unterkünften und Versorgungsgütern zu bewegen, und ihre Feldpost und ihre Reiseprivilegien, um Überlebende ausfindig zu machen und ihnen Nachrichten zukommen zu lassen. Sie »organisierten« Armeefahrzeuge und Treibstoff, um Juden in die relative Sicherheit der amerikanischen Zone zu holen, verteilten ihre Rationen und Päckchen aus der Heimat, besorgten alles Mögliche von Anstellungen bei den Besatzungsmächten bis hin zu liturgischen Gegenständen und sorgten dafür, dass die Hilfsersuchen der Überlebenden in den jüdischen Gemeinden der Vereinigten Staaten Gehör fanden. Der 27-jährige Irving Heymont war sorgsam bedacht, lediglich als »Berufssoldat der US Army« aufzutreten, als er Kommandant des DP-Lagers Landsberg wurde. Er fürchtete, wenn sie ihn als Juden zu den Ihren zählen würden, könnte ihn ihre Not überwältigen; daher gab er sich während seines Armeedienstes nie offen als Jude zu erkennen. Später erinnerte er sich: »für mich besteht kein Zweifel, dass die wenigen Monate, die ich in Landsberg verbrachte, größeren Einfluss auf meine Lebenseinstellung hatten als jedes andere Erlebnis meiner Karriere, einschließlich der Infanteriekämpfe im Zweiten Weltkrieg und in Korea. Landsberg machte mich wieder zu einem bewussten Juden.« ⁵⁴

53 Hyman, *Undeafated*, S. 329. Zu jüdischen US-Militärgeistlichen in den amerikanischen Besatzungszonen Europas und zu ihren vielfältigen Aktivitäten siehe Grobman, *Rekindling the Flame*. Eine andere Sicht bietet Brämer, *Rescue Aid as a Method of Repression*; allgemein siehe Barish, Hrsg., *Rabbis in Uniform*.

54 Marcus und Peck, Hrsg., *Among the Survivors*, S. 25 (Brief vom 8. Oktober 1945) und Postscriptum S. 109.

Die Briefe, die im Frühjahr und Sommer 1945 bei jüdischen Familien in den ganzen Vereinigten Staaten eintrafen, dokumentierten anschaulich das Gemenge aus Schock und Wut bei amerikanisch-jüdischen Soldaten, die mit der Realität des Schicksals ihrer europäischen Brüder und Schwestern konfrontiert wurden. Das Entsetzen selbst kampfgestählter Soldaten bei der Befreiung der Konzentrations- und Arbeitslager ist bekannt, weniger bekannt ist wohl die Reaktion amerikanisch-jüdischer Soldaten auf ihre Begegnung mit den Überlebenden. Im Juni 1945 beschrieb ein jüdischer Soldat in einem Brief, den er aus Frankfurt in seine Heimat schickte, einen auf die Schnelle improvisierten Sabbatgottesdienst für etwa 140 deutsche Juden, von denen keiner das war, »was ihr und ich als vollgültigen Juden bezeichnen würden«; zudem schilderte er seine Begegnungen mit jungen DP's, »heimatlos, nackt, hungrig und ohne jemanden, der etwas für sie tun würde«. GIs waren sich darüber im Klaren, wie unzulänglich und vielleicht sogar unglaublich ihre Berichte waren: »Alle Geschichten, die ihr über Gräueltaten gelesen habt, sind nur die halbe Wahrheit, gemessen an dem, was diese Jugendlichen erzählen«. Es gab Achtjährige mit einem Gewicht wie »Dreijährige zu Hause« und »Frauen, die ihre ganze Familie verloren haben – eine, deren 23 Verwandte vergast wurden«. Die Gebete Überlebender waren »erfüllt von Blutvergießen und zerbrochenen Familien«, und wenn »die Jungs von der Army« einen Namen von einer Suchliste vorlasen, rief jemand »fabrent« (verbrannt) oder »mein Bruder, wo ist er?«, und es kam zu bewegenden Szenen, die diese Soldaten offenbar stärker berührten als alles, was sie während des Krieges erlebt hatten.⁵⁵

Im Sommer 1945 nahmen »die jüdischen Jungs von der Army« in den amerikanischen Besatzungszonen in Deutschland und Österreich »die Dinge selbst in die Hand«. ⁵⁶ Ein gewisser Dave erklärte: »Ich machte mich auf und besorgte allen Arbeit.« Soldaten adoptierten Waisen als Maskottchen und übernahmen bei den ersten Bar Mitzwas und Hochzeiten ehrenhalber die Aufgaben des *Tatte* (Vaters). Dave war klar, dass

55 Briefe von Sgt. Dave Katz, Frankfurt, 19. Juni 1945, 21. Juni 1945; Brief vom Sohn eines Mitglieds der Sisterhood of the Yeshiva Talmud Torah of Crown Heights, 19. September 1945; alle in AJDCA/AR 1945/1946/399A. Files 399 und 399A enthalten viele solcher aufgewühlten Briefe amerikanisch-jüdischer Soldaten, die Verwandte oder Gemeindemitglieder meist an JDC-Vertreter weiterleiteten, sowie die offiziellen Reaktionen darauf. Diese außergewöhnlichen Primärquellen verdienen eingehendere Erforschung. Zu den allgemeinen Erfahrungen jüdischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg siehe Moore, *GI Jews*.

56 Brief von Chaplain Max B. Wall von der Ninth Infantry Division, 19. August 1945, AJDCA/399A.

dieses Engagement wichtig, aber nicht annähernd ausreichend war: »Ich sage euch, meine *Kinderleib* halten mich Tag und Nacht auf Trab. Ich wünschte, die HIAS [Hebrew Immigrant Aid Society] oder das Joint Distribution Committee würden nach Deutschland kommen und diese Kinder sammeln und irgendwohin schicken, wo sie wieder leben können. Ich bin nicht stark genug, alle ihre Probleme zu lösen.«⁵⁷ Chaplain Max B. Wall von der Ninth Infantry Division äußerte sich in einem Brief an seine Mutter am 19. August 1945 ganz ähnlich wie Dave: »Bis jetzt haben alle unseren fantastischen Organisationen zu Hause wie das Joint Distribution Committee, B'nai Brith etc. nichts für diese armen Seelen getan ... es gibt niemanden, absolut niemanden, der zu helfen versucht – und du kannst mir glauben, dass sie Hilfe brauchen, und zwar so schnell wie möglich«; er gab präzise Anweisungen für die Versorgung der DPs, die sich in der Umgebung Münchens sammelten: »14.000 Juden, die irgendwie die letzten 10 Jahre überstanden haben ... die Hölle«. Seine Mutter sollte seine Tanten Hanna, Belka und Anna und »so viele Leute wie, du nur kannst« einspannen, eine »Versandkiste besorgen« und »neue (keine alten) Hosen, Strümpfe, Zahnbürsten und Zahnpasta, Seife, kleinen Siddur, Tallit, Tefilin, deutsch-amerikanisches Wörterbuch« sowie »einige Rasierklingen und Kämme« hineinpacken.⁵⁸

Anders als spätere Kritiker monierten die GIs eher die langsame Reaktion jüdischer Organisationen, insbesondere des JDC, als die des Militärs. Als kampfgeästahlte Soldaten fanden sie: »Die Armee hat ihre Arbeit getan. Jetzt müssen die amerikanischen Juden ihre tun.« Auch wenn die Verhältnisse in Krieg und Besatzungszeit dem entsprachen, was der Soldatenjargon als »SNAFU« (*situation normal, all fouled up*: Lage normal, alles versaut) bezeichnete, traf vermutlich die Einschätzung Albert Hutlers, eines für DP-Angelegenheiten zuständigen US-Offiziers, zu:

Keine freiwillige Hilfsorganisation – sei es das Joint Distribution Committee oder das United Nations Relief and Rehabilitation Committee – hätte sich um die Bedürfnisse der Überlebenden von Konzentrations- und Arbeitslagern so kümmern können, wie die Armee der Vereinigten Staaten es in jener ersten Zeit getan hat. Das erforderte einen massiven Rückgriff auf Personal und Material, die nur in der Armee zu finden waren.⁵⁹

57 Brief von Dave, Frankfurt, 21. Juni 1945, AJDCA/399A.

58 Brief von Chaplain Wall, 19. August 1945, AJDCA/399A.

59 Albert A. Hutler, Memoiren, Hutler Papers, AJHSA. Der Ausdruck »SNAFU« findet sich in vielen Quellen, siehe z.B. Dawidowicz, *From That Place*, S. 290. Zur Kritik an den US-Streitkräften siehe insbesondere Bendersky, *Jewish Threat*.

Solche rationalen Argumente beeindruckten aber wohl kaum die Soldaten, die sich nach Deutschland vorgekämpft, in vielen Fällen an der Befreiung von KZs beteiligt oder Überlebende auf überfüllten Straßen, in ausrangierten Eisenbahnwagen oder in den Trümmern der Städte gefunden hatten. Wenig überzeugend waren für sie auch die nervösen Beteuerungen des JDC, das als eigenständiger Verwaltungsapparat zwangsläufig den restriktiven Vorschriften des US-Militärs unterworfen war, die Organisation »leistet das Äußerste, aber die Hindernisse sind überwältigend«. ⁶⁰ Als das JDC besorgten Mitgliedern und Spendern in der Heimat erklärte, in die Flüchtlingslager zu kommen habe »länger gedauert, als wir gehofft hatten«, es habe an Lastwagen und Jeeps gefehlt und die Hilfsmaßnahmen könnten die der US-Armee und der UNRRA lediglich »ergänzen«, waren die Militärrabbiner und GIs nur noch empfänger; denn sie selbst räumten solche Hindernisse gern mit Einschüchterung, Charme oder Manipulation aus dem Weg.

Vor allem Außenseiter wie Klausner und, wie bereits gezeigt, die Rabbiner Friedman und Abramowitz in Berlin umgingen nur allzu gern die Militärvorschriften und »organisierten« Proviant, Ausrüstung und Material von der Armee. Unterstützung fanden sie bei Vorgesetzten, die manchmal sogar beide Augen zudrückten wie der für DPs zuständige Kommandeur, dessen Anweisungen sich auf die Warnung an Klausner beschränkten, »sparsam mit dem Treibstoff umzugehen«. ⁶¹ Klausner verstand es hervorragend, die Empörung von Soldaten auszunutzen, sehr zur Bewunderung und Verärgerung der JDC-Mitarbeiter, die sich an die Besatzungsvorschriften halten mussten, um ihren letztlich enormen Einsatz nicht zu gefährden. ⁶² Klausner beherrschte die Rhetorik der Empörung in seinen Briefen mustergültig; so schrieb er seinem Lehrer am Hebrew Union College in Cincinnati über seine unerwarteten Rabbinerpflichten:

Ich habe eine großartige Gemeinde. 14 000 Juden. Graduierte des Todes. Sie leben in den Krankenhäusern und Lagern, die wir eingerichtet haben. Von der Außenwelt haben wir keinerlei Hilfe erhalten. Viel

60 Brief von Moe Leavitt, JDC, an Rabbi Leonard J. Mervins in Terre Haute, Ind., 5. September 1945, AJDCA/399A.

61 Klausner, Letter to My Children, S. 59.

62 Das JDC musste mit viel Energieaufwand auf empörte Briefe von führenden Gemeindemitgliedern und Verwandten reagieren, die diese leidenschaftlichen Schreiben bekommen (und häufig beigefügt) hatten und sich erkundigten, was eigentlich mit ihren Spenden geschah. Zu den Antworten siehe AJDCA/399 und 399A.

lässt sich über das Versagen der großen jüdischen Welt schreiben, aber es wäre sinnlos. Morgen früh werden wir ... versuchen, einen Juden, der eine Gurke gestohlen hat, aus dem Gefängnis zu holen. Morgen werden wir nach Betten schreien, weil unsere Leute noch immer auf dem Betonboden schlafen. Gott sei für den Beton gedankt.

Weiter kündigte er die erste Flüchtlingswelle aus dem Osten an: »Morgen werden wir Hunderte aufnehmen, die aus Polen geflüchtet sind, das sich auf die Fahnen geschrieben hat: Ein demokratisches Polen – ohne Juden.«⁶³

In diesen Konflikten spielten sicher unterschiedliche Interessen und Sichtweisen eine Rolle. Die meisten Militärrabbiner und GIs wollten Sofortmaßnahmen, um eine extreme, beispiellose Notlage zu bewältigen. Diejenigen, die bereits mit den Überlebenden arbeiteten, hatten den Eindruck, dass das JDC mit seiner Einhaltung der Vorschriften diese Menschen beinahe sträflich vernachlässigte, »mehr Geld für Erhebungen als für Nahrung oder Kleidung« ausgab und »mehr Zeit auf die Schaffung von Büros als für unmittelbare Hilfe für die Juden in Europa« aufwandte.⁶⁴ Das altehrwürdige JDC, das 1914 gegründet wurde, um europäischen Juden nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu helfen, fürchtete dagegen, die Insubordination Einzelner, so gut sie es meinen mochten, gefährde sein groß angelegtes Hilfsprojekt. Die für DPs zuständigen amerikanisch-jüdischen Kommandanten mussten abwägen zwischen ihren Pflichten als US-Offiziere einerseits und den Ansprüchen der DPs und ihrer Unterstützer in der Armee andererseits. Bei einer Tagung über die Geschichte der DPs in Bayern, die 1995 in München stattfand, erinnerte sich Colonel Heymont noch immer lebhaft, dass er über Klausners Missachtung sämtlicher Militärvorschriften so aufgebracht war, dass er gedroht hatte, ihn zusammenzuschlagen.⁶⁵ Der unbezähmbare, schillernde Klausner engagierte sich so vorbehaltlos für die DPs, dass das Zentralkomitee der befreiten Juden ihn sogar zu ihrem offiziellen Repräsentanten ernannte. Offenbar war er einer der wenigen Amerikaner, denen es gelang, ihr Vertrauen zu gewinnen – allerdings um den Preis, es sich mit dem US-Militär und dem JDC zu verderben. Klausner war, wie sich einer seiner DP-Assistenten bewundernd erinnerte, eine

63 Brief an Dr. Atlas, Hebrew Union College, von Abraham Klausner, Deutsches Museum München, 28. August 1945, mit dem Briefkopf des Zentralkomitees der befreiten Juden in Bayern, AJDCA/399A.

64 Brief aus Berlin, 5. Oktober 1945, AJDCA/399A.

65 Siehe Marcus und Peck, Hrsg., *Among the Survivors*; Heymonts Bemerkungen bei der Münchener DP-Tagung 1995 (bei der auch Klausner anwesend war).

»gewinnende Persönlichkeit« mit einer außergewöhnlichen Begabung, Menschen mitzureißen, die sich ansonsten nicht leicht motivieren ließen, seien es ausgemergelte, misstrauische jüdische Überlebende oder mürrische Deutsche wie die Drucker, die er überredete, 2000 Exemplare einer Literaturzeitschrift jüdischer DPs zu drucken, indem er einfach für ihre Kinder den gesamten Bestand an Keksen und Süßigkeiten eines PX-Ladens aufkaufte.⁶⁶ Als die US-Armee dieses *enfant terrible* im Juli 1946 schließlich aus Deutschland verbannte, protestierte das Zentralkomitee lautstark: »Die gesamten *Shearith Haplitah* sind zutiefst gekränkt über dieses Vorgehen, denn Klausner war seit der Befreiung das höchste Symbol eines helfenden Bruders aus der Außenwelt.«⁶⁷ Ironischerweise brachte den jungen Rabbiner von allen seinen Akten der Insubordination vielleicht ausgerechnet das in den US-Streitkräften am weitesten verbreitete Vergehen zu Fall. Ein JDC-Mitarbeiter berichtete leicht schmunzelnd: »Dieser Rabbi hat zwar viel Gutes getan, aber in den Augen der Überlebenden viel Respekt verloren, als er sich ein deutsches Fräulein zur Freundin nahm.« Als er ihr einen »Mogen Dovid [Davidstern] ans Kleid heftete, ... machten alle sich einen Spaß daraus, sie Rebitzin [Rabbinerfrau] zu nennen. Ihre naive Verwunderung über diesen Beinamen machte in allen Städten und Überlebendenlagern Bayerns die Runde, und noch heute amüsieren sich die Zyniker über die Legenden um die Rebitzin.«⁶⁸

Trotz seiner Eskapaden mobilisierte Rabbiner Klausner praktisch im Alleingang Hunderte jüdische Soldaten, die – ausgerechnet – im Münchener Opernhaus an Rosh-Hashana-Gottesdiensten teilnahmen, mit einer offenbar »sensationellen Predigt« unter ungewöhnlichen Umständen zu einer Briefkampagne für die Überlebenden. Die Briefe, die entsetzte amerikanische Juden erhielten und größtenteils vom JDC gesammelt wurden, ähnelten sich auffallend in Ton und Ausdrucksweise; sie warnten, »von euch muss sofortige Hilfe kommen, wenn diese gerade erst befreiten Naziopfer den bevorstehenden Winter überleben sollen«. Ebenso wie die Briefe, die Sergeant Dave und Rabbi Wall bereits geschrieben hatten, folgten sie einem festen, drängenden Muster,

66 Gespräche mit Shlomo Leser, Haifa, Israel, im November 2005. Ich danke Dr. Leser, der selbst an einem Buch über die Erlebnisse jüdischer DPs arbeitet, dass er seine Einblicke und Erinnerungen mit mir geteilt hat.

67 Telegramm an das JDC in Paris vom 15. Juli 1946, AJDCA/390. Anfang 1947 kehrte Klausner nach Kassel zurück, quittierte aber nach wenigen Monaten den Dienst aus Unmut über die Armeevorschriften. Später wurde er ein ikonoklastischer Reformrabbiner in den Vereinigten Staaten. Siehe seine Memoiren, *Letter to My Children*.

68 Brief von Morris an Sol, 27. Dezember 1945, AJDCA/499/1.

das Klausner offenbar von der Bima (Gebetspult) vorgegeben und auf improvisierten Flugblättern verbreitet hatte: Sie prangerten die unzulängliche Hilfe des JDC, des Internationalen Roten Kreuzes und der UNRRA an und kritisierten die Ungerechtigkeit der amerikanischen Politik, die DPs hinter Stacheldraht einsperrte, während ihre deutschen Peiniger sich frei in ihrem eigenen Land bewegen durften, und die zuließ, dass ein DP verhaftet wurde, weil er zur Bereicherung seiner spärlichen Ernährung eine Gurke gestohlen hatte – eine häufig erzählte Anekdote. Soldaten baten ihre Familie und Freunde, die von der Armee gestatteten vorweihnachtlichen Paketsendungen zu nutzen, um Versorgungsgüter zu schicken, und an ihren Heimatorten Rabbiner und jüdische Gruppen für die Nothilfe zu gewinnen. Flugblätter, die sich an einen »Kameraden« richteten, forderten sofortige Hilfe für die »staatenlosen Juden – die alle wie durch ein Wunder die Tyrannei der Gaskammern und Konzentrationslager Europas überlebt haben«. ⁶⁹

In einer erbosten Formulierung, die in ähnlicher Form durch Earl Harrisons Bericht an Präsident Truman berühmt-berüchtigt wurde, schrieben GIs in die Heimat, »trotz der vielen Hilfsorganisationen und Geldspenden in den Vereinigten Staaten leben jüdische DPs kaum besser als unter den Nazis«. ⁷⁰ Ein Teilnehmer an dem Rosh-Hashana-Gottesdienst schilderte, was einen Überlebenden, »der nach wie vor ein Lagerleben führt«, getrieben haben könnte, eine frische Gurke zu stehlen: »Dreimal täglich Suppe und Roggenbrot; auf Etagenbetten mit Strohmattmatratzen ohne Bettwäsche schlafen; beengte Verhältnisse; in ihren dunkeln Zimmern aus Blechnäpfen essen; dieselben zerlumpte Kleider tragen, die sie aus Dachau, Buchenwald usw. mitgebracht haben – niemand hat ihnen andere Kleider gegeben, die ihnen diese furchtbare Erinnerung an ihr Leid nehmen würde.« ⁷¹ Ein anderer beschrieb eindringlich einen »polnischen Juden, frisch aus Dachau«, den er während der Münchener Gottesdienste auf der Herrentoilette traf und der »weinte wie ein Kind. Ich brauchte ihn nicht zu fragen, warum er weinte: Eltern zu Tode gefoltert; Frau vergast und Kinder verhungert oder eine Kombination aus allen drei Möglichkeiten.« ⁷² Nach dem gerade im Krieg errungenen

69 Das Flugblatt lag in einem Brief von Sgt. Edward D. Mayer, Fifty-fifth Fighter Group, AJDCA/399A. Klausner leitete auch den ersten Pessach-Seder in München am 15.-16. April 1945; siehe auch die bittere Überarbeitung einiger traditioneller Texte in Touster, Hrsg., *Survivors' Haggadah*.

70 Brief von Jerry, AJDCA/399A.

71 Brief von Seymour an seine Eltern nach den Rosh-Hashana-Gottesdiensten in München, 9. September 1945, AJDCA/399A.

72 Brief von Fred an Onkel Carol, 9. September 1945, AJDCA/399.

Sieg über die Nazis stellte ein Offizier fest: »Heute hatte ich wirklich das Gefühl, als ob ich für den ersten Teil meines Lebens etwas wiedergutmachen müsste. Wir haben wahrhaftig gesündigt und sündigen jeden Moment, den wir noch länger zögern. Das ist ein verflixter Brief, den ich dir aus meiner neuen Einheit schicke, aber seit der Predigt kann ich an nichts anderes mehr denken. Es war keine Propaganda, sondern die Wahrheit. Ich könnte noch seitenlang weiter schreiben, aber ich bin müde und höre jetzt auf.« Er schloss mit der schlichten Aufforderung: »Bitte tu etwas dagegen.«⁷³ Der einzige Kampf, den Hitler gewonnen hatte, war nach dem Eindruck dieser jungen Männer »sein Krieg, die Juden zu vernichten«.⁷⁴

Diese aufgewühlten Briefe in die Heimat bestätigten Earl Harrisons Vorwürfe, dass die jüdischen DPs zwar nicht systematisch vernichtet, aber doch weitgehend ebenso schlecht behandelt würden wie von den Nazis. Schon früh entstand das Bild vom Flüchtling, der in der Falle saß: »So sitzen sie da und warten. Die meisten leiden zudem noch seelische Qualen, weil sie gegen jede Wahrscheinlichkeit hoffen, doch noch irgendwo die Ehefrau, ein Kind oder die Mutter zu finden.« Aber die Suchdienste waren unzureichend: »Wie lange müssen sie noch warten, hoffen und leiden?«⁷⁵ Tatsächlich wurde das Wort »warten« zu einer vorwurfsvollen Beschwörungsformel. In Filmen, die DPs und amerikanisch-jüdische Hilfsorganisationen für ihre Öffentlichkeitsarbeit und Spendenaufrufe produzierten, gingen Männer und Frauen rastlos auf den Straßen der DP-Lager auf und ab, tauschten Gerüchte aus, verschlangen Tageszeitungen, machten Schattengeschäfte, schoben Kinderwagen, hielten Kleinkinder an der Hand und »warteten, warteten, warteten«, dass die Welt endlich Notiz von ihnen nahm.

»Lebende Leichen«: »Wir waren so viele menschliche Wracks«

Bei jüdischen Soldaten in den alliierten Streitkräften paarte sich die spontane Empörung über den anfänglichen Umgang mit den Überlebenden mit Entsetzen über deren Zustand.⁷⁶ Tatsächlich wurden jü-

73 Brief eines bei Dachau stationierten Offiziers, 17. September 1945, AJDCA/399A.

74 Brief von Seymour, 9. September 1945, AJDCA/399A.

75 Ebd.

76 Zitat aus Biber, *Risen from the Ashes*, S. 14. Siehe Zalman Grinberg, *We Are Living Corpses*, in: *Aufbau*, 24. August 1945, S. 7. Wendungen wie »menschliches Treibgut« (»human debris«) oder »lebende Leichen« waren in zeitgenössischen

dische DPs häufig mit dem gleichen Vokabular beschrieben wie die Berliner, die Besatzungskräfte schon bald als »schockstarr und apathisch« und »nahezu ausschließlich mit Nahrungs- und Unterkunftsproblemen beschäftigt« bezeichnet hatten.⁷⁷ Ganz ähnlich wie seine Kollegen in der Militärregierung die besiegten Deutschen in der ehemaligen Hauptstadt zeichnete Irving Heymont ein Bild der jüdischen Überlebenden, die in Landsberg seinem Schutz unterstellt waren: »Mit wenigen Ausnahmen wirken die Menschen im Lager demoralisiert und ohne jede Hoffnung auf Wiedereingliederung. Sie scheinen seelisch und körperlich geschlagen und ohne Hoffnungen oder Antrieb für die Zukunft.«⁷⁸

Angesichts der Neigung, die wir im ausgehenden 20. Jahrhundert und beginnenden 21. Jahrhundert für Sprache und Theorie von Trauma und Erinnerung und für die Wertschätzung, ja Sakralisierung von Holocaust-Überlebenden empfinden, ist es nützlich, sich daran zu erinnern, wie unromantisch, wenig ansprechend und fremd diese DPs selbst auf die Menschen wirkten, die ihnen helfen wollten.⁷⁹ Sie erschienen »wie Wesen aus einer anderen Welt«.⁸⁰ In seinem autobiografischen Roman *The Brigade* erinnerte Hanoch Bartov sich an die Reaktion der hartgesottenen Soldaten der Jüdischen Brigade aus Palästina, die mit dem festen Entschluss nach Deutschland vordrangen: »Hasst die Schlächter eures Volkes – bis in alle Generationen!«; ihre Mission, die sie »mit Hingabe, Loyalität und Liebe zu den vor dem Schwert und aus den Lagern Geretteten« erfüllten, lautete: »Rettung der Juden, Einwanderung in ein freies Heimatland«. Trotz dieser »Gebote für einen hebräischen Soldaten auf deutschem Boden« waren der Erzähler und andere Mitglieder der Brigade nicht auf das vorbereitet, was sie vorfanden, als sie den restlichen Juden, die sie zu rächen und retten geschworen hatten, tatsächlich begegneten: »Immer wieder sagte ich mir, dass sie die Menschen waren, von denen wir

Berichten allgegenwärtig (tatsächlich verwenden die meisten Schilderungen jüdischer DPs eine bemerkenswert ähnliche, konsistente Sprache). Siehe z.B. die Berichte in Gershon, *Postscript*. Dagegen tritt Mankowitz nachdrücklich dafür ein, die jüdischen Überlebenden nicht als »lebende Leichen«, sondern als Akteure mit der »revolutionären Ideologie« der *She'erit Hapleita* zu sehen, wie Peck es in *Jewish Survivors* nannte; siehe Mankowitz, *The Formation of She'erit Hapleita*, und ders., *The Affirmation of Life in She'erit Hapleita*.

77 Berlin Sector. A Report by Military Government From July 1, 1945 to September 1., 1949, LAB, Rep. 9, S. 113.

78 Marcus und Peck, *Among the Survivors*, Brief Heymonts an seine Frau vom 19. September 1945.

79 Eine kluge Kritik findet sich bei M. A. Bernstein, *Homage to the Extreme*.

80 Levin, *Europa. Die Zeugen*, S. 178.

so viele Jahre lang gesprochen hatten – aber ich war so weit von ihnen entfernt, dass uns ebenso gut ein Elektrozaun hätte trennen können.«⁸¹ Die israelische Historikerin Idit Zertal charakterisierte die schockierende, schmerzliche Begegnung »zwischen den Juden Europas und dem »wiedergeborenen Israel«« als eine Art »Wiederkehr des Verdrängten«, das jene Angst auslöste, die Freud diagnostizierte, wenn etwas, das einmal »heimlich« war, »unheimlich« wird.⁸² Amerikanische Besatzungskräfte, Mitarbeiter internationaler Hilfsorganisationen, Deutsche, Zionisten und jüdische Beobachter sahen Überlebende gleichermaßen als »menschliche Wracks« und »unansehnlichen Haufen«, wie der linke amerikanisch-jüdische Journalist I. F. Stone, der über die Untergrundroute nach Palästina berichtete, seinen ersten Eindruck beschrieb.⁸³ Bestenfalls ließen sie sich in einen zukünftigen jüdischen Staat eingliedern und resozialisieren, im ungünstigsten Fall waren sie »asozial« und hoffnungslos traumatisiert. Die »KZ-Erfahrung ist nichts, was dich bei Menschen beliebt macht«, stellte ein Überlebender bedauernd fest.⁸⁴

Regelmäßig klagten mitfühlende wie auch feindselig eingestellte Augenzeugen in plastischen Schilderungen über den »unzivilisierten« Zustand der Überlebenden. Offenbar waren sie entweder apathisch oder feindselig aggressiv, vernachlässigten die elementarsten Hygieneregeln, benutzten die Latrinen nicht richtig, waren vom Essen »besessen« und hemmungslos in Bezug auf das andere Geschlecht. Manche weigerten sich, zu baden, weil über eine verbreitete Seifensorte mit der Prägung RJF das Gerücht kursierte, sie bestünde aus »reinem jüdischem Fett«. Neuankömmlinge beschmierten zum Entsetzen der Lagerleitung die Toilettenwände mit Exkrementen und verwüsteten die Einrichtung des DP-Lagers. Nach einer Inspektion des DP-Lagers Feldafing im Herbst 1945 äußerte General George S. Patton in einer besonders ungeheuerlichen Tirade: »Andere (›Harrison und seinesgleichen‹) glauben, dass der DP ein menschliches Wesen ist, was er nicht ist, und das gilt besonders für die Juden, die niedriger sind als Tiere.« Eisenhower, der bereits durch den Harrison-Report in Verlegenheit gebracht war, enthob ihn zwar als ungeeignet von seinem Posten als erster Militärgouverneur von Bayern, aber Patton stand mit seinem Abscheu sicher nicht allein. Traurig erinnerte sich Helen (Zippi) Tichauer, die Auschwitz überlebt hatte und mit dem Leiter der DP-Polizei in Feldafing, auch ein Auschwitz-Überleben-

81 Bartov, *Brigade*, S. 148.

82 Zertal, *From Catastrophe to Power*, S. 8 f.

83 I. F. Stone, *Underground to Palestine*, S. 24.

84 Hass, *Aftermath*, S. 18.

der, verheiratet war: »Die Toiletten waren sauber, aber auf den Fluren, da erledigten sie ihr Geschäft.« Viele Überlebende »wussten nicht, was eine Toilette war, sie wussten, was war eine Latrine.«⁸⁵

Militärregierung und örtliche deutsche Stellen, überwältigte und entsetzte Mitarbeiter amerikanisch-jüdischer Hilfsorganisationen und der UNRRA in den Lagern, zionistische Gesandte aus Palästina und sogar Lehrer und führende Vertreter der DPs erlebten die Lagerbewohner häufig als apathisch, von »Teilnahmslosigkeit« und »Resignation« befallen und untauglich für jedes normale Leben. Gleichzeitig bezeichneten sie die Überlebenden als »fahrig, reizbar, ängstlich«.⁸⁶ Sie waren gereizt, unfähig, »Widerspruch zu ertragen«, anfällig für Gerüchte, gerieten schnell in Panik und reagierten allergisch auf Autoritäten und Veränderungen. Von jetzt auf gleich konnten ohne Vorwarnung Unruhen ausbrechen. Ständig mussten die DPs aufmerksam überwacht, betreut und gebändigt werden. Die mitfühlende UNRRA-Kinderfürsorgerin Susan Pettiss, die am Aufbau des Auffanglagers im Deutschen Museum in München mitwirkte, schrieb, den Juden sei

... schwer zu helfen. Sie sind anspruchsvoll, arrogant und spielen ihre KZ-Erfahrung aus, um etwas zu erreichen. In unserem Lager sah ich Räume, die sie hinterlassen hatten – verdreckt, schmutzig, mit zerbrochenen Möbeln und in einer Unordnung, wie noch keine andere Gruppe sie hinterlassen hat. Sie sind untereinander gespalten. In einem von unseren Lagern gibt es sechs Synagogen, damit Frieden herrscht. Sie weigern sich, Arbeiten zu verrichten, und mussten mit Waffengewalt gezwungen werden, in den Wald zu gehen und Holz zu schlagen, um ihr eigenes Lager zu heizen. Amerikanische Soldaten haben in vielen Fällen eine verbitterte Einstellung entwickelt.⁸⁷

85 Interviews mit Helen (Zippi) Tichauer, New York 2004/2005. Patton ist zit. nach Dinnerstein, *America and the Survivors*, S. 16 f. Siehe auch Blumenenson, *The Patton Papers*. Ebenfalls zitiert in Goschler, *The Attitude towards Jews*, S. 447; sowie Bendersky, *Jewish Threat*, S. 357. Zur Seifenepisode siehe Schochet, *Feldafing*, S. 37.

86 Zitiert in Grobman, *Rekindling the Flame*, S. 57. Siehe auch Dinnerstein, *America and the Survivors*. Beispiele einer solchen im Grunde mitfühlenden, aber äußerst unsentimentalen und kritischen Sicht der Überlebenden bieten die bemerkenswerten Briefe, die zwei amerikanisch-jüdische Augenzeugen, ein Soldat und ein JDC-Mitarbeiter, ihren Frauen nach Hause in die USA schrieben: siehe Marcus und Peck, Hrsg., *Among the Survivors*, und Grobman, Hrsg., *In Defense of the Survivors*.

87 Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 126, Eintragung vom 6. November 1945. Pettiss, die sich unermüdlich für jüdische DPs einsetzte, veröffentlichte dieses

Auf einer oberflächlichen Ebene war die drängende Soforthilfe jedoch bald geleistet, zumal für die erste Welle der KZ-Überlebenden. Filme des US Army Signal Corps zeigen ausführlich, wie DPs energisch mit DDT eingesprüht, bei medizinischen Untersuchungen abgetastet und von oder auf Lastwagen geladen werden – Bilder, die zuweilen gespenstisch an andere Umsiedlungs- und Ungezieferbekämpfungsmaßnahmen erinnern. Wie diese zahlreichen Filmaufnahmen ausdrücklich demonstrierten, gab es umfangreiche und effektive Maßnahmen zur Gesundheitsvorsorge. Impfungen gegen Typhus, Fleckfieber, Diphtherie und Pocken, Entlausung, der Einsatz von Sulfonamiden und Penicillin, die Einrichtung von Lungenheilstätten und die zügige Bereitstellung von Nahrung und Unterkünften mit hinreichenden Abwassersystemen gewährleisteten, dass für die unmittelbaren körperlichen Bedürfnisse beeindruckend schnell und effizient gesorgt wurde. Helferteams zeigten sich im Herbst 1945 zufrieden mit den Ergebnissen: »Es ist kaum zu glauben, dass es dieselben Menschen sind, die noch vor wenigen Monaten fotografiert wurden, wie sie beinahe zum Skelett abgemagert waren und sich nur mit Mühe dahinschleppten.«⁸⁸

Durchgängig waren Beobachter überrascht über die offenbar »erstaunlich gute« Gesundheit der Überlebenden und zogen den Schluss, dass »alle, die nicht gerade zu den körperlich Belastbarsten der Belastbaren gehörten, sich schon lange zu den sechs Millionen jüdischen Toten in den Nazigräbern gesellt hatten.«⁸⁹ Aber hinter dem überraschend robusten Äußeren der DPs, hinter ihren »unnatürlich dicken«, sich erholenden Körpern verbargen sich körperliche und seelische Gefahren, die Grund zur Sorge boten. Ihre äußerliche Gesundheit hatte etwas Unheimliches, »Unnatürliches«. Da Röntgeneinrichtungen knapp waren, blieb Tuberkulose oft unentdeckt. Viele DPs hatten durch Mangelernährung, Krankheit oder SS-Schläge Zähne verloren, und ständig drohten Geschlechtskrankheiten und Suizid.⁹⁰ Scheinbar kräftige Überlebende brachen Wochen oder Monate nach der Befreiung plötzlich zusammen, wurden krank, depressiv, und manche begingen Selbstmord. Zu solchen Todesfällen kam es oft, wenn der Verlust von Angehörigen bestätigt und

aufrichtige Tagebuch 2004. Siehe auch die noch unverhohlener wertende Schilderung der britischen UNRRA-Mitarbeiterin Francesca Wilson, die jüdische DPs in Feldafing und Föhrenwald als »unordentlich und schmutzig«, »neurotisch und unglücklich« bezeichnete; siehe Wilson, *Aftermath*, S. 45, 117.

88 O.S.E. Report, S. 60.

89 Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 66.

90 O.S.E. Report, S. 16-19.

damit die stärkende Hoffnung auf ihr mögliches Überleben zunichtegemacht wurde, aber nach Ansicht von Helfern auch, wenn Überlebende begriffen, wie teilnahmslos die Alliierten und sogar die internationale Judenheit ihrer Not offenbar gegenüberstanden.⁹¹

Seltsamerweise entdeckten psychiatrische Studien relativ wenige diagnostizierbare Erkrankungen: In der amerikanischen Zone gab es weniger als 100 Fälle nachweislicher Psychosen. Dennoch waren Mitarbeiter von Hilfsorganisationen über die beunruhigend unangemessene Gefühlslage der DPs ebenso verblüfft wie über deren körperliche Widerstandsfähigkeit. Kinder und Jugendliche mit Geschichten, die einem »Schauer über den Rücken jagten«, waren weit über ihr Alter hinaus abgehärtet und selbständig und fest in eine Gemeinschaft Gleichaltriger eingebunden, die kaum Interventionen Erwachsener zuließ. Susan Pettiss war »besorgt«, denn »ich vermisste das, was ich für normales kindliches Verhalten hielt – Schreien, Lachen, spontane Spiele und Lieder ... Diese Kinder waren ernst, konzentriert, sogar militant; sie gingen in Reih und Glied zu Mahlzeiten und besonderen Aktivitäten und aßen schweigend.«⁹² Selbst wenn sie gemeinsam in zionistischen Jugendgruppen (Kibbuzim) untergebracht waren, blieben sie verletzte, traumatisierte Kinder, die tendenziell »im falschen Moment emotional«, aber »unnatürlich ruhig« waren, wenn man Erschütterung von ihnen erwartet hätte; so blieben ihre Augen bei Gebeten für die Verstorbenen trocken, aber bei der leisesten Provokation gerieten sie schnell in Rage. Die grauenvollsten Erlebnisse wie den Mord an ihren Eltern und Geschwistern schilderten sie völlig teilnahmslos, tobten aber »wegen einer Kleinigkeit, wenn sie etwa eine Woche bis zum nächsten Haarschnitt warten mussten oder in einem Rot-Kreuz-Päckchen kein Glas Honig war«.⁹³

Mitarbeiter von Hilfsorganisationen hatten Mühe, mit Menschen umzugehen, deren Lebenserfahrungen sich jedem Begreifen und jeder Sprache entzogen (eben das machte, wie man später erkannte, das Wesen

91 Memoiren sind voller erschütternder Geschichten über Verwandte, Kameraden oder Lagergefährtinnen, die KZs, Todesmärsche und Befreiung gemeinsam überlebten, bis dann einer von ihnen kurz hinterher starb, oder von Berichten über Überlebende, die zusammenbrachen, als sie schließlich akzeptieren mussten, dass nicht einmal der starke Bruder oder die zähe Schwester es geschafft hatten, von denen sie geglaubt hatten, dass sie überlebt hätten. Ein Beispiel unter vielen bietet Sternberg-Newman, *In the Hell of Auschwitz*, S. 118, die über den Tod ihrer Schwester berichtet.

92 Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 127, 193.

93 Wilson, *Aftermath*, S. 138. Auch zitiert in Gill, *The Journey Back from Hell*, S. 138.

eines »Traumas« aus). Die JDC-Sozialarbeiterin Miriam Warburg war entsetzt, als eine Gruppe unbändiger Jugendlicher, die irgendwie gemeinsam überlebt hatten und nun fest zusammenhielten, eine geplante Party nicht absagen wollte, nachdem ein enger Freund an einer Blinddarmentzündung gestorben war (teils weil sie verbotene Nahrungsmittel zu ihm geschmuggelt hatten). »Warum?«, fragten sie, »weil einer von uns gestorben ist? Was bedeutet schon ein toter Junge? Von uns sind so viele gestorben.« Sie beerdigten ihren Kameraden mit allen Ehren, aber ohne Tränen. Später diskutierte das Personal, wie Warburg berichtete, »ob wir versuchen sollten, diese seltsame Einstellung der Jugendlichen zu Leben und Tod zu ändern – oder ob das Leben für sie nicht einfacher zu ertragen sei, wenn sie sie beibehielten.«⁹⁴

Babys und Kleinkinder wurden in der Regel gut ernährt und versorgt. Die meiste Aufmerksamkeit brauchten die überlebenden Jugendlichen, wie Ärzte und Sozialarbeiter feststellten: Sie waren zäh, »nüchtern, entschlossen, als ob sie die Kindheit übersprungen und über Nacht erwachsen geworden« seien, zugleich aber auch überaus einsam und verletzlich.⁹⁵ Sie waren geradezu gespenstisch lakonisch, vermutlich weil ihnen bewusst war, dass ihnen die kulturellen, sozialen wie auch sprachlichen Möglichkeiten fehlten, ihre Erlebnisse zu vermitteln. Manchmal ergossen sie sich jedoch in einem plötzlichen »Redeschwall«. Ein Jugendlicher, der mit zwölf Jahren in ein Konzentrationslager gekommen war und mit vierzehn befreit wurde, schrieb aus einem Waisenhaus in Paris in gebrochenem Deutsch an seinen einzigen noch lebenden Verwandten, einen Leiter der Jüdischen Gemeinde in Berlin, Erich Nelhans: »Ich habe so viel auf dem Herzen; aber ich nicht schreiben [sic]... Ich kann Dir eins sagen; mit viel Glück sind wir alle beim Leben geblieben. Ich war in Auschwitz-Buchenwald usw. Hauptsache man lebt.«⁹⁶

Alle diese Symptome – Unruhe ebenso wie Lethargie, Sprachlosigkeit und Unfähigkeit zu erzählen – verbindet man heutzutage mit »posttraumatischen Belastungsstörungen«. Tatsächlich definierten schon damals, 1946, Sozialarbeiter und Psychiater Erkrankungen, die der Psychiater

94 Bericht von M. Warburg, 12. Februar 1946, AJDCA/398.

95 Hirschmann, *The Embers Still Burn*, S. 161. Siehe auch Macardle, *Children of Europe*, S. 225, 250; sowie den nachdenklichen Bericht des UNRRA-Mitarbeiters A. A. Pritchard, *The Social System of a Displaced Persons Camp*, 18. April 1950, . Eine jüngere kurze Erörterung findet sich bei Stargardt, *Kinder in Hitlers Krieg*, S. 427-464.

96 Briefe von Arno Krakauer an Erich Nelhans, 2. Februar 1946, 21. Dezember 1945, CJA 5A1/36, S. 126 f.

William Niederland, der selbst vor den Nazis aus Deutschland geflüchtet war, später als spezielles »Überlebendensyndrom« charakterisieren sollte.⁹⁷ Die meisten Ärzte, die bei den Hilfsorganisationen arbeiteten, waren jedoch keine ausgebildeten Psychiater. Da sie »normale«, offensichtliche Kriegsverletzungen erwarteten und eher verwirrt waren über die Symptome, die sie feststellten, wandten sie ihre Vorstellungen vom Überleben der Zähesten auf die Psyche ebenso an wie auf den Körper. Wenn man in den KZs die »Menschen, die zusammengebrochen waren, hatte verhungern lassen oder in die Gaskammern geschickt hatte«, folgte daraus nach ihrer Erwartung im Umkehrschluss, dass »diejenigen, die überlebt haben«, nicht nur körperlich, sondern auch psychisch gesund sein müssten. Aber das Leiden der Überlebenden ließ sich mit damals verfügbaren Begriffen nicht fassen. Vielmehr handelte es sich um eine »allgemeine emotionale Störung, die in keine spezifische Diagnosekategorie fällt« und sich als »allgemeines Misstrauen und Verdacht gegen jeden und untereinander« sowie in Antriebslosigkeit äußerte. Die DP's dagegen argumentierten mit einer gewissen unbestreitbaren Logik, »wir haben genug gearbeitet, lasst die Deutschen die Arbeit machen«, und waren selbst in ihren eigenen Lagern nicht bereit, etwas zur Verbesserung beizutragen, was »auf einen permanenten oder längeren Aufenthalt in Deutschland« hindeuten könnte.⁹⁸

Ihr offensichtlichstes – und für die Militärverwaltung frustrierendstes – Symptom war allenfalls eine ausgeprägte »Abneigung gegen Autorität«. Da DP's keine guten Erinnerungen an Uniformen und Eingee-

97 Siehe Niederland, Folgen der Verfolgung, basierend auf seinem bahnbrechenden Artikel im *Hillside Hospital Journal* von 1961. Eine relativ frühe eindringliche Studie zum »psychosozialen Paradox«, dass ein »Rest einer gebrochenen Rasse, der als körperlich und seelisch erschütterte Gruppe begann, zu einer extrem aktiven und militanten Faktion wurde«, sowie eine einfühlsame Analyse der »späteren pathologischen Nachwirkungen« bietet auch Dvorjetski, *Adjustment of Detainees to Camp and Ghetto Life*. Zu Trauma und Traumadiagnosen siehe neben vielen jüngeren Quellen Hass, *Aftermath*, und Charny, *Holding on to Humanity*. Auch wenn es unglaublich erscheint, erkannten deutsche Vertrauensärzte, die über den Anspruch auf Wiedergutmachungsleistungen entschieden, erst ab 1965 auch nichtkörperliche Beschwerden an. Siehe Bergmann und Jucovy, Hrsg., *Generations of the Holocaust*, S. 67-73.

98 Report on Conference of AJDC Country Medical Directors, Paris, Mai 1947, S. 66f., in YIVO LWS 294.1/271/MK488/R23. Siehe auch Briefe an Moe(s) Leavitt von Joseph Schwartz, JDC Paris, 9. November 1946, AJDCA/390. Zu den schockierten Eindrücken, die Beobachter im DP-Lager Feldafing von den Überlebenden mit »ihren verstohlenen Blicken und den Gesten gehetzter Tiere« hatten, und zu deren Besessenheit vom Essen siehe Wilson, *Aftermath*, S. 41.

sperrtsein hatten, reagierten sie oft mit Panik oder Feindseligkeit auf die Routineüberprüfungen und Maßnahmen, die von den Besatzungsmächten verlangt wurden, oder auf die aufdringlichen Prozeduren der UNRRA-Mitarbeiter. Ihre entscheidende Überlebenstechnik, »die Angewohnheit, sich gegen Autorität zu stellen, und jeden Vorwand zu nutzen, um gegen die ausdrücklichen Wünsche und öffentlichen Anordnungen der Obrigkeit zu verstoßen«, bewirkte natürlich, dass sie sehr leicht Ärger mit dieser Obrigkeit bekamen, mit dem Gesetz in Konflikt gerieten und sogar im Gefängnis landeten.⁹⁹ Die Flüchtlinge (»Infiltrées«) aus Polen, die in einem vermeintlich besseren Zustand waren, brachten ihre eigenen grauenvollen Geschichten mit, wie sie entkommen waren, sich in ständiger Angst als »Arier« ausgegeben oder in dunklen Höhlen und Wäldern versteckt hatten. Diejenigen, die in der Sowjetunion überlebt hatten, hatten Hunger, Krankheiten und Zwangsarbeit überstanden. Da es sich häufig um ganze Familien oder Frauen mit Kleinkindern handelte, waren sie in mancherlei Hinsicht bedürftiger. Alle hatten jedoch den größten Teil ihrer nächsten und entfernteren Verwandten verloren.¹⁰⁰

Sozialarbeiter waren vornehmlich auf Hilfs- und Unterbringungsmaßnahmen trainiert und in einer Psychologie geschult, die sich auf frühkindliche Entwicklung konzentrierte. Daher widerstrebte es ihnen, Verhaltensprobleme »nur« auf Kriegsgräuern, Genozid und Verschleppung zurückzuführen. Nach Ansicht von JDC-Vertretern war der Erfahrungshintergrund der Überlebenden in »Osteuropa, wo sie in ärmlichen

99 Siehe Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 77 f. Allein im April 1946 zählte Oscar Mintzer vom Judge Advocates Office 103 solcher Fälle. Siehe Grobman, Hrsg., *In Defense of the Survivors*, S. 363. Mintzer berichtet über wiederholte Fälle von Gewalt zwischen Juden und Deutschen, auch Polizisten, teils sogar mit tödlichem Ausgang. Vor allem männliche DPs wurden mit einer gewissen Häufigkeit vor Gericht gestellt, gewöhnlich wegen Schwarzmarktaktivitäten oder Eigentumsdelikten (manchmal weil sie ihr Eigentum wieder in Besitz genommen hatten). In den meisten Fällen kamen die DPs schließlich wieder frei, allerdings erst nachdem sie eine Zeitlang in deutschen Gefängnissen gesessen hatten, ihre Waren beschlagnahmt wurden und sie sich einen Eintrag ins Vorstrafenregister eingehandelt hatten, der ihre Aussicht auf eine Emigration in die Vereinigten Staaten zunichtemachte.

100 Francesca Wilson äußerte die verbreitete Ansicht, dass die DP-Lager von der Ankunft der Flüchtlinge aus dem Osten profitierten. Über Föhrenwald schrieb sie: »Die Anwesenheit so vieler Juden, die mit den Partisanen gekämpft oder versteckt mit arischen Papieren gelebt hatten, machte unsere Juden fröhlicher und gab ihnen mehr Antrieb [sic] als Gruppen aus den Konzentrationslagern. Sie hatten sich Hoffnung und Ideale bewahrt und wirkten wie ein Sauerteig in der Masse«; Wilson, *Aftermath*, S. 139.

Verhältnissen ohne Komfort mit primitiven sanitären Einrichtungen in einer Atmosphäre der Unsicherheit unter fremden, feindseligen Menschen« in einer Gemeinschaft und in einem Staat gelebt hatten, dem sie sich »nicht zu Loyalität verpflichtet fühlten«, genauso prägend wie die »tragischen Erlebnisse der Kriegsjahre und die ebenso [sic] tragische Zeit der Nachkriegsjahre in Deutschland«. Die erzwungene Untätigkeit in den Lagern, die Abhängigkeit von und der Schutz durch die Hilfsorganisationen und die ungewisse Zukunft verstärkten bei den DPs nur »ihre Trägheit und Antriebslosigkeit, ihre Einstellung zu den freiwilligen Organisationen im allgemeinen und zu den Gesundheitsstellen im besonderen sowie ihre schlechte Kooperation in Hinblick auf Hygiene«. JDC-Ärzte räumten ein, »es ist vielleicht ungerecht, so zu verallgemeinern«, dennoch hielten sie die DPs für besessen von der Frage, wie viele »JDC-Päckchen und Zigaretten uns zustehen«. Mit Nachdruck vertraten sie die Ansicht, Überlebende müssten »ihre Selbstachtung wiedergewinnen« und Selbständigkeit und Eigeninitiative lernen.¹⁰¹ Als eines der zahllosen Beispiele für paradoxe Erwartungen und Interpretationen, die mit DPs verknüpft wurden, erwarteten Mitarbeiter der Hilfsorganisationen von ihnen »normales«, aber nicht unangemessen »ungerührtes« Verhalten. Sie sollten im passenden Moment trauern, ansonsten aber »ihr Leben mit Blick auf die Zukunft regeln«.¹⁰²

Selbst jüdische Mitarbeiter der Militärregierung und des JDC, die den Überlebenden die größte Sympathie entgegenbrachten, fanden, dass man sie behutsam, aber mit fester Hand behandeln, für sie sorgen, sie aber nicht verwöhnen sollte. Unter dem Einfluss des damaligen therapeutischen Wissens, das an die wohltuende Wirkung des Vergessens glaubte, meinte ein JDC-Arzt 1945, »das Mindeste, was wir für diese Menschen tun können, ohne sie zu verhätscheln, wäre, ihnen allzu große Lasten der Anpassung an das Leben abzunehmen und ihnen die Chance zu geben, die Schrecken der Vergangenheit zu vergessen und ein Gefühl des Wohlergehens zu genießen«.¹⁰³ Die UNRRA war bereits 1946 der Meinung, »die jüdische Frage war lange genug eine ›cause célèbre‹. Je mehr darüber gesprochen wird, umso stärker werden die Juden sich bedrängt fühlen und umso mehr Menschen werden sich bewusst werden, dass es eine jüdische Frage gibt. Um das auszuschließen, sollte man

101 Brief von Dr. Maurice Kaplan an Leo Schwarz über eine Tagung der Jewish Physicians Association in Berchtesgaden, 13.-14. Januar 1947, YIVO LWS 294.1/272/MK488/R23, S. 79 f.

102 Hyman, *Undeafated*, S. 257 f.

103 Dr. J. M. Shapiro, JDC Report, 25. Oktober–12. November 1945, AJDCA/392.

diese Leute gerecht und bestimmt, aber gleich behandeln wie andere Verfolgte. Man sollte sie nicht herausheben.«¹⁰⁴ Der aufbrausende britische UNRRA-Chef Frederic Morgan, der wie Patton zumindest teilweise wegen seiner undiplomatischen antisemitischen Äußerungen später aus dem Amt gedrängt wurde, sprach sicher für viele seiner Kollegen, als er kritisch anmerkte, »sie haben hervorragende Argumente ins Feld zu führen, geben sich aber alle Mühe, sie zunichtezumachen, indem sie zu viel protestieren«. Wie er seinem Tagebuch anvertraute, verbrachte er einen unangenehmen Nachmittag in einem DP-Lager und hörte sich die Klagen »elender Kreaturen« an, die »alle üblichen jüdischen Beschwerden vortrugen und entschlossen waren, finstere Stimmung zu verbreiten«; anschließend konnte er sich nur aufheitern, indem er »sehr erleichtert« nach München raste, dort gerade rechtzeitig ankam, um sich »schnell umzuziehen und einen köstlichen Imbiss zu nehmen«, bevor er in die Bayerische Staatsoper eilte, »wo wir in Hitlers Loge den ›Fidelio‹ sahen; anschließend gab es ein »köstliches Abendessen in Gesellschaft einer Clique von Frauen, die zu Besuch waren«.¹⁰⁵

Joint Distribution Committee und UNRRA: zwiespältige Hilfe

Trotz dieser zuweilen ungeheuerlichen – und schon damals weithin publizierten – Unzulänglichkeiten der Hilfsmaßnahmen von JDC, Militär und UNRRA entwickelte sich, wie zu betonen ist, eine komplizierte, intensive und in vielfacher Hinsicht produktive Beziehung zwischen US-Militär, amerikanisch-jüdischen Organisationen und jüdischen Überlebenden. Die von den Alliierten gegründete und ihnen unmittelbar unterstellte UNRRA hatte ihre Arbeit noch vor Kriegsende aufgenommen. Das JDC hatte, wie bereits erwähnt, quälend lange gebraucht, die nötigen Einreisegenehmigungen für jüdische Hilfsteams zu besorgen, und sich geweigert, das allgemeine Chaos zu nutzen, um illegal über die Grenze zu gehen, wie die DPs es ständig taten und von ihren Helfern ebenfalls erwarteten. Aber sobald das JDC im Spätsommer und Herbst

104 Vertraulicher Bericht von Captain G. Weisz über einen Ortsbesuch in der amerikanischen Zone, 5. April 1946, UNRRRA/399.1.1.

105 Frederic Morgan, unveröffentlichtes Tagebuch, Eintragungen vom 23. März, 26. März und 26. Dezember 1945; 27. März und 23. März 1946; Imperial War Museum, London. Ich danke Ben Shepard, der mir Kopien dieser Auszüge zur Verfügung stellte.

1945 seine Arbeit aufnehmen konnte, wurde es wie in Berlin in der gesamten amerikanischen Zone auf Antrieb zur wichtigsten einzelnen Hilfsorganisation für jüdische Überlebende, wie es in Osteuropa und der Sowjetunion bereits der Fall war. Sein Personal wuchs von anfänglich 50 auf 700 Mitarbeiter, finanziert aus einem Gesamtetat von über 200 Millionen US-Dollar, die überwiegend von amerikanischen Juden gespendet wurden.¹⁰⁶

Die Mittlerrolle des JDC zwischen Militärregierung, UNRRA und DPs sowie die Tatsache, dass es speziell jüdische Überlebende mit »zusätzlichen« Mitteln versorgte, führte unweigerlich zu Spannungen und Verärgerung auf allen Seiten. DPs und ihre Fürsprecher kritisierten die überwiegend amerikanischen JDC-Mitarbeiter als nicht ausreichend zionistisch, übertrieben rücksichtsvoll gegenüber dem Militär und hoffnungslos bürokratisch. DPs waren gekränkt über die gebrauchte Kleidung, die in Hilfspaketen aus den Vereinigten Staaten eintraf – und deren Hauptvorzug offenbar in Dollarscheinen und Münzen bestand, die manchmal aus den Taschen fielen.¹⁰⁷ Noch nahezu 60 Jahre später beschimpfte Rabbiner Klausner die erst spät aufgenommene Tätigkeit des JDC als »beleidigende Bevormundung der Befreiten« und warf der Organisation vor, sie habe »Menschen behandelt wie Unmündige, die nicht über ihre eigene Zukunft entscheiden konnten«.¹⁰⁸ Deutsche Juden beschwerten sich, das JDC bevorzuge DPs. Dagegen waren die DPs überzeugt, die amerikanisch-jüdischen JDC-Mitarbeiter, die teils kein Jiddisch sprachen, hätten größere Sympathien für deutsche Juden. Deutsche waren ohnehin schon erbost über die ihrer Ansicht nach privilegierten Beziehungen jüdischer DPs zu den Besatzungskräften und neideten ihnen die Päckchen aus Amerika mit Waren, die auf dem Schwarzmarkt wertvolle Tauschgüter darstellten. Militärregierung und deutsche Kommunalbehörden waren wiederum frustriert, weil das JDC die DPs, die wegen Schwarzmarktaktivitäten mit diesen Gütern angeklagt waren, vehement verteidigte.

UNRRA-Vertreter verdächtigten die JDC-Mitarbeiter häufig, dass sie sich ihren Religionsbrüdern und -schwestern loyaler verbunden fühlten

106 Die Zahlen stammen aus Wyman, DPs, S. 129. Laut Webster, American Relief and Jews in Germany, unterstützte das JDC in der Nachkriegszeit etwa 200 000 Juden in Deutschland mit einem Anfangsetat von 500 000 US-Dollar; vermutlich wuchs das Budget im Laufe der Zeit. Siehe auch K. R. Grossmann, DP Problem.

107 Interview über Feldafing mit Sandor Muskal, Yonkers, NY, 16. Juni 2003.

108 Klausner, Letter to My Children, S. III, 114.

als der entstehenden Bürokratie internationaler Hilfsorganisationen. Als General Morgan sich von dem Flüchtlingsstrom aus Polen überfordert fühlte, der für die Amerikaner schon in Berlin so störend war, behauptete er, »gut gekleidete, wohlgenährte, gesunde« Juden »mit rosigen Wangen und Taschen voller Geld« kämen »mit Hilfe einer gut organisierten Untergrundbahn« illegal nach Deutschland; daraufhin protestierten amerikanische Juden gegen seinen Antisemitismus mit einer ganzseitigen Anzeige in der *New York Times*, die führend vom Entertainer Eddie Cantor unterzeichnet war. Diese Äußerungen trugen letztlich dazu bei, dass Morgan 1947 seinen Posten verlor.¹⁰⁹ Als neu geschaffene internationale Organisation, die multinationales Personal beschäftigte und weitgehend von der US-Militärregierung finanziert und letztlich kontrolliert wurde, befand sich die UNRRA in einem Zwiespalt. Mal beschwerten sich DPs bei den Amerikanern über die Hilfsorganisation, andere Male beklagten sich UNRRA-Mitarbeiter, denen jüdische DPs häufig mangelndes Mitgefühl vorwarfen, über die Unsensibilität der US-Militärregierung, die ihre Arbeit »in vielen Fällen zugunsten der deutschen Bevölkerung und zum Nachteil der Displaced Persons, speziell der jüdischen DPs behindert«.¹¹⁰ Der Alltag der Überlebenden und ihre persönlichen und politischen Zukunftsperspektiven waren tatsächlich der wechselnden Agenda der internationalen Politik und den Bürokratien humanitärer Hilfsorganisationen unterworfen. Die schlecht ausgebildeten Mitarbeiter dieser Organisationen, die ihrerseits militärischer Kontrolle und Erfordernissen unterlagen und sich mit neuartigen Herausforderungen konfrontiert sahen, wurden zu Pionieren für eine globale Gemeinschaft humanitärer Helfer. Diese bemerkenswerten Männer und (zahlreichen) Frauen »sahen sich nicht mehr als Staatsangehörige ihres Heimatlandes,

109 JDC-Telegramm vom 5. Januar 1946 zu UNRRA-Direktor Morgans Äußerungen über DPs mit Zitaten seiner Behauptungen aus *Daily Telegraph* und *Morning Post* vom 3. Januar 1946, AJDCA/446. In diesem Bericht findet sich das Zitat zu den »Taschen voller Geld«. Zu Eddie Cantor siehe Vida, *From Doom to Dawn*, S. 59. Das Bemühen der UNRRA-Mitarbeiter vor Ort, die Hintergründe für diese Nachkriegsflucht von Juden aus Osteuropa zu verstehen, ist anschaulich geschildert in Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 134-177. Laut Bendersky, *Jewish Threat*, S. 362 f., entließ Fiorello LaGuardia, der UNRRA-Generaldirektor, Morgan am 20. August 1946, nachdem er die UNRRA angeblich als »Deckmantel sowjetischer Spione, Schieber und Rauschgift Händler« bezeichnet hatte.

110 Captain G. Weisz, 5. April 1946, UNRRAA 399.1.1.

sondern als internationale Verantwortliche für die Rettung der Verlorenen und Verlassenen«, wie Katie Louchheim es formulierte.¹¹¹

Susan Pettiss, die aus gehobenen Kreisen in Alabama und einer gescheiterten Ehe nach Deutschland gekommen war, schilderte in ihren Erinnerungen eloquent die Doppelwelt der jungen UNRRA-Mitarbeiterinnen. Sie sahen sich mit einer Lage konfrontiert, für die es keinerlei Präzedenzfälle gab, und hatten mit Menschen zu tun, deren Erlebnisse, Sprache und Kultur sie nicht verstanden. Die meisten waren erstaunlich ahnungslos, welche Kräfte und Gruppierungen so viele polnische Juden in ihre Obhut trieben, selbst nachdem die UNRRA ihre anfänglichen Nachkriegsaufgaben schon bewältigt hatte. Gleichzeitig erlebten diese Frauen aber auch eine wunderbare Zeit, tranken, spielten, flirteten und genossen sämtliche Vorzüge, die mit der Vormachtstellung und dem Wohlstand der Sieger in einem besiegten Land einhergingen. Das zwangsläufig unerfahrene UNRRA-Personal musste umgehend lernen, »ausreichend empfänglich für das Leid anderer zu bleiben, zugleich aber auch hart genug zu sein, um nicht daran zu zerbrechen«. ¹¹² Im Dezember 1945 erlebte Pettiss das Deutsche Museum in München, wo die Stromversorgung noch stark eingeschränkt war, als einen »düsteren, tristen und deprimierenden« Ort, »aber das Deprimierendste war das ungute Gefühl, das einen bei den Andeutungen auf alle möglichen Untergrundaktivitäten beschlich. Es gibt dort mittlerweile viele Juden und Staatenlose, die nicht in ihre Heimatländer zurückkehren wollen. Sie haben gelernt, sich durchs Leben zu schlagen und auf alles eine passende Antwort zu geben, sodass wir nur schwer unterscheiden können, wer ein DP ist und wer nicht.« Wie Morgans Tagebuch in wesentlich extremerer Form und mit Einstellungen belegte, die Pettis verabscheute, ging zugleich das »gesellige Leben mit Rendezvous, Partys und Tanzveranstaltungen unvermindert weiter«. Sie selbst fuhr in Deutschland gern mit einem »organisierten« BMW über Land.¹¹³

Häufig geriet die UNRRA über den richtigen Umgang mit jüdischen DPs sowohl mit der Militärregierung als auch mit dem JDC aneinander. Nachdem man Patton im September 1945 abgelöst und durch General

111 Louchheim, DP Summer, S. 696. Die UNRRA setzte vor Ort eine überaus interessante Gruppe überwiegend junger Frauen für die Arbeit mit den (nicht nur jüdischen) DPs ein. Siehe z.B. Hulme, *Wild Place*; Pettiss, *After the Shooting Stopped*; Sereny, *Das deutsche Trauma*; Wilson, *Aftermath*; sowie die unveröffentlichten Memoiren von Marion Pritchard, *Vershire, Vermont*.

112 Arnold-Forster, *U.N.R.R.A.'s Work*, S. 12.

113 Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 141, 151.

Lucian Truscott ersetzt hatte, waren jüdische Beobachter sich weitgehend einig, dass die kommandierenden US-Offiziere, wohl auf Drängen Eisenhowers, der wiederum Druck von Präsident Truman bekam, allgemein mehr Verständnis aufbrachten. Allerdings haperte es oft an der Umsetzung der Befehle zur besseren Behandlung der Juden durch die Offiziere und Mannschaften vor Ort; in manchen Fällen bewirkten sie sogar das Gegenteil oder wurden bewusst falsch ausgelegt oder missachtet.¹¹⁴ Der freimütige UNRRA-Vertreter Morgan hatte sicher Recht, als er, verärgert über Kritik an der UNRRA und der britischen Politik, feststellte, dass eine »tiefe Kluft zwischen den in Washington gegebenen Versprechungen und der Leistung der Militärbehörden in Deutschland« existierte.¹¹⁵

JDC-Mitarbeiter waren ihrerseits durchaus imstande und bereit, die Autorität und Wirtschaftskraft der US-Besatzungsmacht mitsamt ihrem enormen Vorrat an Zigaretten, Micky-Maus-Uhren und Besatzungsmark einzuspannen, um zu »organisieren«, was sie brauchten. Als die spätere Holocaust-Historikerin Lucy Schildkret (Dawidowicz) im Herbst 1946 als JDC-Mitarbeiterin mit den »blau-weißen Winkeln und den Buchstaben AJDC« auf der Uniform nach München kam, hatte sie Anspruch auf die »Privilegien und Vorteile« eines Majors. Obwohl es ihr gefiel, das Sagen über die verhassten Deutschen zu haben, fühlte sie sich unwohl »in der am stärksten polarisierten Gesellschaft, die ich je erlebt habe« und die für sie »das Bild eines Raj, der britischen Herrschaft in Indien« heraufbeschwor. Ähnlich den Berichten von Amerikanern, die die potenziell korrumpierenden Hierarchien der Besatzung genossen, zugleich aber beunruhigend fanden, empfand auch sie das Leben in der »militärisch gesicherten, materiell komfortablen Gesellschaft der 150 000 Amerikaner, die in Armee, Militärregierung und Freiwilligenorganisationen der Alliierten arbeiten«, einerseits als angenehm, andererseits als unbehaglich. Besatzungsgeld, »Papiertaschentücher, Erdnüsse, Zigaretten und Whisky« aus dem PX-Laden waren nützliche Hilfsmittel bei ihren »unangenehmen«, aber auch zufriedenstellenden Verhandlungen mit besiegten Deutschen. Selbst DPs, die in untergeordneten Funktionen für das JDC arbeiteten, hatten Zugang zu amerikanischem Personal und Waren, was von unschätzbarem Wert war. Zudem öffnete der stetige Nachschub an begehrten amerikanischen Gütern wie Zigaretten und Schokolade dem JDC und seinen Mitarbeitern viele Türen und ermöglichten es, mit der unerlässlichen Bestechung alles Erforderliche zu beschaffen, seien es Drucker-

114 Nadich, Eisenhower and the Jews.

115 Morgan, unveröffentlichtes Tagebuch, Eintrag vom 27. März 1946.

platten (wie Dawidowicz herausfand, hatten manche Druckereien sogar noch jiddische Schrifttypen), Papier, Filme, Treibstoff, Passierscheine oder frische Lebensmittel. Wenn JDC-Vertreter mit Militärpersonal über Versorgungsgüter oder Genehmigungen verhandeln mussten, trafen sie öfters nicht nur verständnislose Amerikaner, sondern auch US-Offiziere, die erstaunlich hilfsbereit waren und fließend Deutsch oder Jiddisch sprachen. Nicht wenige waren deutsch-jüdische Flüchtlinge.¹¹⁶ Diese Durchmischung der Identitäten war für das jüdische Leben im Nachkriegsdeutschland von entscheidender Bedeutung.

Sicher wurden DP's schikaniert und mit einer gewissen Häufigkeit wegen Schwarzmarktaktivitäten und geringfügiger Delikte verhaftet, worunter auch das viel zitierte Beispiel der 30-tägigen Haftstrafe wegen einer gestohlenen Gurke fiel. Allerdings hatten Juden auch ohne Weiteres Zugang zu qualifiziertem juristischem Beistand über das Theater Judge Advocate's Office. Amerikanisch-jüdische Militärabbiner, Soldaten und die Büros der Sonderberater waren unverzichtbare Mittler, die als Übersetzer zwischen DP's und Amerikanern fungierten. Gerne erinnerte sich Abraham Hyman, der im Assistant Theater Judge Advocate's Office für die Militärregierung tätig war, wie er verhinderte, dass General McNarney eine Gruppe ehemals versteckter jüdischer Kinder zum Chanukkafest mit einem fröhlichen »Merry Christmas« begrüßte und ihn stattdessen zu einem bewegenden Hora-Tanz mit den Waisenkindern veranlasste.¹¹⁷ Rabbiner Mayer Abramowitz erinnerte sich an eine bezeichnende Anekdote über die zuweilen amüsant wohlwollenden, zuweilen ärgerlich ahnungslosen amerikanischen Soldaten, die diese fremdartigen, aufsässigen Flüchtlinge verwalten mussten: Als er einmal in ein tristes Lager gerufen wurde, um Handgreiflichkeiten zwischen einer Gruppe junger DP's, die Fußball spielen wollten, und einem chasidischen Rabbiner zu beenden, der eine »Demonstration« gegen die Entweihung des Sabbats anführte, hörte er, wie der MP für Ordnung zu sorgen versuchte, indem er dem bärtigen Juden erklärte: »Hör zu, Opa, lass sie das Spiel zu Ende spielen, danach könnt ihr spielen.«¹¹⁸ Als weiteres Beispiel für die enorme – und buchstäblich nicht vermittelbare – Kluft, die selbst zwischen den wohlmeinendsten Helfern und ihren Schützlingen klaffte, beschrieb die amerikanisch-jüdische Schriftstellerin Marie Syrkin die Absurdität der Versuche, Anfang 1947 unter den jungen Überlebenden, die ihre Bildung in Lagern, Verstecken und auf der

116 Dawidowicz, *From That Place and Time*, S. 279, 281 ff., 286, 294 f.

117 Hyman, *Undefeated*, S. 282.

118 Abramowitz, *DP's, GIs and CO's*, S. 48.

Flucht erhalten hatten, Hillel-Stipendiaten für ein College-Studium anhand von Aufnahmeprüfungen amerikanischen Stils auszuwählen. Ihre Lebensläufe waren schwer zu beurteilen: »My parents and brother were killed by the Nazis and I don't have mood to go back to a land where I was managed in such way«, schrieb einer. Ein anderer schilderte sein kaltes, einsames Leben als Student in München und versuchte zu erklären: »I should like to hope that I am not quite abundant in this world.« Es blieb Marie Syrkin überlassen, sich zusammenzureimen, dass »abundant« sein missglückter Versuch war, das Wort »überflüssig« ins Englische zu übersetzen.¹¹⁹

Die DP's waren zermürbt von diesem Mangel an Aufmerksamkeit und Verständnis für ihre Lage, die einer ihrer führenden Vertreter im November 1945 kurz und bündig zusammenfasste: »Das bittere Gestern, das schlechte Heute und das hoffnungslose Morgen.«¹²⁰ Weit davon entfernt, über ihre Erlebnisse zu schweigen, fielen sie – durchaus nicht positiv – auf, und zwar gerade durch die »Fülle und eingehenden Details ihrer Erzählungen; die meisten von ihnen wiederholen ihre Geschichten unermüdlich bei allen möglichen Gelegenheiten mit einer Fülle von Einzelheiten.«¹²¹ Die meisten Beobachter kamen zu dem Schluss, dass die Entwurzelten »derzeit nicht imstande sind, ihren Platz in einer normalen, gesetzestreuen Gesellschaft einzunehmen«, und bestenfalls eine langwierige Gewöhnung an Disziplin und Resozialisierung brauchten.¹²²

Führende DP-Vertreter sahen die Frage des »Überlebens der Stärksten« anders. Sie waren zwar ebenfalls der Auffassung, dass die Kräftigsten überlebt hatten, hatten aber den Eindruck, sie seien nun mit einem Makel behaftet und hätten eine Verpflichtung, Zeugnis abzulegen und eine bessere Zukunft aufzubauen. Dr. Zalman Grinberg erklärte JDC-Vertretern 1946: »Leute sagen, wir, die wir überlebt haben, seien die Auslese unseres Volkes. Aber wir wissen, dass viele von uns durch die Leiden demoralisiert sind, auch wenn es anderen schlimmer ergangen ist. In den Konzentrationslagern haben wir Leute erlebt, die das Fleisch ihrer Brüder aßen.«¹²³ Überlebenden war klar, »schlimmer als ihre sichtbaren Narben und Verletzungen sind die Wunden, die sie im Inneren tragen.«¹²⁴

119 Syrkin, *State of the Jews*, S. 34. Erstveröffentlichung in: *My D.P. Students*, Jewish Frontier, Juni 1965, S. 7-12.

120 Z. Grinberg in den Sitzungsprotokollen des Zentralkomitees befreiter Juden und des JDC, München, 15. November 1945, AJDCA/392.

121 O.S.E. Report, S. 51.

122 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 83.

123 Grinberg, 15. November 1945, AJDCA/392.

124 Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 86.

Gleichzeitig waren die führenden Vertreter sich jedoch schmerzlich bewusst, wie die DPs auf die Mitarbeiter der Hilfsorganisationen und die zahlreichen Delegationen wirkten, die die DP-Lager besuchten. Sie waren ängstlich bedacht, im äußeren Erscheinungsbild wie auch im Verhalten einen guten Eindruck zu machen, daher wurde die Resozialisierung ein wichtiger Bestandteil des Wiedereingliederungsprojekts.

So beschloss beispielsweise Dr. Henri Heitan, der JDC-Chefarzt von Feldafing, am Fuß der Bayerischen Alpen ein Sanatorium und Erholungsheim in einer konfiszierten schlossähnlichen Anlage einzurichten, die vorher als Hotel und Wehrmachtskrankenhaus gedient hatte. Trotz Befürchtungen, die verrohten, heruntergekommenen DPs könnten das gepflegte Schloss Elmau ebenso verwüsten wie die Villen und Baracken, die man ihnen in Feldafing zugewiesen hatte, erfuhren sie in dieser magischen, erholsamen Umgebung offenbar eine Wandlung. Das Essen in dem eleganten Speisesaal war appetitlich angerichtet und schmackhaft. In einer Bibliothek konnten die Gäste zusammenkommen, Schach oder Bridge spielen, einem Orchester und einer Jazzband bei den Proben zuhören und sich an einen mit Porzellan und Stoffservietten gedeckten Tisch setzen. Es gehörte zu den zahlreichen Ungereimtheiten des jüdischen Lebens im besetzten Deutschland, dass das requirierte Schloss Elmau unter der Leitung eines KZ-Überlebenden zur Rehabilitations- und Zufluchtsstätte wurde, in der DPs »gutes Benehmen und Umgang mit Menschen« lernten.¹²⁵

Für die führenden DP-Vertreter erforderte eine »moralische Wiedereingliederung« nicht nur Soforthilfe, sondern auch eine zukunftsorientierte politisch-zionistische Perspektive. Ständig erinnerten Lagerkomitees die Bewohner mahnend an ihre Verpflichtungen als Repräsentanten des jüdischen Volkes.¹²⁶ Vergehen jedes Einzelnen, seien es Schwarzmarktaktivitäten, sexuelle Beziehungen zu deutschen Frauen oder schmutzige Unterkünfte, würden ein schlechtes Licht auf die gesamten *She'erit Hapletah* werfen und das zionistische Projekt gefährden, denn Juden würden immer »nach dem alten [antisemitischen] Rezept in einen Topf geworfen«, wie Flugblätter betonten. Die Auswanderung nach Palästina oder in andere Länder hänge nicht vom Mitgefühl für ihr Leid, sondern von ihrer Fähigkeit ab, produktiv und nicht traumatisiert zu wirken: »Die Augen der ganzen Welt richten sich auf den heldenhaften

125 Ernest Landau in seinem (recht herablassenden) Bericht *Purim in Elmau*, S. 243.

126 Siehe auch Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 187.

Kampf um Palästina und nichts darf die heiligen Ideale dieses Kampfes untergraben.«¹²⁷

Sowohl zionistische Emissäre aus Palästina als auch junge Kibbuzleiter waren fest entschlossen, nach vorn zu schauen, statt sich lange mit den Auswirkungen traumatischer Erlebnisse zu befassen. Der führende Politiker des Jischuw (das jüdische Siedlungsgebiet in Palästina), David Ben-Gurion, äußerte sich unverhohlen über die Bedeutung der Überlebenden für die Zukunft des Zionismus, als er die DPs im Herbst 1945 besuchte: »Ihr seid nicht nur Bedürftige, ihr seid eine politische Kraft ... In diesem Augenblick – dem wichtigsten in den letzten 2000 Jahren unserer Geschichte – könnt ihr eine Menge erreichen, so merkwürdig es auch klingen mag. Ihr, die unmittelbaren Boten für das Leiden unseres Volkes, seid die treibende Kraft.«¹²⁸ Die Jewish Agency, der Dachverband sämtlicher zionistischer Gruppen in Palästina, betonte weniger die humanitären als die politischen Aspekte des moralischen Wiedereingliederungsprojekts. In ausdrücklichem Gegensatz zum JDC insistierte sie, »in allen Kontakten mit Displaced Persons bemühen wir uns zu vermeiden, sie als Objekte von Philanthropie und Bevormundung zu behandeln. Es ist unser Bestreben, durch Förderung von Initiative und Selbstverwaltung ihre Selbstachtung wiederherzustellen und die Einsicht zu fördern, dass es ungeachtet ihrer gegenwärtigen Notlage an ihnen liegt, wieder Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen.«¹²⁹

Fachlich qualifizierte JDC-Mitarbeiter beurteilten den Wert des militanten Zionismus für die Jugendlichen, die Heimat und Familie verloren hatten, häufig skeptisch. Auch wenn er deren gebrochenem Leben einen Sinn gab, misstrauten sie der Indoktrinierung dieser seelisch geschädigten Kinder in politischen Kibbuzim, wo sie Bindungen zu ihren nicht wesentlichen älteren Betreuern (*Madrichim*) entwickelten, die zwar von kämpferischem Eifer erfüllt, aber nicht auf die psychischen (oder pädagogischen) Bedürfnisse ihrer Schützlinge eingestellt waren. Die JDC-Fachleute waren besorgt, dass die einseitige zionistische Botschaft die Bandbreite der Lehrinhalte einschränken würde. Zudem fürchteten sie, den Jugendlichen, die bereits so viel verloren hatten, stünde eine erneute herbe Enttäuschung bevor, wenn das angestrebte Ziel gar nicht oder nicht in der so verlockend geschilderten Weise erreicht werde.

127 Siehe z.B. YIVO DPG 249.2/(folder)167/MK(microfilm)483/R(eel)14, Cirkular Nr. 5, 2. Dezember 1946 und 6. Mai 1947.

128 Hyman, *Undeclared*, S. 93.

129 Up to Date Description of the Operation of J.A.F.P. (Jewish Agency for Palestine) as of 15th June 1947, USHMM Archives.

Tatsächlich beklagten die JDC-Sozialarbeiter, ein leidenschaftliches zionistisches Engagement, das an »totalitären« Zwang zu »disziplinierter Einheit« grenze, störe die Familienzusammenführung und bestrafe Kinder streng, die diese Jugendgruppen und das Lagerleben verlassen und zu Verwandten ins Ausland ziehen oder einfach nicht an der zionistischen Zukunft teilhaben wollten, für die sie trainiert würden.¹³⁰ Ein Lehrer in einem Berliner DP-Lager reagierte darauf mit einem bis heute viel zitierten Ausspruch, für Juden im Nachkriegsdeutschland habe Hoffnung Priorität vor Realismus. Er räumte ein, »Indoktrinierung mag für normale Kinder in normaler Umgebung nicht gut sein. Aber was ist hier schon normal? Wie können Sie an uns in den DP-Lagern dieselben Ansprüche stellen ... wie an Ihre Kollegen in einer freien amerikanischen Highschool? *Auf a krumme fuss passt a krumme shuh.*«¹³¹

»Sie dachten, wir wären gestorben und würden nie wiederkommen«:
Die osteuropäischen »Infiltrées«

Bereits Ende 1945 gewannen in den DP-Lagern Flüchtlinge (»Infiltrées«) aus Osteuropa zunehmend die Oberhand gegenüber den unmittelbaren KZ-Überlebenden. Juden, die vor erneutem mörderischem Antisemitismus im Polen der Nachkriegszeit flüchteten, strömten in Scharen in die amerikanische Besatzungszone und stürzten die für die DP-Lager zuständigen Amerikaner und UNRRA-Vertreter in hektische Konfusion. In ihrem Posten im Deutschen Museum, wo sowohl die UNRRA als auch das Zentralkomitee befreiter Juden ihren Hauptsitz hatten, beobachtete Pettiss: »Gruppen kommen aus allen Himmelsrichtungen ... die Bevölkerung nimmt immer weiter zu.« Hier sei daran erinnert, dass zwar manche der polnischen Juden, die in die amerikanische Zone kamen, in Verstecken oder bei Undergroundkämpfern überlebt hatten, die meisten osteuropäischen Flüchtlinge, die sie zu identifizieren und zu verwalten versuchte, hatte man aber aus der Sowjetunion nach Polen repatriiert. Sie hatten die »Endlösung« der Nazis überlebt, weil sie in die Sowjetunion

130 Pinson, *Jewish Life*, S. 113 f., 117. Siehe auch: Report of Conference of Country Medical Directors in Europe of the AJDC, Paris, Mai 1947, S. 66-70, YIVO LWS 294.1/271/MK488/R23, sowie Grodzinsky, *In the Shadow of the Holocaust*, S. 49 ff., 80-99. Eine eingehende Studie zur Jugend- und Kibbuzbewegung unter DPs bietet Patt, *Finding Home and Homeland*. Siehe auch UNRRAA/401.7.5; 401.2.1 (Child Welfare Section); sowie 401.2.7 (Jewish Agency for Palestine).

131 Syrkin, *State of the Jews*, S. 27, in abgewandelter Version auch in: *My D. P. Students*.

geflüchtet oder deportiert worden waren. Es ist eine weitere Ironie der Geschichte, dass das stalinistische Russland, wo es ebenfalls zu ethnischen Säuberungen und Verfolgungen russischer Juden gekommen war, polnischen und litauischen Juden als wichtiger, wenngleich schwieriger Zufluchtsort gedient hatte. Manche waren 1939 vor der vorrückenden Wehrmacht nach Russland und in die Ukraine geflüchtet und als Zwangsarbeiter nach Sibirien und in andere entlegene Gegenden der Sowjetunion gebracht worden. Nach der deutschen Invasion im Juni 1941 hatte man sie freigelassen, worauf sie aufgrund falscher »Gerüchte über warmes Klima und reichlich Obst und andere Nahrungsmittel« nach Süden in die zentralasiatischen Republiken gezogen waren. Andere hatte man nach dem Hitler-Stalin-Pakt 1939 als »Kapitalisten« aus (damals) sowjetisch besetzten Teilen Polens deportiert und bei Kriegsausbruch ebenfalls weiter ins Landesinnere der Sowjetunion evakuiert.¹³²

Während des Krieges hielten jüdische Hilfsorganisationen der Sowjetunion zugute, dass sie »diese Flüchtlinge nicht nur aufnahm, sondern ihnen auch zu helfen versuchte, indem sie ihnen Nahrungsmittel bereitstellte und viele als Arbeiter in Landesinnere schickte«. Obwohl diese Arbeit – als »Holzfäller in der Taiga; als Ladearbeiter für Kohle und Holz auf Bahnhöfen und in Häfen; oder als Bergleute in Kohle- und Erzbergwerken« – meist unter katastrophalen Bedingungen stattfand, bot sie osteuropäischen Juden ihre größten Überlebenschancen.¹³³ Eine junge

132 Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 146, Tagebucheintragungen vom 11. und 13. Dezember 1945; eine hilfreiche Analyse und Übersicht über die jüdischen Flüchtlinge, die nach München strömten, findet sich ebd., S. 147-150.

133 Siehe den wichtigen, während des Krieges entstandenen Bericht, wonach die Sowjetunion »nach Frankreich und Großbritannien der wichtigste Zufluchtsort ... für Flüchtlinge« war; Tartakower und Grossmann, *The Jewish Refugee*, S. 264, 266f. Genaue Zahlen gibt es nicht; bei polnischen Stellen waren 104 602 polnische Juden registriert, da aber die meisten Flüchtlinge in der Sowjetunion nicht registriert wurden, lag ihre tatsächliche Zahl sicher wesentlich höher. Die Mehrheit, darunter doppelt so viele Männer als Frauen, sammelten sich im Süden, in sowjetisch Zentralasien und Südkasachstan, einige blieben in Sibirien oder im europäischen Teil Russlands. Das Institute of Jewish Affairs ging noch 1943 davon aus, »die einzige größere Gruppe, die den Terror teilweise unbeschadet überlebte, waren die 1,8 Millionen überwiegend polnische und osteuropäische Juden, die nach Russland flüchteten«, aus: *Hitler's Ten-Year War on the Jews*, Institute of Jewish Affairs, New York, 1943, S. 300, zitiert nach Pritchard, *The Social System of a Displaced Persons Camp*. Die Sowjets boten den polnischen Juden sogar die sowjetische Staatsbürgerschaft an, was sich nach dem Krieg allerdings als äußerst zweischneidiges Schwert erweisen sollte; die meisten Juden lehnten dieses Angebot klugerweise ab. Siehe Dobroszycki, *Restoring Jewish Life in Post-war Poland*. Siehe auch Sword,

Überlebende dachte rückblickend, für ihren Onkel, der den Sowjets entkommen und in Wilna geblieben war, wäre es besser gewesen, mit ihnen als »Kapitalisten und somit Feinde des sozialistischen Volkes« deportiert zu werden, als den Nazis in die Hände zu fallen: »Wir lebten, weil sie uns deportiert und nach Sibirien verbannt hatten. Damals war es eine Katastrophe für uns gewesen, doch nun begriffen wir, daß es unser Glück gewesen war. Was waren schon Hunger, Kälte und Elend verglichen mit dem Tod, dem wir entronnen waren?«¹³⁴

Auch hier sind die Statistiken vage und problematisch. Nach Schätzungen mancher Quellen unterstützte das JDC 1942 etwa 500 000 bis 600 000 jüdische Flüchtlinge in abgelegenen sibirischen und zentralasiatischen Gemeinden; dies war wohl eine aus der Hoffnung auf Überlebende gespeiste Zahl, aber obwohl eine unbekannte Anzahl nicht überlebte, stimmten die meisten überein, dass etwa 200 000 Juden nach dem Krieg nach Polen zurückkehrten, wovon viele schon bald erneut flüchteten. Als 175 000 bis 200 000 dieser nach Polen repatriierten Juden ab Ende 1945 in die DP-Lager strömten, brachten sie einen anderen Geist und ein anderes demografisches Profil mit, da viele mit Familie kamen. Offenbar wurden sie sehr schnell in die DP-Gesellschaft integriert, in der mittlerweile ein gemeinsamer zionistischer Traum vorherrschte. Damals waren die Unterschiede allerdings nicht nur den amerikanischen

The Welfare of Polish-Jewish Refugees in the USSR, und Litvak, Polish-Jewish Refugees Repatriated from the Soviet Union to Poland. Etwa 500 000 polnische Juden suchten in der UdSSR Zuflucht, über 200 000 wurden nach dem Krieg repatriiert. Es ist bezeichnend für die schrecklichen Optionen, die osteuropäische Juden während des Krieges hatten, dass ein Historiker trotz der extrem schwierigen Bedingungen, die für polnische Juden in der Sowjetunion herrschten, zu dem Schluss kommen kann, dass die selbst unter erheblichem Druck stehenden Sowjets sich »großzügiger zeigten als jedes andere Land«. Vor allem in den späteren Kriegsstadien entwickelte sich dort, teils mit Hilfe des JDC, ein jüdisches Kulturleben. Siehe Litvak, Jewish Refugees from Poland in the USSR, S. 123-150, insbes. S. 147. Diese wichtige, komplexe und spannende Geschichte wird von heutigen Historikern nicht angemessen gewürdigt. Es gibt zwar viele Arbeiten über die Nachkriegssituation in Polen, aber meines Wissens erstaunlich wenig Veröffentlichungen über die sowjetische Periode, zumindest auf Englisch. Eine völlig andere Sicht auf die Lage sowjetischer Juden bietet Weiner, Making Sense of War. Für eine kurze Zusammenfassung der neueren Forschung die sich seit der Veröffentlichung der amerikanischen Fassung dieses Buches wesentlich weiter entwickelt hat, s. z.B. Grossmann, Von Osten nach Westen. Neue Perspektiven auf die Geschichte von Juden und Deutschen im 20. Jahrhundert, in: Wege in der Fremde, S. 10-25.

134 Hautzig, Die endlose Steppe, S. 16, 226, auch dies., Remember Who You Are XI-XII, und Berger, Displaced Persons. Growing Up American, S. 276-312.

Militärbehörden und UNRRA-Mitarbeitern klar, die mit den, streng genommen, nicht als DP's einzustufenden »Infiltrées« konfrontiert waren, sondern auch den Leitern der DP-Lager und führenden jüdischen Vertretern. Der JDC-Direktor in Paris, Joseph Schwartz, erklärte im November 1946: »Sie hatten die Kriegsjahre nicht in Konzentrationslagern verbracht, und die meisten hatten während ihres Aufenthalts in Russland eine Arbeit verrichten müssen ... Daher beklagten sich diese Leute nicht über ihre Unterkünfte, denn sie erwarteten von ihren Befreiern nicht so viel wie die Gruppe, die man in Deutschland angetroffen hatte. Tatsächlich waren sie dankbar, dass man sie in die Sicherheit der amerikanischen Zone gelassen hatte.«¹³⁵ Zudem waren diese »Asiaten«, wie man sie nannte, vielleicht besser auf das DP-Leben vorbereitet. Sie hatten es geschafft, während ihres sowjetischen Exils ein gewisses Maß an jüdischem Gemeindeleben aufrechtzuerhalten, besonders nachdem man Polen, darunter die polnischen Juden, 1941 aus den Arbeitslagern entlassen hatte und viele nach Kasachstan und vor allem nach Usbekistan gezogen waren. Das jiddische Theater- und Presseleben, das sie mit finanzieller Unterstützung des JDC aufgebaut hatten, unterschied sich nicht sonderlich von der Kultur, die die Flüchtlinge in den DP-Lagern vorfanden und auszubauen halfen. Ein Flüchtling erklärte außerdem: »In Russland hatten wir eine Grundausbildung im Handeln und Geschäftemachen bekommen.« Erst nach Kriegsende erkannten die Juden, die in der Sowjetunion überlebt hatten, dass sie im Vergleich noch Glück gehabt hatten: »So hart unser Leben in Russland auch war, ließen uns die Berichte über Auschwitz und andere Lager schaudern, und das nicht nur, weil sie in ihrer Brutalität so unvorstellbar waren, sondern weil wir uns dem Leid stellen mussten, das unsere eigenen Verwandten erlitten hatten.«¹³⁶

Die Kinderärztin Regina Kesler aus New Jersey schilderte in ihren Memoiren ihre zunächst hoffnungsfrohe, dann aber schmerzliche Rückkehr nach Polen nach dem Krieg. Unmittelbar nach der deutschen Kapitulation begann ihre Familie mit der Vorbereitung ihrer Repatriierung aus der Sowjetunion, weil sie die zurückgebliebenen Verwandten und Teile ihrer Habe wiederzufinden hofften. Als die Genehmigungen des NKWD

135 Brief an Moe(ses) Leavitt von Joseph Schwartz, JDC Paris, 9. November 1946, AJDCA/390. Laut UNRRA-Statistiken waren von den 14 689 jüdischen DP's, die am 7. Dezember 1946 in Baden-Württemberg registriert waren, nur etwa 10 Prozent KZ-Überlebende; siehe Müller, *Fremde in der Nachkriegszeit*, S. 57.

136 Berger, *Displaced Persons. Growing Up American*, S. 307. Zu »Asiaten« siehe Schwarz, *Redeemers*, S. 164. Knappe Hinweise zu polnischen Juden in der Sowjetunion siehe auch Königseder, *Flucht nach Berlin*, S. 33-43.

(Volkskommissariats für innere Angelegenheiten) eintrafen, bekamen sie von UNRRA und JDC »reichlich Vorräte für die lange Heimreise: Milchpulver, Salami, Konserven und anderen Proviant.« Kesler erinnerte sich an die Aufregung und Verwirrung, die diese ungewohnten amerikanischen Güter auslösten, und an den Eindruck von Wohlstand und Tatkraft, der sofort Groll hervorrief, als die damit ausgestatteten Juden in einem feindseligen, vom Krieg zerrissenen Polen eintrafen. Bestenfalls begrüßten die Polen ihre ehemaligen Nachbarn verwundert und peinlich berührt, schlimmstenfalls mit mörderischer Feindseligkeit, und meist unangenehm überrascht: »Sie dachten, wir wären gestorben und würden nie wiederkommen.« Im Haus der Familie in Suwalki lebten neue Bewohner, die »uns nach einigen Verhandlungen zwei Zimmer überließen und in die restlichen Teile zogen«. Die Requisiten aus Reginas behüteter Kindheit waren alle noch vorhanden, die Möbel und ihr Spielzeug »praktisch nicht angerührt«, da deutsche Generäle dort gewohnt und »ihre Burschen das Haus sauber und gut in Ordnung gehalten hatten«. Nur die Menschen waren verschwunden, alle waren nach Treblinka gebracht und vergast worden. Die wenigen Überlebenden berichteten von den mittlerweile bekannten, aber nach wie vor unfassbaren Gräueln, denen die Flüchtlinge in der Sowjetunion entgangen waren: »Sie hatten meiner schreienden Tante die Kinder aus den Armen gerissen; sie sah die Kinder nie wieder ... Meine arme Tante wurde beinahe wahnsinnig vor Kummer; sie hörte auf zu essen, zu trinken und sogar zu sprechen.«

Regina ging nach Łódź, wo nach der Befreiung durch die Rote Armee 1944 und der Nachkriegsrepatriierung aus der Sowjetunion für kurze Zeit ein kulturelles und wirtschaftliches Zentrum jüdischen Lebens entstand. Junge Leute fingen an zu studieren, trafen sich in Nachtclubs, gingen ins Kino, besuchten Konzerte und versuchten, die verpasste Jugend nachzuholen. Sie waren »erfüllt von Hoffnung und dem Drang zu leben, etwas zu leisten und zu erreichen«. Andere waren »entschlossen, Geld zu verdienen; sie spekulierten mit Schmuck, Pelzen und amerikanischer Währung und wurden innerhalb kurzer Zeit ziemlich reich«. Die meisten Juden wollten nicht »über ihre Kriegererlebnisse sprechen«, ganz gleich, ob sie unter den Nazis oder in der Sowjetunion überlebt hatten: »Was während des Krieges passiert war, war so unfassbar, so krank, dass wir das Geschehene verdrängen mussten, um nicht den Verstand zu verlieren und wieder ein normales Leben anzufangen.«

Aber dieser zaghafte Neubeginn bröckelte schon bald, spätestens nach dem Pogrom im polnischen Kielce am 4. Juli 1946. Trotz der Hoffnungen mancher Juden und Polen auf einen gemeinsamen antifaschistisch-

demokratischen Wiederaufbau machten Juden sich erneut auf die Flucht vor einem komplexen Gefahrengewebe: Der traditionelle polnische Antisemitismus, der sich durch die während der deutschen Besatzung von den Nazis geübte mörderische Variante verschärft hatte, verschlimmerte sich nun noch weiter durch den Zorn über jüdische Forderungen nach Rückerstattung ihres Eigentums, über ihre angebliche Unterstützung für die kommunistisch dominierte neue Regierung sowie über ihren privilegierten Zugang zu amerikanischen Hilfslieferungen.¹³⁷ Regina wollte sich nicht schon wieder verpflanzen lassen, aber ihre Eltern trauten der alten Welt nicht mehr und wollten schnellstmöglich so weit wie möglich fort.¹³⁸

Besiegte Deutsche, entwurzelte Juden,
amerikanische »Beschützer und Wärter«

Diese erneute Flucht osteuropäischer Juden setzte ein, als die meisten der Millionen DPs der Nachkriegszeit gerade in ihre Heimat zurückgekehrt waren. Vor allem in Gebieten Bayerns, Hessens und Baden-Württembergs, wo es eine höhere Ansammlung jüdischer DPs gab, beklagten Deutsche sich lautstark und erbittert über die anhaltende, unerwartete Präsenz von Juden in ihrer Mitte. Der Harrison Report hatte Eisenhower gedrängt, die Beschlagnahmung deutscher Wohnhäuser zu genehmigen. Die deutschen Bewohner waren entsetzt, als sie erfuhren, dass sie ihre

137 Zum Pogrom von Kielce, bei dem der Vorwurf des Ritualmordes zu einem Massaker an mindestens 42 Juden führte, die in ihre Heimatstadt zurückkehren wollten, und zum allgemeinen Kontext siehe Engel, *Patterns of Anti-Jewish Violence in Poland*, und Peck, *Jewish Survivors*, S. 35. Siehe auch Gross, *A Tangled Web*, sowie ders., *Angst. Zur Lage der überlebenden und rückkehrenden Juden im Nachkriegspolen* siehe auch Litvak, *Polish-Jewish Refugees Repatriated*; Dobroszycki, *Restoring Jewish Life*, und die Dr. Jerzy Glicksman Collection in den YIVO-Archiven, New York. Eine (noch) hoffnungsvollere zeitgenössische Einschätzung bietet der Abschnitt über Polen in Shapiro, *American Jewish Yearbook*, 49, 1947/48, S. 380-392.

138 Regina Kesler, Grit. *A Pediatrician's Odyssey from a Soviet Camp to Harvard*, hrsg. von Michael G. Kesler. Bloomington, IN 2009. In diesem Fall mied die Familie die DP-Lager und ging über Schweden in die USA, wo Rachel/Regina an der Harvard Medical School studierte und Kinderärztin in New Jersey wurde. Ich danke Ted Kesler, der mir ein Exemplar der packenden, damals noch unveröffentlichten Memoiren seiner Mutter zur Verfügung stellte. Siehe auch Berger, *Displaced Persons. Growing Up American*. Zu Łódź s. Shimon Redlich, *Life in Transit. Jews in Postwar Lodz, 1945-1950*. Brighton, MA 2010.

Häuser manchmal innerhalb von Stunden räumen mussten, ohne ihre Habe mitnehmen zu können und ohne sonderliche Aussichten auf eine ordentliche alternative Unterkunft zu haben. Außerdem fürchteten sie gewalttätige Rache von ihren früheren Opfern. Als die Deutschen nach gut einem Jahr ihre anfängliche Angst vor ernsthafter Vergeltung abgelegt hatten, ärgerten sie sich umso mehr, dass die amerikanische Zone sich zu einem Zufluchtsort für Juden entwickelt hatte. Fassungslos, dass man sie wegen ›schmuddeliger Flüchtlinge aus Osteuropa‹ vertrieb, begegneten sie der Requirierung ihrer Häuser und Habe sowie der wahrgenommenen Bevorzugung der Juden durch die Besatzungskräfte mit dumpfem Groll und gelegentlichen Wutausbrüchen.¹³⁹

Als General Eisenhower im September 1945 am selben Tag einen Wohnblock in der Stuttgarter Bismarckstraße und das DP-Lager Feldafing besuchte, signalisierte er damit amerikanische Unterstützung für diese Requirierungen, auch wenn untere Offiziersgrade vor Ort sich zuweilen dagegenstellten. Kurz nach der Veröffentlichung des Harrison-Berichts inspizierte Eisenhower mit anderen hochrangigen Offizieren (darunter auch der widerstrebende General Patton) das Lager Feldafing und nahm dort an einem Jom-Kippur-Gottesdienst teil. Eisenhowers Sonderberater für jüdische Angelegenheiten, Judah Nadich, erinnerte sich: »Sein unangekündigtes Erscheinen beim Jom-Kippur-Gottesdienst in Feldafing, an dem mehrere tausend Leute teilnahmen, begeisterte die große Gemeinde.« Nicht zufällig bot dieser Besuch dem amerikanischen Kommandeur Gelegenheit zu eindringlichen Bitten an die DPs, »geduldig zu sein, bis der Tag kommt – und er wird kommen –, an dem Sie von hier fortgehen werden, wohin Sie wollen«. Mahnend erinnerte er sie: »Die amerikanische Armee ist hier, um Ihnen zu helfen. Ihre Aufgabe ist es, gute, freundschaftliche Beziehungen zu Ihren übergeordneten Stellen zu unterhalten. Ich weiß, wie viel Sie gelitten haben, und bin überzeugt, dass Sie schon bald sonnigere Tage erleben werden.«¹⁴⁰

Bis heute erinnern sich Feldafinger, wie General Eisenhower, wohl motiviert durch seine Besuche in Nazi-Todeslagern und Druck von Präsident Truman, durch ihren malerischen Ort am Seeufer ging und auf Villen deutete, die konfisziert werden sollten. Sie erzählen von ihrer Empörung über den alles andere als behutsamen Umgang der DPs mit noch immer eleganten und gut ausgestatteten Häusern, Möbeln und Gärten. Der KZ-Überlebende Simon Schochet schilderte in seinem autobiografi-

139 Siehe z.B. Dietrich und Schulze-Wessel, *Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung*, S. 47, 59.

140 Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 129 f.



Abb. 4.2. General Eisenhower mit dem DP-Polizeichef und UNRRA-Sicherheitsbeauftragten Erwin Tichauer beim Rundgang durch das DP-Lager Feldafing.

schen Roman mit »bitterer Reue«, aber auch mit Genugtuung, wie sie in einer Villa in Feldafing einen »herrlichen Bechstein-Flügel« zerlegt und die Treppe hinuntergeworfen hatten, um Platz für Betten und Spinde zu schaffen.¹⁴¹ Für die DPs waren diese Villen – insgesamt wurden etwa 40 requiriert, die fantasievolle Namen wie »Waldberta« trugen – jedoch »alles andere als luxuriös«. Bert Lewyn, der auf der Suche nach seiner Familie von Berlin nach Łódź gefahren war und anschließend nach Feldafing kam, erinnerte sich: »Es gab einen Raum von ca. 40 Quadratmetern, der mit zwei Etagenbetten, zwei Einzelbetten, einem Tisch und vier Stühlen vollgestopft war.« Für seine Tante und ein junges Ehepaar war jeweils

141 Schochet, Feldafing, S. 22 f., 131. Erinnerungen von deutscher Seite stammen aus einem Interview mit Frau U. Jaschinski, ehemalige Beamtin im Einwohnermeldeamt der Gemeinde Feldafing vom 12. Februar 2002. Ich danke Frau Jaschinski für ihre Offenheit und Bereitschaft, ihre Erinnerungen an die unmittelbare Nachkriegszeit in Feldafing zu erzählen. Siehe auch Heider, Das Lager für jüdische »Displaced Persons« in Feldafing.

eine Schlafstelle mit »dünnen Vorhängen« abgetrennt. »Unser Platz betrug ungefähr fünfeinhalb Quadratmeter pro Person.«¹⁴²

Als der jüdische Flüchtlingsstrom aus Osteuropa stärker wurde, packte die Deutschen nach Ansicht jüdischer Beobachter »eine andere Furcht, die Furcht, dass die mehreren Zehntausenden Juden bleiben könnten, wo sie sind. Die Deutschen und Österreicher haben Angst, dass ihre von den Nazis »judenrein« gemachten Länder wieder von Ostjuden »überflutet« werden könnten.«¹⁴³ Michael Brenner stellte fest: »Man muss sich klarmachen, dass es in Bayern und anderen Teilen Süddeutschlands nie so viele Juden gab wie ein Jahr nach der Vernichtung der europäischen Judenheit. Ironischerweise waren Orte, die die Nazis nie hatten »judenrein« machen müssen, weil dort nie Juden gelebt hatten, schließlich von mehreren hundert, wenn nicht gar einigen tausend Juden bewohnt.«¹⁴⁴ Sowohl die Deutschen als auch die amerikanische Militärregierung hatten daher oft den Eindruck, dass im Nachkriegsdeutschland Juden präsenter denn je waren, ihre Anzahl und ihre Ansprüche ständig wuchsen, sie den Schwarzmarkt bevölkerten, lautstark und zuweilen gewalttätig für Einwanderungsgenehmigungen demonstrierten und ihr Bevölkerungsanteil in bayerischen und hessischen Kleinstädten und Gemeinden sogar den der Deutschen übertraf.¹⁴⁵ Deutsche, die nach dem verlorenen Krieg mürrisch und stumpf (*sullen* war wohl das Wort, mit dem die amerikanischen Sieger ihre früheren Feinde am häufigsten beschrieben), voller Groll und Selbstmitleid waren, sahen die DP-Lager, die in und um ehemalige Wehrmachtskasernen, Nazischulen oder requirierte Wohnblocks entstanden, als eine Art Schlaraffenland voller »Zucker und Frühstücksfleisch, Margarine und Konfitüre, Zigaretten und vitaminisierter Schokolade«. Die Flüchtlingslager waren für sie Schwarzmarktzentren, gespeist vom leichten Zugang zu Zigaretten- und Lebensmittellieferun-

142 Lewyn und Lewyn, *Versteckt in Berlin*, S. 290.

143 Wahrhaftig, *Life in camps 6 months after liberation*, S. 133. Wahrhaftig war Vertreter der orthodoxen jüdischen Gruppe Mizrahi.

144 Brenner, *German and East European Jews in Post-War Germany*, S. 49 f. Die Reaktion der gut 11 000 deutschen Einwohner von Landsberg, die sich plötzlich mit 4000 Juden konfrontiert sahen, schildert Eder, *Jüdische Displaced Persons im deutschen Alltag*, und dies., *Flüchtige Heimat*, S. 1-22, insbes. S. 5. Schätzungsweise 23 000 DPs durchliefen das Lager. Vor dem Krieg hatte es dort nur wenige deutsche Juden und nicht einmal eine jüdische Gemeinde oder Synagoge gegeben.

145 Zu DPs in Hessen, speziell zum Lager Zeilsheim bei Frankfurt, siehe Hilton, *Prisoners of Peace*, und Giere/Salamander, Hrsg., *Ein Leben aufs Neu*.

gen der Besatzungskräfte und jüdischen Hilfsorganisationen, insbesondere des JDC.¹⁴⁶

In gewissem Maße standen DPs ohne Zweifel im Wettbewerb um knappen Wohnraum in Städten und Gemeinden wie auch in Kasernen in Konkurrenz zu deutschen Ostflüchtlingen und der Militärregierung, die Unterkünfte für ihr Personal requirierte. Aber die meisten DPs wurden in Lagerbaracken untergebracht, und dort, wo es tatsächlich zu Zwangsräumungen kam, wurden diese offenbar in einem Maße publik gemacht und in Erinnerung behalten, wie es in keinem Verhältnis zu ihrem realen Vorkommen stand.¹⁴⁷ In solchen Erinnerungen, die Deutsche als Opfer von Juden und Amerikanern sehen, spiegelt sich jedoch eine verbreitete Einstellung wider. Als die Kampftruppen ihren Dienst quittierten und in die Heimat zurückkehrten und der Schwerpunkt der US-Besatzungspolitik sich im Kalten Krieg von der Entnazifizierung auf den Wiederaufbau Deutschlands verlagerte, empfanden Sieger wie Besiegte die nach wie vor heimatlosen und widerspenstigen Opfer des Nationalsozialismus als unbequeme, anrühige Unruhestifter. Gleichzeitig stellten die Deutschen – mit ihren »sauberen deutschen Häusern und hübschen, entgegenkommenden deutschen Mädchen« – sich als Opfer dar und wurden zunehmend auch als solche anerkannt.¹⁴⁸

Zorach Wahrhaftig, ein Vertreter der jüdisch-orthodoxen Hilfsorganisation Mizrahi, der viele Berichte über die Lage der DPs verfasste, beobachtete besorgt »die feindseligen, finsternen Blicke der Deutschen« und »die Flüsterkampagnen gegen jüdische DPs, angeführt von den deutschen Freundinnen der Soldaten«. Sechs Monate nach der Befreiung teilte er dem American and World Jewish Congress mit: »Die jüdischen DPs werden als Eindringlinge gesehen und die Deutschen als alteingesessene Bevölkerung, die unter der DP-Plage leidet.«¹⁴⁹ Achtzehn Monate

146 Hulme, *Wild Place*, S. 211 f.

147 Siehe z.B. Dietrich und Schulze-Wessel, *Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung*, S. 47, 59. Mehr Sympathien für vertriebene Deutsche zeigt Müller, *Fremde in der Nachkriegszeit*; auf S. 37 schildert er, dass diese Requirierungen 1947 eine so große Belastung für die deutschen Behörden waren, die Millionen deutscher Flüchtlinge und Vertriebener integrieren mussten, dass der Deutsche Städtetag gegen die Zwangsräumungen als Verletzung der Menschenrechte und Verstoß gegen die Hager Konvention von 1907 protestierte.

148 Gringauz, *Our New German Policy and the DPs*, S. 510.

149 Wahrhaftig, *Life in camps 6 months after liberation*, S. 133. Fallstudien zu Beziehungen zwischen jüdischen DPs und der örtlichen deutschen Bevölkerung in Landsberg, siehe Eder, *Jüdische Displaced Persons*, und Kohlmannslehner, *Das Verhältnis von Deutschen und jüdischen Displaced Persons*.

nach der Befreiung berichtete Wahrhaftig noch niedergeschlagener: »Für die europäischen Juden ist der Krieg noch nicht vorbei. Es ist unmöglich, sie zu repatriieren, und beinahe ebenso schwierig, sie wiederanzusiedeln. Gegenwärtig will niemand sie haben, wie sie schon vor und während des Krieges niemand haben wollte.«¹⁵⁰

Überlebende, die erwartet hatten, dass die Besatzungskräfte sie als Verbündete behandelten, beschwerten sich lautstark über die Ungerechtigkeit ihrer Notlage. Ihre deutschen Peiniger lebten selbst unter der Besatzung frei in ihrem eigenen Land, während Juden, eingesperrt in Flüchtlingslagern, darauf warteten, die »verfluchte blutige« deutsche Erde zu verlassen. Während die Deutschen sich über die vermeintliche Bevorzugung der entwurzelten Juden ärgerten, beklagten die jüdischen Überlebenden sich über ihre Behandlung durch die Amerikaner, die zugleich ihre »Beschützer und Wärter« waren, sie willkürlichen, »unerklärlichen« Regeln, Vorschriften und einem ständigen Strom »komplizierter, häufig falsch ausgelegter Armeedirektiven unterwarfen ..., die von der offenbar zwangsweisen Repatriierung bis zur Reduzierung der einer Schwangeren bewilligten Milchmenge reichten.«¹⁵¹ Bissig erklärten DPs: »Es ist besser, ein besiegtter Deutscher als ein befreiter Jude zu sein.«¹⁵²

Doch trotz der häufig angespannten Beziehungen zu GIs und des sich bald bessernden Verhältnisses der USA zum früheren Feind hatten jüdische DPs eine privilegierte Stellung bei den »Amis«. Unmittelbar nach der Befreiung gaben Soldaten der Jüdischen Brigade in der britischen Armee ihnen entscheidende Hilfe und Hoffnung, und zionistische Abgesandte aus Palästina nahmen durchgängig großen Einfluss auf die Hilfsmaßnahmen in den Lagern und die Politik des Zentralkomitees befreiter Juden. Aber die wichtigsten Fürsprecher waren für die meisten jüdischen Überlebenden die Amerikaner – Juden und Nichtjuden, Militärs und zivile Mitarbeiter in Hilfsorganisationen – in Deutschland wie auch in der öffentlichen Sphäre der politischen Kreise und Medien der USA. Vom »Augenblick ihrer Befreiung« an wurden jüdische DPs »Besuchern vorgeführt«, Journalisten, Kongressdelegationen und amerikanisch-jüdischen Gruppen. Die führenden DP-Vertreter verstanden es bestens, diese Besuche zu inszenieren und für Forderungen nach besserer Behandlung und Einwanderungsgenehmigungen nach Palästina zu nutzen. Es war durchaus kein Zufall, dass das einzige Ressort des Zentralkomitees befreiter

150 Wahrhaftig, *Uprooted*, S. 39.

151 Berger, *Displaced Persons. A Human Tragedy*, S. 50.

152 Zitiert in dem Dokumentarfilm *The Long Way Home*, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles 1997; dt.: *Ins gelobte Land*, 1999.

Juden, das keine jiddische, sondern eine englische Bezeichnung trug, die Abteilung »Public-Relations« war.¹⁵³

Die führenden DP-Vertreter genossen die Teilnahme hochrangiger US-Militärs an ihren Konferenzen und Gottesdiensten und nutzten diese Besuche als Werbung, um Sympathien zu gewinnen und ihre Gemeinde zu legitimieren. Hochrangige Offiziere zeigten sich nicht nur bei dem berühmten Jom-Kippur-Gottesdienst in Feldafing, an dem auch Eisenhower und Patton teilnahmen, sondern bei allen erdenklichen jüdischen Festen vom Pessach-Seder bis zur Chanukka-Party. Auch wenn sie mit Betroffenheit und zugleich Unbehagen auf diese fremde Umgebung reagierten, war sie manchen nicht ganz so wenig vertraut, wie sie vorgeben. Denn zahlreiche Kommandanten von DP-Lagern waren Juden wie Lieutenant Irving Smith in Feldafing, »ein junger amerikanischer Jude aus South Bend, Indiana«, und Colonel Irving Heymont in Landsberg (auch wenn, wie bereits erwähnt, nicht alle es zugaben).¹⁵⁴ Selbst von einigen amerikanischen Generalen wie General Bedell Smith, der überraschten DP-Fürsprechern mitteilte, dass er eine jüdische Mutter hatte, und General Mark Clark war bekannt, dass sie zumindest zum Teil jüdischer Abstammung waren, auch wenn es sicher nicht so viele waren, wie die deutsche Gerüchteküche es in Klagen über die »verjudete« Militärregierung behauptete.¹⁵⁵ Journalisten, Politiker, Militärs und Vertreter amerikanisch-jüdischer Organisationen beehrten DPs mit Inspektionsreisen auf höchster Ebene und fassten sie mit »Samthandschuhen« an, wie Kathryn Hulme, eine abenteuerlustige junge Amerikanerin, fand, die während des Krieges als Schweißerin gearbeitet hatte und dann UNRRA-Mitarbeiterin wurde.¹⁵⁶ Eleonor Roosevelt setzte ihr Engagement für eine Universelle Erklärung der Menschenrechte mit ihrem Besuch 1946 im DP-Lager Zeilsheim bei Frankfurt am Main eindrucksvoll in Szene. Wie Kathryn Hulme erklärte, stellten Juden weniger als ein Fünftel der Displaced Persons innerhalb der amerikanischen Besatzungszone, waren aber »eine so sprachgewaltige Minderheit, dass jemand, der sich nur aus der Presse über Besatzungsangelegenheiten informierte, den Eindruck gewann, sie machten das gesamte DP-Problem aus«. Allerdings räumte

153 Hyman, *Undefeated*, S. 251. Siehe auch YIVO DPG 294.2/175/MK483/R14, Abt[eilung] Public Relations.

154 Siehe Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 64.

155 Ein Beispiel unter vielen für solche Erinnerungen ist Klüger, *weiter leben*, S. 196 f. Siehe auch Brown-Fleming, »The Worst Enemies of a Better Germany«.

156 Solche Inspektionen konnten allerdings auch die gegenteilige Wirkung haben, wie General Pattons angewiderte Reaktion auf seinen Besuch in Feldafing belegte, siehe Anm. 89.

sie ein, Juden wurden behandelt und »klangen wie die Primadonnen der DP-Welt ... Ich fand, dass sie diese Einstufung vielleicht verdient hatten.«¹⁵⁷ Deutsche reagierten mit unverhohlenem Groll darauf, dass Juden angeblich mit Samthandschuhen angefasst wurden, und teilten den Eindruck, den General Lucius Clay äußerte: »Wenn wir einen MP schicken, um sie zu verhaften, wieso macht es dann in jeder Zeitung in den Vereinigten Staaten Schlagzeilen – ›US-Soldaten stürmen jüdisches Lager‹ und so weiter, geradeso als ob die Nazis wieder am Werk wären und so fort.«¹⁵⁸ Dagegen fanden jüdische Überlebende nicht nur Hulmes Einschätzung zutreffend, dass sie »diese Einstufung vielleicht verdienten«, sie wiesen zudem auch auf die quälenden Unzulänglichkeiten ihrer Lage und die Ironie des Schicksals hin, dass sie als heimatlose Flüchtlinge oder enteignete ehemalige Staatsbürger auf der »blutgetränkten« Erde ihrer Peiniger festsäßen.¹⁵⁹

Nachdem die Juden eigene DP-Lager und ein erhebliches Maß an interner Selbstverwaltung erreicht hatten, erhielten sie zweifellos sehr viel Hilfe, unterstanden aber auch einer genauen Beobachtung. Bei einer beeindruckenden Veranstaltung im War Room des ehemaligen I.G.-Farben-Gebäudes in Frankfurt am Main erkannte Eisenhowers Nachfolger, General McNarney, am 7. September 1946 das Zentralkomitee befreiter Juden als offizielle Vertretung aller jüdischen DPs in Wohlfahrts- und Selbstverwaltungsfragen an. Im Sinne der Umerziehung berichtete das American Forces Radio begeistert über die Anerkennung »dieser kleinen Demokratie von 160 000 im Herzen Deutschlands befreiter Menschen.«¹⁶⁰ Um US-Soldaten die Lage jüdischer Überlebender verständlich zu machen, erklärte ein amerikanischer Major, der für DPs zuständig war, in einer Nachrichtensendung des AFN (American Forces Network): »Amerikaner waren immer stolz, dass sie sich nie taub gestellt haben für die Hilferufe von Menschen, die in Elend und Not waren. Es ist eine Tatsache, dass die Mehrzahl der Infiltrées gegenwärtig der jüdischen Rasse [sic] angehört. Niemand, der das Leid der Juden in Europa wirklich begreift, wird wollen, dass unser Land diesen Menschen seine Hilfe versagt.« Als eindeutigen Hinweis auf die strenge US-Einwanderungspolitik fügte er hinzu: »Wir kümmern uns um sie in UNRRA-Zentren und werden es auch weiterhin tun, bis die Zeit kommt, in der entweder die amerikanische Regierung oder das amerikanische

157 Hulme, *Wild Place*, S. 211 f.

158 Clay zit. nach Bendersky, *Jewish Threat*, S. 369.

159 Hulme, *Wild Place*, S. 211 f.

160 Hyman, *Undefeated*, S. 153.

Volk seine Haltung ändert.« Über den anhaltenden Zustrom von Juden in die amerikanische Besatzungszone sagte er: »Es besteht absolut keine Möglichkeit, im voraus völlig sicher zu sein, um wie viele Menschen wir uns kümmern müssen. Menschliches Elend lässt sich nicht immer nach den gleichen Kriterien messen. Aber wir sind bestrebt, immer denselben Maßstab anzulegen: den Maßstab der Menschlichkeit und Gerechtigkeit.«¹⁶¹ Nur einen Tag vor dem Festakt mit General McNarney in Frankfurt signalisierte US-Außenminister James Byrnes allerdings in seiner versöhnlichen Rede am 6. September in Stuttgart, dass die Amerikaner den deutschen Wiederaufbau unterstützen und im Zuge des Kalten Krieges von der Entnazifizierung abrücken würden – ein Indiz, dass die Amerikaner den jüdischen DPs Sympathien entgegenbrachten und sich gleichzeitig von ihnen distanzieren. Zudem markierte die Rede das bevorstehende Ende jener kurzen, vom Harrison Report eingeläuteten (relativ) »goldenen Ära«, in der DPs besonders guten Zugang zu Macht, Schutz und Rationen der Amerikaner hatten.¹⁶²

Imaginierte Heimat

Im Gegensatz zu anderen DPs im besetzten Deutschland, die amerikanischem Schutz anvertraut waren, strebten jüdische DPs zumindest in ihren öffentlichen Äußerungen ein Bündnis mit den Siegermächten an und bestanden zugleich darauf, es gebe für sie eine Heimat, in die sie gehen könnten, auch wenn kaum einer von ihnen dieses Land je gesehen hatte. In gewissem Sinne bedeutete die Schaffung separater jüdischer DP-Lager durch die Amerikaner den endgültigen Verzicht auf die kosmopolitische Identität, die Juden im Europa der Vorkriegszeit verkörpert hatten. Für die meisten überlebenden europäischen Juden stellte der Zionismus – als utopisches Ideal, wenn schon nicht als reales Ziel – letztlich die einzige ideologische und psychisch positive Alternative dar. Mit dem Verlust von Staatsbürgerschaft, Heimat und Lebensgrundlagen hatten Displaced Persons jegliche nationalen Bindungen verloren. Paradoxerweise führten eben diese Katastrophe und die Staatenlosigkeit zur

161 AFN-Rundfunksendung vom Freitag, dem 30. August 1946. Interview mit Brigadegeneral Vincent Meyer, stellvertretender Verbindungsoffizier, Berlin, sowie mit Major R. N. Thompson, DP Division, Berlin District, Berlin Reports, UNRRAA/399.1.2.

162 Gringauz, *Our New German Policy*, S. 509, stellt fest, dass »rückblickend« die Zeit von Herbst 1945 bis Sommer 1947 als »eine Art goldene Ära« erschien.

Herausbildung und Intensivierung einer neuen jüdisch-nationalen und ethnischen Identität.¹⁶³

Das Zentralkomitee befreiter Juden war bestrebt, diese Identität durch seine Aktivitäten in den DP-Lagern wie auch durch unermüdliche Öffentlichkeitsarbeit zu fördern. Am Sonntag, dem 27. Januar 1946, hielt es seine erste große Konferenz ab, deren Eröffnungsveranstaltung in den prunkvollen Sälen des Münchener Rathauses stattfand. Dort trafen 112 Repräsentanten der *She'erit Hapletah* mit einem bemerkenswerten Aufgebot an Gästen zusammen, darunter Journalisten, die sich eine Auszeit von der Berichterstattung über die Nürnberger Prozesse nahmen, Angehörige der Militärregierung, der Oberbürgermeister von München, der Ministerpräsident Bayerns und David Ben-Gurion als Vertreter des Jischuw. Im Bewusstsein der politischen Bedeutung hielt das Zentralkomitee diese Veranstaltung in dem Dokumentarfilm *These Are the People* fest, in dem ein namenloser junger amerikanischer Leutnant als Sprecher auftrat – dabei handelte es sich um den Militär rabbiner Klausner, der entgegen den Armeevorschriften Hauptinitiator, Produzent und Regisseur des Films war.¹⁶⁴ Die Dokumentaraufnahmen begleitete der vorwurfsvoll beschwörend wiederholte Text: »These are the People. Our People. Waiting. Waiting. Waiting.« (»Das sind die Menschen. Unsere Leute. Sie warten. Warten. Warten.«) Die Kamera fing die Gesichter von Juden im DP-Lager Landsberg ein, in jener Stadt, in der Adolf Hitler seine »Bibel der Tyrannei, *Mein Kampf*« verfasste, und dazu fragte der Sprecher: »Wie lange wird Tyrannei Macht über die Hoffnungen und Strebungen eines gebrochenen Volkes behalten? Wie lange wird Heimatlosigkeit die Träume der leidenden Kinder Israels zunichtemachen und ihre Herzen mit Verzweiflung erfüllen?« Weitere Aufnahmen zeigten die feierliche Eröffnung der Konferenz, bei der Männer (interessanterweise ohne Kopfbedeckung) das hebräische Gebet zum Totengedenken *El Mole Rachamin* sangen. Der erste Redner, der bekannte »junge, mutige Dr. Zalman Grinberg«, begrüßte die versammelten Überlebenden und Würdenträger mit einem zornigen, leidenschaftlichen *J'accuse*. Mit scharfen Worten verkündete er in perfektem Deutsch und in Wendungen, die führende DP-Vertreter in ihrem Drängen auf Emigration nach Palästina

163 Siehe z.B. Wyman, DPs, S. 35 f., dort zitiert: Hannah Arendt, *The Stateless People*, *Contemporary Jewish Record*, 8, April 1945, S. 144. Verschiedene Ansichten zu diesem Prozess vertreten Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, und Diner, *Elemente der Subjektwerdung*.

164 Siehe Loewy, *These Are the People: Zu Abraham J. Klausners Film über das Zentralkomitee der befreiten Juden in der amerikanischen Zone*.

häufig verwendeten, den gewaltsamen Tod jeglicher europäisch-jüdischen Synthese. Europa, dem Juden Monotheismus, Dichter, Schriftsteller, Ärzte, Juristen, Professoren und Nobelpreisträger gebracht hatten, beantwortete diese Gunst mit Gaskammern und Krematorien. Während die Kamera zu Ben-Gurion schwenkte, verknüpfte Grinberg die Weigerung der Welt, die Vernichtung der Juden zu verhindern, mit der damals aktuellen Weigerung, den Juden die Tore Palästinas zu öffnen: »In diesen neun Monaten haben wir das große Geheimnis entdeckt, warum die restlichen vier Kontinente die Todesmärsche nicht verhindern konnten, wir haben dies Geheimnis begriffen. Wir wissen jetzt, dass der Wille, welcher jetzt nicht vorhanden ist, uns einem freien, gesicherten Leben zu übergeben – der gleiche Wille war auch damals nicht vorhanden, uns dem Tode zu entreißen.«

In dunklem Anzug und Krawatte sprach er wild entschlossen und eindringlich in das applaudierende Publikum. Er stellte fest, dass die Welt sich an Grausamkeiten und Bestialität gewöhnt habe, aber dieses Maß an menschlicher Vernichtung nur möglich gewesen sei, weil die Opfer Juden waren. Neun Monate nach der Befreiung lebten Juden eingepfercht in Lagern, waren staatenlos, heimatlos und von den Untersuchungen von Kommissionen und Komitees abhängig, ein »stehender Bissen im Rachen der internationalen Politik«. Grinberg, der Radiologe aus Kowno, der Ghettos, Zwangsarbeit und Todeslager überlebt hatte, forderte nun eindringlich »manch führenden Staatsmann von einem großen mächtigen Imperium« auf: »Löst ein den Wechsel einer historischen Ungerechtigkeit, welche erst jüngst das Blut von sechs Millionen Menschen gekostet hat, und gebt uns zurück *Eretz Israel*.«

Nach dieser eindrucksvollen Eröffnung erinnerten die übrigen Redner allerdings aufrüttelnd an die abstruse Wirklichkeit des DP-Lebens im besetzten Deutschland: Die Überlebenden waren nicht nur weit von *Eretz Israel* entfernt, mit internen Streitigkeiten beschäftigt und abhängig von USA, UNRRA und internationaler Politik, sondern lebten auch mitten im besiegten Deutschland, das um seinen eigenen prekären Weg in die Souveränität rang. Als Nächster sprach der bayerische Ministerpräsident Dr. Wilhelm Hoegner, dessen Anwesenheit ebenso passend und widersinnig war wie der Rahmen – das mit zionistischen Flaggen geschmückte und von amerikanischem Militär überwachte Münchener Rathaus. Der aus dem Schweizer Exil zurückgekehrte Sozialdemokrat und Antifaschist hielt eine Rede, die rückblickend erstaunlich unangemessen erscheint. Allerdings entsprach sie durchaus der schwierigen politischen Lage in den ersten Nachkriegsjahren und der Tatsache, dass Hoegner es seiner Wählerschaft wie auch der amerikanischen Besatzungsmacht recht

machen musste. Er begrüßte »die befreiten Juden in einem von der nationalsozialistischen Zwangsherrschaft befreiten Bayern« und erklärte: »Die Vernichtung eines großen Teiles des jüdischen Volkes gehört zu den furchtbarsten Vorkommnissen der an Grausamkeiten so reichen Geschichte der Menschheit.« Wie viele Bayern betonte er den eigenständigen Status des »Freistaats« und bedauerte dessen Verrat durch den besiegten preußischen Militarismus. Dann erinnerte er die Versammlung, dass auch die Deutschen im Krieg gelitten hätten und betonte, dass »den nationalsozialistischen Verbrechern die Judenverfolgungen nur ein Mittel waren, um das eigene Volk zu verhetzen und bei der Stange zu halten«. Nachdem das Publikum gerade einen wütenden Aufschrei über die Gleichgültigkeit der Welt gegenüber dem Leiden der Juden gehört hatte, gelang es ihm, den Genozid an den Juden als eine weitere Facette des umfassenden Betrugs hinzustellen, den die Nazis am deutschen Volk begangen hätten.

Auf Hoegner folgte David Ben-Gurion. Der führende Vertreter der »palästinensischen Juden« forderte, das Versprechen »eines freien und demokratischen jüdischen Gemeinwesens in Palästina« einzulösen. Nach ihm sprachen eine Abgesandte des World Jewish Congress (die einzige Rednerin), ein Vertreter der US Third Army und Simon Rifkind, der damalige Berater für jüdische Angelegenheiten bei der US-Militärregierung. Vor dem Hintergrund des Symbols der *She'erit Hapletah*, der »Stumpf eines an der Basis gefällten Baums«, aus dem »ein neuer Schoss, lebendig und fest«,¹⁶⁵ sprießen wird, schloss die Veranstaltung mit dem bewegenden Singen der »Hatikva«, der zionistischen Hymne der Hoffnung. Der Sprecher beteuerte: »Wir verzweifeln nicht, auch wenn unser Weg sich durch eine endlose Geschichte erstreckt. Unser Marsch zu Freiheit und Frieden hat begonnen, in der Schule mit Buch und Verstand, in der Werkstatt mit Hammer und Drehbank, auf dem Feld mit Schweiß und Muskelkraft und Abends mit Gesang und Tanz.« Der Film schließt mit Bildern von Juden, die in ihrem merkwürdigen Refugium im amerikanisch besetzten Bayern ein Leben im Wartestand führen: Sie beackern Felder auf Gemeinschaftsbauernhöfen in Bayern, Männer trinken Kaffee unter einem Porträt Theodor Herzls und studieren dabei eine Karte von Palästina, Frauen füttern Hühner und melken Kühe, in ihre Arme sind KZ-Nummern tätowiert, am Finger tragen sie neue Eheringe. Dieses Bild der Produktivität und Regeneration während des »Wartens, Wartens, Wartens« wollten das Zentralkomitee und die jüdi-

165 Beschreibung von Hyman in der Einleitung zu K. R. Grossmann, DP Problem, S. 7.



Abb. 4.3. Major Irving Heymont (Mitte links) im Gespräch mit David Ben-Gurion (Mitte rechts) bei einem Besuch im DP-Lager Landsberg im Oktober 1945; links neben ihnen steht U.S.-Militärrabbiner Abraham Klausner, ganz rechts UNRRA-Lagerleiter Abraham Glassgold.

schen Hilfsorganisationen den jüdischen Spendern und internationalen Kommissionen präsentieren, die über die Zukunft der *She'orit Hapletah* entscheiden würden.¹⁶⁶

Die führenden jüdischen Vertreter, die mit Veranstaltungen wie der Konferenz in München und Filmen wie *These Are the People* internationale Aufmerksamkeit und Unterstützung anstrebten, mussten ihre Beziehungen zu den amerikanischen Besatzungskräften, den amerikanisch-jüdischen Organisationen, den Repräsentanten des Jischuw und auch zu den DPs sorgfältig aufeinander abstimmen. Zudem mussten sie sich Gedanken über das Verhältnis der DPs (wie auch der Besatzungskräfte und

¹⁶⁶ *These Are the People*, Dokumentarfilm, produziert vom Zentralkomitee der befreiten Juden, 1946, Tape 2281, RG 60.3361, Steven Spielberg Film and Video Archives, USHMM, auch unter www.spielbergfilmarchive.org.il, Holocaust and WWII, 23. Die Zitate sind dem Video entnommen. Andere, kürzere Versionen aus schriftlichen Zusammenfassungen finden sich bei Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 118 ff., und Kauders, *Democratization and the Jews*, S. 79-84.

der Hilfsorganisationen) zu den Deutschen machen, in deren Land sich ihre Lager befanden. Das Zentralkomitee drängte zur Nachsicht gegenüber DPs und Strenge gegen antisemitische Vergehen von Deutschen, während sie zugleich Juden zu Selbstdisziplin und Zurückhaltung selbst im verhassten deutschen »Wartesaal« aufrief. Jüdische Vertreter betonten diese Mahnung mit einer Ungeduld, die heutigen Lesern völlig unrealistisch erscheint, und beklagten zuweilen offenbar verwundert, dass »das Judentum noch immer nicht vollständig rehabilitiert worden ist, obwohl seit der Befreiung aus den Konzentrationslagern und Gefängnissen nahezu bereits zwei Jahre vergangen sind.«¹⁶⁷ Amerikanisch-jüdische Juristen der Militärregierung verteidigten Überlebende standhaft gegen die oft alles andere als einfühlsamen Sanktionen von deutschen Gerichten und Besatzungsbehörden. Sie hatten zwar den Eindruck, dass die »unorganisierten, demoralisierten und undisziplinierten« DPs, die Angst vor und Wut auf Obrigkeiten hatten, durchaus nicht ganz »unschuldig« seien, zumal sie nicht geneigt waren, die Feinheiten deutscher Eigentumsrechte zu beachten. Aber sie erkannten auch an, dass die DPs sich selbst unter dem nicht immer verständnisvollen Schutz der Amerikaner kaum »sicher unter den Deutschen« fühlten, wie der Titel eines Buches zum Thema es – nicht nur ironisch gemeint – formulierte.¹⁶⁸

Die äußerst augenfällige Präsenz jüdischer Überlebender – ihre (zumindest oberflächlich) erstaunlich schnelle körperliche Erholung, ihre Unterbringung in von den Amerikanern requirierten Unterkünften und ihre regen Aktivitäten auf dem Schwarzmarkt – schürte Ressentiments und Rivalität um Vergünstigungen der Alliierten. Zudem nährte sie Zweifel an den Behauptungen des Entnazifizierungsprogramms, die Deutschen hätten Millionen Juden ermordet. Sie liefen auf die Einstellung hinaus: »Wenn es wirklich so viele Todeslager gab, wieso sind dann so viele Juden hier, wieso sehen sie so gesund aus, sind gut gekleidet und haben so viele Kinder?« Die Tatsache, dass die jüdischen DP-Lager ein Jahr nach Kriegsende voller »Infiltrés« aus dem neuerdings kommunistischen Polen waren, die man eher als Opfer des Kommunismus und polnischen Antisemitismus als der Nazis bezeichnen konnte, bestärkte die Deutschen nur in dieser Sicht und verringerte ihre ohnehin schon wenig ausgeprägte Bereitschaft, Mitgefühl zu äußern oder Verantwortung zu übernehmen. Jüdische Vertreter erklärten nachdrücklich, es gebe reichlich »Belege für zwingende Gründe, die Juden aus Polen nach Berlin und

167 Landau, Purim in Elmau, S. 246. Siehe Interview mit Landau in Brenner, Nach dem Holocaust, S. 117-128.

168 Siehe Gay, Safe among the Germans; dt. Das Udenkbare tun.

München treiben«, und jeder Flüchtling bringe »grauenvolle Geschichten« mit. Selbst wenn die neuen kommunistischen Herrscher in der Lage wären, Juden eine sichere Umgebung zu schaffen, was eindeutig nicht der Fall war, gebe es triftige Fluchtgründe: Juden wollten nicht auf einem riesigen Friedhof bleiben, »in einem Land, in dem sie früher mit ihrer Familie und Freunden gelebt, gearbeitet und gelacht hatten – die nun alle tot waren. Vor dem Hintergrund ihres Kummers und körperlichen Leidens sind sie eindeutig nicht in der Verfassung für die sozialen und körperlichen Härten eines Lebens im heutigen Polen.«¹⁶⁹ Selbst wenn manche JDC-Mitarbeiter berichteten: »Sie sagen, das Leben in Polen ist nicht allzu schwierig – relativ gute Ernährungslage, eine freundliche Verwaltung, die ihnen hilft, ihre Firmen wiederzubekommen etc.«, blieb die Tatsache bestehen: »sie sind einfach ihres Lebens nicht sicher – blanker, brutaler Terror und Verfolgung durch die Polen, was schlichtweg unerträglich ist.«¹⁷⁰ Allerdings trug der Umstand, dass diese jüdischen Flüchtlinge aus dem Osten keine ausgemergelten Überlebenden von Todeslagern waren oder zumindest nicht danach aussahen, nicht dazu bei, ihre Glaubwürdigkeit als Opfer zu erhöhen. Sie hatten versucht, mit den Habseligkeiten zu flüchten, die sie während ihrer Zeit in Polen hatten retten oder ansammeln können. Obwohl vieles unterwegs verloren gegangen oder gestohlen worden war, wirkten diese jüdischen »Infiltrées« gut gekleidet und recht gesund, zumal im Vergleich zu dem sichtlichen Elend auf den Straßen deutscher Großstädte wie Berlin und München.

Das Ende der »goldenen Ära« und die »emotionale Ökonomie« der Besatzung

Auch wenn die amerikanische Besatzung die DP's vor einem ernsthaften Wiederaufleben einer Verfolgung im Stil der Nazis schützte, waren viele (wie das 3. Kapitel über Berlin gezeigt hat) sich eines »neuen« Antisemitismus äußerst bewusst, der auf dem alten aufbaute, sich aber auch aus dem Gefühl der Deutschen speiste, sie seien Opfer der alliierten Siegermächte und der osteuropäischen Flüchtlinge, die die Amerikaner in ihr

169 Quarterly Report, Berlin Office, AJDC, March 1–June 1, 1946, S. 18; siehe auch YIVO LWS 294.1/516/MK488/R45.

170 Brief von Elliot Goodman, der beim JDC arbeitete, vom 5. Dezember 1945, als Anlage zum Brief seines Vaters, L. L. Goodman, National Hosiery Mills, Indianapolis, 19. Dezember 1945, an Edward M. Warburg, Leiter des AJDC, AJDCA A/446.

besiegtes Land gelassen hatten. Unter Juden tobten heftige Debatten, wie dieser »neue« Antisemitismus einzuschätzen sei, der sich unmittelbar nach dem Sieg über die völkermörderische Variante entwickelte. Manchmal – aber wie im Fall Berlin zu sehen war, durchaus nicht immer – spalteten diese Debatten die osteuropäischen und die deutschen Juden, die nach wie vor auf ein Leben in einem entnazifizierten Deutschland hofften. Da die osteuropäischen DPs einen Widerhall nicht nur des Nationalsozialismus, sondern auch der Verfolgung fürchteten, die sie zur Flucht aus Polen veranlasst hatte, waren sie fest entschlossen, Europa zu verlassen und sich dem Zionismus anzuschließen.

Ein heftig umstrittener Aufsatz und Münchener Rundfunkbeitrag des deutsch-jüdischen KZ-Überlebenden Ernst Landau benannte diesen erneuten Antisemitismus und enthüllte zugleich die scharfen Unstimmigkeiten über die Frage, wer daran schuld sei und wie man darauf reagieren sollte. In Zaum gehalten durch die Besatzungsmächte und ihren eigenen echten Abscheu über die Unterstützung für den extremen, vernichtenden Antisemitismus der Nazis, hätten die Deutschen nun eine »neue Form des Antisemitismus entwickelt, die darin besteht, die Juden als ›Ausländer‹ zu bezeichnen und diesen Ausländern gleichzeitig alles Böse in die Schuhe zu schieben«. Landau drehte einen weit verbreiteten deutschen Einwand einfach um und wies darauf hin, wenn die Deutschen etwas dagegen hätten, kollektiv für sämtliche von Deutschen begangenen Verbrechen verantwortlich gemacht zu werden, könne es wohl kaum richtig sein, sämtlichen Juden Schwarzmarkthandel und andere Verbrechen anzulasten, zumal sie – wie ebenfalls häufig angeführt wurde – nur den geringsten Prozentsatz der an Rechtsverstößen beteiligten Ausländer ausmachten. Landaus Ablehnung jeglicher Kollektivschuld und seine Ansicht, Juden hätten »die Pflicht, den Begriff der Menschlichkeit hochzuhalten« und ein moralisches Vorbild zu geben, statt Aufruhr und Unruhe zu stiften, löste bei osteuropäischen Mitüberlebenden allerdings wütend-sarkastische Reaktionen aus. Sie wetterten über die »typisch assimilatorische Haltung« deutscher Juden, die die Gräueltaten der vergangenen Jahre überdauert habe wie eine »überwinternde« Wanze strengen Frost, nur um »munter und lebendig aus ihrer Ritze zu kriechen«, sobald das Wetter sich ändere. Erbarmungslos machten DPs sich über Landaus Aufforderung lustig, den Deutschen Menschlichkeit beizubringen: »Uns werden so viele Verpflichtungen gegenüber den armen wehrlosen Deutschen aufgebürdet! ... Wir müssen beweisen, dass wir anständige ›Träger der Menschlichkeit‹ sind. Wir, die Opfer der Nazibarbarei, sind dennoch verpflichtet, dem Volk, das diese Barbarei erdacht, gehegt und sich bis zum Überdruß daran ergötzt hat, zu beweisen, dass Adolph

[sic] Rosenberg uns zu Unrecht als niedere Rasse bezeichnet hat, weil wir in Wirklichkeit ›Träger der Menschlichkeit‹ sind.« Die Alliierten hätten vielleicht eine solche »Pflicht« zur Entnazifizierung, aber sie seien schließlich die Sieger mit »bewaffneten Divisionen«; dagegen hätten die Juden »Armeen von Arbeitslosen und Heimatlosen, entwurzelt durch die abscheulichen deutschen Verbrechen« – im Manuskript ist »Naziverbrechen« durchgestrichen und durch »deutsche Verbrechen« ersetzt. »Sie haben Zonen und auch wir haben Zonen! Ihre Zonen umfassen ganz Deutschland, unsere Zonen heißen: Lager Landsberg, Lager Feldafing, Lager Ulm.«¹⁷¹

Wie in Berlin spürten sowohl deutsche als auch osteuropäische Juden 1947 in der amerikanischen Zone eine neue Offenheit für deutsche Vorurteile und Ressentiments. Philipp Auerbach, ein deutsch-jüdischer Überlebender, der unverblümt seine Meinung äußerte und das eigentümliche neue Amt des »Staatskommissars für rassisch, religiös und politisch Verfolgte« in Bayern innehatte, beklagte die deutsche Überzeugung, was die Alliierten dem deutschen Volk antäten, sei wesentlich schlimmer als alles, was in Auschwitz geschehen sei. In seiner Umgebung erlebte er Kaufleute, die sich weigerten, Juden etwas zu verkaufen; Gastwirte, die nach einem Fußballspiel jüdische Spieler nicht bedienten; Einwohner, die sich schon wieder herausnahmen, Juden in Straßenbahnen und Zügen zu beschimpfen; Künstler, die in den wiederauflebenden Kabarets Witze über das Vergasen machten; Nazis, die weiterhin hohe Ämter bekleideten; und was Auerbach, der sich unermüdlich für finanzielle Entschädigungen einsetzte, besonders empörte, Beamte auf für Wiedergutmachung zuständigen Stellen, die noch kurz zuvor in den für Enteignung deportierter Juden zuständigen Finanzbehörden gearbeitet hatten.¹⁷²

US-Außenminister Byrnes hatte in seiner Rede in Stuttgart bereits bestätigt und vorausahnen lassen, was nun zunehmend offenkundig wurde: Die anfangs harte US-Politik gegenüber Deutschland, festgelegt in der im Mai 1945 von Truman unterzeichneten JCS-Direktive 1067, war bereits in der Regierung Roosevelt heftig umstritten. Bis zum Herbst

171 Landau, Purim in Elmau, S. 246 f.; und ders., Wir Juden und unsere Umwelt. Ein Beitrag zum Problem der Kollektivschuld, YIVO LWS 294.1/535/ MK488/R46; sowie die Reaktion darauf in Unser Wort, 15. November 1946, YIVO LWS/294.1/539/MK488/R46.

172 Jüdische Rundschau, 2, 16/17, Oktober 1947, S. 59. Zur Erinnerung an den »alten« Antisemitismus zeigte die Titelseite die Synagoge in der Berliner Levetzowstraße nach der »Kristallnacht«.

1946 zeichnete sich deutlich ab, dass die Amerikaner diese kontroverse Politik der Vergeltung und Isolierung, gründlichen Deindustrialisierung, Entmilitarisierung und Entnazifizierung nicht umsetzen würden. Es war kein Geheimnis, dass die Gegner dieser im Morgenthau-Plan vorgesehenen strafenden Haltung tendenziell eine rachsüchtige »Clique« amerikanischer Juden und europäisch-jüdischer Emigranten in der Militärregierung für unrealistische Maßnahmen verantwortlich machten, die einen deutschen Wiederaufbau verhinderten. Bis Mitte 1946 hatte man die schwerfälligen Entnazifizierungsverfahren weitgehend örtlichen deutschen Behörden übertragen, die sie, wenig überraschend, wesentlich nachsichtiger handhabten. Zügig entledigten sich die Deutschen des enormen Rückstaus von Millionen Entnazifizierungsverfahren. Im August 1946 gab es eine Amnestie für alle nach dem 1. Januar 1919 Geborenen, mit Ausnahme hochrangiger Hitlerjugend-Führer – andere beklagten, gerade in dieser Generation gäbe es vielleicht die idealistischen, politisch interessierten jungen Leute, die eine Umerziehung am dringendsten nötig gehabt hätten. Bis Weihnachten des Jahres wurde dieser Schutz auf Deutsche aller Altersgruppen mit niedrigem Einkommen, geringem Vermögen oder Behinderungen ausgedehnt.¹⁷³ Unter General Lucius Clay begann die Militärregierung 1947, eine Vorschrift des US-Außenministeriums umzusetzen, wonach eingebürgerte amerikanische Staatsbürger der Militärregierung in ihrem Herkunftsland nur angehören durften, wenn sie mindestens seit zehn Jahren eingebürgert waren. Diese Vorschrift zielte eindeutig darauf ab, den Einfluss europäischer Flüchtlinge vor dem Faschismus zu verringern, unter denen viele Juden waren, die als »rachsüchtige« Verfechter einer strengen Entnazifizierung und Gegner der neuen Wiederaufbau- und Versöhnungspolitik galten.¹⁷⁴ Im Juli 1947 trat anstelle der harten JCS-Direktive 1067 die JCS-Direktive 1779, die bestätigte, was für die Militärregierung bereits offensichtlich war: »Ein geordnetes, prosperierendes Europa erfordert den Wirtschaftsbeitrag eines stabilen, produktiven Deutschland sowie die notwendigen Einschränkungen, um sicherzustellen, dass Deutschland nicht erlaubt wird, seinen destruktiven Militarismus wiederzubeleben.« In einem bezeichnenden Signal an die jüdischen Überlebenden schaffte die Militär-

173 Siehe u. a. Zink, *The United States in Germany*, S. 154. Laut Zink, S. 163, verurteilten deutsche Entnazifizierungsspruchkammern »etwa 930 000 Personen wegen verschiedener Anklagen, obwohl über zwei Millionen Personen als »belastet« gemeldet waren, nachdem die Amnestien deren Zahl reduziert hatte. Davon wurden nur 1549 als Hauptschuldige und etwa 21 000 als belastet eingestuft.«

174 Siehe Bendersky, *Jewish Threat*, S. 367.

regierung Ende 1947 die höheren Lebensmittelzuteilungen für die Opfer des Nationalsozialismus ab.¹⁷⁵

Bereits 1943 hatte die Anthropologin Margaret Mead die amerikanischen Politiker, die Zukunftspläne für ein besiegtes Nazideutschland schmiedeten, auf die große Bedeutung hingewiesen, die eine Lebensmittelrationierung für die Kontrolle über die Bevölkerung eines besetzten Landes hatte. »Wann immer ein Volk spürt, dass seine Versorgung mit Nahrungsmitteln in den Händen einer Behörde liegt, neigt es dazu, diese Autorität zu einem gewissen Grad wie Eltern zu betrachten.« Und sie ergänzte: »Wohl kein anderer Vorgang, auch nicht Bereitstellung von Krankenhausaufenthalten und Notfallversorgung, erweist sich als so wirksam für ängstliche und beunruhigte Menschen, als zu wissen, dass die herrschenden Mächte gut sind und ihnen ihr Wohlergehen am Herzen liegt.« Nach der bedingungslosen Kapitulation 1945 und dem Zustrom von Millionen Flüchtlingen in die westlichen Besatzungszonen entwickelte sich, wie Mead vorausgesagt hatte, der differenzierte Zugang zu Nahrungsmitteln und Waren, die sich gegen Lebensmittel eintauschen ließen, zu einem entscheidenden Maßstab für die Gunst der Besatzungsmächte, was besonders akut wurde, nachdem die Massenrepatriierung abgeschlossen war und Juden zu den wesentlichen verbliebenen Flüchtlingsgruppen unter UNRRA- und US-Verwaltung gehörten. Die besiegten Deutschen und die überlebenden Juden wetteiferten um die Gunst der »guten Eltern«, verkörpert durch die amerikanische Besatzungsmacht und die Hilfsorganisationen. Da jüdische Überlebende im allgemeinen ausreichend mit Lebensmitteln versorgt wurden – zumindest nach der anfänglichen Phase des Chaos –, ging es, wie Mead geahnt hatte, weniger um eine Frage der Quantität als der Qualität. Sie hatte gewarnt, es sei häufig wichtiger, wie das Essen zubereitet werde, als was auf den Tisch käme, »ein Zeichen von Sympathie und Verständnis, das von der Besatzungsmacht ausgeht«.¹⁷⁶ Ständig kam es zu Reibereien. In der Anfangszeit baten Vertreter jüdischer Hilfsorganisationen die Militärregierung inständig, den DPs Rote-Kreuz-Pakete für amerikanische Kriegsgefangene zu überlassen, die sie nun ja glücklicherweise nicht mehr brauchten. Allerdings waren die DPs über deren Inhalt nicht sonderlich erfreut. Für UNRRA und Militärregierung, die für die Ernährung der DPs verantwortlich waren, war die Ernährung tatsächlich eine politische Angelegenheit, die sich aber vor allem in Kilogramm und Kilokalorien ausdrückte. UNRRA-Akten sind voller sorgfältiger

175 Siehe Hilton, *Prisoners of Peace*, S. 215 ff.

176 Mead, *Food and Feeding*, S. 619 f.

Tabellen über den Nährwert von Nahrungsmitteln, der genauer aufgeschlüsselt ist als in jedem Diätplan und von Rindfleisch (1198 kcal/kg) bis zu Süßigkeiten (3708 kcal/kg) reicht.¹⁷⁷ Gesundheitsdienste unterzogen DPs ständig Ernährungsstudien und massenhaften Gewichtskontrollen. Juden verlangten mit Nachdruck – bis hin zu Hungerstreiks –, nun sei es an den Deutschen, für sie zu sorgen, und die Besatzungsmächte hätten die Aufgabe, diese Verpflichtung durchzusetzen: »Sie, die Schuld haben an unseren Leiden und Qualen, die uns unsere Habe geraubt haben, sie müssen gezwungen werden, uns solange zu ernähren, wie wir in diesem Land bleiben müssen, damit wir wieder gesund werden können.«¹⁷⁸

Nahrung war aber nicht allein eine Frage von Kalorien und physischem Überleben, wie die DPs wiederholt betonten. Vielmehr war sie eindeutig nach einer emotionalen, politischen und physischen Ökonomie definiert. Die offenkundige Kluft in den Rationen und zugeteilten Kalorien für Deutsche und jüdische DPs kaschierte die Tatsache, dass die meisten Deutschen in den Kleinstädten und Dörfern in der Umgebung der DP-Lager nicht ausschließlich auf diese Rationen angewiesen waren, sondern von Beziehungen zu ortsansässigen Bauern profitierten. DPs, die ihre (etwas größeren) Rationen aufzubessern versuchten, wurden jedoch wegen Schwarzmarktaktivitäten verurteilt und häufig inhaftiert. Zu dem bekanntesten und tragischsten Zwischenfall kam es im März 1946, als etwa 200 deutsche Polizisten, lautstark unterstützt von Hunden und Megaphonen, und einige amerikanische Militärpolizisten eine Razzia in einem DP-Lager in Stuttgart durchführten. Als die DPs Widerstand gegen die Durchsuchung leisteten, kam es zu Tumulten, in deren Verlauf die deutsche Polizei Schmul Dancyger erschoss, einen Überlebenden von Auschwitz und Mauthausen, der erst seit dem Vorabend wieder mit Frau und Kindern vereint war. Die Razzia förderte mehrere illegal gehaltene Hühner zutage.¹⁷⁹ Jüdische Mitarbeiter der Militärregierung und Hilfsorganisationen bemühten sich ständig, ihren missbilligenden Kollegen klarzumachen, dass Juden sich auf dem Schwarzmarkt lediglich an einer allgemeinen, notwendigen Praxis beteiligten – die ebenso verbreitet und unmöglich zu verbieten war wie die Fraternisierung – und eigentlich »kleine Fische« unter den vornehmlich deutschen »Walen und Haien«

177 Siehe z.B. UNRRAA/S-401, Box 7, File 1, Ernährung.

178 Notizen über Hungerstreik und Arbeitsniederlegung von 3441 Juden in Föhrenwald am 15. November 1945, YIVO DPG 294.2/584/MK483/R44, S. 36.

179 Dieser weithin publizierte Vorfall führte dazu, dass die deutsche Polizei jüdische DP-Lager nur noch in Begleitung von US-Soldaten betreten durfte.

waren.¹⁸⁰ In doppelter Hinsicht waren Juden ein besonders leichtes Ziel für den Vorwurf, sich auf dem Schwarzmarkt zu betätigen. Einerseits wirkten die KZ-Überlebenden und »Infiltrates« aus dem Osten »schäbig« im Vergleich zu den fügsamen, gepflegten, wenn auch mürrischen Deutschen, andererseits sahen sie manchmal jedoch tatsächlich besser aus, waren durch kohlehydratreiche Rationen aufgepäppelt, trugen schon bald schicke Kleider, die Schneider in den Lagern nähten, und klammerten sich an die Habe, die sie bei ihrer kurzen Rückkehr nach Polen hatten kaufen, »organisieren«, eintauschen oder manchmal stehlen können, wie die Geschichte Regina Keslers und vieler anderer belegte.

In jeder Darstellung der Ernährungspolitik in der Nachkriegszeit spielt der Schwarzmarkt selbstverständlich eine entscheidende Rolle, aber im Gegensatz zur Erfahrung der Deutschen und der Besatzungskräfte hatten Schwarzmarktaktivitäten für die meisten Juden wenig mit dem nackten Überleben oder dem Anhäufen von Luxusgütern zu tun, um Geschäfte großen Stils zu betreiben. Nicht Profitstreben, wie die meisten Kritiker behaupteten, oder auch die Suche nach Lebensnotwendigem, sondern der Wunsch nach nahrhafterem oder schmackhafterem Essen trieb die Menschen auf den Schwarzmarkt, wo sie frisches Fleisch, Obst und Gemüse bekamen, die Deutsche auf dem Land beziehen konnten und Besatzungskräfte und Mitarbeiter der Hilfsorganisationen als selbstverständlich voraussetzten.¹⁸¹ Die DP's beklagten sich – angeblich geradezu obsessiv – über die Qualität der Kleidung und Unterkünfte und vor allem über Menge und Geschmack des Essens, das nie genug und nie gut genug war. Amerikanisches Weißbrot und die verhassten grünen Erbsen der UNRRA konnten sie nicht zufriedenstellen.

Die Ansprüche, die an das Essen gestellt wurden, waren nicht rational, fanden die Mitarbeiter der Hilfsorganisationen. Sie räumten ein, dass »die realistische Komponente dieser Beschwerden zweifellos groß ist und die Beschwerden in den meisten Fällen berechtigt sind«, erklärten aber auch, »wir alle haben Fälle erlebt, in denen diese Beschwerden selbst dann noch kommen, wenn sie von einem objektiven Standpunkt aus in Bezug auf die reale Situation überzogen sind«.¹⁸² Ihnen fiel auf, dass

180 Gespräche mit Shlomo Leser, Haifa, Israel, November 2006.

181 Bericht vom 22. Dezember 1945 an Col. David Elliott von Dr. Joseph M. Shapiro, Study of Health Conditions in Jewish Communities in Third Army Area, der die Beobachtungen von Dr. Henri Heitan im DP-Lager Feldafing anführt, S. 15-23, YIVO LWS 294.1/272/MK488/R23.

182 Bericht über eine Konferenz der County Medical Directors in Europa vom AJDC, Paris, 14.-17. Mai 1947, S. 67, YIVO LWS 294.1/271/MK488/R23. Dass sich solche Einstellungen bis weit über die DP-Zeit hinaus hielten, veranschau-

die DP's, die außerhalb der Lager lebten, sich weniger über die UNRRA-Rationen beklagten. Sie vermuteten, dass das Essen in einer Umgebung, die nicht von Massenabfertigung geprägt war, einfach besser schmeckte und die so genannten »free-livers« ihre militärisch gehaltenen Rationen durch vertraute Lebensmittel wie Sauerkraut, Knoblauch und Zwiebeln ergänzen konnten. Überlebende litten häufig unter einem Hunger, den Kalorien und Vitamine nicht stillen konnten, einem tiefen, letztlich unstillbaren Verlangen nach Fürsorge und Würde, dem alle institutionellen Verbesserungen und Kalorien nicht gerecht werden konnten.¹⁸³ Eine frustrierte, aber verständnisvolle UNRRA-Kinderärztin hielt ihren Kalorien zählenden Vorgesetzten entgegen: »Menschen essen keine Kalorien, sondern Essen«, und dieses Essen musste schmackhaft sein.¹⁸⁴ »Wie sollen wir von Kalorien leben?«, fragte ein DP verbittert eine amerikanische Besucherin, die wie viele Beobachter erkannte, »Kalorien waren in den DP-Lagern keine Wärme- oder Nahrungseinheit mehr, sondern Symbol der tristen, erbärmlichen Existenz« der Flüchtlinge.¹⁸⁵

Die Lebensmittelversorgung durch amerikanische CARE-Pakete (für Deutsche von der Cooperative of American Remittances), UNRRA-Rationen (für DP's) und JDC-Zulagen (für Juden) diente daher in der unmittelbaren Nachkriegszeit als wichtiges Mittel, Fragen von Schuld, Opferstatus und berechtigten Ansprüchen begrifflich zu fassen – und durchzusetzen. Die UNRRA-Definition von »Hilfe und Rehabilitation« tendierte dazu, die psychischen Bedürfnisse, die in begrenztem Maße anerkannt wurden, von den unmittelbareren, dringenderen Bedürfnissen nach Nahrung, medizinischer Versorgung und Unterkunft zu trennen. In Wirklichkeit waren beide Arten von Bedürfnissen jedoch untrennbar miteinander verwoben. Um das unmittelbar Notwendige kümmerte man sich relativ schnell und erstaunlich effizient. Aber das Essen blieb ein wichtiger Streitpunkt, auch nachdem die Anfangsprobleme von Hunger und Unterernährung bereits lange gelöst waren, ja sogar bis zur Währungsreform und der Emigration der meisten DP's 1948. Nicht nur die Kalorienmengen, sondern auch Art und Qualität der Nahrungs-

licht eine Anekdote in Elizabeth Ehrlichs Buch *Miriam's Kitchen. A Memoir*, eine Kombination aus Kochbuch und Memoiren, in dem Onkel Fred erklärt, warum er keine Büfetts mag: »Ich war fünf Jahre im Konzentrationslager ... Ich stehe nicht für Essen Schlange.«

183 Siehe z.B. Bericht an Col. David Eliott von Dr. Joseph M. Shapiro, Study of Health Conditions in Jewish Communities in Third Army Area, 22. Dezember 1945, S. 18 ff., YIVO LWS 294.1/272/MK488/R23.

184 UNRRAA/S-401, Box 7, File 1. Ernährung.

185 Syrkin, State of the Jews, S. 46.

mittel, die Deutschen und Juden zur Verfügung standen, galten oft als Maßstab für die heftig umstrittene Anerkennung des relativen Leidens und für den Anspruch auf Menschenrechte und Würde.

Die Essensstreitigkeiten zwischen Deutschen und Juden hingen eng mit der Einschätzung der jeweiligen Gruppe über ihre Opferrolle zusammen. Ironischerweise waren es die als staatenlose Flüchtlinge eingestuft und auf »Almosen« angewiesenen Opfer, die unweigerlich als gewinnstüchtige »Nörgler« oder »Privilegierte« galten, wenn sie die armseligen Vorteile nutzten oder einforderten, die man ihnen aufgrund früheren Leids zuerkannt hatte. Deutsche erwarteten ihrerseits zunehmend eine Belohnung für ihr gegenwärtiges Wohlverhalten (sprich: ihre Fügsamkeit) statt einer Bestrafung für mögliche Verbrechen der Vergangenheit. Dadurch konnten sie der unverdienten »besonderen Fürsprache« und »Bevorzugung« ihrer Opfer ihre eigene Position als Bürger entgegenhalten, die nur ihr Recht auf Befriedigung der Grundbedürfnisse einforderten. Die prekäre und oft verübelte Stellung überlebender Juden als bedürftige Bittsteller führte bei ihnen zunehmend zu der Erkenntnis, dass der Schlüssel zur Gewährung von (als gerecht und universell geltenden) Menschenrechten statt von (als ungerecht und partikular geltenden) Vorteilen und Privilegien in dem Anspruch lag, eine Nation zu sein und nationale Identität zu besitzen, eine Position, die die *She'erit Hapletah* in ihrem Engagement für den Zionismus und der Forderung nach einer nationalen Heimstätte für die Juden recht erfolgreich artikulierten.

Therapeutischer Zionismus

Als Kehrseite zur Stigmatisierung jüdischer DPs als unverbesserlich und jämmerlich existierte daher paradoxerweise ein romantisches, stark von zionistischer Ethik – die das DP-Leben beherrschte – geprägtes Bild von zähen Überlebenden, die wie ein Phönix aus unvorstellbarer Verwüstung hervorgegangen waren. In Hinblick auf jüdische DPs mischten sich Abscheu und Angst mit – zuweilen überwiegender – Bewunderung und Ehrfurcht vor der Tatsache, dass sie überlebt hatten. Die UNRRA-Mitarbeiterin Kathryn Hulme beschrieb ihre Reaktion auf die jüdischen DPs in ihrem Lager. Sie waren keineswegs die »Asche eines Volkes«, wie so viele Reporter behauptet hatten, sondern ganz im Gegenteil wahre Überlebende »mit dem intensivsten Lebenswillen, den ich je erlebt hatte«. Sie – zumindest ihre zähen führenden Vertreter – waren völlig anders als die fügsamen, gesitteten, besiegten Deutschen oder die »professionellen« nichtjüdischen DPs aus Polen oder dem Baltikum, mit denen sie vorher

gearbeitet hatte. Die Juden waren »aufsässig, kritisch und anspruchsvoll« und so geschickt im »Organisieren«, dass sie es sogar schafften, einen eigenen geheimen Vorrat der kostbarsten Ware, Penicillin, anzulegen. Mit Klischees, aus denen trotz allem Bewunderung sprach, beschrieb Hulme »ihre drahtigen Körper ... glühenden Augen ... unmelodischen und heiseren Stimmen ... ihre Hände, die ständig in Bewegung« waren. Abschließend stellte sie fest: »Sie wirkten überhaupt nicht wie DPs.«¹⁸⁶

Jungen Menschen, die ihre gesamte Familie verloren hatten, bot die zionistische Kultur Gleichgesinnter mit ihrer leidenschaftlichen Intensität Selbstbestätigung, Gemeinschaft und vielleicht eine utopische Vision, die den Überlebenswillen oder zumindest die Hoffnung aufrechterhielt, wie sie es bereits in den Ghettos, Partisanengruppen und Lagern getan hatte. Ein amerikanisch-jüdischer GI stellte beeindruckt fest, »die körperliche und seelische Erholungsfähigkeit des durchschnittlichen Menschen ist erstaunlich, solange es etwas gibt, wofür es sich zu erholen lohnt.«¹⁸⁷ Selbst UNRRA-Mitarbeiter, die über die Aktivitäten »unerwünschter« außenstehender Agitatoren in den Lagern besorgt waren, mussten einräumen, dass der »Magnet Palästina« für die DPs das beste Mittel gegen »Lethargie und Hoffnungslosigkeit« war.¹⁸⁸ Für viele war Palästina, wie ein amerikanischer Reporter scharfsinnig feststellte, sicher »eine Art Zauberswort ... , das weniger für Palästina als vielmehr für ein unerreichbares Utopia steht, von dem sie träumen. Es könnte irgendwo sein, wo sie in Freiheit leben können«; es stand also für den Traum von einer Heimat, wo sie in Frieden, Sicherheit und vor allem unter sich leben könnten.¹⁸⁹ Für die meisten jüdischen DPs war Zionismus keine tiefe ideologische oder religiöse Überzeugung, sondern, wie verschiedene israelische Wissenschaftler herausgearbeitet haben, ein »Katastrophenzionismus«, geboren aus der Überzeugung, dass es im blutgetränkten Europa keine tragfähige Zukunft gäbe. Es war ein »funktioneller« Zionismus, der ih-

186 Hulme, *Wild Place*, S. 71, 212 f.

187 Kiewe Skiddel, unveröffentlichter Brief, Oberpeißern, 21. Juni 1945. Seine Äußerungen bezogen sich auf junge Überlebende im Kibbutz Buchenwald.

188 Marcadle, *Children of Europe*, S. 250. Siehe auch »Captain G. Weisz«, *Berlin Reports*, UNRRAA/399.1.2.

189 Hutton und Rooney, *Conquerors' Peace*, S. 86. Eine nuancierte Darstellung des Zionismus von 1945 bis 1947 unter den Überlebenden in DP-Lagern wie auch in der internationalen Politik bietet Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, insbes. S. 52-100.

rem Leben Kohärenz und eine gewisse individuelle wie auch kollektive Zukunftsperspektive gab.¹⁹⁰

In jüngerer Zeit prangerte eine kritische, vornehmlich israelische Geschichtsschreibung die zynische Instrumentalisierung jüdischer Überlebender (der »siebten Million«, wie Tom Segev sie nannte) durch den Jischuw an. Historiker kritisierten die Verachtung, die führende Köpfe des Jischuw mehr oder weniger unverhohlen für die traumatisierten Überlebenden zeigten; ihre Manipulation der Presse und der Politik, um den Eindruck zu erwecken, jeder Jude brenne verzweifelt auf die Emigration nach Palästina; und die rücksichtslose Entschlossenheit, mit der sie das »Reservoir« an »Menschenmaterial« in den DP-Lagern rekrutierten, um das Land zu bevölkern und Soldaten für die Armee zu gewinnen.¹⁹¹ Damals waren sich aber praktisch alle einig – auch skeptische amerikanische JDC-Mitarbeiter und DPs, die lieber in die Vereinigten Staaten oder andere Länder auswandern wollten –, dass es politisch wichtig sei, eine Heimstätte für die Juden in Palästina zu fordern. Offiziell unterstützte das JDC bei den Emigrationszielen die gesamte Bandbreite individueller Entscheidungen und Möglichkeiten. Aber wie bereits am Beispiel Berlins gezeigt, gaben JDC und einzelne UNRRA-Mitarbeiter wie Susan Pettiss zunehmend »die Hoffnung auf, jüdisches Leben in Osteuropa wiederaufzubauen«, und richteten ihre Erwartungen auf Palästina.¹⁹²

Nach frühen Schätzungen des JDC wollten am 1. Oktober 1945 von den jüdischen DPs in einem repräsentativen DP-Lager (Landsberg) 62,6 Prozent (3112) nach Palästina und 17,8 Prozent (884) in die Vereinigten Staaten auswandern.¹⁹³ Als die Einwanderungsmöglichkeiten in die USA weiterhin eingeschränkt blieben und die Amerikaner zunehmend Selbstverwaltungsaufgaben lokalen deutschen Behörden übertrugen, die nicht bereit waren, ihr »DP-Problem« in Verbindung mit Naziverbrechen zu sehen, entwickelte der Zionismus mit der Zeit immer stärkere Anziehungskraft. Er wirkte wie eine Art therapeutischer Ideologie, die den Menschen, die ihre Familie und ihre Heimat verloren hatten, eine kollektive Identität, Hoffnung und Zukunft bieten konnte. Ein Jahr nach dieser frühen JDC-Umfrage zeigte eine UNRRA-Erhebung empfänglichen

190 Zu »Katastrophenzionismus« siehe Shapira, *The Holocaust and World War II*; zum »funktionellen« Zionismus siehe Lavsky, *New Beginnings*.

191 Siehe z.B. Segev, *Die siebte Million*; Zertal, *From Catastrophe to Power*; und Grodzinsky, *In the Shadow of the Holocaust*.

192 Siehe Ofer, *Emigration and Aliyah*, S. 74. Siehe auch Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 196.

193 Datensammlung in AJDCA/392.

Mitgliedern des Anglo-American Committee of Inquiry on Palestine (angloamerikanischer Untersuchungsausschuss zu Palästina) 1946, dass von 19311 Erwachsenen (über 14 Jahren), die eine Präferenz angegeben hatten, 18 072 als erste Wahl Palästina genannt hatten, 95 andere europäische Länder, 393 die Vereinigten Staaten und 13 Deutschland. Eine (äußerst wirkungsvolle) Dramatik erhielt die Umfrage durch den Umstand, dass bis zu Tausend Befragte als einzige Alternative das »Krematorium« angegeben hatten.¹⁹⁴ Auch wenn die Zahlen überzogen sein mögen, belegt doch die Bereitschaft vieler Überlebender, ihre Angaben zu frisieren, dass selbst jene, die von einem Leben in den Vereinigten Staaten oder anderen Ländern der Diaspora träumten – um mit Verwandten zusammen zu sein oder einfachere Lebensbedingungen zu finden –, der festen Überzeugung waren, dass die kollektive Zukunft der Juden in einem Staat Israel läge. Was manchen Postzionisten heute als Falschdarstellung oder Zwang erscheint, spiegelte wahrscheinlich eher die komplexe persönliche und politische Lage wahrheitsgetreu wider.¹⁹⁵ Selbst Kritiker, die den starken, monolithischen Druck zur Auswanderung nach Palästina missbilligten, wie es bei vielen JDC-Vertretern der Fall war, mussten zugeben, dass zwar »ein Großteil dieser zionistischen Haltung ohne Zweifel das Produkt organisierter Propaganda und sogar in gewissem Maße subtiler Einschüchterung war«, aber diese Propaganda »auf offene Ohren« traf: »Die Zionisten waren die einzigen, die ein Programm hatten, das nach dieser Katastrophe sinnvoll erschien.«¹⁹⁶

Jüdische DPs hielten es für ihre moralische und politische Pflicht, ihre absolute Entschlossenheit zur Auswanderung nach Palästina zu bekunden, und empfanden es durchaus nicht als Widerspruch, dies bei Befragungen anzugeben, obwohl sie wussten, dass sie sich persönlich eher für ein anderes Auswanderungsziel entscheiden würden. Der amerikanische Berater Abraham Hyman stellte scharfsichtig und unsentimental wie immer fest, jüdische DPs unterschieden sich nicht von den »unzähligen Zionisten in der Diaspora, die jahrein, jahraus *Leshanah Haba'ah Yeru-*

194 Hyman, *Undefeated*, S. 370. Siehe auch Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 124 f., und Wyman, *DPs*, S. 139.

195 Selbst Yosef Grodzinsky, einer der vehementesten israelischen Kritiker der »zionistischen Vereinnahmung« von DPs – in der politischen Organisation wie auch an der Propagandafront –, räumte ein, dass hinter den Umfrageergebnissen echte Leidenschaft stand, und führte eine Antwort an, die ein Vertreter der Jewish Agency bekam: »Meine Reise nach Amerika ist meine Privatsache, aber die Juden brauchen Palästina.« Siehe Grodzinsky, *In the Shadow of the Holocaust*, S. 139.

196 Pinson, *Jewish Life*, S. 117.



Abb. 4.4. Hauptspeisesaal im DP-Lager Landsberg, 6. Dezember 1945.

shalayim («Nächstes Jahr in Jerusalem») beten. Nächstes Jahr, aber nicht dieses.«¹⁹⁷ In seinen persönlichen Notizen bewahrte der JDC-Vertreter Leo W. Schwarz eine Karikatur auf, die sarkastisch den jüdischen Hang zum Handel statt zur Pionierarbeit aufs Korn nahm. Sie zeigte einen bärtigen Juden mit Koffer, der sich an einem Informationsschalter erkundigte, wo er in der Neuen Welt den entsprechenden Ort zu Münchens regem Zentrum jüdischen Lebens und Handels finden könnte: »Entschuldigung, mein Freund, wo finde ich die Möhlstraße in Amerika?«¹⁹⁸ Für viele waren die Vereinigten Staaten nach wie vor eine Art »goldene Medina«, ein Traumziel, wenn sie nur dorthin kommen könnten. Zahlreiche amerikanische Juden, die mit DPs arbeiteten, vermuteten, dass viele von ihnen gern in die USA gehen würden, wenn das Land ihnen nur die Tore öffnen würde: »Ihre Sehnsucht drückt sich in den Namen

¹⁹⁷ Hyman, *Undeclared*, S. 378.

¹⁹⁸ YIVO LWS 294.1/536/MK488/R46.

aus, die sie den Straßen geben: Independence Square, Pennsylvania Avenue und Franklin Roosevelt.«¹⁹⁹ Es war durchaus kein Zufall, dass die staubigen Straßen im DP-Lager Föhrenwald New York, Michigan oder Wisconsin Avenue hießen. Erstaunlicherweise behauptete ein jüdischer Gesandter 1946 ohne jede Ironie und offenbar ohne Bewusstsein für seine heikle Wortwahl, »was die heimatlosen Juden am meisten interessiert, sind nicht die Probleme der Soforthilfe, sondern die ihrer Endlösung«. ²⁰⁰ Für praktisch alle Überlebenden hieß dies, Deutschland zu verlassen, sei es, um nach Palästina, zu Verwandten in die Vereinigten Staaten oder anderswohin zu gehen. Wo sie schließlich landeten, hing bis zu einem gewissen Grad von Zufällen, vom Zeitpunkt, wann Visa bewilligt wurden, und davon ab, wohin es welche Verwandten verschlagen hatte.

Bis dahin stellten sich jüdische Überlebende in der amerikanischen Zone jedoch, ungeachtet ihres Auswanderungsziels, auf ihr »Leben im Wartestand« ein. Obwohl die beengten Unterkünfte im DP-Lager Feldafing, das zu Spitzenzeiten fünf- bis sechstausend überwiegend polnische und litauische Juden beherbergte, »alles andere als luxuriös« waren, war es in der Erinnerung eines Bewohners »ein warmer, sicherer Ort, der frei von Nazis war« und »so etwas wie Normalität« in sein Leben brachte.²⁰¹ Von 1945 bis 1949 brachte das jüdische DP-Leben im amerikanisch besetzten Deutschland, das sich auf die großen DP-Lager bei München und Frankfurt konzentrierte, eine einzigartige Übergangsgesellschaft hervor.²⁰² Die DP-Lager waren funktionierende Gemeinschaften mit Schulen, Krankenhäusern, politischen Parteien, Wahlen, Polizei, Post und Disziplinargerichten. Der Traum von *Eretz Israel* sorgte für einen »funktionellen Zionismus«, wie die israelische Historikerin Hagit Lavsky es nannte, der Stolz und Hoffnung für die Zukunft, wenn auch nicht unbedingt ein tragfähiges reales Ausreiseziel bot.²⁰³ Trotz der beengten Wohnverhältnisse, des wenig appetitlichen Essens, des Mangels an Privatsphäre, der Gerüche, der schieren Hoffnungslosigkeit des untätigen Wartens, der zuweilen demütigenden, verständnislosen Behandlung durch Militär und Hilfsorganisationen, die »auf uns herabschauten ...

199 Siehe z.B. den Eindruck eines amerikanischen Berichterstatters, »Our Unfinished Job in Germany. A Report by David Rosenstein«, 13. Oktober 1953, AJDCA/398, Föhrenwald.

200 Wahrhaftig, *Life in camps 6 months after liberation*, S. 130.

201 Lewyn und Lewyn, *Versteckt in Berlin*, S. 290 f., 312.

202 Dies gilt auch für das eine große Lager in der britischen Zone, Belsen-Höhne. Siehe z. B. Lavsky, *New Beginnings*.

203 Der Begriff stammt aus Lavsky, *New Beginnings*.

als ob wir Ungeziefer oder eine Plage wären«,²⁰⁴ waren die DP-Lager und die neuen Familien, die dort lebten, eine provisorische therapeutische Gemeinschaft für Überlebende, die »vor dem Tod gerettet«, aber noch nicht »für das Leben befreit« waren.²⁰⁵ Magda Denes, die mit ihrer Mutter in einem Versteck in der Tschechoslowakei überlebt hatte, veröffentlichte ein halbes Jahrhundert später ihre Memoiren und schilderte darin das chaotische, deprimierende DP-Lager, wo sie »immer wieder denselben bürokratischen Prozeduren unterzogen wurden«. Sie fragte eine Freundin: »Glaubst du, wir leben in einem Irrenhaus?« Sie sah mich traurig an. »Nein, meine Liebe«, sagte sie. »Du warst nie in einem Konzentrationslager. Das ist die Normalität. Das ist praktisch der Himmel.«²⁰⁶ Unter der Last ihrer katastrophalen Vergangenheit richteten die DPs den Blick auf eine Zukunft mit neuen Familien und einem neuen Zuhause, während sie sich noch mit ihrer ungeliebten und widrigen deutschen Umgebung auseinandersetzen.

204 Biber, *Risen from the Ashes*, S. 14.

205 Wahrhaftig, *Uprooted*, S. 86. Shils, *Social and Psychological Aspects of Displacement and Repatriation*, warnte vor den sozialen Auswirkungen langen Lagerlebens, vertrat jedoch (S. 18), solange Heimatlose keine andere Alternative hätten, »müssen die Lager als Experimente in Gruppentherapie betrieben werden«. Bergmann und Jucovy, Hrsg., *Generations of the Holocaust*, S. 287, sprechen von einer »haltenden Umgebung«.

206 Denes, *Castles Burning*, S. 304, 316. In einem Leserbrief an die amerikanisch-jüdische Zeitschrift *Moment*, Juni 1997, S. 21, erinnerte der Schreiber an das DP-Lager Föhrenwald als »lebendige jüdische Gemeinde ... wir brauchten diese Übergangszeit nach der Nazihölle«.

5. Mir Zaynen Do

Sexualität, Arbeit und der DP-Babyboom

Ich war einsam; sie war einsam. Vielleicht werden wir gemeinsam halb so einsam sein.

Ein junger Überlebender, 1946¹

Alles, was ich mir vorerst wünschte, war ein Baby. Das war für mich die einzige Hoffnung.

Eine junge Überlebende²

... wie denn auch der größte Hasser nicht in völliger Einsamkeit leben kann, wenn er einmal genötigt ist, an dem Orte der Qual weiterzuleben.

Julius Posener, 1946³

Im besetzten Deutschland, das weit davon entfernt war, »judenrein« zu sein, war die Geburtenrate bei Juden 1946 Schätzungen zufolge »höher als in jedem anderen Land und jeder anderen Population« der Welt.⁴ Während Deutsche über hohe Selbstmordraten, Säuglings- und Kindersterblichkeit und Abtreibungszahlen klagten und deutsche Frauen verzweifelt

1 Hyman, *Undefeated*, S. 246. Dasselbe Zitat gibt es auch bei Vida, *From Doom to Dawn*, S. 76.

2 Hass, *Aftermath*, S. 102. Siehe auch die Beispiele in den Erlebnisberichten, die der amerikanische Psychologe David P. Boder 1946 sammelte. Näheres zu seinem Projekt und den verschiedenen Formen, in denen es veröffentlicht, editiert und erhalten wurde, siehe Anm. 74.

3 Posener, In *Deutschland*, S. 144.

4 *Vital Statistics of the Jewish Population in the US Zone of Germany for the Year 1948*, Hrsg. Medical Department AJDC-OSE-CC München, S. 7, in: YIVO LWS 294.1/(folder)272/MK (microfilm)488/R(eel)23, S. 216 (auch in AJDCA/417). Dasselbe Zitat findet sich auch in: K.R. Grossmann, *DP Problem*, S. 19. Siehe auch Schmelz, *The Demographic Impact of the Holocaust*, in: Wistrich, Hrsg., *Terms of Survival*, S. 44. Siehe unter vielen anderen Quellen: Peck, *Jewish Survivors*, S. 38; Brenner, *Nach dem Holocaust*, S. 36; und M.L. Myers, *Jewish Displaced Persons Reconstructing Individual and Community in the US Zone of Occupied Germany*, S. 306 ff. Myers (nun Myers Feinstein) und Tydor Baumel, *DPs, Mothers and Pioneers*, S. 99-110, untersuchten als erste Historikerinnen diesen Heirats- und Babyboom unter dem Aspekt der Gender-Geschichte. Siehe auch den frühen Artikel von Eva Kolinsky, *Experiences of Survival*, insbes. S. 255-258 zum »Neuanfang«.



*Abb. 5.1. Fünf junge Mütter in der Entbindungsstation
des Elisabeth-Krankenhauses Feldafing, Juli 1948.*

versuchten, ihre Kinder durchzubringen, erreichten Eheschließungen und Geburten bei jüdischen DPs kaum ein Jahr nach der Befreiung Rekordzahlen. »Inmitten des bedrückenden Wüstenlebens« der DP-Lager (die wiederkehrenden Exodus-Metaphern waren durchaus kein Zufall) »vollzog sich ein spürbarer Wandel«, schrieb ein Überlebender in seinen Memoiren, *Risen from the Ashes*: »Menschen aller Altersgruppen, die allein überlebt hatten, befiel ein starker Drang, zu heiraten.« In einer »stetigen Heiratsflut« heirateten DPs manchmal innerhalb von Tagen Barackennachbarn, entfernte Verwandte oder Bekannte aus der einstigen Heimat.⁵ Viele der Frischvermählten kannten sich kaum. Es gab »so viele Eheschließungen, zuweilen wirklich merkwürdige Eheschließungen, die vor dem Krieg nie zustande gekommen wären.«⁶

Die jungen Überlebenden in den Flüchtlingslagern waren auf ein »normales« Familienleben, das die meisten sich ersehnten, nicht vorbereitet und hatten auch keine Möglichkeit, es dort aufzubauen. Als

⁵ Biber, *Risen from the Ashes*, S. 37, 49.

⁶ Schilderung von Edith Horowitz in: Gurewitsch, *Mothers, Sisters, Resisters*, S. 73.

Jugendliche hatte man ihnen auf der Flucht oder in den Konzentrationslagern der Nazis keine Zeit gelassen, erwachsen zu werden. Ihre Eltern waren in der Regel tot, häufig vor ihren Augen ermordet oder zur Ermordung selektiert worden. In Befragungen erklärten viele ihren Interviewern unmittelbar nach dem Krieg: »Das schlimmste war, als sie meine Mama wegholten.«⁷ Einige der älteren Überlebenden hatten bereits vor dem Krieg Kinder gehabt – nun waren sie vermisst oder von den Nazis ermordet. Im Juni 1945 berichtete ein US-Militärrabbiner den jüdischen Organisationen in New York schockiert:

Nahezu ausnahmslos jeder ist als Letzter seiner gesamten Familie übrig geblieben ... Ihre Geschichten sind wie grauenvolle Alpträume, die den Kopf schwindelig machen und das Herz bluten lassen.⁸

Fotografien vom Alltag im DP-Lager Feldafing, die im United States Holocaust Memorial Museum aufbewahrt werden, beschwören lebendig diese Geschichten von Massenmord und neuem Leben herauf. Ein Foto zeigt fünf Mütter, die kurz zuvor auf der Entbindungsstation des Elisabeth-Krankenhauses in Feldafing entbunden hatten. Eine von ihnen erzählte ihre nur allzu typische Geschichte: Zlata Distel (Malcmacher) wurde 1926 in Wilna geboren. Sie musste im Ghetto leben und mit ihrer Familie 1943 in einem nahe gelegenen Arbeitslager Pelzbekleidung für Deutsche herstellen. Im März 1944 wurde ihre jüngere Schwester nach Ponar verschleppt und erschossen. Nach der Auflösung des Arbeitslagers im Mai 1944 deportierten die Nazis ihre restliche Familie ins KZ Kaiserwald in Riga und anschließend ins Todeslager Stutthof bei Danzig. Dort wurde die junge Zlata nach wenigen Tagen von ihrer Familie getrennt und ins Arbeitslager Mühldorf in Bayern gebracht; durch die Einteilung zur Zwangsarbeit hatten sie und andere kinderlose junge Frauen eine Überlebenschance. Im Mai 1945 wurde sie in Bayern befreit und kam im Juni nach Feldafing, wo sie erfuhr, dass ihr Vater bei der Evakuierung aus Stutthof ertrunken war und ihre Mutter und ihre verbliebene Schwester »kurz vor der Befreiung an Typhus gestorben« waren. Im August 1946 heiratete sie Isaac Malcmacher, der das Ghetto Radom und drei Konzentrationslager überlebt hatte. Ihre Tochter, Rascha Riwka, kam 1948 zur

7 Interview mit Edith Z. in: Niewyk, Hrsg., *Fresh Wounds*, S. 171.

8 Brief an Stephen S. Wise, 22. Juni 1945, in: Peck, Hrsg., *Archives of the Holocaust*, vol. 9, S. 30. Zur wichtigen Rolle von US-Militärrabbinern im Umgang mit jüdischen DPs siehe Grobman, *Rekindling the Flame*, und Barish, *Rabbis in Uniform*.

Welt. Zlata war 19 Jahre alt, als sie befreit wurde, und 23, als sie Mutter wurde.⁹

Wie Meyer Levin erkannte, waren die Überlebenden »von dem einzigen Gedanken beherrscht, irgendwo auf der Welt wieder eine Bindung herzustellen. Das Bedürfnis nach Nahrung und Unterkunft kam erst an zweiter Stelle.« Allerdings kritisierte er die rührseligen Geschichten über die verzweifelte Suche nach vermissten Kindern, die den Anschein erweckten, als ob wundersame Rettungen wie die von Zalman Grinbergs Sohn aus dem Ghetto Kowno die Katastrophe, mit der die übrigen konfrontiert waren, aufwiegen oder mildern könnten:

Herzzerreißende Geschichten kursierten über die Kinder, die auf der Suche nach ihren Müttern waren. Es gab einige wenige Fälle, in denen diese Suche erfolgreich war. Aber diese Ausnahmen wurden in den Radiosendungen der amerikanischen jüdischen Hilfsorganisationen endlos verbreitet und dermaßen hochgespielt, daß bei den amerikanischen Juden der Eindruck entstehen mußte, die europäischen DP-Lager seien ein einziges großes Zentrum zur Familienzusammenführung, in dem alle halbe Stunde ein weiteres fünfjähriges Lockenköpfchen, dem man die dunklen Augen blau gefärbt hatte, damit es als polnische Wanda überleben konnte, auf die Bubele-Rufe der besorgten Mutter hin angerannt kam und sich in ihre Arme stürzte.

Seine eigene Wahrnehmung war eine andere. Über eine junge Frau, die er auf seiner Fahrt in einem Jeep der US-Armee durch Europa traf, schrieb er:

Sie hatte ihr Kind nicht retten können, niemand hatte das Kind an diesem Ort retten können. Mir schien ihre Tragödie fast schlimmer als die der Mütter, die mit ihren Säuglingen an der Brust in die Gaskammern gegangen waren.¹⁰

- 9 Siehe Foto W/S#37928 und die dazugehörige Geschichte, USHMM Photo Archives.
- 10 Levin, Europa. Die Zeugen, S. 171, 229 f. Von einer solchen glücklichen Wiedervereinigung (ähnlich der im 3. Kapitel erwähnten Geschichte Peter Dattels) handelt Fred Zinnemanns Spielfilm *The Search* (1948; dt.: *Die Gezeichneten*, 1961): Ein US-GI, gespielt von Montgomery Clift, liest einen stummen Jungen auf, der durch eine deutsche Trümmerstadt irrt und eindeutig Opfer unsäglich Brutalität wurde. Am Schluss des Films findet der Junge seine Mutter wieder, die die Konzentrationslager überlebt und ihn in Flüchtlingslagern im ganzen kriegszerrütteten Europa gesucht hat. Sie entdeckt ihn in einer Schlange von Kindern, die für die Aliyah nach Palästina vorbereitet werden. »Karel«, ruft sie;

Sexualität und Ehe

In diesem überwältigenden, beispiellosen und verwirrenden Kontext hatten DPs wie auch alle, die sich um sie kümmerten, eine mindestens ebenso vielschichtige, tief empfundene und paradoxe Meinung vom jüdischen Drang nach Ehe und Kindern wie vom jüdischen Leben im Allgemeinen. Zeitgenössische psychoanalytisch orientierte Psychiater und Sozialarbeiter diagnostizierten den Babyboom häufig als »manische Abwehr« gegen katastrophale Erlebnisse und überwältigende Verluste.¹¹ Mit einer gewissen Verwunderung bemerkten sie zugleich beeindruckt und abgestoßen zwei separate, aber verwandte Phänomene, nämlich einerseits das »Auftauchen zahlreicher Neugeborener« als »ein neues Merkmal jüdischer DP-Lager«,¹² andererseits eine Art verzweifelter »Hypersexualität«. Unmittelbar nach der Befreiung gaben sich nach Angaben jüdischer Mitarbeiter von Hilfsorganisationen viele junge Mädchen und Frauen »hemmungslos Ausschweifungen« hin. Sie standen völlig allein auf der Welt und verspürten »ein unwiderstehliches Verlangen nach Zuneigung

»Mamischka«, antwortet er und läuft zu ihr; damit endet der Film. Allerdings war dieser Film in einem Aspekt, der Levin bereits vertraut war – später kritisierte er scharf die Universalisierung und Entjudaisierung des Holocaust in *The Diary of Anne Frank* – durchaus charakteristisch für die Tendenz der Nachkriegszeit, den Begriff der Naziopfer stark zu verallgemeinern: Die Waisenkinder, deren Emigration aus Europa vorbereitet wird, sind Juden, nur der kleine blonde Karel ist das Kind tschechischer Bildungsbürger und Nazigegner. Siehe Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 202 f.; dort beschreibt sie ihre Reise durch Deutschland im März 1947 mit Zinnemann, seinem Drehbuchautor und zwei Fotografen während der Vorbereitungen zu den Dreharbeiten.

11 Eine gute Analyse dieser Literatur bietet I.J. Kaminer, *On razors edge – Vom Weiterleben nach dem Überleben*, S. 146 f., 157. Zum Begriff der »manischen Verschiebung«, basierend auf einem Freud'schen Traumverständnis, das sich in Ausagieren statt in Erinnerung und Aufarbeitung äußert, siehe z.B. Ido de Haan, *Paths of Normalization after the Persecution of the Jews*, S. 65-92. Laut Kaminer: »So gesehen waren die schnellen Eheschließungen und Familiengründungen der Versuch, sich wieder in eine menschliche Gemeinschaft einzubinden, die erst Trauer ermöglicht. Es ist eines der großen Mißverständnisse – wenn nicht gar ein Unverständnis – von psychoanalytischer Seite her, eben diese Handlungen als manische Abwehrversuche von Trauer zu interpretieren«; siehe ders., *Spätfolgen bei jüdischen KZ-Überlebenden*, S. 28.

12 Siehe Wahrhaftig, *Uprooted*, S. 54.

und Vergessen, das sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu befriedigen suchen«. ¹³

Die Rabbiner, die dieses hektische Treiben beobachteten und die zahlreichen »Verzweiflungsehen« nach der Befreiung segneten, hatten mit ihren eigenen zwiespältigen Gefühlen zu kämpfen. U.S. Chaplain George Vida, der selbst erst einige Jahre zuvor aus Osteuropa geflüchtet war, stellte fest: »Vor allem junge Eltern, die ihre Kinder verloren hatten, waren von einem Gefühl der Dringlichkeit getrieben ... Du hast die wertvollsten Jahre deines Lebens verloren, hole die verlorene Zeit nach.« Er bemerkte, dass manche fieberhaft auf Vergnügungen aus waren: »Iss, trink, amüsier dich, denn es ist später, als du denkst.« Andere waren ebenso fieberhaft bemüht, eine Familie zu gründen. Nachdem sie nahezu alles verloren hatten – ihr Zuhause, ihre Familie, ihren Platz in der Welt –, legten sie in seinen Augen einen zweifachen Drang an den Tag: »Kinder in die Welt zu setzen, die den Platz der getöteten Kinder einnehmen sollten«, und »zu lieben und geliebt zu werden; weit mehr akzeptiert und respektiert zu werden, als jeder Mensch es normalerweise braucht«. ¹⁴ Verblüffte »Jointniks«, wie die JDC-Mitarbeiter sich nannten, schafften mühsam Hochzeitsbaldachine herbei, bauten jüdische Ritualbäder für Bräute und besorgten schlichte goldene Eheringe, Perücken für orthodoxe Ehefrauen, Babyausstattung und Babynahrung. ¹⁵ Rabbiner und Lagerleiter unterstützten diese raschen Eheschließungen teils, weil sie

13 Union O.S.E. (Œuvre de Secours des Enfants), Report on the Situation of the Jews in Germany, October/December 1945, Genf, 1946, S. 52. In ihren Memoiren, *Aftermath*, S. 57, stellte die britische UNRRA-Mitarbeiterin Francesca Wilson zudem fest, dass viele der jungen überlebenden Frauen, die sie in Feldafing traf, »würdevoll, reserviert und fleißig waren, aber manche fanden in ihrer neuen Freiheit zu viele Versuchungen. Da sie einsam und ausgehungert nach Zuneigung waren, ließen sich ihre Hemmungen leicht überwinden.« Zu Hypersexualität und »verzögerter psychosexueller Entwicklung« siehe Paul Friedman, *The Road Back for the DPs*, S. 502–510. Eine unkritische Darstellung der zahlreichen Berichte und Erinnerungen an die »sexuelle Promiskuität« und das angeblich »abweichende« Verhalten von Juden in DP-Lagern bietet Albrich, *Exodus durch Österreich*, S. III f.

14 Vida, *From Doom to Dawn*, S. 81.

15 Siehe AJDC US Zone Bulletin, Vol. 1, Nr. 1, 1. Oktober 1947, AJDCA/499; sowie *Rebuilding Jewish Lives and Jewish Life*. The American Jewish Joint Distribution Committee in the Post-Holocaust Years, Broschüre hrsg. vom AJDC, New York, o.J.; siehe auch Baumel, *DPs, Mothers and Pioneers*, S. 103; und Myers, *Jewish Displaced Persons Reconstructing*. Bemerkenswert viele »Holocaust-Memoiren« enthalten (oder enden mit) Schilderungen des Aufenthalts in DP-Lagern und der Erfahrungen von Heirat, Schwangerschaft und Entbindung. Siehe allgemein

eine Möglichkeit darstellten, die nach ihrer Ansicht zügellos ausgelebte Sexualität zu kanalisieren. Häufig hatten sie aber mit dem Dilemma zu kämpfen, dass Heiratswillige den Tod früherer Ehepartner nicht definitiv nachweisen konnten, und tatsächlich scheiterten solche schnellen Verbindungen zuweilen am plötzlichen, unerwarteten Wiederauftauchen eines vermeintlich toten Ehepartners.¹⁶ Die meisten mitfühlenden Beobachter erkannten in den frenetischen sexuellen Aktivitäten einen Versuch, »nach jahrelanger Unterdrückung, Hoffnungslosigkeit, Terror und Not« den »angestauten Lebenshunger« zu stillen.¹⁷

In einem Bericht an den World Jewish Congress von 1951, der die erstaunlich hohen Geburtenraten verzeichnete, konstatierte der in den USA lebende deutsch-jüdische Flüchtling (und Flüchtlingsexperte) Kurt R. Grossmann rückblickend, den »unwiderstehlichen Drang der jüdischen DPs, wieder ein Familienleben herzustellen und die Kinder zu ersetzen, die durch die Hand der Deutschen gestorben waren«.¹⁸ Abraham S. Hyman, der Rechtsberater im US Jewish Adviser's Office, charakterisierte diesen Impuls etwas anders, nämlich als »übermächtiges Verlangen, die Einsamkeit zu beenden« oder zumindest »halb so einsam« zu sein. Gleichzeitig war Hyman jedoch – wie praktisch alle, die Kontakt mit jüdischen DPs hatten – gerührt und beeindruckt von ihrer »erstaunlichen Erholungsfähigkeit« und ihrem offenbar unbezwingbaren »Lebenshunger«.¹⁹ Sie waren jung, endlich von der ständigen Furcht befreit, wollten leben und die Freuden der Jugend genießen, die ihnen lange verwehrt geblieben waren: »Unsere jungen Körper und Seelen sehnten sich danach zu leben.«²⁰ Ein Gedicht, das sich in den Akten des Zentralkomitees befreiter Juden findet, zeugt von einem instinktiven Gespür für heilende Möglichkeiten, neue Eindrücke zu schaffen, die zwar die alptraumhaften Erinnerungen nicht verdrängen, vielleicht aber eine Zukunft jenseits von ihnen verheißen konnten – eine später von Traumaspezialisten entwickelte Therapieform:

Weitzman/Ofer, Hrsg., *Women in the Holocaust* sowie die Quellenangaben in Grossmann, *Women and the Holocaust*.

16 Einige dieser Geschichten finden sich in YIVO LWS 294.1/543/MK488/R48. Siehe auch Baumel, *DPs, Mothers and Pioneers*, S. 103.

17 Sington, *Belsen Uncovered*, S. 161.

18 Grossmann, *DP Problem*, S. 19.

19 Hyman, *Undeclared*, S. 246, 270, 17.

20 Biber, *Risen from the Ashes*, S. 46.

We only met each other a couple of months ago.
 And already, dear, I find, I love you so!
 And what do you know, she smiled at me
 In my dreams last night,
 My dreams are getting better all the time!²¹

Liebessehnsucht und sexuelles Verlangen mischten sich mit Unerfahrenheit und dem schmerzlichen Gefühl, wichtige Sozialisierungsprozesse und Freuden der Jugend verpasst zu haben. Die schnellen Eheschließungen – »Hitler verheiratete uns«, sagten die DPs trocken²² – verhiessen Menschen, die beides nicht hatten, einen gewissen Trost und etwas Stabilität, sorgten aber häufig auch für mehr Angst und Unsicherheit. Junge Männer, die nur Arbeits- und Todeslager mit Geschlechtertrennung erlebt hatten, waren weit über ihr Alter hinaus abgehärtet, zugleich waren sie sich aber auch schmerzlich ihrer mangelnden sexuellen und sozialen Erfahrung bewusst. Helen (Zippi) Tichauer, eine Auschwitz-Überlebende, die in Feldafing Essensrationen für Schwangere ausgab, erinnerte sich, dass junge Männer erröteten, wenn sie das Essen für ihre neuerdings schwangere Braut abholten. Die Frauen, die später oft stolz mit ihren Kleinkindern präsentiert wurden, waren von ihrem ungewohnten Zustand zu peinlich berührt, um selbst zu kommen.²³ Frauen schleppten Erinnerungen an Vergewaltigungen und sexuelle Übergriffe mit sich herum, die sie nicht nur von Deutschen, ortsansässigen Faschisten und sowjetischen Befreiern erlitten hatten, sondern auch in Waldlagern, Ghettos und Verstecken, wo sie sexuelle Nötigung von Partisanen, Rettern und Mitopfern des Naziterrors erlebt hatten. Viele hatten körperlichen Terror und Demütigungen erlitten, als die Nazis ihre Opfer zusammentrieben und den KZ-Prozeduren unterzogen: Sie hatten sich ausziehen und Scham- sowie Kopfhare rasieren lassen müssen.²⁴ Vor allem Frauen vergruben in ihrem Inneren komplizierte, nicht

21 »Erst vor zwei Monaten trafen wir uns. / Und schon jetzt, Liebes, merke ich, dass ich dich so liebe! / Und weißt du was, sie lächelte mich an / In meinen Träumen letzte Nacht, / Meine Träume werden immer besser.« In: YIVO DPG 294.2/562/MK483/R42.

22 Berger, *Displaced Persons. Growing Up American*, S. 291.

23 Persönliches Interview mit Zippi (Helen) Tichauer, New York, 14. Oktober, 1. November 2004; siehe auch Grossmann, *Living On. Zippi in Feldafing. Zur Unsicherheit von Männern* siehe Hass, *Aftermath*, S. 98 f.; allgemein siehe auch die einfühlsame Erörterung ebd., S. 116-119.

24 Siehe insbes. Nechama Tec's freimütige Schilderung in *Resilience and Courage*. Siehe auch: dies., *Bewaffneter Widerstand*, 12. Kap.

kommunizierbaren Geschichten von Prostitution und Vergewaltigung, instrumentellem Sex oder auch echten Liebesaffären – und der gesamten »Grauzone« von Situationen, in denen Sex als wichtige Überlebenswährung diente.²⁵ Aufgrund dieser Erfahrungen und gerade weil »nach der Befreiung, als Chaos herrschte, ... alle Frauen bei sowjetischen Befreierern als Freiwild galten«, erlebten Frauen und Männer die Befreiung (und die Aussicht auf zukünftige heterosexuelle Beziehungen) vielleicht grundlegend unterschiedlich.²⁶

Babyboom

Dennoch hörten Mitarbeiter von Hilfsorganisationen und Interviewer trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Erlebnisse immer wieder von Frauen dasselbe: »Alles, was ich mir vorerst wünschte, war ein Baby. Das war für mich die einzige Hoffnung.«²⁷ Anfang 1946 waren unter den Juden, die die mörderischen Selektionen der Nazis überlebt hatten, kaum Kinder unter fünf Jahren. Das änderte sich in der zweiten Jahreshälfte drastisch. Nach einer Erhebung des JDC wurden allein in den offiziellen DP-Lagern der amerikanischen Besatzungszone jeden Monat 750 Babys geboren. Was vielleicht noch erstaunlicher war, »nahezu ein Drittel der jüdischen Frauen zwischen 18 und 45 Jahren waren entweder werdende Mütter oder hatten neugeborene Kinder«; mittlerweile war die Zahl der

25 Siehe z.B. Fanya Gottesfeld Hellers Schilderung ihrer Beziehung zu dem jungen Ukrainer, der half, ihre Familie zu verstecken, in: *Feindes Liebe*; oder Edith Hahn Beers seltsame Geschichte in *Ich ging durchs Feuer und brannte nicht*. Auf der ersten Konferenz über Gender und Holocaust 1983 merkten die Holocaust-Überlebenden Susan Cernyak-Spatz und Vladka Meed an, dass für Frauen Sexualität nicht nur eine Quelle der Furcht war, sondern auch »eine intensive Bestätigung, lebendig, normal zu sein. Vielleicht waren die Beziehungen leidenschaftlicher, drängender«. Siehe Katz und Ringelheim, Hrsg., *Proceedings of the Conference on Women Surviving the Holocaust*. Siehe auch Christl Wickert, *Tabu Lagerbordell*, S. 41-58.

26 Michael Brenner habe ich zu verdanken, dass er aufgrund der Erinnerungen seiner Mutter Henny Brenner, *Das Lied ist* aus, auf die besondere Erfahrung weiblicher Überlebender hingewiesen hat. Furcht vor Vergewaltigung durch Rotarmisten kommt in Holocaust-Memoiren von Frauen recht häufig zur Sprache. Siehe Gurewitsch, Hrsg., *Mothers, Sisters, Resisters*, Zitat auf S. XVIII. Über Erfahrungen von Männern mit sexueller Gewalt und Missbrauch gibt es noch weniger Informationen. Siehe Hass, *Aftermath*, S. 117.

27 Ebd., S. 102.



*Abb. 5.2. Zwei Brüder und ihre Bräute
bei ihrer Doppelhochzeit in Feldafing, 27. August 1946.*

jüdischen Kinder unter einem Jahr auf 8000 angestiegen.²⁸ In nur einem Monat, vom 6. Juli bis 5. August 1947, verzeichnete das Religiöse Amt der Lagerverwaltung Feldafing acht Eheschließungen und 35 rituelle Beschneidungen.²⁹

Die Daten zu Geburtenraten sind ebenso wenig konsistent oder präzise wie die verschiedenen unzuverlässigen Statistiken über die Gesamtzahlen der jüdischen DPs. Alle zeugen jedoch von einem »beispiellosen Anstieg der jüdischen Geburtenraten«, den die Aktenführer des Zentralkomitees

28 Laut JDC-Statistiken gab es in der amerikanischen Besatzungszone im Januar 1946 nur 120 jüdische Kinder zwischen einem und fünf Jahren, 380 zwischen sechs und neun Jahren und 770 zwischen zehn und siebzehn Jahren. Bis Dezember 1946 stieg ihre Zahl sprunghaft an auf 4431 Kinder zwischen einem und fünf Jahren, 4355 zwischen sechs und neun Jahren und 8859 zwischen zehn und siebzehn Jahren; zit. nach Hyman, *Undeafated*, S. 247. Die Zahlen für 1947 waren ähnlich. Von insgesamt 130350 DPs, die Ende Juli 1947 in der US-Zone erfasst wurden, waren 28,5% Frauen im gebärfähigen Alter (zwischen 18 und 45 Jahren); davon waren 4174 schwanger und 7960 stillende Mütter. Zu allen diesen Zahlen siehe auch YIVO DPG 294.2/432/MK483/R36, S. 3 f.

29 Statistiken in YIVO DPG 294.2/437/MK483/R36, Religiöses Amt.

und des JDC unmittelbar zurückführten auf »den überwältigenden Wunsch jüdischer DP's, die infolge der Naziverfolgungen und Gräueltaten meist die einzigen Überlebenden ihrer zerstörten Familien sind, sich zu vermehren und ihre Art zu erhalten«. Als weitere Gründe sahen sie die rasche körperliche Erholung der Überlebenden, ihre Zugehörigkeit zu einer ungewöhnlich jungen Alterskohorte, die hohen Lebensmittelerationen (bis zu 2500 Kilokalorien pro Tag), die gute medizinische Versorgung und die garantierten (wenn auch primitiven) Unterkünfte, die DP's bekamen, und schließlich eine allgemeine Tendenz zu erhöhter Fruchtbarkeit nach Phasen der »Unterdrückung«.»³⁰

So unterschiedlich die individuellen Erfahrungen auch waren, steht außer Zweifel, dass die Flut der Eheschließungen, Schwangerschaften und Geburten für die DP's – wie auch für alle, die sie verwalteten und beobachteten – kollektiv eine bewusste Affirmation jüdischen Lebens und einen definitiven greifbaren Beleg ihres Überlebens darstellte. Das galt für Männer wie auch für Frauen. Aber insbesondere Frauen waren fest entschlossen, die häuslich-reproduktive Rolle zu beanspruchen, die man ihnen in einer lange zurückliegenden, mittlerweile fantastisch anmutenden Vergangenheit versprochen hatte. Weibliche Überlebende von Vernichtungslagern und medizinischen Experimenten waren bestrebt, sich ihrer Fruchtbarkeit zu vergewissern und die männliche Potenz unter Beweis zu stellen (die laut verbreiteten Gerüchten in den Lagern durch Medikamente und Experimente beeinträchtigt worden war). Mit Schwangerschaft und der Geburt von Kindern trotzten sie den Ängsten vieler Überlebender, »dass die überwiegende Mehrheit der lebenden Juden – sicher 90 % derjenigen, derer die Nazis habhaft werden konnten –,

30 Siehe die Kommentare in YIVO DPG 294.2/437/MK483/R36. Drutmann, *The Displaced Jews in the American Zone of Germany*, S. 261 ff., verweist auf eine »natürliche Tendenz zu erhöhter Fruchtbarkeit nach einer Unterdrückungsphase« wie auch auf die Tatsache, dass DP's aus »Ländern mit relativ hoher Fruchtbarkeit« kamen. Interessanterweise war der Männerüberschuss (Drutmann zählt 808 Frauen auf 1000 Männer) unter den Überlebenden in der Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen nicht so stark ausgeprägt, »dort gab es sogar einen Frauenüberschuss von 1125 Frauen auf 1000 Männer«. Dieser Ausschlag »erklärte sich aus der Tatsache, dass insbesondere junge unverheiratete Frauen zur Zwangsarbeit herangezogen wurden« und daher eine höhere Überlebenschance hatten als etwas ältere Frauen mit Kindern. Der Männerüberschuss unter den (überwiegend jungen) Überlebenden war in der Altersgruppe der 25- bis 64-Jährigen am stärksten ausgeprägt.

keine Kinder bekommen werden.«³¹ Jacob Biber beschrieb auf ergreifende Weise die Geburt seines Sohnes, des ersten Babys, das im DP-Lager Föhrenwald zur Welt kam. Chaim Shalom Dov wurde zur Feier des Lebens und des Friedens und in ehrendem Andenken nach Bibers erstem Kind benannt, das bei der Flucht der Familie in die ukrainischen Wälder in den Armen des Vaters ermordet worden war. Nach dem Tod ihres ersten Sohnes hatten Biber und seine Frau im Versteck »wie Bruder und Schwester gelebt«, da sie keine Schwangerschaft hatten riskieren wollen; nun hatten sie das Gefühl, dass »diese freudige Überraschung ein Zeichen für die Kontinuität des Lebens« war.³²

Das rasche Auftauchen von Babys und Kinderwagen in den staubigen Straßen sämtlicher DP-Lager der amerikanischen (und britischen) Zone diente also – für die Besatzungskräfte, die Deutschen und die DPs selbst – als bewusste (und wie wir sehen werden, höchst ideologische) Erinnerung: »*mir zaynen do.*«³³ In Wirklichkeit spiegelte diese wahrgenommene Flut jüdischer Babys aber nicht nur einen drastischen Anstieg der Geburtenraten nach 1945 wider, sondern auch den Zustrom osteuropäischer Juden, die in der Sowjetunion in relativ intakten Familien überlebt hatten. Es war unmöglich, festzustellen, ob die 9098 Kleinkinder, die das JDC nach eigenen Angaben 1947 betreute, in den DP-Lagern, auf der Flucht aus Polen nach Westen oder sogar noch in der Sowjetunion gezeugt und/oder geboren wurden.³⁴ Dennoch verdient das außergewöhnliche demografische Phänomen, auf das diese Geburtenraten hindeuten, besondere Beachtung, die über die reflexartige Verwendung der Fotos von Frauen mit Babys und Kinderwagen – auf heutigen Buchumschlägen und Ausstellungsplakaten – hinausgeht.³⁵

31 Grobman, Hrsg., In Defense of the Survivors, Brief Minzers an seine Frau vom 17. Februar 1946, S. 166. Siehe auch Friedman, The Road Back for the DPs., S. 506.

32 Biber, Risen from the Ashes, S. 1.

33 Eine Zeile aus Hirsh Glik's Partisanenlied.

34 JDC-Zahlenangaben nach Hyman, Undeclared, S. 247. In manchen Fällen wurden Kinder, die in der Sowjetunion geboren wurden, aus politischen oder bürokratischen Gründen als in Polen oder in DP-Lagern geboren registriert. Ein deutsche Beamtin der Gemeinde Feldafing erklärte trocken: »Es wurde viel gelogen«; Interview mit U. Jaschinski, 12. Februar 2002. Siehe J. Bergers Geschichte in: Displaced Persons. Growing Up American, S. 276-281.

35 Auf dem Plakat für die Ausstellung »Life Reborn« des United States Holocaust Memorial Museum und auf den Umschlägen der Bücher Gay, Das Undenkbare tun; Mankowitz, Life between Memory and Hope, und Bankier, Hrsg., The Jews Are Coming Back, sind sehr ähnliche oder sogar dasselbe Bild von Frauen zu sehen, die mit Kinderwagen bei zionistischen Demonstrationen vorneweg

Die »jüdische Geburtenwelle unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg« war sicher Teil eines »Babybooms in der gesamten entwickelten Welt« (auch wenn er sich in Deutschland, wie bereits erwähnt, aufgrund der Kriegsverluste und der langsamen Rückkehr der Kriegsgefangenen verzögerte). Aber dieser Prozess war, wie Demografen der europäischen Juden bestätigten, besonders »augenfällig unter Holocaust-Überlebenden, die versuchten, verstümmelte Familien wiederzugründen« und »den drastischen Rückgang jüdischer Geburten« zu kompensieren, die in den durch Krieg und Völkermord verlorenen Jahren ansonsten durch »natürliche Zunahme« zu erwarten gewesen wären. Dieser scharfe Anstieg in den Geburtenzahlen bot jedoch nicht allein eine normalisierende Fortsetzung der Vorkriegsgeburtenraten, die selbst in Polen immerhin schon vor 1939 bereits merklich gesunken waren.³⁶ Vielmehr überstieg sie sogar die Geburtenzahlen in Ländern wie den Vereinigten Staaten oder Schweden, die weniger vom Krieg betroffen waren und einen Babyboom erlebten, oder in Frankreich, das nach Ende des Krieges und der Besatzung eine relativ hohe Geburtenrate aufwies.³⁷ Als die Aussichten auf Emigration sich 1948 mit Gründung des Staates Israel und der Lockerung der amerikanischen Einwanderungsbestimmungen besserten, wies die jüdische Bevölkerung eine leicht verlangsamte, aber immer noch enorm hohe jährliche Geburtenrate von (je nach Quelle) 31,9 bis 35,8 pro 1000 Einwohnern auf. Sie lag damit niedriger als in Chile, Russland oder Ägypten, wie JDC-Statistiker feststellten, aber immer noch höher als in den Vereinigten Staaten, Schweden oder der Schweiz und war nicht nur im Vergleich zur niedrigen deutschen Geburtenrate, sondern auch zur

mitziehen. Aber weder die Ausstellung noch diese Bücher stellen Gender und Fortpflanzung in den Mittelpunkt ihrer Analyse. Siehe auch die Darstellung in dem amerikanischen Dokumentarfilm *The Long Way Home*, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles, 1997, und in Giere/Salamander, Hrsg., *Ein Leben aufs Neu*, sowie die Fotografien im Kalender 2001 des United States Holocaust Memorial Museum, eine Auswahl aus der Ausstellung »Life Reborn. Jewish Displaced Persons 1945-1951« und im Begleitbuch von Rosensaft, Hrsg., *Life Reborn*.

36 Schmelz, *The Demographic Impact of the Holocaust*, S. 44, 50.

37 Eingehende vergleichende Statistiken zu Bevölkerungsentwicklung, Geburten-, Sterbe- und Eheschließungsraten in Europa siehe B. R. Mitchell, *International Historical Statistics*, S. 3 f., 101-105. So lag die Geburtenrate pro 1000 Einwohnern im friedlichen Schweden 1939 bei 15,4 und 1946 bei 19,7; in Frankreich lag sie 1939 bei 15,3 und während der Erholung des Landes 1946 bei 20,9. Selbst Polens relativ (und traditionell) hohe Geburtenrate von 26,2 im Jahr 1947 (gegenüber 24,3 in 1938) war erheblich niedriger als bei den jüdischen DPs. Zum Vergleich mit Deutschland siehe unten, Anm. 39.

Vorkriegsgeburtenrate osteuropäischer Juden eindeutig bemerkenswert. Gegenüber früheren Jahren, für die es keine »präzisen statistischen Unterlagen« gab, lagen die Zahlen dennoch »wesentlich höher«. Manche schätzten die Geburtenrate für 1947 auf unglaubliche 50,2 pro 1000.³⁸ Diese außergewöhnlich hohen Geburtenraten hielten nicht an, sondern wichen bald der im 20. Jahrhundert im Westen anhaltenden Gesamtten- denz abnehmender Geburtenhäufigkeit. Der DP-Babyboom ist daher als spezifische, unmittelbare Reaktion auf die katastrophalen Verluste des Holocaust zu verstehen. Der JDC brachte seinen Stolz und seine Verwunderung zum Ausdruck, indem er seine Statistik mit einer niedlichen Strichzeichnung von einem Säugling in einer Wiege zierte, die hinten mit einem Davidstern und vorn mit einer herzförmigen Öffnung versehen war. Weitere Illustrationen zeigten eine stillende Mutter und eine glückliche Schwangere, die ihre Arme nach einem auf einer Wolke schwebenden Kind ausstreckt.³⁹ Im Februar 1948 sponserte die DP-Illustrierte *Yiddische Bilder* sogar einen Wettbewerb um das »schönste Baby der She'erit Hapletah« und bat ihre Leser, Hochglanzfotos von Kindern im Alter von fünf Monaten bis fünf Jahren einzusenden. Eine Jury aus Vertretern des JDC, der medizinischen und kulturellen DP-Einrichtungen und der

38 Vital Statistics ... 1948, S. 7 ff., in: YIVO LWS 294.1/272/MK488/R23, S. 216 ff.; auch in AJDCA/417. Siehe auch K. R. Grossmann, DP Problem, S. 18 ff., sowie Hyman, Displaced Persons, S. 317, der für 1947 die Geburtenrate bei jüdischen DPs mit 50,2 pro 1000 angibt gegenüber 7,6 pro 1000 bei Deutschen; ebenfalls angeführt in Gay, Das Undenkbare tun, S. 74. Nach den etwas weniger dramatischen Zahlen in Mitchell, International Historical Statistics, S. 102, war die Geburtenrate in (West-)Deutschland von hohen 20,9 pro 1000 im Vorkriegsjahr 1939 bis 1946 auf 16,1 pro 1000 und 16,4 im Jahr 1947 gesunken (für Ostdeutschland macht er keine Angaben). Zahlen für Bayern 1946 (29/1000 bei Juden, aber nur 7,35/1000 bei Deutschen) siehe Jacobmeyer, Jüdische Überlebende als »Displaced Persons«, S. 437. Laut *Vital Statistics*, S. 7 f. (216 f.), lag die jüdische Geburtenrate 1948 mit 31,9 pro 1000 erheblich niedriger als 1946 und bereits »niedriger als die Geburtenrate der allgemeinen DP- Bevölkerung in der U.S.-Zone für 1947/1948«. Zum Vergleich: Die deutsche Geburtenrate lag 1933 bei 14,7 (Berlin 9,9) pro 1000; nach dem Ersten Weltkrieg hatte sie 1920 bei 25,9 pro 1000 gelegen. Der JDC-Bericht, S. 7 (216), räumt allerdings ein, »die abnormale Zusammensetzung unserer Bevölkerung erlaubte es nicht, Vergleiche zwischen unserer Geburtenrate und der anderer Nationen anzustellen«. Ungeachtet etwaiger Diskrepanzen bei den genauen Zahlen und der Unzulänglichkeiten von Vergleichsdaten bleibt jedoch die Tatsache bestehen, dass die Geburtenrate bei jüdischen DPs zwar vorübergehend, aber dennoch extrem und einzigartig hoch war.

39 YIVO LWS 294.1/278/MK488/R24, Illustrationen S. 326 f.

Zeitschriftenredaktion wählten mehrere Gewinner aus, deren Fotos in der Augustausgabe erschienen. Als erster Preis, der vermutlich vom JDC finanziert wurde, winkten überaus großzügige 1000 RM, eine Schachtel Pralinen, zwei jiddische Bücher und ein Abonnement der Zeitschrift.⁴⁰

Solche Dokumentationen und Feiern der Fortpflanzung verdeckten eine andere unvermeidliche und umstrittene soziale Realität, nämlich die Menge und die Erfahrung jüdischer Frauen, die Abtreibungen in Erwägung zogen, anstrebten und/oder vornehmen ließen (zu einer Zeit, als solche Eingriffe bei deutschen Frauen weit verbreitet waren). Öffentlich kam das Thema nur indirekt zur Sprache – etwa wenn DP-Vertreter in dem Bestreben, die Entschlossenheit der Überlebenden zur Auswanderung nach Palästina dramatisch zu unterstreichen, den Mitgliedern des Anglo-American Committee of Inquiry versicherten, »in vielen Lagern ... ließen jüdische Frauen lieber Abtreibungen über sich ergehen, als auf deutschem Boden ein Kind zu gebären.«⁴¹ Eindeutig gab es weibliche Überlebende, die das Gefühl hatten, nach allem, was sie durchgemacht hatten, kein Kind in die Welt setzen zu können. Sie machten sich Sorgen, welches Schicksal diesen Kindern bevorstehen mochte, oder fürchteten, ihre eigenen traumatischen Erlebnisse könnten sich nachteilig auf ihren Nachwuchs auswirken. Eine Frau erklärte ihrem Mann: »Lass uns keine Kinder bekommen. Ich hatte Angst, dass meine Kinder nicht normal sein würden. Ich hatte Angst, dass ich an die Kinder weitergeben würde, was ich durchgemacht hatte.«⁴² Schwangerschaft, Entbindung und die Versorgung eines Babys vermochten zwar »alternative Szenarien« und Körperempfindungen als Gegengewicht gegen alptraumhafte Erinnerungen zu bieten, wie Traumaforscher später darlegten, aber sie konnten auch Gefühle körperlicher Angst und Hilflosigkeit reaktivieren; vielleicht noch verstärkt durch die Tatsache, dass die Hebammen und Ärzte häufig Deutsche waren.

Ungewollte Schwangerschaften und Abtreibungen waren unmittelbar nach der Befreiung ein besonders augenfälliges Problem, als Überlebende sich schnell zu Paaren zusammensetzten und Frauen sich Vergewaltigung-

40 Yiddische Bilder, Februar und August 1948. Die Zeitschrift bat um Einsendungen aus Deutschland, Österreich und Italien und verlangte eine deftige Bearbeitungsgebühr von 50 RM. Ich danke Tamar Lewinsky, dass sie mich auf diesen Wettbewerb hingewiesen und mir Kopien der relevanten Seiten gezeigt hat.

41 B. C. Crum, *Behind the Silken Curtain*, S. 90.

42 Zitiert in Horowitz, *Memory and Testimony of Women Survivors of Nazi Genocide*, S. 280. Zum Problem der Traumaweitergabe über die Generationen siehe unter vielen anderen Bergmann und Jucovy, Hrsg., *Generations of the Holocaust*.

gen sowie willkommeneren Avancen von Befreiern ausgesetzt sahen. Ärzte beklagten die »bedauerlich hohe Zahl alleinstehender schwangerer Frauen und Mädchen«, die abtreiben wollten. Sie hatten keinen Zugang zu Empfängnisverhütung und sexueller Aufklärung, waren »völlig allein, haben niemanden, den sie um Rat fragen, und keine Menschenseele, der sie sich in ihrer Not anvertrauen können ... Verängstigt, niedergedrückt und von Verzweiflung getrieben, sehen sie keinen anderen Ausweg als die Beseitigung ihrer bevorstehenden Mutterschaft.«⁴³ Ein jüdischer Militärrabbiner war entsetzt über die »Unzucht«, die er unter den erst kürzlich Befreiten beobachtete, war aber dennoch überzeugt, die daraus resultierenden Schwangerschaften sollten ausgetragen werden. Er »erzählte von einer heftigen Debatte über die ethischen Aspekte von Abtreibungen unter den menschlichen Wracks« von Belsen-Überlebenden. Eine Ärztin hielt ihm entgegen:

In Auschwitz führte ich unter Zwang Abtreibungen durch. Ich rettete auch viele Mütter vor den Gaskammern, indem ich ihnen das werdende Leben nahm, das sie legitimerweise hätten zur Welt bringen sollen. Nun werden die Mädchen und Frauen hier schwanger; sie kommen ins Krankenhaus und flehen mich an, ihnen zu helfen. Ich kann nichts tun – ich muss sie fortschicken. Rabbi, ich habe meinen Beruf in einer harten Schule gelernt; lassen Sie mich ihn wenigstens zum Wohl dieser armen Kreaturen ausüben, die sich im ersten Freiheitsrausch zu beweisen versuchten, dass sie immer noch Frauen sind.⁴⁴

Im Großen und Ganzen verurteilten jüdische Vertreter des Gesundheitswesens und Rabbiner Abtreibungen und setzten sich dafür ein, die Kinder auszutragen, da es zur kollektiven Verantwortung der *She'erit Hapletah* gehöre. Sie erinnerten die DPs mahndend, dass eine Million jüdischer Kinder trotz »übermenschlicher Bemühungen« ihrer Eltern ermordet wurden, die sich von ihren Kindern getrennt hatten, um sie zu verstecken, oder sogar Selbstmord begangen hatten, um ihren Kindern als Waisen bessere Auswanderungschancen zu verschaffen. Nach ihren Schätzungen hatten außerhalb der Sowjetunion nur etwa 150 000 Kinder überlebt:

Eine ganze Generation jüdischer Kinder wurde ausgelöscht; sie haben in unseren Herzen heute eine grausame Leere zurückgelassen ... Von

43 O.S.E. Report, S. 65.

44 Leslie H. Hardman, erzählt und niedergeschrieben von Cecily Goodman, *The Survivors*, S. 64f. Eine ähnliche Sicht auf diese »Vergnügungssucht« bietetington, *Belsen Uncovered*, S. 160f.

allen unwiederbringlichen Verlusten, die wir erlitten haben, wiegt dieser am schwersten ... Daher bedeutet jedes überlebende jüdische Kind, jedes jüdische Kind, das geboren wird, für uns den kostbarsten Schatz von unschätzbarem Wert. Wir können nicht freiwillig auf ein einziges von ihnen verzichten; es ist im Gegenteil unsere heilige Pflicht, unsere gesamte Kraft zu entfalten und bereitwillig jedwede Anstrengung zu akzeptieren, um sie zu erhalten. Daher müssen wir diesen Müttern bei ihrer Aufgabe helfen, den Kindern das Leben zu schenken, wir müssen ihnen helfen, ihre Kleinen zu guten und nützlichen Mitgliedern der jüdischen Gemeinschaft heranzuziehen.

Jüdische Ärzte vertraten ebenso wie deutsche Ärzte bei deutschen Frauen die Ansicht, dass »in den meisten, wenn nicht gar in allen Fällen, das Kind, dessen Kommen zunächst allem Anschein nach eine Katastrophe und hinterher eine belastende Notwendigkeit bedeutet hatte, letztlich zum Hauptlebenssinn der Frau werden würde«.45

In einem Bericht vom Gesundheitsamt des Zentralkomitees befreiter Juden in der amerikanischen Zone von 1947 findet sich jedoch ein Hinweis auf eine »Kommission von 5 Ärzten«, die über Anträge auf Schwangerschaftsabbruch entscheiden konnte – ein faszinierender Beleg (der weitere Nachforschungen verlangt), dass während der DP-Zeit Abtreibungen zumindest manchmal legal vorgenommen werden konnten und ihre Notwendigkeit anerkannt wurde. Erstaunlicherweise akzeptierte die DP-Führung offenbar das Modell medizinischer und sozialer Indikationen, das in der sowjetischen Zone galt, während solche Eingriffe für Deutsche im Westen illegal waren.46 Man darf jedoch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, wie es das JDC Medical Department in München 1948 tat, dass die Zahl der vorgenommenen Abtreibungen relativ gering war, vor allem im Vergleich zu der überaus hohen Geburtenrate.47 Wäh-

45 O.S.E. Report, S. 66 f.; dort finden sich auch Abtreibungsdebatten unter Ärzten. Zu »übermenschlichen Bemühungen« siehe Wahrhaftig, Uprooted, S. 118 f. Zu Versuchen, Frauen zum Austragen von Kindern zu ermutigen und jeglichen Gedanken an Abtreibung zu bekämpfen, siehe YIVO LWS 294.1/286/MK488/R24, S. 2.

46 Bericht des Gesundheitsamts des Zentralkomitees befreiter Juden in der amerikanischen Zone: »Um ein Erlaubnis für unsere Frauen Abort zu machen ist eine Kommission von 5 Ärzten gegründet, welche diese Sache entscheidet«, YIVO DPG 294.2/173/MK483/R14, S. 420.

47 Vital Statistics ... 1948, S. 12, in: YIVO LWS 294.1/272/MK488/R23, S. 221, und AJDCA/417. Ein UNRRA-Bericht von 1946 verweist auf eine hohe Zahl von Schwangerschaftsabbrüchen, räumt allerdings ein, dass es weder eine Mög-

rend Ärzte sich Gedanken über den Umgang mit ungewollten Schwangerschaften machten, suchten sie zugleich nach brauchbaren Hormonbehandlungen – und warnten vor deren übermäßigem Einsatz –, um die Fruchtbarkeit von Frauen mit Amenorrhö oder unregelmäßiger Periode und Männern, die fürchteten, »Kastraten« zu sein, wiederherzustellen.⁴⁸ Major Heymont beobachtete in Landsberg, »dass die Verwendung von empfängnisverhütenden Mitteln von den Lagerbewohnern aufs Schärfste missbilligt wird. Sie halten es für jedermanns Pflicht, so viele Kinder wie möglich zu bekommen, um die jüdische Gemeinschaft zu vergrößern.«⁴⁹

Rückgewinnung der Zukunft

Die meisten Frauen und Männer teilten offenbar die Überzeugung der Ärzte, dass ein Baby »ihrem einsamen, verwüsteten und erschütterten Dasein Sinn und Ziel geben würde«.⁵⁰ Wesentlich häufiger als Abtreibungen waren Aussagen von Frauen, für die es einen Weg zurück ins Leben bedeutete, Kinder zu bekommen. Wie Sara Horowitz, eine der scharfsinnigsten feministischen Forscherinnen zum Holocaust, feststellte, waren es häufig die eindringlichen Erinnerungen an die Abschiedsworte der Mutter, »die es der Tochter erlaubten, weiterzuleben und sich ein neues Leben aufzubauen«; für die meisten bedeutete das, zu heiraten und Kinder zu bekommen.⁵¹ Gerda Weissmann Klein erinnerte sich Jahre später, wie sie »in den Zwangsarbeitsfabriken ständig davon träumte, eines Tages Kinder zu haben, und der größte Schrecken waren die Sterilisationsprogramme, die, wie wir wussten, in anderen Lagern durchgeführt wurden. Jeden Monat freute ich mich, wenn sich bestätigte, dass ich immer noch Kinder bekommen konnte, während andere

lichkeit gab, sie zu unterbinden, noch eine Möglichkeit, sie exakt zu erfassen. UNRRAA401.7.4, Medical.

48 Zur Nachfrage nach Hormonbehandlung siehe YIVO LWS 294.1/277/MK488/R24 und 294.1/286/MK488/R24. Siehe auch Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 166, 213; sowie O.S.E. Report, S. 61.

49 Marcus und Peck, Hrsg., *Among the Survivors*, S. 44.

50 O.S.E. Report, S. 66.

51 S. Horowitz, *Memory and Testimony of Women Survivors*, S. 278f. Levin, In Search, S. 360, stellt fest: »Und der Drang, rechtzeitig zur Geburt des Kindes in Eretz einzutreffen, war eine Realität auf jedem Schiff, das mit zahlreichen Schwangeren nach Palästina auslief, von denen manche im neunten Monat an Bord geschmuggelt wurden, obwohl die Haganah-Vorschrift den siebten Monat als Grenze festgelegt hatte.« Siehe auch Wahrhaftig, *Uprooted*, S. 52 ff.

sich beklagten, noch ihre Periode zu haben.« Sie heiratete einen deutsch-jüdisch-amerikanischen Soldaten, der sie befreit hatte, und zog mit ihm nach Buffalo, New York. Erst dort fand sie die »größte Erleichterung von den Bürden meiner Vergangenheit ... Das war, als Tod sich wahrhaftig in Leben wandelte und die letzte Frage beantwortet wurde: Ja, ich konnte ein gesundes, normales Kind bekommen.«⁵² In seiner Beschreibung einer jungen Frau, die ihre gesamte Familie verloren hatte, verknüpfte der Psychologe David Boder ihren Kinderwunsch mit dem Traum von *Eretz Israel*: »Sie hatte vor Kurzem geheiratet, war sichtlich schwanger und erwartete sehnsüchtig, dass sie an die Reihe käme, nach Palästina auszuwandern«, und sie »war vielleicht die fröhlichste und offenste der Überlebenden«.⁵³

In diesen angespannten Zeiten bedeutete jedes jüdische Kind für das jüdische Volk eine wertvolle Ressource, um die es sich potenziell zu kämpfen lohnte und die es zu hegen und zu pflegen galt. Jüdische Organisationen bemühten sich, jüdische Kinder zurückzufordern, die man zur Rettung in die Obhut von Christen gegeben hatte. In manchen Fällen wollten »arische« Retter angenommene Kinder nicht wieder hergeben, oder diese Kinder wollten ihre neue Identität nicht aufgeben, was noch schmerzlicher war.⁵⁴ Über das Schicksal verwaister oder bis dahin nicht zurückgeforderter »Kinder ohne Begleitung« und solcher, die informell von anderen Überlebenden adoptiert wurden, entspannen sich hitzige

52 Klein und Klein, *Hours After*, S. 71 f., 272 f.

53 Niewyk, *Fresh Wounds*, S. 94.

54 Die UNRRA verwandte viel Zeit und Mühe darauf, zurückgelassene, verwaiste, gestohlene und versteckte Kinder – sowohl jüdische, die als »Arier« versteckt worden waren, als auch nichtjüdische osteuropäische Kinder, die im Rahmen des Lebensborn-Programms zur »Arisierung« verschleppt worden waren – aufzuspüren, zu repatriieren, unterzubringen und in Streitfragen zu entscheiden. Siehe UNRAA 401.2.1-2, Child Welfare Section. Siehe Stargardt, *Kinder in Hitlers Krieg*, S. 427-467; siehe auch Debórah Dwork, *Custody and Care of Children in the Post-war Netherlands* sowie Marion Pritchards Beitrag über jüdische DP-Kinder in: *Lessons and Legacies. The Meaning of the Holocaust in a Changing World*, Dartmouth College, 1994, überarb. 1997; und die erhellenden Memoiren der UNRRA-Kinderfürsorgerin Susan T. Pettiss, *After the Shooting Stopped*. In einem faszinierenden Artikel, basierend auf zahlreichen Erinnerungen weiblicher Holocaust-Überlebender, versuchte die Juristin Fionnuala Ní Aoláin, das genderspezifische Leid, das Frauen durch die zwangsweise Trennung von ihren Kindern zugefügt wurde, als »sexuell begründete« Erlebnisse einzuordnen, auch wenn es sich nicht unserem landläufigen Verständnis von sexueller Gewalt zuordnen lässt. Siehe Aoláin, *Sex-Based Violence and the Holocaust – A Reevaluation of Harms and Rights in International Law*, S. 53.

Debatten. Die Sozialarbeiter der UNRRA und sogar des JDC stritten sich häufig mit DP-Vertretern und zionistischen Gruppen über das Wohl eines Kindes oder Heranwachsenden und über die Abwägung zwischen den persönlichen Umständen und dem Kollektivwunsch, jüdische Kinder in die jüdische Heimstätte zu schicken. Mitarbeiter von Hilfsorganisationen rangen mit der Entscheidung über Kinder, die bei (meist nicht-jüdischen) Pflegefamilien ein stabiles Zuhause gefunden hatten oder von entfernten Verwandten in den Vereinigten Staaten, in anderen Teilen der Welt oder zuweilen auch in Deutschland erwartet wurden. Wäre es tatsächlich besser für die Kinder, in der Hoffnung auf die Auswanderung nach Palästina vielleicht über Jahre hinweg in Sammellagern für Kinder und Jugendliche zu bleiben? Im Allgemeinen gingen die Hilfsorganisationen den Weg des geringsten Widerstandes und erlaubten, die Kinder in Gruppen aufzunehmen, die nach Palästina auswandern sollten – manchmal zum Leidwesen von Verwandten oder (seltener) eines Jugendlichen, der dem Lagerleben gern entronnen wäre. Hindernisse für eine Emigration im Allgemeinen und eine Rückkehr nach Osteuropa im Besonderen trugen dazu bei, dass sie zionistische Ziele einer Repatriierung oder Zusammenführung mit entfernten Verwandten vorzogen. UNRRA-Vertreter räumten ein: »Nationale Regierungen waren in den meisten Fällen der Ansicht, dass sie jüdische Kinder zwar gerne in ihre Länder zurückkehren lassen würden, aber angesichts der Möglichkeit von Verfolgung und Diskriminierung nicht darauf drängen können.«⁵⁵ Diese Probleme wurden besonders drängend, als nach 1945 Tausende

55 Im Oktober 1946 gab es nach UNRRA-Schätzungen etwa 20 000 »Infiltrees« im Kindesalter, davon 6000 »ohne Begleitung«. Siehe »Interzonal conference on child search and repatriation«, 16.-18. Oktober 1946, und die gemeinsame Konferenz mit der österreichischen Mission über Kinder ohne Begleitung, Bad Wiessee, 7.-8. Januar 1947, in: UNRRAA/401.2.2; siehe auch 401.2.7, Akte zur Jewish Agency for Palestine. In einem Fall dreier Jugendlicher ohne Begleitung willigten entfernte Verwandte in England ein, zwei Jungen nach Palästina gehen zu lassen, bestanden aber darauf, dass ein heranwachsendes Mädchen, das keine Verwandten in Palästina hatte, zu ihnen nach England kam. Da sie 16 oder 17 Jahre alt war, stellte sich die UNRRA auf den Standpunkt, sie habe das Recht, selbst zu entscheiden, und vermerkte, dass das Mädchen in Befragungen eindeutig den Wunsch äußerte, mit »sehr engen Freunden« aus ihrem DP-Lager nach Palästina zu fahren. Die Akten dokumentieren langwierige Auseinandersetzungen zwischen den UNRRA-Sozialarbeitern und dem Flüchtlingskomitee in London, das die »äußerst erbosten« Verwandten vertrat. UNRRA und Militärregierung waren »der Auffassung, dass jedes Kind von 16 Jahren in einer solchen Angelegenheit seine eigene Entscheidung treffen konnte«. Siehe allgemein UNRRAA/401.2.1-401.2.7.

Kinder »ohne Begleitung« als »Infiltrates« in die amerikanische Zone kamen. Viele von ihnen waren keine Waisen, sondern wurden von ihren Eltern aus Polen nach Deutschland geschickt in der Hoffnung, so ihre Auswanderung nach Palästina im Rahmen organisierter Jugendgruppen zu beschleunigen. Solche Strategien brachten die UNRRA-Sozialarbeiter in ein zusätzliches Dilemma, denn sie bewegten sich auf einem schmalen Grat, da sie gleichzeitig »die Aktivitäten der jüdischen Agenturen in der U.S.-Zone koordinieren und dabei die UNRRA vertreten« mussten. Obwohl die Eingliederung in eine Jugendgruppe oder einen Kibbuz möglicherweise keine baldige Emigration, sondern einen längeren Aufenthalt in Flüchtlingslagern in Deutschland oder auf Zypern bedeutete, kamen viele jüdische wie auch nichtjüdische Sozialarbeiter zu derselben Auffassung wie UNRRA-Mitarbeiterin Susan Pettiss, die später erklärte: »Ich hatte allmählich den Eindruck, dass es dem Wohl der Kinder schadete, in Deutschland zu bleiben, und es schien keine andere Lösung zu geben als Palästina.«⁵⁶ Kinder waren gleichzeitig zu politischen Ikonen für das jüdische Kollektiv und zu einem greifbaren (wie auch antizipatorischen) Ausdruck der Normalität für den einzelnen geworden.

Für jüdische Überlebende stellten Fruchtbarkeit und Elternschaft ein Mittel dar, sowohl persönliche Handlungsfähigkeit und einen funktionsfähigen Körper für sich zu beanspruchen als auch eine lebensfähige neue Gemeinschaft zu gründen – und das nach einem ungeheuren Trauma und sogar in einer Übergangssituation. Eines sei hier klar gesagt: Obwohl zeitgenössische Beobachter häufig von »Ersetzen« redeten und die feste Überzeugung vorherrschte, dass neue Kinder dem jüdischen Volk eine Zukunft sichern sollten, konnte der Babyboom bei der *Sh'e'rit Haple'ah* der Katastrophe (*Churban*), die sie erlebt hatten, keinerlei versöhnlichen Sinn verleihen.⁵⁷ Aber vielleicht bot er eine Möglichkeit, »die Zukunft zu retten« oder zumindest die regenerative Arbeit in Angriff zu nehmen, sich eine Zukunft vorzustellen und aufzubauen.⁵⁸ Den Menschen, die gerade erst der Vernichtung entronnen waren und weder eine feste Bleibe, noch ein klares Ziel hatten, schienen Kinder die »Garantie einer Zukunft« und, wie später in diesem Kapitel noch ausgeführt wird, ein gewisses

56 Pettiss, *After the Shooting Stopped*, S. 196; siehe ihren nachdenklichen Kommentar insbes. S. 187-196.

57 Die beharrlichste Kritik an jeglichen Versuchen, dem Holocaust »Sinn« zu verleihen, kam von Lawrence L. Langer; siehe seine Aufsätze, *Admitting the Holocaust*. Auch zu diesem Thema gibt es eine umfangreiche Literatur, die von theologischen über psychoanalytische bis zu politischen Aspekten reicht.

58 Mankowitz, *The Formation of She'rit Haple'ah*, S. 351.

Maß an Rache zu verheißen, so problematisch sie auch zu definieren sein mochte.⁵⁹ Die Bedeutung von Kindern für durch Exil, Flucht und Völkermord traumatisierte Bevölkerungen – wobei der Holocaust einen sowohl extremen als auch exemplarischen Fall darstellt – unterstreicht Dominick LaCapras mit Nachdruck vertretene Ansicht, Traumaforscher sollten »auf die Bemühungen von Opfern achten, ein neues Leben aufzubauen und Gegenkräfte zu nutzen, die sie befähigen, etwas anderes als Opfer zu sein, also zu überleben und sich an sozialen und politischen Praktiken zu beteiligen, die mit der Erneuerung des Interesses am Leben zusammenhängen (beispielsweise Kinder zu bekommen)«. ⁶⁰

In einem historisch jüngeren Kontext stellte der Anthropologe John Borneman in seinem Artikel »Reconciliation after Ethnic Cleansing« fest, »da die meisten Überlebenden nicht sterben können«, auch wenn sie ihr Überleben lediglich als seltsamen Zufall empfinden, »sind sie ständig mit den psychischen, sozialen und politischen Aufgaben konfrontiert, mit dem allgegenwärtigen Verlust derjenigen umzugehen, die gestorben sind. Sie müssen in gewisser Weise versuchen, diesen Verlust wiedergutzumachen oder auszugleichen«, obwohl ihnen vollauf bewusst ist, dass dieser Verlust so ungeheuer groß, so irreparabel ist, dass er »niemals vollständig auszugleichen« ist. Borneman benennt »zwei gängige Versuche, Verlust auszugleichen«, nämlich »Fortpflanzung und Rache«. Beide Elemente sind Teil der Geschichte, die ich in diesem Kapitel über jüdische Überlebende im besetzten Deutschland, ihre Babys, ihre neu gegründeten Familien und ihre Interaktionen mit Deutschen behandle. Für die DPs konnte ein neues Kind sicherlich »die Verzweiflung nicht beenden«, aber wie wir sehen werden, konnte es für eine Art von Normalisierung, ein produktives Vergessen und – unwahrscheinlicherweise – für eine Verbindung zu den Deutschen sorgen, unter denen sie lebten.⁶¹

Kinder zu bekommen, unter normalen Umständen der normalste menschliche Vorgang, entsprach genau den Erwartungen der religiösen und sozialen Tradition osteuropäischer Juden. Nun wurde es zugleich zu einem Wunder und zum Zugang in eine »normale« Menschlichkeit, auch wenn es häufig nur eine Art Scheinnormalität bot, ein »Parallelleben« zu den Erinnerungen an das vorangegangene Trauma. Neue Kinder und Familien waren ein Mittel, die »radikale Diskontinuität« des Lebenswegs zu überbrücken, die Überlebende erlitten hatten. Wenn der Verlust von »Grundvertrauen« den Glauben der Holocaust-Überlebenden an

59 Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 67.

60 LaCapra, *History and Memory After Auschwitz*, S. 204 f.

61 Borneman, *Reconciliation after Ethnic Cleansing*, S. 281-304, hier S. 282 f., 285.

sich und ihre Umwelt grundlegend und dauerhaft geschädigt hatte, wie viele Psychologen und Psychiater es mittlerweile darstellen, bot die Fürsorge für ein kleines Kind vielleicht anfangs die direkteste und ursprünglichste Möglichkeit der Selbstvergewisserung. Sie konnte helfen, »Alternativszenarien« zu schaffen, wie Traumaexperten es nennen.⁶² Gerda Weissmann Klein erklärte: »Mutter zu sein brachte weitere Vorteile. Es erlaubte mir, in den Strom des Lebens um mich herum einzutauchen, stellte mich meinen Zeitgenossen gleich und schloss die Kluft, die zwischen uns bestanden hatte. Die alltägliche Fürsorge für Babys wurde zum großen Gleichmacher.«⁶³

In anderer Hinsicht ließ sich die rasche Neugründung von Familien auch als eine Art genealogischer und biologischer Rache in einer Situation interpretieren, in der die Möglichkeiten (und auch die Motivation) für eine unmittelbare Vergeltung extrem begrenzt waren. Jüdische Kinder, geboren in einem als »judenrein« erklärten Gebiet von Frauen, deren Vernichtung bereits vorgesehen war, wurden als »Maschiachskinder« (Messiaskinder) bezeichnet, als »biologisches Wunder«.⁶⁴ Dr. Joseph Schwartz, Leiter des JDC Europa, teilte seinem Vorstand 1947 mit: »Kinder sind hier zu einer Art Religion geworden ... ein Symbol

62 Van der Kolk und Van der Hart, *The Intrusive Past*, S. 178. Zum Problem des zerstörten Vertrauens und zum Einfluss der psychiatrischen Arbeit mit Holocaust-Überlebenden auf die spätere Behandlung von Flüchtlingstraumata siehe die Essays in Daniel und Knudsen, *Mistrusting Refugees*, insbes. Einleitung, S. 4. Zum Verhältnis Überlebender zu ihren Kindern siehe unter vielen anderen Studien Bergmann und Jucovy, Hrsg., *Generations of the Holocaust*.

63 Klein und Klein, *Hours After*, S. 274. Sie räumte auch ein, dass sie in ihrem eifrigen Bestreben, »normal« zu sein, die Rolle der amerikanischen Hausfrau der 1950er vermutlich übertrieb (S. 271). In einer AP-Reportage über ihr Leben und ihre Rettung ließ Gerda sich in ihrer Küche in Buffalo fotografieren: Auf der Arbeitsplatte neben ihr sitzen der kleine Jim und ihre beiden Töchter Leslie und Vivian; sie telefoniert, während sie in einem Topf rührt, und wirkt wie der Inbegriff der amerikanischen Vorstadthausfrau. Auch wenn ihre Bildung und ihre Sprachkenntnisse »hoffnungslos unzulänglich« waren, konnte sie doch ein »Thanksgiving-Essen mit allem Drum und Dran« kochen: »Kochen, Backen und Haushalt waren Fähigkeiten, die ich beherrschte. Sie verbanden mich mit dem Rollenvorbild, dem ich nacheifern wollte, mit meiner Mutter.«

64 Dvorjetski, *Adjustment of Detainees to Camp and Ghetto Life*, S. 215, sieht im »Wunder der She'erit Ha-pleyta« zugleich ein »spirituelles« und ein »biologisches Wunder«. Ich danke Samuel Kassow vom History Department, Trinity College, Hartford, Connecticut, für den Hinweis auf »Maschiachskinder«.

für den Fortbestand eines Volkes«. ⁶⁵ Heirat, Schwangerschaft und die Geburt von Kindern stellten für jüdische DPs eindeutig eine Möglichkeit dar, wieder eine kollektive oder nationale wie auch eine individuelle Identität zu entwickeln. Die Anthropologin Rhoda Ann Kanaaneh, die »Fortpflanzungsstrategien« während und nach kollektiven Traumata erforscht, stellte z.B. bei in Israel lebenden Palästinenserinnen fest, dass ein »nationalistischer Reproduktionsrahmen nur eine Komponente« in einem ganzen »Sehnsuchtsgeflecht« ist, dass aber durchgängig individuelle »Fortpflanzungsentscheidungen auf einer wechselnden Kombination gesellschaftlich konstruierter emotionaler und materieller Wünsche beruhen«. ⁶⁶ Juden sahen Schwangerschaft und Mutterschaft – jedenfalls in publizierten Dokumenten und politischen Äußerungen – als Sinnbild des Überlebens, als Zeichen, dass sie mehr als nur »Opfer« waren und gerade nicht obsessiv in ihrer jüngsten traumatischen Vergangenheit gefangen blieben. Der Babyboom bildete als gewissermaßen utopischer Schritt das Pendant zu dem leidenschaftlichen politischen Zionismus, der in der einen oder anderen Form praktisch alle Holocaust-Überlebenden erfasste – und mit dem er tatsächlich eng, wenn auch ambivalent verknüpft war (da Schwangerschaft und Kleinkinder die Auswanderung eher verzögerten). Denn er bot eine Möglichkeit, eine neue Ordnung und ein symbolisches Gefühl von »Heimat« zu etablieren, sogar und besonders in den Flüchtlingslagern. Er stellte ein konkretes Mittel dar, neu anzufangen und dabei die Vergangenheit zu würdigen. ⁶⁷

65 Zit. in: AJDC, Hrsg., *Rebuilding Jewish Lives and Jewish Life*. In der Broschüre ist dieses Zitat mit einem Foto illustriert, auf dem eine Krankenschwester einer jungen Mutter in einer Entbindungsstation ihre Drillinge bringt.

66 Kanaaneh, *Birthing the Nation*, S. 68.

67 Anthropologen machen darauf aufmerksam, dass Flüchtlingslager die »Konstruktion und Rekonstruktion von Geschichte als der eines Volkes« fördern; nach ihrer Analyse sind »Kinder ein wesentliches Element im Selbstbild von Flüchtlingen«. Siehe (zu Ruanda) Malkii, *Purity and Exile*, S. 3, 11. Umgekehrt unterstreicht Helen Fremont bei ihrer Mutter die Verleugnung ihrer jüdischen Vergangenheit durch den Hinweis auf deren Ablehnung, im DP-Lager Kinder zu bekommen: »Ich hatte nicht auf jedem Arm ein Kind sitzen wie alle anderen Frauen in den Flüchtlingslagern«, sagt meine Mutter mit unübersehbarer Verachtung für den Fortpflanzungstrieb«; Nach langem Schweigen, S. 292.

Vergeltung und Erinnerung

Die DP-Kultur legte großen Wert darauf, persönliche Erlebnisberichte zu sammeln und für die Zukunft Zeugnis abzulegen. Fast unmittelbar nach der Befreiung entstanden die ersten Denkmäler und ein Gedenktag wurde vorgeschlagen: am Jahrestag der Befreiung, um bewusst die Trauer über die Katastrophe mit der Hoffnung auf Erneuerung zu verknüpfen. Sehr bald richteten DPs eine eigene Zentrale historische Kommission mit Sitz in München ein und beauftragten sie, Augenzeugenberichte der Verfolgung und alle kulturellen Beiträge wie Kunstwerke und Lieder zu sammeln, die aus dem Leben in Ghettos, Konzentrationslagern und Partisanengruppen noch aufzutreiben waren. Die fünfzig Außenstellen der Kommission trugen etwa 3500 Augenzeugenberichte und über 1000 Fotografien zusammen, die teils in der kurzlebigen Gedenkzeitschrift *Fun Letstn Churbn* erschienen.⁶⁸ Theater, Musik, Kabarett und Presse in den DP-Lagern befassten sich so eingehend mit den Schrecken der Kriegsjahre, dass jüdische Mitarbeiter von Hilfsorganisationen über den nüchternen Umgang der DP-Kultur mit den extremen Gräueln schockiert und zugleich irritiert über das ihrer Ansicht nach obsessive Erinnern waren. Das DP-Orchester in der amerikanischen Zone gab sein erstes Konzert in gestreiften Häftlingsanzügen von einer Bühne, die mit einem Stacheldrahtzaun abgegrenzt war.⁶⁹ Viele wohlmeinende Vertreter von Hilfsorganisationen, die den militanten Einfluss der jugendlichen Jugendgruppenführer (*Madrichim*) auf ihre noch jüngeren Zöglinge ohnehin schon mit Sorge betrachteten, missbilligten dieses »emotionale Wiederauflebenlassen der Vergangenheit« in der festen Überzeugung, dass »die Wiedereingliederung in eine normale Kindheit den Schwerpunkt auf die Auslöschung dieser Erinnerungen legen sollte«. Koppel S. Pinson, der pädagogische Leiter des JDC in Deutschland, beklagte: »Der DP beschäftigt sich fast bis zur Krankhaftigkeit mit seiner Vergangenheit ... Ständig ist er bereit, seine vergangenen Erlebnisse oder die seiner Verwandten bis ins kleinste Detail zu erzählen.«⁷⁰

68 Zu den historischen Kommissionen siehe Jockusch, *Jüdische Geschichtsforschung im Lande Amaleks*; sowie dies., *Collect and Record! Holocaust Documentation in Early Postwar Europe*. Interessanterweise sammelten die Kommissionen keine Erinnerungen an das Leben in der Sowjetunion.

69 Hyman, *Undeafated*, S. 252. Hyman interpretiert die Erinnerungsarbeit besonders eloquent als einen »Schritt ins Land der Lebenden«.

70 Pinson, *Jewish Life*, S. 108 f. Die Briten waren ähnlich irritiert, dass die jüdischen DPs darauf bestanden – ein bewusstes Manöver ihres Sprechers Josef Rosensaft –

Aber das Leben in den DP-Lagern, das völlig von der banalen Alltäglichkeit des Lagerlebens und den politischen Zusammenschlüssen mit allen ihren Splittergruppen und Reibereien in Anspruch genommen war, förderte auch eine Art produktiven Vergessens. Junge militante Zionisten waren zu sehr mit der Planung ihrer Zukunft beschäftigt, um sich mit der Dokumentation der schmerzlichen Vergangenheit abzugeben; andere wurden von der Alltagslast bereits völlig aufgezehrt. Israel Kaplan, der in der historischen Kommission mitwirkende Historiker aus Riga, stellte bekümmert fest, dass in einer solchen Zeit der Unsicherheit und »des Lebens aus dem Koffer« und vor dem Hintergrund dramatischer Ereignisse, es zwar möglich ist, »Geschichte zu machen, aber nicht, Geschichte zu schreiben«.71 Es war ein weiteres Beispiel für die paradoxen Erwartungen und Vorstellungen von jüdischen Überlebenden – als Opfer, Übeltäter und Überlebende –, dass man ihnen gleichzeitig vorwarf, sich zu viel und zu wenig an die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu erinnern.

An dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, wie stark das gegenwärtige öffentliche und wissenschaftliche Augenmerk auf das Erinnern ein Produkt unserer eigenen »postmodernen« Sorgen ist. Vielleicht prägt unsere panische Angst vor dem Verlust der individuellen und kollektiven Erinnerung unsere Überzeugung, Erinnerung sei ein entscheidender Aspekt der Genesung und des Wiederaufbaus.72 Unmittelbar nach dem Krieg hielten sowohl Überlebende als auch Menschen, die mit ihnen arbeiteten, (wenn auch auf unterschiedliche Weise) Erinnern nicht unbedingt für die beste Möglichkeit, mit traumatischen Erlebnissen umzugehen.

ihr DP Lager in Hohne, unweit des ehemaligen KZs, weiterhin Bergen Belsen zu nennen. Siehe Hyman, *Undefeated*, S. 78.

71 »Report on the conference of Jewish historical commissions in Munich in May 11-12, 1945« (jiddisch), Yad Vashem Archives, MiP, Folder 38, S. 6, zit. u. a. in: Jockusch, *Collect and Record*, S. 137. Der von den DPs vorgeschlagene Gedenktag am Tag der Befreiung, dem 14. des hebräischen Monats Ijar, wurde sowohl in der Diaspora als auch in Palästina nie akzeptiert. Israel erklärte den 27. Tag des Monats Nissan zum *Yom HaShoah*, weil er genau zwischen den Gedenktag für den Aufstand im Warschauer Ghetto und die Gründung des Staates Israel fiel und das Holocaust-Gedenken daher fest in den Rahmen zweier Marksteine des Widerstands und der Wiedergeburt einband. Eine gute Analyse der Gedenkdebatten bietet Yantian, *Studien zum Selbstverständnis der jüdischen »Displaced Persons«*, S. 27-42.

72 Zur Beziehung zwischen Erinnerungsangst und Erinnerungsboom siehe A. Huyssen, *Twilight Memories*; zur »Fetischisierung« von Erinnerung siehe Sturken, *The Remembering of Forgetting*, S. 102-125. Eine Kritik unserer Faszination (und Vermengung) von individuellem und kollektivem Trauma bietet Ballinger, *The Culture of Survivors*, S. 99-132.

Das Verlangen, mit jemandem zusammen zu sein, dem man die traumatische jüngste Vergangenheit nicht erklären oder erzählen musste, war sicherlich eine der stärksten Triebkräfte für die raschen endogamen DP-Heiraten. Überlebende suchten sich untereinander Partner, die die vielen indirekten Anspielungen verstanden und zumindest auf einer gewissen Ebene begriffen, dass es keine Worte und keine angemessene Sprache gab, um die Spannung zwischen »dem Imperativ zu erzählen« und »der Unmöglichkeit zu erzählen« zu überbrücken.⁷³ Den Überlebenden, die entschlossen waren, die Stimmen der Ermordeten zu sammeln und an ihr Leben und Sterben zu erinnern, war wohl besser als allen anderen klar, was der amerikanische Psychologe David Boder zum Ausdruck brachte, als er seinem Buch mit Berichten Überlebender 1949 den Titel gab: *I Did Not Interview the Dead* (dt.: *Die Toten habe ich nicht befragt*).⁷⁴ Gleichzeitig ist klar, dass der herkömmliche Eindruck des »Schweigens« und »sprachlosen Schreckens«, der nach der gegenwärtigen psychoanalytischen und literarischen Theorie den Kern des Traumas bildet, revidiert werden muss. Denn wie wir gesehen haben, begannen Erinnern und Gedenken praktisch sofort nach Kriegsende. Sehr bald fingen Überlebende an, nicht nur zu erzählen, sondern auch zu schreiben. Ihre Augenzeugenberichte erschienen in Gedenkausgaben und in der leben-

73 Siehe Laub, *Truth and Testimony*, S. 75-91.

74 Boder, *I Did Not Interview the Dead*, 1949; dt.: *Die Toten habe ich nicht befragt*, 2011. David Pablo Boder, ein gebürtig russisch-lettischer Psychologieprofessor am Illinois Institute of Technology, interviewte im Sommer 1946 über 100 Holocaust-Überlebende. Jürgen Matthäus untersuchte kritisch die Geschichte von Boders bemerkenswertem Projekt in seinem Beitrag *Displacing Memory. The Transformations of an Early Interview* zu dem von ihm herausgegebenen Buch *Holocaust Testimony and Its Transformations*, das Zippi (Helen) Tichauer gewidmet ist. Darin stellt er fest, dass Boder die Geschichten von Überlebenden »– und auch Lieder – auf etwa 190 Tondrahtspulen mit 40 bis 50 Minuten Laufzeit festhielt und so über 120 Stunden Tondokumente sammelte«. In nur fünf Wochen führte er in Frankreich 42 Interviews, in Deutschland innerhalb einer Woche 16 Interviews (u. a. mit Tichauer). Boders Buch *Autobiographies of Displaced Persons* enthielt 70 ins Englische übersetzte Interviews; in *I Did Not Interview the Dead* erschienen Übersetzungen von acht Interviews. Eine Auswahl von 34 Interviews aus *Topical Autobiographies* erschien überarbeitet in Niewyk, Hrsg., *Fresh Wounds*. Sämtliche erhaltenen Original-Tonaufnahmen und Transkripte sind nun endlich in den USHMM-Archiven zugänglich, die Tondokumente auch im Performing Arts Reading Room der Library of the Congress. Siehe auch die Internetseite »Voices of the Holocaust«, <http://voices.iit.edu>. Siehe auch Alan Rosen, *The Wonder of their Voices*. Ich danke Jürgen Matthäus, Alan Rosen und Zippi Tichauer für ihre Hilfe, diese Interviews zu verstehen.

digen DP-Presse wie in *Fun Letstn Churbn*.⁷⁵ »Jeder DP ist ein privates Dokumentationszentrum«, erklärte der pädagogische JDC-Leiter Koppel Pinson etwas ungehalten.⁷⁶

Sicher gab es manche, vor allem bei der UNRRA und auch unter amerikanisch-jüdischen JDC-Sozialarbeitern, die Heiraten, Babyboom, militanten Zionismus und die Entschlossenheit, Zeugnis abzulegen, für eine Art von manischem »Ausleben« hielten.⁷⁷ Bereits bei seiner ersten Rundreise durch die DP-Lager im Herbst 1945 vertrat Ben-Gurion ausdrücklich die Ansicht, die Gründung und Verteidigung eines jüdischen Staates in Palästina hänge von einem raschen Bevölkerungswachstum ab, das nur durch massenhafte Einwanderung aus den DP-Lagern und den verbliebenen osteuropäischen jüdischen Gemeinden (sowie aus dem übrigen Nahen Osten) zu erreichen sei. Damals wie auch später misstrauten Skeptiker politisch und therapeutisch der Verlagerung von Trauer auf eine militaristische zionistische Kultur und/oder »zwanghafte Reproduktion« und Heirat. Andere aber sprachen voller Ehrfurcht von der Unverwüstlichkeit der Überlebenden. Vielleicht berücksichtigten beide Interpretationen nicht angemessen die unmittelbareren Bedürfnisse junger Menschen – Männer und Frauen auf unterschiedliche Weise –, ihren Anspruch auf ein Maß an »Normalität« einzufordern, wie es sich nach den drastischen Umbrüchen ihres individuellen und kollektiven Lebens überhaupt noch herstellen ließ. In mancherlei Hinsicht waren der Babyboom und die DP-Kultur Ausdruck eines Parallellebens, eines Weiterlebens, nachdem man sich in gewisser Weise selbst überlebt hatte, wie die Philosophin Susan Brison es formulierte. Das »Leben aufs neu« ersetzte oder verdrängte nicht die erfahrenen Gräuel, sondern existierte höchst lebendig neben ihnen.⁷⁸

Die DP-Erfahrung wirft wichtige Fragen nach den Überschneidungen von Persönlichem und Politischem und nach Definitionen von Trauer, Trauma und Vergeltung auf. Sie stellt Fragen nach dem Stellenwert

75 Van de Kolk und van der Hart sprechen in *The Intrusive Past*, S. 172, von »sprachlosem Schrecken«. Einige Texte aus *Fun Letstn Churbn* und andere Erinnerungen erschienen 1949 auf Englisch in Schwarz, *The Root and the Bough*. Zu den Bemühungen der *She'erit Hapletah*, (unter anderem durch historische Kommissionen und Aufsatzwettbewerbe) Dokumente und Augenzeugenberichte zu sammeln, und zu den Debatten über Erinnerungskultur siehe Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 192-225, sowie Jockusch, *Jüdische Geschichtsforschung im Lande Amaleks*.

76 Pinson, *Jewish Life*, S. 109, auch zit. in Hyman, *Undeafed*, S. 160.

77 Siehe oben, Anm. 11.

78 Siehe Brison, *Outliving Oneself*, S. 12-39; siehe auch ihr Buch *Vergewaltigt*.

von Sexualität, Schwangerschaft, Entbindung und Mutterschaft in der Definition von Überleben und Opferrolle und liefert zugleich Möglichkeiten, nach mörderischer Gewalt und Verschleppung wieder ethnische oder nationale Identität zu entwickeln. Gerade weil im Holocaust »etablierte Konventionen von Mutterschaft gezielt verletzt und zerstört« wurden, wie die Juristin Fionnuala Ní Aoláin hervorhob, wirft die Betonung von »wiedergeborenem Leben« in der DP-Kultur und -Politik »hartnäckige« Fragen auf, wie sich die zentrale Rolle der Mutterschaft würdigen lässt, ohne in unserer Analyse herkömmliche Rollenzuweisungen zu reproduzieren. Wie können wir »eine Kategorie geltend machen, ohne in ihr gefangen zu werden«, um es mit Denise Rileys Worten zu sagen.⁷⁹

Die stärkste Metapher für »wiedergeborenes Leben« war der Traum von einem neuen jüdischen Staat, der praktisch und emotional von der traumatischen Geschichte des europäischen Judentums losgelöst wäre. In dem in München und Landsberg gedrehten DP-Film *Lang ist der Weg* versucht die junge Heldin ihrem Geliebten, einem gut aussehenden ehemaligen Partisanen, zu erklären, wie viel Schaden sie genommen hat. Er fällt ihr ins Wort und sagt ihr, er wolle nichts davon wissen, sie dürfe nicht mehr daran denken. Er verspricht, sie nach *Eretz Israel* zu bringen, weil sie nicht vergessen kann, solange sie auf dem verfluchten, blutgetränkten Boden Deutschlands, ja Europas, bleibt. In dramatischen Vignetten spielt sich die Liebesgeschichte der Überlebenden vor dem Hintergrund des überfüllten DP-Lagers ab. Der Heiratsantrag des Helden ist umrahmt von Ben-Gurions Rede auf dem Kongress befreiter Juden im Januar 1946 und den mitreißenden Klängen der »Hatikvah«. Am Ende des Films ist das junge Paar auf dem »langen Weg«, seiner Vergangenheit zu entkommen. Zwar haben sie Palästina noch nicht erreicht, und ihr Pflug beackert Land, das von den deutschen Alpen statt von der Wüste des Nahen Ostens umgeben ist, aber sie rasten im Gras eines Kibbutz (*Haschara*, landwirtschaftliche Siedlung, die auf das Leben in Palästina vorbereitet) in Bayern, bereiten sich auf ihre Aliyah vor und spielen mit

79 Aoláin, *Sex-Based Violence*, S. 52. Der Artikel befasst sich überaus ernsthaft aus feministischer und juristischer Sicht mit der »hartnäckigen Frage« nach der zentralen Rolle der Mutterschaft im Leben von Frauen, die Denise Rileys Artikel *Some Peculiarities of Social Policy*, S. 269, aufwirft. Siehe auch ihr Buch *Am I That Name? Feminism and the Category of Women in History*. Zur »Fantasie mütterlicher Liebe« als treibender Kraft in feministischer Theorie und Frauenbewegung siehe J. W. Scott, *Fantasy Echo*, S. 284-304, insbes. S. 303 f.

ihrem Neugeborenen – ein äußerst beredter Ausdruck des Überlebens und der Fähigkeit zum Neubeginn.⁸⁰

In mancherlei Hinsicht bedeutete der Zionismus für die Überlebenden eine Art »Aufhebung von Raum und Zeit«, eine Abkehr von der jüngsten Katastrophengeschichte und eine Verweigerung gegenüber der geografischen Realität, in der sie gefangen waren. »Wir sind nicht in Bayern ... wir sind nirgendwo«, insistierten DPs und beschlossen, sich lieber auf eine Zukunft im ersehnten Heimatland *Eretz Israel* und auf die Gründung neuer Familien zu konzentrieren.⁸¹ Wie Simon Schochet bei seinem Erklärungsversuch für die Faszination anmerkte, die Fotos aufgrund der Möglichkeit, einen gegenwärtigen Moment einzufangen, für die Überlebenden besaßen, empfanden DPs »die Vergangenheit als ausgesprochen unwirklich und fantastisch. Es ist, als wären wir wahrhaftig losgelöst – also ohne vorhergehende Geschichte und ohne greifbare Beziehung zur Gegenwart. Und so sind wir wie Neugeborene und müssen anfangen, die Ereignisse des Lebens aufs neue festzuhalten.«⁸²

Kinder zu bekommen trug auf einer anderen Ebene auch dazu bei, die ständige Spannung zwischen Erinnern und Vergessen besser zu verarbeiten. In ihren Namen und Gesichtszügen trugen Babys die Spuren der Vergangenheit, der Toten und Vermissten. Die Zeugung neuen Lebens war in gewisser, wichtiger Hinsicht nicht nur ein Zeichen des Überlebens und der Hoffnung, sondern bedeutete auch, Verluste anzuerkennen. Da die jüdische Religion (in der aschkenasischen Praxis) es verbietet, Kinder nach Lebenden zu benennen, erkannten Überlebende in der Namensgebung den Tod geliebter Menschen an, die sie meist nicht hatten begraben oder deren Tod sie nicht einmal hatten bestätigen lassen können. Symbolisch wie auch in ihren ständigen, ganz konkreten Ansprüchen repräsentierten Kinder aber eindeutig auch die Zukunft. So schrieb denn die DP-Lagerzeitung *undzer hoffnung* in ihrer ersten Ausgabe in der nach dem Krieg vorherrschenden Gesundheits- und Hygieneterminologie:

80 *Lang ist der Weg*, deutsch-polnischer Spielfilm, 1947/1948. Verfügbar in der englischen Fassung *Long Is the Road*, im National Center for Jewish Film, 1995, Brandeis University. Eine kritische Analyse bietet Kugelmann, *Lang ist der Weg*. Eine jüdisch-deutsche Film-Kooperation, S. 353-370.

81 Syrkin, *State of the Jews*, S. 12. Der Begriff »Aufhebung von Raum und Zeit« ist (mit Entschuldigung für die krude Aneignung) übernommen aus Yotam Hotams Beitrag »Klages-Lessing-Klatzkin: Life-Philosophy, Modern Gnosticism and Zionism« bei der Tagung: »Rethinking German and Jewish Cultural and Intellectual History«, Schloss Elmau, 12.–14. Juli 2004; siehe auch, Hotam, *Moderne Gnosis und Zionismus*.

82 Schochet, *Feldafing*, S. 80.

»Wir müssen zum Heute übergehen und ein besseres Morgen vorbereiten, ein schönes, ein gesundes Morgen auf der Grundlage einer Heimat im Lande Israel.«⁸³

Babys, Kinderwagen und die Pflicht zur Gesunderhaltung

Überlebende jüdische Frauen, die in einer Art extraterritorialer Enklave auf deutschem und alliierter Boden lebten, waren mit ihren schwangeren Körpern Vorzeichen einer Art imaginärer Nation, die sie in Palästina/*Eretz Yisroel* zu verwirklichen hofften – das war zumindest die offizielle Botschaft. Ihre Babys hatten einen »brandgefährlichen« politischen Stellenwert nicht nur für die Alliierten, sondern auch für die Zionisten, die das politische und kulturelle Leben in den DP-Lagern dominierten. Frauen mit Kinderwagen führten Demonstrationen und Protestmärsche für ungehinderte Auswanderung nach Palästina an. Die DP-Presse sowie Filme und Fotos, die für Öffentlichkeitsarbeit und Spendenaufrufe entstanden, rückten unweigerlich Bilder von Müttern mit Babys und Kinderwagen, Männer bei einer Beschneidungsfeier oder spielende Kleinkinder im Kindergarten in den Vordergrund.⁸⁴ Diese wiederkehrenden (und recht realistischen) Darstellungen von Frauen als Mütter spiegeln die Tatsache wider, dass Frauen in den DP-Lagern keine wichtigen öffentlichen Ämter bekleideten und nicht in der DP-Führung vertreten waren. Als Ben-Gurion im Januar 1946 am ersten Kongress jüdischer DPs teilnahm, fragte er mit einer gewissen Verwunderung und echtem »Tadel«, warum keine weiblichen Delegierten anwesend waren. Dem auffallenden Fehlen von Frauen stellte er deren häufig herausragende Rolle im Widerstand gegen die Nazis und die Feier der Widerstandsheldinnen in Palästina gegenüber und forderte (laut mindestens einem Beobachter):

83 *Unsere Hoffnung*, Nr. 1, 4. Juni 1946, in: Kesper, »Unsere Hoffnung«: das Schicksal Überlebender des Holocaust im Spiegel einer Lagerzeitung von 1946. Die Zeitung des UNRRA-Lagers Eschwege, gesammelt im Archiv des Fritz Bauer Instituts, erschien auf Jiddisch.

84 Maginnis bezeichnete in seinem *Military Government Journal*, S. 326, (7. Januar 1946) den DP-Zustrom nach Berlin als »brandgefährliche« (»red hot«) politische Krise. Zu den allgegenwärtigen Babys und Kinderwagen siehe z.B. die ungewöhnliche Fotosammlung in Giere/Salamander, Hrsg., Ein Leben aufs Neu. Siehe auch die vom JDC, dem Zentralkomitee befreiter Juden und dem US Army Signal Corps produzierten Propagandafilme. Siehe insbes. die Filme 142a, 142b und 143 in den Spielberg Film and Video Archives.



Abb. 5.3. UNRRA-Lagerleiter Harold Fishbein und eine nicht identifizierte Mitarbeiterin lassen sich im DP-Lager Schlachtensee, Berlin, mit drei Babys in Kinderwagen fotografieren.

Haben die Frauen ..., die so viel gelitten und so viel Mut bewiesen haben, hier nichts zu sagen? In Palästina bin ich Frauen begegnet, die in den Ghettos gekämpft haben. Sie sind unser ganzer Stolz. Ist es nicht schon traurig genug, dass euch Kinder fehlen? Müsst ihr zudem noch die Frauen ausschließen und eine reine Männerbevölkerung schaffen?⁸⁵

Ben-Gurions Mahnung wegen des Kindermangels enthielt natürlich zumindest einen Teil der Antwort auf seine Frage, warum Frauen offen-

85 Zitiert nach Schwarz, Redemers, S. 87.

kundig nicht am aktiven, häufig von streitlustigen Auseinandersetzungen geprägten politischen Leben in den DP-Lagern teilnahmen: Schon sehr bald waren die meisten überlebenden Frauen vollauf damit beschäftigt, Kinder zu bekommen und aufzuziehen.⁸⁶ Nach einer nationalsozialistischen »Endlösung«, die gerade Schwangere und Mütter mit Kleinkindern zum Ziel der sofortigen und systematischen Vernichtung gemacht hatte, waren Schwangerschaft und Mutterschaft unweigerlich massiv überdeterminiert. Die privilegierte Stellung der Mutterschaft im Leben weiblicher DPs einerseits und in der allgemeinen DP-Politik andererseits nicht nur festzustellen – wie es viele Plakate und Buchumschläge tun, die DP-Mütter stolz mit ihren Kinderwagen präsentieren –, sondern zu problematisieren ist umso wichtiger, als Mutterschaft für jüdische Frauen während des Holocaust buchstäblich »tödlich« war, wie die Historikern Judith Baumel es formulierte.⁸⁷ In einem Rassensystem, in dem Biologie tatsächlich zum Schicksal geriet, wurden »jüdische Frauen nicht nur als Juden« getötet, sondern als »Frauen, die die nächste Generation von Juden austragen und gebären« konnten, wie die Holocaust-Forscherin Joan Ringelheim schrieb.⁸⁸ Danach verspürten viele – wie zahlreiche Erinnerungen belegen – »einen Drang, unser Leben auf den Weg zu bringen ... neue Familien zu gründen und jüdische Kinder auf die Welt zu bringen«.⁸⁹

Jüdische Nachkriegskinder waren ein kostbares Gut und wurden sorgsam gehütet. DP-Vertreter, Lagerleitungen und Mitarbeiter von Hilfsorganisationen mobilisierten sämtliche Erkenntnisse moderner Sozialmedizin und Gesundheitsvorsorge – von Impfungen und Sauberkeitskampagnen über Hausbesuche von Krankenschwestern bis hin zu Hygienevorträgen in Krankenhäusern und Schulen –, um nicht nur das Überleben, sondern auch die Gesundheit der nächsten Generation

86 Zum Bild der Frauen im Widerstand und ihrer Wertschätzung in Palästina und der frühen israelischen Gesellschaft sowie zu ihrer zugleich zentralen und marginalen Rolle in den DP-Lagern siehe Baumel, »Heroism« und »Post-War Life and Representation«, in: dies., *Double Jeopardy*, S. 143-247. Ebd., S. 24, spricht Baumel von einer »biologischen Abschreckung gegen organisatorischen Aktivismus von Frauen«. Zu Frauen in den DP-Lagern und besonders zur mühsamen Hausarbeit in ihren improvisierten Haushalten siehe auch Myers, *Jewish Displaced Persons Reconstructing* und (als Myers-Feinstein), *Jewish Women Survivors in the DP Camps*.

87 Baumel, *Double Jeopardy*. Siehe auch den bahnbrechenden Artikel von Sybil Milton, *Women and the Holocaust*.

88 Ringelheim, *Women and the Holocaust*, S. 392.

89 Berger, *Displaced Persons. Growing Up American*, S. 306, zitiert seine Mutter.

zu sichern. Wenn es nötig war, scheute man keine Mühen, von Überweisungen an deutsche Fachärzte über Verhandlungen um die knappen Penicillinvorräte bis hin zu Spezialbehandlungen in der Schweiz oder den Vereinigten Staaten.⁹⁰ Es war klar, dass jüdische Überlebende die Pflicht hatten, stark und gesund zu sein und vor allem gesunde Babys zur Welt zu bringen. Jiddische Plakate und Broschüren drängten Mütter, regelmäßig Kliniken oder Lagerkrankenschwestern aufzusuchen und prä- und postnatale Gesundheitsvorsorge gewissenhaft zu betreiben. Für DPs bedeuteten die verfügbaren Gesundheitsleistungen, insbesondere die Vorsorgeuntersuchungen für Schwangere und Neugeborene sowie Kleinkinder, implizit eine Verpflichtung, sie auch zu nutzen. Ihr »Recht auf Gesundheit« wurde in mancherlei Hinsicht gleichbedeutend mit und abhängig von einer »Pflicht zur Gesundheit«.⁹¹

Trotz dieser vorherrschenden Pflicht- und Verpflichtungsrhetorik belegten zahlreiche Klagen von Sozialarbeitern, Krankenschwestern und Ärzten, dass Frauen sich zuweilen solchen hilfreichen Disziplinierungsversuchen widersetzen, was einem traditionellen Muster entsprach, wonach Frauen und Angehörige der Arbeiterklasse den Reformbemühungen des 20. Jahrhunderts um medikalisierte Sozialhygiene misstrauisch begegneten. Jüdische Hilfsorganisationen und die Verwaltungen internationaler DP-Lager bemühten sich nach Kräften, Frauen zur Nutzung qualifizierter medizinischer Versorgung zu bewegen und nicht auf die »Ammenmärchen« von Nachbarinnen und Freundinnen zu vertrauen, die Frauen beispielsweise davon abhielten, ihre Kleinkinder bei kalter Witterung zu Vorsorgeuntersuchungen zu bringen. Wie alle in helfenden Berufen Tätigen, beklagten sich auch JDC- und UNRRA-Krankenschwestern über ihre Klienten, die ihre gut gemeinten Ratschläge etwa zum Stillen und zur Ernährung nicht befolgen wollten. Dass Frauen auf Hilfe und Rat medizinischer Laien vertrauten, mag allerdings nicht nur an ihrer Widerspenstigkeit gelegen haben, sondern auch an der Tatsache, dass qualifizierte medizinische Versorgung keineswegs so leicht verfügbar war, wie Broschüren und offizielle Berichte behaupteten. In Memoiren und mündlichen Erinnerungen zeichnen DPs häufig ein völlig anderes

90 Samuel Bak erzählt von einem Kind, das mit einer schweren Krankheit geboren wurde; seine Familie erhielt umgehend ein Visum für die Vereinigten Staaten, damit Fachärzte es untersuchen und behandeln konnten. Interview von Fran Bartowski, Frühjahr 2002.

91 Lefort, *The Political Forms of Modern Society*, S. 261 ff., zit. nach Timm, *The Politics of Fertility*, S. 53. Patt, *Finding Home and Homeland*, konstatierte die allgemeine Bedeutung, die eine Rhetorik der Verantwortung und Verpflichtung in DP-Leben und -Politik hatte.

Bild vom Ausmaß der medizinischen Versorgung. Die Akten des JDC und der Lagerverwaltungen skizzieren ein umfassendes und effektives Gesundheitssystem. Aber die Holocaust-Überlebende Zippi Tichauer, die in Feldafing Rationen an Schwangere ausgab, erklärte nachdrücklich, dass es im DP-Lager keine Klinik gab und die viel beschäftigte Entbindungsstation im nahen Elisabeth-Krankenhaus von einem engagierten DP-Arzt ohne Ausbildung als Geburtshelfer geleitet wurde. Ungeachtet solcher Diskrepanzen in den Überlieferungen steht außer Frage, dass die Versorgung der Kinder in jedweder Form – sei es durch qualifizierte Fachkräfte oder, wie Tichauer feststellte, einfach durch die regelmäßige Versorgung mit Rationen und sorgfältige Betreuung – oberste Priorität besaß und in der Regel von hoher Qualität war.

Da – jüdische und deutsche – Krankenschwestern bemerkten, dass diese jungen Mütter oft »hilflos« waren, besuchten sie die Frauen in ihren Zimmern, prüften, ob sie die ärztlichen Anweisungen befolgten, und drängten sie, bei den ersten Anzeichen von Problemen mit den Babys zu den Krankenschwestern oder Ärzten zu kommen. Die Gesundheitsämter des JDC und des Zentralkomitees befreiter Juden wollten, dass Frauen in der ersten Schwangerschaftshälfte einmal im Monat und in der zweiten Schwangerschaftshälfte alle zwei Wochen untersucht wurden. Kinder konnten von der Geburt bis zum sechsten Monat bis zu einmal wöchentlich untersucht werden, und selbst Ein- bis Dreijährige sollten einmal im Monat zur Vorsorgeuntersuchung. Entsprechend dem allgemeinen Glauben an Massenuntersuchungen und Gesundheitsüberprüfungen, der zwischen den beiden Weltkriegen herrschte, überprüfte man sorgfältig Impfungen, Größe, Gewicht und Tuberkulose-Status.⁹² Unabhängig davon, ob diese Vorgaben nun tatsächlich eingehalten wurden oder nicht, winkten Mitarbeiter im Gesundheitswesen mit der Aussicht auf baldige Auswanderung, um Frauen zu ermuntern, auf sich und ihre Babys aufzupassen. Sie ermahnten die Frauen, dass, wenn sie die Gesundheitsangebote nicht nutzten, sie sich nicht beklagen dürften, falls man ihre Auswanderung oder Aliyah aus medizinischen Gründen ablehnte. Verfehlten die Anreize die erwünschte Wirkung, hatten die Lager-Gesundheitsämter und JDC-Krankenschwestern keine Probleme damit, auf unmittelbare Drohungen zurückzugreifen, darunter auch die möglicherweise kontraproduktive Streichung von Sonderrationen.⁹³

92 Siehe Gesundheitsberichte in YIVO DPG 294.2/173/MK483/R14.

93 Siehe Berichte von JDC-Krankenschwestern in YIVO LWS 294.1/285/MK488/R24 und 294.2/173/MK483/R14.

Das ausgeprägte Interesse an Gesundheit stand in einem eindeutigen Zusammenhang zur Sorge um Hygiene und Sauberkeit. Jüdische Vertreter drängten UNRRA und amerikanische Militärregierung, ordentliche Unterkünfte bereitzustellen, aber auch die zermürbten Lagerbewohner sahen sich hohen Anforderungen ausgesetzt. Lagerverwaltungen richteten so genannte »Sanitätskommandos« ein. In einem Stil, der stark an die Volksgesundheitskampagnen der 1920er und 1930er Jahre erinnerte und bezeichnenderweise noch vom Vokabular der Nazi-Konzentrations- und Arbeitslager geprägt war, versuchten sie, die DPs mit Anreizen (der Zuteilung von Extrarationen und Zigaretten) und Zwang (drohende Bestrafung durch die Ehrengerichte der Lager) zu bewegen, ihre überfüllten Lager sauber und ordentlich zu halten. Die »Sanitätspolizei« patrouillierte durch die Wohnblocks und Villen in Feldafing und anderen Lagern, inspizierte sie eingehend und erteilte Bewohnern und »Blockältesten« Verwarnungen wegen frei laufender Hühner oder verstopfter Toiletten (oder Toiletten, die zum Wäschewaschen benutzt wurden). Häufig beauftragten sie deutsche Klempner, sie zu reinigen und zu reparieren. Gelegentlich nahm die Sanitätspolizei ganz besonders unordentliche Lagerbewohner sogar fest. Flugblätter riefen DPs auf, sich durch Sauberkeit gesund zu halten (*Gezund durch Zojberkajt*) und warnten, Schlampigkeit mache einen schlechten Eindruck auf auswärtige Delegationen und gefährde möglicherweise Auswanderungschancen und das gesamte zionistische Projekt. Im Frühjahr 1947 beklagte die Sanitätsabteilung Feldafing aufgebracht, die Schneeschmelze habe eine Flut von »Schmutz, Konservendosen, Flaschen und Unrat aller Art« zum Vorschein gebracht, und erklärte nachdrücklich, die beengten Verhältnisse seien keine Entschuldigung für »Nachlässigkeit« bei der Sauberkeit, die das Risiko von Krankheit und Demoralisierung berge und die Öffentlichkeitsarbeit gefährde.

Die Leitung des DP-Lagers Feldafing appellierte an die Bewohner, das »Praktische mit dem Nützlichen zu verbinden«. Wenn sie sich freiwillig meldeten, während einer »Säuberungsaktion« im Frühling in einer »Sauberkeitswoche« an vier aufeinanderfolgenden Tagen Abfälle, Papier und Lumpen aufzusammeln, sollten sie als Lohn zehn Zigaretten pro Tag bekommen – ein hervorragendes Tauschgut auf dem Schwarzmarkt. Um den Wettbewerbsgeist zu schüren, drängte das Gesundheitsamt des Lagers nachlässige Bewohner, zu beweisen, dass die Anschuldigungen unberechtigt seien und »unser Lager an Sauberkeit nicht zu übertreffen ist«. ⁹⁴ Eine Reaktion auf diesen Druck, Ordnung und Sauberkeit zu wahren

94 Siehe Akten des Gesundheitsamtes, YIVO DPG 294.2/402-410/MK483/R33-34. Im Oktober 1942 erteilte die Sanitätspolizei Feldafing 83 vorgedruckte Verwar-

ren, bestand darin, den Spieß umzudrehen und bei der Lagerverwaltung deutsche Hilfskräfte zu beantragen, um die recht unrealistischen Anforderungen zu erfüllen, die die DP-Verwaltung durchzusetzen versuchte. Selbst die UNRRA erklärte: »Zu erwarten, dass die hygienischen Verhältnisse in DP-Lagern militärischen Maßstäben entsprechen, ist naiv.«⁹⁵ Das Verlangen nach gesundem Nachwuchs und Familienleben sowie der Eifer, die Ergebnisse zu politischen und Wiedereingliederungszwecken vorzuzeigen, standen ihrerseits in Zusammenhang mit dem dringenden Bedürfnis, wieder klar nach Gender definierte Körper und Rollen zu entwickeln.

Vorgeführte Körper

Alle zeitgenössischen Materialien machen die offenkundige, aber noch immer zu wenig analysierte Tatsache auffallend klar, dass eine Rekonstruktion des individuellen und kollektiven Lebens und der Identität – und die Darstellung dieser Rekonstruktion – sich genderspezifisch und körperbezogen vollzog. Ebenso wie die Verfolgung und Ermordung aller Juden differenziert nach Alter und Geschlecht erfolgte, galt das auch für ihre Rückkehr ins Leben. Gerade weil die »Endlösung« der Nazis, die geschlechtlose »Muselmänner« hervorbringen sollte und der Vernichtung von Müttern, Kindern und »Untauglichen« Priorität einräumte, Genderrollen und geschlechtliche Körper so katastrophal erschüttert hatte, erfolgte die Wiedergeburt des Lebens und die Wiederherstellung der Identität durch die Rekonstruktion von Genderrollen und gesunden geschlechtlichen Körpern. Die *She'erit Hapletah* als Kollektiv begriffen und präsentierten Erneuerung und Rehabilitation bezogen auf den Körper, der schließlich einfacher zu heilen und öffentlich darzustellen war als die psychischen Verletzungen, die sich nicht zu politischen Zwecken vorführen ließen und sich oft erst viele Jahre später manifestierten.

Die zahlreichen Bilder von DPs, die in Filmen, Wochenschauberichten und Fotos erhalten sind, und die Schilderungen in Memoiren und zeitgenössischen Berichten erzählen die Geschichte jüdischer Körper. Der visuelle Weg führt von Bildern verwesender Leichen über ausgemergelte männliche und weibliche Körper, die untersucht, abgetastet, ver-

nungen, die mit »strengsten Maßnahmen« und Bußgeld drohten. Siehe insbes. Akte 405.

95 Vertraulicher Bericht von Captain G. Weisz von einer Rundreise durch die U.S.-Besatzungszone, 5. April 1946, UNRRAA/399.1.1.

messen, mit ihren Narben der Kamera preisgegeben und dann behandelt, desinfiziert und allmählich zusammengeflickt werden. Die Geschichte schließt mit neuen Bildern gesunder, kräftiger und gut genährter Körper. Frauen erscheinen als junge Mütter, die in den allgegenwärtigen, mittlerweile zu Ikonen gewordenen Demonstrationszügen Kinderwagen schieben, Neugeborene im Arm und pausbäckige Kleinkinder an der Hand halten, Wäsche aufhängen und sich im Kindergarten des DP-Lagers um Kinder kümmern. Männer erscheinen muskulös in Achselhemden beim Fußballspielen, Boxen oder Laufen in den zahlreichen sportlichen Wettkämpfen, die einen wichtigen Bestandteil des DP-Lebens bildeten, oder noch eindrucksvoller (und vielleicht unheimlicher) in stolzer Marschformation der DP-Polizei.⁹⁶ Gelegentlich verwischen Generationsfaktoren die Genderunterschiede; junge Väter sind mit Babys zu sehen, die auf ihrem Schoß hopsen; Jungen und Mädchen zeigen sich gemeinsam in ihren zionistischen Jugendgruppen in paramilitärischen Uniformen, marschieren, singen und treiben Gymnastik.⁹⁷ Diese Bilder sind zwangsläufig zugleich verschleiern und erhellend; sie zeigen Gesundheit und Lebenskraft, verdecken jedoch den Schmerz und die Narben, die drahtige Körper und strahlende junge Eltern ebenfalls trugen.

Die DP's wurden jedoch nicht nur für andere gefilmt und fotografiert, sondern fotografierten sich auch selbst. »Wir sind besessen von dem Bedürfnis, uns fotografieren zu lassen und Fotos unserer Freunde zu

96 Zur enormen Bedeutung von (oft rüpelhaften) Mannschaftsspielen und sportlichen Wettkämpfen – vor allem Fußball und Boxen – als Unterhaltung, Ventil und körperlicher Ertüchtigung siehe Ph. Grammes, *Der Sport im DP-Lager 1945-1948*, S. 190-215. YIVO DPG 294.2/834/MK483/R61 enthält Ankündigungen zahlreicher sportlicher Wettkämpfe – Fußball, Boxen, Leichtathletik, aber auch Basketball, Volleyball, Tennis und Tischtennis – zwischen DP-Mannschaften und zuweilen auch mit Mannschaften des amerikanischen Militärs. Derselbe Ordner befasst sich auch mit der DP-Polizei. Zum Sport siehe auch 294.2/845/MK483/R61.

97 Siehe Filme im Steven Spielberg Film and Video Archive, USHMM, produziert von United Jewish Appeal (UJA), JDC, der (amerikanisch-jüdischen) Hebrew Immigrant Aid Society (HIAS) und dem Zentralkomitee befreiter Juden. Die meisten dieser Filme enthalten (häufig die gleichen) Filmaufnahmen des US Army Signal Corps. Das Zentralkomitee produzierte zwei Filme, *These Are the People* mit Chaplain Klausner sowie einen zehnminütigen Bericht über einen Boxkampf, der im Januar 1947 in München stattfand: »Die Boksmesterschaft fun der Scherit Hapleta. Siehe Loewy, *These Are the People*. Zu Abraham J. Klausners Film, S. 119-128. Siehe auch die für Spendenaktionen produzierten Filme *The Persecuted* (RG-60-0092, Tape 142B) und *The Future Can Be Theirs* (RG-6.2616, Tape 2311) sowie die Armeefilme auf Tape 142A, 142B und 143.



*Abb. 5.4. Ein Paar beim Spaziergang mit seiner Tochter
im DP-Lager Ansbach 1948.*



Abb. 5.5. Eine Mutter stillt ihr Baby, während ihr Vater ein Paar Schuhe repariert, DP-Lager Feldafing.

besitzen«, erklärte Simon Schochet in der Erinnerung an Feldafing. Für Menschen, die häufig keine Fotos mehr von ihren toten Angehörigen oder von sich als Kinder besaßen, galt: »Ein Abbild von dir zu haben, das du kritisch betrachten, bewundern oder über das du lachen kannst, ist für uns der letzte unverkennbare Beweis, dass wir tatsächlich lebendige Wesen sind«. Auf den Fotos sahen sie die starken, gesunden Menschen, die Beobachter so erstaunten: »Wir können uns auf einem Abzug auf Hochglanzpapier begegnen und uns vergewissern, dass wir tatsächlich in Gesicht, Körper und Kleidung allen anderen Männern und Frauen ähneln, mit denen wir diesen großen Planeten teilen.« Ganz ähnlich, wie Babys, die toten Verwandten oder ihren Eltern in deren Kinderzeit ähnelten, Überlebenden ein Gefühl von Normalität und Kontinuität vermittelten, trugen vielleicht auch Fotografien dazu bei, die Kluft zwischen einer traumatischen Vergangenheit und einer alltäglichen, wenngleich immer noch provisorischen Gegenwart zu überbrücken. Die Fotografie wurde zu einem weiteren Mittel der Normalisierung, auch wenn sie zuweilen gewisse Verschönerungen erforderte. Schochet erinnerte sich an die Popularität des Lagerfotografen Zoltan in Feldafing, der seinen Kunden für ihre Porträtaufnahmen eine Fülle von Requisiten bereitstellte, von einer Silberfuchsjacke für Frauen bis hin zu »leeren amerikanischen Whisky- und Scotchflaschen, deren Etiketten man sorgsam unversehrt bewahrt hatte«. Für noch eindrucksvollere Effekte gab es einen Jeep als Hintergrund für Aufnahmen im Freien. Wenn nötig, half ein Fotolaborant bei abgehärmten Gesichtern und Körpern mit kleinen Retuschen nach.⁹⁸ Nicht nur Narben und schmerzliche Erinnerungen sind auf diesen Filmen und Fotos tendenziell unsichtbar oder kaschiert, auch ein wesentlicher, ständiger Aspekt im Alltag jüdischer DPs kommt darauf nicht vor: die ebenso alltäglichen wie belasteten Interaktionen zwischen jüdischen Überlebenden und besiegten Deutschen, die teils durch den Babyboom veranlasst und notwendig wurden.

An dieser Stelle müssen wir uns wieder den Begegnungen mit den Deutschen zuwenden, die immer Bestandteil des Bildes waren, auch wenn sie nicht ausdrücklich darin auftauchten.

98 Schochet, *Feldafing*, S. 79 ff. Zur Rolle der Fotografie in Leben und Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden und ihren Familien siehe Hirsch, *Family Frames*.

Jüdische Mütter und deutsche Kindermädchen

Der explosionsartige Anstieg der Eheschließungen und Geburten und das allgemeine Aufblühen jüdischen Lebens vollzogen sich nicht einfach unbemerkt von den Deutschen hinter den ohnehin durchlässigen Toren der DP-Lager. Begegnungen zwischen Juden und Deutschen beschränkten sich auch nicht auf die häufig angeführten Schauplätze des Schwarzmarkts (oder der »grauen« Schleichwirtschaft) und die Bars und Cafés, in denen GIs und ihre Fräuleins (und Prostituierte) verkehrten, auch wenn sie sicher eine wichtige Rolle spielten.⁹⁹ Jüdische Frauen brachten ihre Kinder in deutschen Krankenhäusern zur Welt, wo deutsche Geburtshelfer, Hebammen und Krankenschwestern sie betreuten.¹⁰⁰ Jüdische Eheschließungen und Geburten wurden in den deutschen Standesämtern registriert. Die Beamten in den verschlafenen Rathäusern waren verblüfft über den Strom jüdischer DPs – bis zu 15 täglich –, die plötzlich auftauchten und ihre Rationen amerikanischer Zigaretten für offizielle Heirats- und Geburtsurkunden anboten. Täglich kreuzten DP-Mütter mit ihren Kinderwagen die Straßen deutscher Kleinstädte in einer veritablen »Babyparade«, wie Meyer Levin berichtete.¹⁰¹ Und Juden engagierten deutsche Frauen als Putzfrauen und Kindermädchen.

Laut medizinischen Unterlagen der DP-Lager bekamen praktisch alle jungen jüdischen Mütter – die ausgezehrt und unerfahren waren und ohne die Hilfe auskommen mussten, die sonst Mütter, Schwestern und andere Verwandte traditionell leisteten – eine deutsche Kinderschwester oder ein Kindermädchen aus den umliegenden Städten und Gemeinden zugeteilt. Diese Frauen wurden vom Lager angestellt und von UNRRA und Lagerverwaltung bezahlt. In manchen Fällen beschäftigten Lagerbewohner einzeln oder in kleinen Gruppen einheimische Frauen, die sie aus eigenen Mitteln bezahlten. Zum Antrag auf solche Hilfen gehörte unweigerlich die Bescheinigung der medizinischen Notwendigkeit von

99 Siehe Berkowitz, *The Crime of My Very Existence*, 6. und 7. Kapitel über DPs. Eine faszinierende Erörterung der Beziehungen, die sich in den 1950er Jahren in westdeutschen Städten und Gemeinden zwischen Deutschen, amerikanischen Besatzungskräften (insbesondere auch afroamerikanischen GIs) und verbliebenen polnisch-jüdischen DP-Barbesitzern entspannen, bietet Höhn, *Amis, Cadillacs und »Negerliebchen«*.

100 Auf dem Höhepunkt des Babybooms verfügte das Elisabeth-Krankenhaus Feldafing über 1200 Betten, 28 deutsche Ärzte und 71 deutsche Krankenschwestern; mit der Zeit kam zusätzliches Personal von den DPs hinzu; siehe Haia Karni, *Life at the Feldafing Displaced Persons Camp*, S. 49.

101 Levin, *In Search*, S. 398.

Feldafing

294.2/398 p. 227 / reel 33

Deutsches PersonalLohnliste für Februar 1947.

1. Boehme, Charlotte	RM	195,--
2. Dr. Büninger, Giesela	RM	510,--
3. Dürfler, Mathilde	RM	116,--
4. Fischer, Elisabeth	RM	262,--
5. Jauenstein, Ruth	RM	161,--
6. Kollmayer, Thea	RM	215,--
7. Prüll, Paula	RM	159,--
8. Richter, Julius	RM	302,--
9. Riedhausen, Wally	RM	164,--
10. Schwarz, Apolonia	RM	195,--
11. Weidner, Johannes	RM	263,--
12. Alexy, Paul	RM	198,48
13. Berger, Anton	RM	123,12
14. Berczenski, Otto	RM	194,40
15. Dickert, Hermann	RM	148,45
16. Fiedler, Johannes	RM	188,48
17. Kim, Martin	RM	348,--
18. Landsperger, Michael	RM	228,48
19. Mende, Helmut	RM	163,48
20. Reichart, Klaus	RM	208,48
21. Sahn, Andreas	RM	208,48
22. Schallenkammer, Paul	RM	168,48
23. Thiel, Willi	RM	103,68
	RM	4.819,01
Arbeitgeber-Anteile z. Sozial-Vers.	RM	355,60
	RM	5.174,61

Abb. 5.6. Lohnliste des deutschen Personals im DP-Lager Feldafing,
Februar 1947.

JÜDISCHE MÜTTER UND DEUTSCHE KINDERMÄDCHEN

idlewski Samuel
P.Camp Feldafing
Villa Andrea/7

Feldafing, den 7. Mai 1947.

An Gas
Sanitätsamt des
D.P.Camps Feldafing.

Ich suche hiermit um die Erlaubnis nach ein deutsches Dienstmädchen beschäftigen zu dürfen. Als Grund dafür gebe ich an, dass ich ein Kind von 11 Monaten habe und ausserdem als Blockverwalter der Villa Andrea tätig bin. Ich beabsichtige die Deutsche auch für Aufräumungsarbeiten in der allgemeinen Küche der Villa zu beschäftigen. In der Hoffnung, dass Sie meiner Bitte entsprechen werden zeichne ich

Hochachtungsvoll!

Samuel Friedlewski
Friedlewski Samuel

Abb. 5.7. Antrag eines »Blockverwalters« im DP-Lager Feldafing auf Bewilligung eines deutschen Dienstmädchens, 7. Mai 1947.

Mhadajo Leon
1. IV b/3
St. 12

Feldafing, den 8. Mai 1947.

29

n das
anitätsamt des
.P.Camps Feldafing.

Ich bitte um die Genehmigung ein Deutsches Dienstmädchen be-
schäftigen zu dürfen. Ich habe ein Kind mit 10 Monaten und meine
Frau hat seit Monaten Wunden an den Händen, sodass sie überhaupt
kein Wasser an die Hände bringen darf. Eine Bestätigung des Arztes
füge ich bei. Ausserdem bin ich selbst als Polizist im Lager tätig
sodass ich den grössten Teil des Tages vom zu Hause fern bin.
Indem ich Hoffe, dass meiner obiger Bitte entsprochen werden kann
zeichne ich

Hochachtungsvoll!

Mhadajo Leon

*Abb. 5.8. Antrag auf Bewilligung eines deutschen Dienstmädchens,
Feldafing, 8. Mai 1947.*

Kielczyglowski Pola
Villa Waldberta

Feldafing, 14. Mai 1947

An das
Gesundheits- und Sanitätsamt

Hierdurch bitte ich um Erlaubnis, eine Kinderschwester für mein 6 Monate altes Kind behalten zu dürfen. Ich füge ein Ärztliches Attest bei, laut dem ich selbst in ärztlicher Behandlung stehe und mein Kind nicht genügend pflegen kann.

Ich hoffe, daß meiner Bitte entsprochen wird.

Hochachtungsvoll

1 Bescheinigung

15 V 44
abgehl. d. Klin.
B...

Abb. 5.9. Antrag auf Bewilligung einer Kinderschwester für die Pflege eines sechs Monate alten Kindes mit beigegeführtem ärztlichen Attest, Feldafing, 14. Mai 1947.

einem (meist deutschen) Arzt, abgefasst in einer merkwürdigen Mischung aus medizinischen Fachbegriffen, Mitgefühl und (zwischen den Zeilen) einem Anflug von Verachtung für junge Mütter, die offenkundig nicht fähig oder willens waren, sich um ihre Kinder zu kümmern. Manchmal leiteten Ärzte ihre Diagnose schwerer Komplikationen nach der Entbindung mit der dubiosen Einschränkung ein: »Sie gibt an ...« Oder sie hielten schlechte Haushaltsführung offenbar für einen Hinweis auf eine Erkrankung und bemerkten beispielsweise: »Im Anschluss an die Entbindung kam es bei der Patientin zur Ausbildung eines hochgradigen nervösen Erschöpfungszustandes, der es der Patientin unmöglich macht, neben der Pflege ihres Kindes auch noch die Arbeit im Haushalt zu verrichten. Sie benötigt dringend eine Kinderschwester.«¹⁰²

Aus den Anträgen, die weibliche wie auch männliche jüdische DPs selbst stellten, spricht ein völlig anderes Gemenge aus Bedürftigkeit, Sorge und Anspruchshaltung. In einem typischen Antrag an das Sanitätsamt des Lagers Feldafing vom 6. Mai 1947 heißt es: »Ich bitte um Erlaubnis für eine Krankenschwester zur Erziehung meines Kindes, welches 5 Monate alt ist. Da meine Frau, wie aus beiliegender Bescheinigung herb[v]orgeht, noch krank ist und sich mit der Erziehung des Kindes nicht befassen kann, bitte ich sehr höfl. meiner Bitte Folge zu leisten, da auch das Säugling sehr schwach ist.«¹⁰³ Einen Tag später schrieb ein anderer Lagerbewohner von Feldafing: »Ich suche hiermit um die Erlaubnis nach ein deutsches Dienstmädchen beschäftigen zu dürfen. Als Grund dafür gebe ich an, dass ich ein Kind von 11 Monaten habe und ausserdem als Blockverwalter der Villa Andrea tätig bin. Ich beabsichtige die Deutsche auch für Aufräumungsarbeiten in der allgemeinen Küche der Villa zu beschäftigen.«¹⁰⁴ Die Anträge von jungen Müttern und manchmal

102 YIVO DPG 294.2/402/MK483/R33, S. 452, Attest von Dr. med. Kurt Fuge, Feldafing, den 8.5.1947. Siehe weitere ärztliche Atteste und Anträge aus Feldafing in: YIVO DPG 294.2, Akten des Gesundheitsamts des Zentralkomitees, MK483, R33 und R34, Files 402, 403, 410, 413. File 402 enthält von Mai, Juni und Juli 1947 gut 150 Anträge von DP-Lagerbewohnern und ortsansässigen Ärzten, die um deutsche Hilfen für jüdische Frauen während der Schwangerschaft, nach der Entbindung (und in einigen Fällen »postabortus«) ersuchen.

103 YIVO DPG 294.2/402/MK483/R33, S. 427.

104 YIVO DPG 294.2/402/MK483/R33, S. 433. In einer interessanten Fortführung des Nazi- und KZ-Vokabulars hießen Hausmeister »Blockverwalter«. In ähnlicher Terminologie gab ein Mann, der ein deutsches Dienstmädchen beantragte (eine Deutsche dinst cum oifroimen und helfen in der arbeit), auf Jiddisch an, seine Frau habe ein kleines Kind und arbeite als *Blockelteste* ihrer Baracke; 294.2/402/MK483/R33, S. 429.

Ehemännern, deren Frauen entweder krank oder erwerbstätig waren, brachten mit schmerzlicher Ehrlichkeit zum Ausdruck, wie wenig sie auf die Elternschaft vorbereitet waren und wie allein sich viele Männer und Frauen selbst inmitten eines überfüllten Lagers fühlten: »Wie es sicher euch bekannt ist, bin ich während den ganzen tag beschäftigt als Hausverwalter, so dass meine Frau ganz alleine ist, und da sie keine ahnung hat von Kinderpflege, benötige ich die oben-erwähnte Gehilfsfrau.«¹⁰⁵ Vor allem unter den jungen KZ-Überlebenden gab es nur sehr wenige Frauen, die Mütter waren, »und so gut wie keine derjenigen, die Mütter waren, hatte noch Kinder, die den Krieg überlebt hatten.«¹⁰⁶ Eine Mutter unterstrich ihren Antrag auf Weiterbeschäftigung einer Deutschen, die ihr bereits seit zwei Monaten geholfen hatte und den so wichtigen Lagerausweis besaß, mit dem Hinweis auf ihre Isolation: »Da ich, wie mein Kind sich z. Zeit in sehr schlechten Gesundheitszustand befinden und da ich auch keine Verwandten hier besitze, der mich und mein Kind während meinen Krankenhausaufenthalt versorgt bitte ich höflichst meine Bitte berücksichtigen und mir die Genehmigung wenigstens für die nächste Zeit erteilen zu wollen.«¹⁰⁷

Diese Anträge und die beigefügten ärztlichen Atteste dokumentieren somit nicht nur, dass Juden deutsche Arbeitskräfte und Dienstleistungen in Anspruch nahmen, sondern auch, dass die Überlebenden völlig erschöpft und in einem schlechten Gesundheitszustand waren, was den allgemein gesunden Anschein der Überlebenden Lügen strafte. Manche Anträge waren auf Zettel gekritzelt, andere wurden als ausgefüllte Formulare eingereicht, was darauf hindeutet, dass sie häufig gebraucht wurden. Sie waren in Jiddisch, gelegentlich in Polnisch, überwiegend aber in gebrochenem, häufig auch nahezu fehlerfreiem Deutsch abgefasst, was vermuten lässt, dass die DP's sich gegenseitig bei den Anträgen halfen. Die Akten zeugen auch von der wechselnden demografischen Bevölkerungsstruktur in den DP-Lagern nach 1946. Anfangs waren die werdenden Mütter junge Holocaust-Überlebende, die sehr bald heirateten und schwanger wurden (und ihr erstes oder ein weiteres Kind bekamen, nachdem ihre anderen Kinder ermordet worden waren). Nach 1946 kamen viele der Unterstützungsanträge von Familien, die mit kleinen Kindern aus der Sowjetunion eingetroffen waren und in Deutschland ein weiteres Kind bekommen hatten. Die kurzen Abstände, die häufig zwi-

105 YIVO DPG 294.2/410/MK483/R34, S. 439.

106 Baumel, *Double Jeopardy*, S. 31.

107 Antrag an das Gesundheitsamt des DP-Lagers Feldafing vom 13. Mai 1947, YIVO 294.2/402/MK483/R33, S. 513.

schen den Geburten lagen, lassen vermutlich sowohl auf einen mangelnden Zugang wie auch den fehlenden Wunsch nach Geburtenkontrolle schließen. Diese späteren Flüchtlinge waren zwar angeblich stabiler als die Überlebenden, die aus KZs oder Verstecken gekommen waren, litten aber aufgrund ihres jahrelangen Exils, der harten Lebensbedingungen und der schweren körperlichen Arbeit ebenfalls unter schwerwiegenden Gesundheitsproblemen. Viele Frauen hatten im Laufe ihrer mehrfachen Flucht und Verschleppung Fehlgeburten und den Tod von Säuglingen und Kleinkindern erlitten.¹⁰⁸

Die Unterlagen des Gesundheitsamts des DP-Lagers Feldafing in den Akten des Zentralkomitees befreiter Juden enthalten eine deprimierende Liste wiederkehrender physischer und psychischer Beschwerden und Erkrankungen, die Versorgung und Hilfe erforderten. Die Flut von Bildern in DP-Filmen und Zeitschriften von den Bäuchen Schwangerer, die Mediziner in weißen Kitteln sorgfältig abtasten und vermessen, und von gut versorgten jungen Müttern mit gesunden Säuglingen auf dem Arm erzählen nichts von jener Seite des »wiedergeborenen Lebens«, die in diesen Anträgen und ärztlichen Attesten enthalten ist. Die Akten spiegeln sowohl die ehrgeizigen Behandlungsziele eines nach wie vor (und wieder) gut funktionierenden deutschen Gesundheits- und Sozialsystems wider als auch jüdische Erwartungen an die Leistungen der Hilfsorganisationen und deutschen Ärzte. Sie führen detailliert die zahlreichen Komplikationen auf, die bei Entbindungen von DP-Müttern vorkamen, von Kaiserschnitten und Blutarmut über Herz-Kreislauf-Probleme bis zu Rissen bei Zangengeburt sowie Verletzungen von früheren Entbindungen oder Abtreibungen. Viele Beobachter (und Frauen selbst) waren schnell mit der Annahme bei der Hand, die Möglichkeit, schwanger zu werden und Kinder zu bekommen, erleichtere Frauen die Rückkehr zur (scheinbaren) Normalität. Männer, die dazu erzogen waren, den Lebensunterhalt zu bestreiten, galten durch die erzwungene Untätigkeit in den DP-Lagern als orientierungsloser und stärker gefährdet, da sie vielleicht auch durch ihren Statusverlust unter den Nazis mehr gelitten hatten. Diese Sicht war zwar nicht durchweg falsch, zog aber nicht in Betracht, dass die Frauen

108 Eindringliche Schilderungen bieten u. a. Rosenzweig, *Russische Eisblumen*; sowie Sella, *Der Ring des Prometheus. Denksteine im Herzen. Eine auf Wahrheit beruhende Romantrilogie*. Der JDC stellte zudem ein relativ hohes Vorkommen von Geschlechtskrankheiten fest, das aber sicher höher lag als die gemeldeten Fälle, da viele Betroffenen es vorzogen, sich diskret in Behandlung deutscher Ärzte außerhalb des DP-Lagers zu begeben. Siehe z.B. YIVO LWS 294.1/285/MK488/R24, Bericht vom 24. Dezember 1947.

mit ihren geschundenen Körpern und mit »katastrophaler Angst« (catastrophic anxiety) zu kämpfen hatten.¹⁰⁹ In einem keineswegs untypischen Antrag schilderte Maria Abramawicz am 9. Mai 1947 ihr Leben mit 13 Personen in einem Zimmer; neun davon gehörten zu einer Familie, drei waren bettlägerig und eine Frau teilweise gelähmt. Sie selbst hatte drei Kinder – von acht Monaten, drei und vier Jahren – und war gesundheitlich so angeschlagen, dass sie erklärte: »Ich kann mir selbst nicht helfen.« Daher genehmigte man dieser erst kürzlich eingetroffenen »Infiltrée« eine deutsche Haushaltshilfe und Pflegerin.¹¹⁰

Juden, deren Überleben während des Krieges so oft von ihrer Arbeitsfähigkeit abgehängt hatte, konnten nun gerade das Fehlen dieser Fähigkeit als Hebel nutzen, um Unterstützung und Arbeitsleistungen von Deutschen zu bekommen. DPs verlangten, dass man Deutsche beschäftigte, die ihnen halfen, die alltäglichen Hausarbeiten zu verrichten und die unaufhörlichen Anforderungen der Lagerverwaltung an einen Hygiene- und Sauberkeitsstandard zu erfüllen, der in Anbetracht der Tatsache, dass die Flüchtlinge in überfüllten, provisorischen Unterküpfen lebten, unrealistisch hoch angesetzt war. Häufig schienen sie zum Ausdruck bringen zu wollen, »wenn ihr wollt, dass wir so ordentlich sind, schickt uns ein paar Deutsche – die allgemein anerkannten Sauberkeitsexperten –, die hinter uns herräumen«. Der Leiter der Lagerschneiderei in Feldafing teilte der Sanitätsabteilung eiskalt mit, da man seine Werkstatt nicht für ausreichend sauber befunden habe, habe er eine alte deutsche Frau engagiert, »sie soll sauber halten«.¹¹¹ In einem komplexen, mehrstimmigen (und medizinisch begründeten) Prozess konstruierten Juden von sich ein Bild, legitimiert und reguliert von ihren Lagerverwaltungen und bescheinigt von überwiegend deutschen Ärzten, als bedürftige Opfer, um in den Genuss der Dienste von Deutschen zu gelangen, die sich wiederum selbst als Opfer und Juden als privilegierte Arbeitgeber sahen,

109 Diagnose der »katastrophalen Angst (catastrophic anxiety)« in Bergmann/Jucovy, Hrsg., *Generations of the Holocaust*, S. 283.

110 Das ist nur eine von ca. 150 Anträgen (und Bewilligungen) in YIVO DPG 294.2/402/MK483/R33. Viele, aber keineswegs alle Anträge wurden offiziell bewilligt. File 402 enthält auch Ablehnungen. Dieser Abschnitt des 5. Kapitels basiert auf Anträgen von DPs und beigefügten ärztlichen Attesten in Files 398, 400-403. Ich las ursprünglich die Originaldokumente in unpaginierten Schachteln im YIVO-Archiv; mittlerweile stehen sie nur noch auf Mikrofilm zu Verfügung. Daher gebe ich jeweils Mikrofilm, Reel-Nummer und gegebenenfalls Seitenzahl an.

111 Mitteilung an die Sanitätsabteilung vom 7. Mai 1947, YIVO DPG 294.2/402/MK483/R33, S. 435.

die den Schutz der Alliierten und die üppigen Zuwendungen des JDC genossen. Verstimmt stellten JDC-Vertreter fest, jüdische Überlebende seien häufig der Ansicht: »Wir haben so viel für die Deutschen gearbeitet, jetzt ist es an der Zeit, dass die Deutschen für uns arbeiten.«¹¹² Eine deutsche Pflegerin oder ein Dienstmädchen gehörten zu den merkwürdigen Privilegien des Überlebendenstatus im Nachkriegsdeutschland.

Tatsächlich waren DPs häufig der Ansicht, die Dienste deutscher Fachleute und Arbeitskräfte wie Putzfrauen, Klempner und Köche seien Teil der Wiedergutmachung. In einer weiteren komplexen Umkehrung der unter den Nazis erlittenen Verhältnisse reichten solche Erwartungen bis hin zu den niedersten Tätigkeiten wie buchstäblich die Exkremate von Juden zu beseitigen. Die Witwe des DP-Polizeichefs im Lager Feldafing, der General Patton und Eisenhower bei ihrem viel beachteten Rundgang durch das Lager am Jom-Kippur-Fest im September 1945 begleitete, ist überzeugt, dass Patton seine berüchtigte Bemerkung – »andere [Harrison und seinesgleichen] halten den DP für ein menschliches Wesen, was er nicht ist, das gilt insbesondere für Juden, die niedriger als Tiere sind« – machte, weil er angewidert war beim Anblick der DP-Unterkünfte, in denen Neuankömmlinge sich auf den Fluren erleichtert hatten. Der Deutsche, der täglich die Baracken mit dem Schlauch ausspritzte, hatte leider noch nicht seine Runde gemacht, als die Inspektion stattfand.¹¹³ Manche Deutsche, die Dienstleistungen erbrachten, waren schockiert über diese Anspruchshaltung; so äußerte ein Arzt, der erfolglos sein Honorar einzutreiben versuchte, fassungslos in einem Brief an die Lagerverwaltung Feldafing: »Ich hatte mit Herrn Benschowski unendlich viel Scherereien und Arbeit gehabt und er hat sich gegen mich benommen wie noch nie jemand in meinem Leben.«¹¹⁴

Deutsche Frauen, die häufig selbst Kinder allein aufzogen, weil ihre Ehemänner im Krieg gefallen waren oder sich noch in Kriegsgefangenschaft befanden, waren froh, eine Lohnarbeit mit Sozialversicherung zu finden. Vor allem in einer Zeit, als werdende und stillende DP-Mütter nach den UNRRA-Richtlinien Anspruch auf Lebensmittelrationen mit

112 Brief an Moe(ses) Leavitt von Joseph Schwartz, JDC Paris, 9. November 1946, AJDCA/390.

113 Für Pattons Zitat siehe Dinnerstein, *America and the Survivors*, S. 16f. Siehe auch Blumenson, Hrsg., *The Patton Papers*, S. 751. Auch zit. in: Goschler, *The Attitude towards Jews*, S. 447. Pattons Äußerung interpretierte Zippi Tichauer in persönlichen Interviews und Telefonaten, New York, im Oktober und November 2004 sowie im Juni 2006.

114 YIVO DPG 294.2/400/MK483/R33, S. 341; Brief von Dr. Valentin Behr, Bad Kissingen, an die Lagerleitung Feldafing, 3. November 1947.

2968 Kilokalorien pro Tag hatten, boten solche Beschäftigungsverhältnisse auch Zugang zu begehrten Schwarzmarktwaren und Handel.¹¹⁵ Die Deutschen waren sich zugleich vollauf bewusst, dass Juden nun unter dem Schutz der Amerikaner standen und »die Herrschaften« spielen konnten. Wie die Beamtin, die im Standesamt Feldafing für die Anmeldungen von Geburten bei DP's zuständig war, sich erinnerte, stellten jüdische Frauen gern zur Schau, dass sie sich solche Dienstleistungen leisten konnten, wussten zugleich aber auch die kompetente, erfahrene Hilfe in ihrem prekären »Leben aufs neu« sehr zu schätzen.

Beide Gruppen schleppten unausgesprochene Erinnerungen an unterschiedliche zerrissene Vorkriegsbeziehungen mit sich herum, die nun in einem radikal veränderten Kontext umgestaltet wurden. Deutsche Frauen erinnerten sich, dass manche der Villen in Feldafing, die als DP-Unterkünfte requiriert wurden, früher reichen Münchener Juden gehört hatten, für die einheimische Deutsche gearbeitet hatten.¹¹⁶ Juden erinnerten sich, dass nichtjüdische Dienstboten oder Kindermädchen in Osteuropa durchaus nichts Ungewöhnliches waren. In vielen Anträgen ging es um eine deutsche Haushaltshilfe, da Mutter oder Kind (häufig sogar beide) in einem schlechten Gesundheitszustand waren, was vielleicht darauf schließen lässt, dass Mütter in Anbetracht ihrer begrenzten Kräfte Hausarbeit Deutschen übertragen wollten, damit sie selbst sich um ihre Babys kümmern konnten. Zahlreiche andere Anträge, eingereicht von Männern wie auch Frauen, baten jedoch ausdrücklich um eine Säuglings- oder Kinderschwester. Angesichts der äußerst beengten DP-Unterkünfte und der Tatsache, dass Hausarbeit und Kinderpflege sich im Leben einer Mutter unmöglich trennen lassen, war es in der Alltagsrealität vermutlich kaum ein Unterschied, ob jemand eine Kran-

115 UNRRAA/S-401, Box 7, File 1, Feeding. Laut Karni, *Life at the Feldafing Displaced Persons Camp*, S. 40, wurden deutsche Beschäftigte des Lagers Feldafing in der Regel in einer eigenen Währung der Militärregierung bezahlt, den so genannten »yellow Dollars«. Lohnlisten der Lagerverwaltung Feldafing z.B. für Februar 1947 führen die Löhne für »deutsches Personal« in Reichsmark auf. Die Bezahlung war recht ordentlich und reichte von 103 RM für einen Arbeiter bis zu 510 RM für eine Ärztin. Die meisten Frauen verdienten einschließlich Sozialversicherung 100 bis 200 RM monatlich. Siehe YIVO DPG 294.2/398/MK483/R33, S. 227.

116 Zitate aus einem Interview mit Frau U. Jaschinski, ehemalige Beamtin der Gemeinde Feldafing, 12. Februar 2002. Sie erinnerte sich, dass ihre Mutter für einen wohlhabenden Münchener Juden backte, der den Sommer in Feldafing verbrachte.

kenschwester, ein »Dienstmädchen« oder schlicht eine »Deutsche« oder »deutsche Frau« als Hilfe beantragte.¹¹⁷

Andererseits sorgte es sicherlich für Spannungen, dass jüdische DPs auf deutsche Ärzte und Krankenschwestern angewiesen waren. Mitarbeiter von Hilfsorganisationen ärgerten sich über das Misstrauen gegenüber deutschem Personal, selbst wenn es fürsorglich und kompetent war (was durchaus nicht immer der Fall war). Ita Muskal, DP aus Rumänien, erinnerte sich voller Dankbarkeit an die Freundlichkeit der deutschen Ärzte und Krankenschwestern im Elisabeth-Krankenhaus, wo sie ihren Sohn Michael zur Welt brachte. Sie war entzückt, als die Gemeindeschwester, die regelmäßig kam, um nach ihr zu sehen, ihr dunkelhaariges Kind völlig unbefangen als »kleinen Zigeuner« bezeichnete. Aber als man das Frühgeborene ihrer Schwägerin umgehend in einen Inkubator bringen musste, den es nur in der Universitätsklinik München gab, begleitete, wie sie sich erinnerte, eine jüdische Krankenschwester die Tante und das hilflose Neugeborene im Krankenwagen, während die Mutter in Feldafing blieb, um sich zu erholen: »Sie trauten den deutschen Schwestern nicht«, wenn es um eine so heikle Mission ging.¹¹⁸

In ihrer Entschlossenheit, das Leben ihrer Babys zu erhalten, hatten Juden jedoch keinerlei Bedenken, die kompetenteste Hilfe in Anspruch zu nehmen oder ein krankes Baby vom »Herrn Professor Doktor« an der Universitätsklinik in München oder Frankfurt untersuchen zu lassen, ohne Rücksicht auf deren Rolle im Krieg oder eine unvermeidliche »tief verwurzelte Antipathie« zu nehmen (so erzählte eine Mutter ihrer Tochter, dass der Arzt bei ihrer Entbindung noch seine SS-Stiefel trug).¹¹⁹ Zur Abhängigkeit von deutschem Personal im Gesundheitswesen herrschten zutiefst gespaltene Ansichten. JDC- und UNRRA-Mitarbeiter beklagten sich abwechselnd über das jüdische Beharren, deutsche Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, und über angeblich übertriebene Behauptungen, sie würden dabei schlecht behandelt. Wiederholte Bemühungen, im Krankenhaus Bogenhausen in München eine große zentrale jüdische

117 Ich fand nur einen Brief, der die Bitte um eine deutsche Kinderschwester offenbar zu rechtfertigen versuchte; ein Vater schrieb auf Jiddisch, »während der ganzen Schwangerschaft arbeitete meine Frau und kam ohne deutsche Hilfe zurecht« (mit kajn dajczkis), aber nach der Geburt des Kindes sei der Gesundheitszustand seiner Frau (gezunt custand) so schlecht, dass sie »eine Kinder Schwester« brauchten; Brief vom 8. Mai 1947, Feldafing, YIVO DPG 294.2/402/MK483/R33, S. 451.

118 Interview mit Elizabeth (Ita) Muskal, Yonkers, New York, 16. Juni 2003.

119 Der Hinweis auf die SS-Stiefel stammt aus den persönlichen Erzählungen einer Freundin.

Station einzurichten, in der Juden aus der gesamten amerikanischen Besatzungszone sich behandeln, aber auch ausbilden lassen könnten, lehnte die UNRRA als letztlich »nicht machbar« ab. Es waren kaum genügend qualifizierte deutsche Ärzte vorhanden, geschweige denn jüdische.¹²⁰ Es gab jedoch auch deutsche Ärzte wie das Ehepaar Struppler aus Feldafing, die bei der eindeutig zwiespältig eingestellten Lagerverwaltung um die Genehmigung ersuchten, ihre jüdischen Patienten auf dem Lagergelände behandeln zu dürfen. Unter Hinweis auf ihren Ruf als Nazigegner betonten sie, »da wir ja gerade für unsere politische Einstellung jüdischen Patienten gegenüber bekannt waren, sehen wir nicht ein, warum wir heute den jüdischen Patienten, die manchmal in dringender Not zu uns kommen, und um einen Besuch bitten, die Türe weisen sollen«. Die Strupplers unterstrichen ihre Bitte mit der äußerst effektiv formulierten Frage: »Was soll ich auf die Beschwerden der Eltern, sie seien ja nicht mehr im K.Z. sondern befreite Juden und könnten sich schließlich ihren Arzt wählen, wie jeder anderer freie Bürger auch, erwidern?«¹²¹

Auf beiden Seiten wurde die unmittelbare Vergangenheit offenbar zugunsten ausdrücklich vorübergehender, aber für alle Beteiligten vorteilhafter Beziehungen »völlig totgeschwiegen«.¹²² Diese komplizierten, aber allgegenwärtigen – und höchst pragmatischen – Kontakte, die sich nach der Befreiung und der Niederlage Nazideutschlands so schnell und oft recht harmonisch zwischen Deutschen und Juden entwickelten, fanden bei Historikern praktisch keine Beachtung. Vor allem Beziehungen zwischen Frauen, zumal bei etwas so Intimem wie der Kinderpflege, rückten besonders wenig ins Blickfeld. Vielleicht sind sie nur über Oral History –

120 UNRRAA/401.7.4, Memo, 4. Mai 1946, »Segregation of Jewish DPs in Hospital without German Staff«, an das UNRRA Central HQ in Arolsen von Mr. C. H. Martini, Acting Director Relief Services. Vor allem in Anbetracht des akuten Mangels an DP-Ärzten und der Tatsache, dass deutsch-jüdische Ärzte offenkundig lieber eine eigene Praxis unterhielten als in DP-Lagern zu arbeiten, tendierten UNRRA- wie auch JDC-Vertreter zu der Haltung, Beschwerden über »eine schwierige psychologische Lage aufgrund der Krankenhausbehandlung jüdischer DPs durch deutsche Ärzte« als weiteren Ausdruck der bekannten Neigung von DPs zu werten, sich nie ordentlich oder adäquat versorgt zu fühlen (wofür manche Beobachter mehr Verständnis aufbrachten als andere). Schließlich wurde das Krankenhaus Bogenhausen in München, das im April 1946 sechs jüdische und fünf deutsche Ärzte sowie einen Chefarzt der Chirurgie beschäftigte, der ein »bekannter, aktiver Nazi« war, an das Zentralkomitee befreiter Juden übergeben. Siehe auch YIVO DPG 294.2/46/MK483/R14.

121 Brief von Dr. A. und E. Struppler an das Sanitätsamt, Feldafing, 13. April 1947, YIVO 294.2 DPG/410/MK483/R34, S. 390f.

122 Zitat Jaschinski, Interview vom 12. Februar 2002.

von Deutschen und Juden – zugänglich; mit allen Schwierigkeiten (besonders der der wachsenden zeitlichen Distanz), die mit diesem Ansatz einhergehen. Bei meinen anfänglichen Bemühungen, diese Alltagserfahrungen zu verstehen, war ich häufig frustriert über Historiker, die diese Beziehungen völlig ignorierten, nur flüchtig erwähnten oder bestenfalls zugaben, sie nicht zu begreifen, wie auch über die Betonung von Erinnerung und literarischer Erzählung und den gleichzeitigen Mangel an Aufmerksamkeit für das scheinbar Banale (d.h. »Nichttraumatische«) in der Traumaanalyse, die in Holocauststudien eine so wichtige Rolle spielte. Die nützlichsten Hinweise fand ich in vergleichenden anthropologischen Studien.¹²³ Reproduktion und Vergeltung, die John Borneman als wesentliche Elemente der Heilungsbemühungen »nach traumatischem gewaltsamem Verlust« postulierte, waren auch entscheidend – und auf überraschende Weise – daran beteiligt, die Nachkriegsbeziehungen zwischen Deutschen und jüdischen DPs zu strukturieren.¹²⁴

Die jüdische Geburtenrate war im Vergleich zur deutschen extrem hoch; zudem war die Kindersterblichkeit dieser geschundenen DP-Population auf einem »phänomenalen Tiefstand«, sogar niedriger als in Neuseeland, das die weltweit geringste Sterblichkeit aufwies.¹²⁵ In Bayern, wo es »nie so viele Juden gegeben hatte wie ein Jahr nach der Vernichtung des europäischen Judentums«,¹²⁶ lag die jüdische Geburtenrate 1946 bei 29 pro 1000 gegenüber 7,35 pro 1000 bei Deutschen. Für ganz

123 Mittlerweile gibt es eine umfangreiche Literatur zu Trauma, Erinnerung und Holocaust. Einen Überblick bietet Caruth, Hrsg., *Trauma. Unsere Faszination (und Vermengung) von individuellem und kollektivem Trauma kritisiert Ballinger, Culture of Survivors*. Dietrich und Schulze-Wessel, *Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung*, S. 105, unterstellen DPs zwar »eine gewisse Genugtuung über die Umkehrung der Verhältnisse«, finden es aber »dennoch schwer nachvollziehbar«, dass sie ausgerechnet Deutschen ihre Kinder anvertrauten. Kurze, durchdachte Überlegungen zum Babyboom und der Hinwendung zu deutschen Pflegekräften finden sich in Klein, *Die Familien der überlebenden Opfer und die Gesellschaft*.

124 Borneman, *Reconciliation after Ethnic Cleansing*, S. 282 f.

125 Vital Statistics ... 1948, S. 9 in: YIVO LWS 294.1/272/MK488/R23, führt eine Kindersterblichkeit von 26,1 pro 1000 Lebendgeburten an, an »letzter Stelle der Liste« anderer nationaler Populationen. Laut K. R. Grossmann, *DP Problem*, S. 20, lag die Kindersterblichkeit bei jüdischen DPs 1948 auf einem »phänomenalen Tiefstand« von 5,3 pro 1000 Lebendgeburten. Zu Gesundheit und Sterblichkeit siehe auch die zahlreichen Berichte in AJDCA/418B, *Germany Medical* 1946–June 1949.

126 Brenner, *East European and German Jews*, S. 49 f. Er fügt hinzu: »An manchen Orten, die die Nazis nie hatten ›judenrein‹ machen müssen, weil dort nie Juden

Deutschland wurde die jüdische Geburtenrate 1947, wie bereits erwähnt, mit 50,2 pro 1000 angegeben gegenüber 7,6 pro 1000 bei Deutschen. Die Zahlenangaben variieren zwar, aber entscheidend sind die Tendenz und der drastische Gegensatz. Nahezu ein Zehntel aller Lebendgeburten entfielen 1946 in Bayern auf »ausländische Displaced Persons«, und die Fruchtbarkeitsrate bei ausländischen Frauen war zweieinhalb Mal so hoch wie bei deutschen Frauen.¹²⁷ Die allgemeine Sterblichkeitsrate lag bei der überwiegend jungen jüdischen Bevölkerung ebenfalls erheblich niedriger, nämlich bei 1,6 gegenüber 8,55. Auch die Eheschließungsrate war bei Juden mit 27,7 zu 2,8 erheblich höher.¹²⁸

Die radikal unterschiedlichen Muster im Reproduktions- und Sexualverhalten von Deutschen und Juden – so wenig überraschend sie angesichts ihrer unterschiedlichen Sozialgeschichte und Lebensverhältnisse sein mögen und so schwierig ein genauer Vergleich ist – waren hochgradig politisch befrachtet und wurden auch so dargestellt. Für Juden und jüdische Organisationen zeugte die rasant steigende Geburtenrate vom entschlossenen Überlebenswillen und der drängenden Notwendigkeit, eine sichere, aufnahmebereite Heimat fernab vom unwilligen Deutschland zu schaffen. Da viele deutsche Männer im heiratsfähigen Alter im Krieg gefallen waren oder sich noch in Kriegsgefangenschaft befanden, sahen Deutsche diese demografischen Unterschiede als weiteren Aspekt des als privilegiert wahrgenommenen DP-Status. Offizielle deutsche Stellen beklagten den furchtbaren »Aderlass, den das deutsche Volk

gelebt hatten, wohnten ironischerweise schließlich mehrere Hundert, wenn nicht Tausende Juden.« Siehe auch Brenner, *Nach dem Holocaust*, S. 77.

127 Siehe »Hinweise zu den Ergebnissen der ersten Ausländererhebung des Bayer. stat. Landesamtes vom 30. Juni 1948«, in: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Staatskanzlei, Akte 14890. Dieser Bericht stammte interessanterweise von Friedrich Burgdörfer, einem völkisch nationalistischen Experten für Bevölkerungspolitik während der Weimarer Republik, der im und nach dem Dritten Reich weiterarbeitete. Laut Bock, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus*, S. 143, »der damals führende Bevölkerungswissenschaftler«, wurde er während der Entnazifizierung von der amerikanischen Militärregierung 1945 seines Amtes im Bayerischen statistischen Landesamt enthoben, war aber bereits 1948 offenbar wieder aktiv bei der bevölkerungspolitischen Arbeit. Zu den hohen Zahlen für 1947 siehe Hyman, *Displaced Persons*, S. 317, auch zit. in: Gay, *Das Undenkbare tun*, S. 74.

128 Jacobmeyer, *Jüdische Überlebende als »Displaced Persons«*, S. 437. Laut »Bericht über ärztliche Tätigkeit für die Sherith Haplethah in Deutschland«, München, 13. Februar 1949, vom Zentralkomitee der befreiten Juden, betrug die allgemeine Sterblichkeitsrate in Bayern bei Juden 3,1 % gegenüber 12 % bei Deutschen. Siehe YIVO LWS 294.1/279/MK488/R24.

durch den letzten Krieg erlitten hat«, und stellten besorgt und mit unverhohlenem Neid fest: »Bemerkenswert ist übrigens die ungewöhnlich große Heirats- und Geburtenfreudigkeit der in Deutschland lebenden Ausländer.«¹²⁹ Das medizinische Personal jüdischer Hilfsorganisationen lobte die »besondere Fürsorge jüdischer Mütter für ihre Kleinkinder« als Hauptfaktor, der für hohe Geburtenraten und niedrige Kindersterblichkeit Sorge. Wenn man allerdings berücksichtigt, was die Akten belegen, mag dies auch das Verdienst deutscher Kinder- und Säuglingsschwestern gewesen sein, auf die viele jüdische Mütter vertrauten.¹³⁰

Sara Tuvel Bernstein, die nach Feldafing kam, nachdem sie die Todeslager überlebt und im St.-Otilien-Krankenhaus von Typhus genesen war, fand sich allein in einem Land wieder, in dem sie »und alle anderen Juden nicht erwünscht waren«. Ihr Drang nach Anschluss und Unabhängigkeit führte sie nicht nur in eine baldige Ehe mit einem anderen Überlebenden, sondern brachte sie als ironische Wendung auch in engen Kontakt mit den Deutschen, die sie verabscheute und fürchtete. Zwar befürchtete sie, bei Leuten zu wohnen, »die mich sicher immer noch als ihren Feind betrachteten«, aber vom »Lagerleben hatte ich endgültig genug«; sie war froh, dass sie »eine Tür schließen und so für mich sein konnte«, dachte aber im Stillen: »Ich bin einsam.« Und so heiratete sie Anfang Oktober, »weniger als zwei Monate, nachdem wir uns kennengelernt hatten, und fünf Monate, nachdem ich in das Krankenhaus in Sankt Otilien gekommen war«, Meyer Bernstein. Ihre Hochzeit in Feldafing war auf typische Art und Weise überstürzt und »seltsam«: Das Festessen hatten sie auf dem Schwarzmarkt organisiert, ihr Schleier bekam im strömenden Regen Schlammspritzer ab, die Chuppah bedeckte sie kaum, und sie verspürte den hoffnungslosen Wunsch, ihre Mutter wäre bei ihrer Hochzeit dabei. Hinterher hatte sie das Gefühl: »Nun, da ich verheiratet war und jemanden hatte, mit dem ich ein neues Leben aufbauen konnte, wollte ich nur noch eins – Deutschland verlassen.« Denn wenn sie in diesem Land in eine Straßenbahn einstieg, »gingen zwei Deutsche sofort zum hinteren Ausgang, wie es oft geschah, wenn Juden kamen«. Aber solange sie und ihr Mann an einer jüdischen Gewerbeschule der Organization for Rehabilitation and Training (ORT) unterrichteten, wies man ihnen ein Zimmer neben einer deutschen Witwe zu, die sie beharrlich und, wie sich herausstellte, ängstlich mied. Erbittert und befremdet musste Sara mit den einheimischen Hausfrauen um Lebensmittel Schlange stehen und wütend erleben, dass der Lebensmit-

129 »Hinweise zu den Ergebnissen der ersten Ausländererhebung, S. 5, 9f.

130 Vital Statistics ... 1948, S. 9, in: YIVO LWS 294.1/272/MK488/R23, S. 218.

telhändler seinen Stammkundinnen Butter- und Fleischrationen ausgab, aber sobald die junge Jüdin an die Reihe kam, ostentativ erklärte: »Fleisch ist aus«. Letztlich erzwang die beengte Unterkunft jedoch neben eisiger Distanz auch den Umgang miteinander. Sara stellte die Deutsche, mit der sie eine Küche und gegenseitiges Misstrauen teilte, zur Rede. Sie fing an, sich höflich zu unterhalten, und schon bald, in einem Arrangement, das beiden nützte, bot die Witwe Sara an, die Lebensmittelmarken für sie bei den abweisenden Händlern einzutauschen. Sie war eine hervorragende Köchin, die früher für einen Baron gekocht hatte, und brachte nun der jungen rumänischen Ehefrau bei, herzhaft deutsche Gerichte zu kochen.

Bald wurde Sara schwanger: »Ich war mir meiner Gefühle nicht so sicher. Ich würde ein Kind unter Menschen zur Welt bringen, die es als ihren Feind betrachteten.« Nachdem Saras Kind, etwas zu früh, geboren wurde, wiegte Anna, die einsame deutsche Witwe, die anfangs ihre Tür vor den fremden Flüchtlingen im Haus verschlossen hatte, den Jungen in den Schlaf, wenn Sara bei der Arbeit war oder die jungen Eltern ins Kino gingen. Das erste Wort des Jungen war nicht etwa Mama, sondern Anna, wie Sara schrieb. Ganz wie es dem seltsamen Tanz aus Distanz und Nähe entsprach, der das Verhältnis jüdischer Mütter zu den deutschen Frauen prägte, die sich um deren Kinder kümmerten, brach es Anna das Herz, als die Familie endlich ihre Visa für Kanada bekam. Sara und Meyer hingegen verließen Deutschland so schnell wie möglich und schauten nie wieder zurück.¹³¹

Saras und Meyers Erfahrung war sicher nicht ungewöhnlich. Simon Schochet betonte in seiner Schilderung des Alltags in Feldafing »das Vorübergehende unseres Lebens« und erklärte nachdrücklich: »wenn wir Bekanntschaft mit einem Deutschen schließen, tun wir das in dem sicheren Wissen, dass er [sic] nur ein vorübergehender Bekannter ist, von dem wir sehr zur beiderseitigen Erleichterung mit der Zeit wieder getrennt werden.«¹³² Wenn Menschen sich nach traumatischen Erlebnissen wie ethnischer Säuberung oder Völkermord in »zwanghafte Reproduktion« stürzen – aus tiefem Misstrauen gegenüber Außenstehenden gewöhnlich

131 Bernstein, *Die Näherin*, S. 388-411. In einer weiteren, durchaus nicht ungewöhnlichen Wendung erfuhr sie, kurz nachdem sie geheiratet hatte und schwanger geworden war, dass der Mann, den sie vor ihrer Deportation geliebt hatte, noch lebte und auf eine Wiedervereinigung mit ihr hoffte. Sie legte den Brief fort, ohne ihn zu beantworten. Ein Foto im Buch zeigt Sara, ihren Mann Meyer, eine junge DP-Freundin und die bayerische Witwe, strahlend in einer bestickten Bluse, vor dem Haus. Die drei Frauen sitzen dicht beieinander, Meyer steht etwas abseits und schaut die Frauen an.

132 Schochet, *Feldafing*, S. 160.

in endogamen Ehen, wie es bei jüdischen DPs der Fall war –, versagen sie sich nach Ansicht John Bornemans und vieler zeitgenössischer Beobachter nicht nur die notwendige Zeit, über Verluste »anhaltend zu trauern«, sondern laufen auch Gefahr, dass aus Verzweiflung geborene Kinder das Trauma des Verlustes weitertragen und den Kreislauf der Gewalt möglicherweise fortsetzen. Borneman meint allerdings auch, dass eine mögliche »Abkehr von Gewalt« keine gemeinsamen langfristigen Visionen erfordert, sondern lediglich das Teilen »einer Gegenwart, einer Gegenwart, die nicht repetitiv ist«. Eine solche vorübergehende Gegenwart eines Waffenstillstands verlangt zudem, laut Borneman, »neue verbindende Beziehungen, die nicht von zyklischer Gewalt, sondern von Vertrauen und Fürsorge geprägt sind«. Der jüdische Babyboom im besetzten Deutschland entspricht in mancherlei Hinsicht eindeutig seinen negativen Kriterien der »zwanghaften Reproduktion« nach einer ethnischen Katastrophe und der Instrumentalisierung von Frauen als Müttern insbesondere zu nationalistischen oder militaristischen Zwecken. Aber er sorgte gerade auch für Beziehungen zwischen Deutschen und Juden – insbesondere zwischen Müttern und Kinderschwestern oder Kindermädchen –, die ein gewisses Maß an »Vertrauen und Fürsorge« erforderten, die Borneman für notwendig hält, um vielleicht zwar keine Versöhnung, zumindest aber doch eine »Abkehr von Gewalt« und aktivem Hass zu fördern, und sei es auch nur oder vielleicht gerade über einen begrenzten Zeitraum hinweg.¹³³

Unter Deutschen: diverse Formen der Koexistenz

Das DP-Leben bot und erforderte also zahlreiche Gelegenheiten zu Begegnungen und Interaktionen zwischen Juden und Deutschen, und zwar unter Frauen, unter Männern wie auch zwischen Frauen und Männern. Bert Lewyn behauptete nachdrücklich wie so viele ehemalige DPs über das Lager Feldafing: »Meine Welt war zweigeteilt in die außerhalb und

133 Borneman, *Reconciliation after Ethnic Cleansing*, S. 281–304, 282. Ein Zeichen für die Grenzen der persönlichen Beziehungen zwischen deutschen und jüdischen Frauen ist die Tatsache, dass selbst in den seltenen Fällen, in denen deutsche Frauen ebenfalls Babys hatten, die Interaktionen bei der Kinderversorgung nicht bis zum Einsatz deutscher Ammen reichte. Wenn jüdische Frauen ihr Kind nicht ausreichend stillen konnten, suchten sie sich jüdische »Milchschwestern«, was relativ einfach war, da so viele Frauen zur gleichen Zeit schwanger waren oder kleine Kinder hatten. Persönliche Gespräche mit Cilly Kugelmann, Berlin, Frühjahr 2002.

die innerhalb des Lagers. Draußen lebten die Feinde.«¹³⁴ Aber in Wirklichkeit gehörten die »Feinde« – das Volk »Amaleks«, jenes biblischen Königs, der die Juden zu vernichten versucht hatte – zum Alltagsleben innerhalb wie außerhalb des Lagers. DPs und Deutsche verkehrten in Cafés, Wirtshäusern und billigen Tanzlokalen, die von jüdischen DPs betrieben wurden wie das Varieté Gong, wo »ganz Feldafing« jeden Donnerstag- und Sonntagnachmittag für 5 RM tanzen ging. Einheimische Jugendliche schlichen sich heimlich ins DP-Lager, um amerikanische Filme zu sehen, die für Deutsche noch nicht zugänglich waren. Örtliche Musikkapellen spielten bei den vielen Hochzeiten in den DP-Lagern. Schließlich konnten die Happy Boys, die Band des Holocaust-Überlebenden Jack Eisner, nicht überall gleichzeitig auftreten. Auch wenn DP-Sportbetreuer es missbilligten, hatten jüdische Fußballmannschaften zuweilen deutsche Spieler, Trainer und Schiedsrichter, und in Feldafing rekrutierte die örtliche Mannschaft gelegentlich einen besonders guten jüdischen Spieler, wie sich die Beamtin der Gemeindeverwaltung erinnerte. Die Zeitungen und Zeitschriften der bayerischen DP-Lager wurden vom selben Drucker in Starnberg gedruckt wie das gegenüber DPs skeptisch eingestellte Lokalblatt, der *Land- und Seebote*.¹³⁵

Die blühende jiddische Presse, die von 1945 bis in die 1950er Jahre im besetzten Deutschland gut 80 Zeitschriften und Mitteilungsblätter sowie etwa 300 Bücher hervorbrachte, war auf Maschinen, Anlagen und Können deutscher Drucker angewiesen. Tamar Lewinsky, eine der wenigen Forscherinnen, die den DP-Alltag anhand jiddischer Literatur und journalistischer Quellen untersuchte, schildert eine bezeichnende Geschichte über die Kluft, die zwischen der öffentlichen Darstellung des angespannten, separaten Lebens in *Goles Daytschland*, wie die DPs die »verfluchte Erde« (*farflukhte erd*) ihres Diaspora-Domizils (hebr. *Galuth*) nannten, und der Wirklichkeit der alltäglichen Kooperation und

134 Lewyn und Lewyn, *Versteckt in Berlin*, S. 292.

135 Für eine lokale Sicht und die Erinnerungen an jüdisch-deutsche Beziehungen in Feldafing danke ich meiner Interviewpartnerin U. Jaschinski. Siehe auch Heider, *Das Lager für jüdische »Displaced Persons«*, S. 90. Offiziell verbot das Zentralkomitee befreiter Juden den jüdischen Mannschaften, deutsche Spieler, Trainer und Schiedsrichter einzusetzen, aber aus den belegten erbitterten Auseinandersetzungen geht hervor, dass DP-Mannschaften manchmal Deutsche (und DPs anderer Nationalitäten) rekrutierten. Philipp Grammes stellt in der jüngsten Studie zu diesem Thema, *Der Sport im DP-Lager*, S. 209, fest: »Dass dieser Prozess gewollt war, belegt die Tatsache, dass es die Verbände waren, die solche Wettkämpfe untersagten und Verstöße drastisch sanktionierten, während die »einfachen« Sportler den Kontakt zu Deutschen nicht weiter schlimm fanden.«

Konfrontation klappte. In einer Kurzgeschichte, die in einer Sammlung mit dem Titel *Goles Bayern* erschien, beschrieb der jiddische Schriftsteller Hershl Vaynroykh das Aufeinanderprallen zweier unvereinbarer Welten im Nachkriegsdeutschland. In einem Zug, der durch die herrliche Landschaft von Feldafing nach München fährt, legt ein Jude plötzlich seine Tefillin an. Stumm und fasziniert schauen Deutsche, gebannt von dem fremdartigen Anblick, zu und können mit einem Mal die Schönheit vor dem Zugfenster nicht mehr würdigen. In einer anderen bitteren Kurzgeschichte zwingt ein »bafraytn« (befreiter) Überlebender eine widerstrebende Münchener Vermieterin, ihm ein Zimmer zu vermieten. Als er am nächsten Tag einzieht, muss er feststellen, dass sie sämtliche guten Möbel entfernt und nur ein kaputtes Bett und eine zerlumpte Bettdecke im Zimmer gelassen hat. Er schließt daraus, dass ein *Yid* für einen Deutschen kein Mensch ist, sondern nur ein »katsetler, a heftling, a rasn-farfolgter« (ein KZ-ler, ein Häftling, ein Rassenverfolgter). Zwischen Deutschen und Juden könne es nur Bitterkeit und Schweigen geben. Lewinsky erzählt allerdings auch von der 1982 hinzugefügten Anmerkung des Autors, die ein etwas anderes Licht auf diese durchgängig negativen Schilderungen der deutsch-jüdischen Beziehungen wirft. Im Postskriptum zu seinem Manuskript, das in der Nationalbibliothek in Jerusalem aufbewahrt wird, erklärte Vaynroykh den Kontext, der in seinen Erzählungen unsichtbar blieb. Seine Kurzgeschichten konnten nur erscheinen, weil er einen nichtjüdischen deutschen Drucker fand, »der einen Satz hebräischer Lettern besaß« und bereit war, »über Nacht das hebräische Alphabet zu lernen« und den Satz zu erledigen – wenn auch mit vielen Druckfehlern.¹³⁶

Deutsche und Juden begegneten sich auch innerhalb der DP-Lager, zu denen Deutsche offiziell keinen Zugang hatten. Täglich kamen jedoch deutsche Hilfs- und Fachkräfte mit Lagerausweis hinein, um eine Vielzahl von Arbeiten zu verrichten. Darunter waren nicht nur Säuglings- und Kinderschwestern, sondern auch Reinigungskräfte, Fahrer, Mechaniker, Klempner, Schmiede, Fotografen, Lehrer und Ärzte. Die DP-Lagerverwaltung beschäftigte deutsche Sekretärinnen, die in einer

136 T. Lewinsky, *Displaced Writers? Zum kulturellen Selbstverständnis jiddischer DP-Schriftsteller*, S. 210 f.; siehe auch: dies., *Displaced Poets. Jiddische Schriftsteller im Nachkriegsdeutschland*, S. 145. Hershl Vaynroykhs Kurzgeschichten »di tfile in tsug« und »a voynung far a bafraytn« erschienen in der Sammlung *Goles Bayern*, München 1947. Zur DP-Presse und -Literatur siehe auch *Guide for Jewish Displaced Persons Periodicals from the Collections of the YIVO Institute*, YIVO Archives.

Zeit, als alle offiziellen Verlautbarungen auf Deutsch abgefasst (und häufig für die Militärregierung auch ins Englische übersetzt) werden mussten, praktisch unverzichtbar waren. Die Lagerverwaltungen sahen diese Grenzüberschreitungen eindeutig mit gemischten Gefühlen. Sie genehmigten und engagierte deutsches Personal, versuchten aber zugleich, die Kontakte zu kontrollieren, und mahnten Lagerbewohner, dass beschäftigte Deutsche eine Zugangserlaubnis brauchten und sich nach 18 Uhr nicht mehr im Lager aufhalten durften (was sicher nicht immer eingehalten wurde).¹³⁷ Ein ebenso rührendes wie abstruses Produkt der regelmäßigen Kontakte zwischen jüdischen Lagerbewohnern und deutschen Beschäftigten waren die förmlichen, aber sicher aufrichtigen Neujahrsgriße, die das deutsche Krankenhauspersonal in Feldafing zu Rosh Hashana 1947 schickte: »Wir als Ihre entfernteren Mitarbeiter wissen trotzdem sehr wohl um die auf Ihren Schultern lastenden Bürden und Sorgen. Das deutsche Personal nimmt aufrichtig Anteil an Ihrem Geschick und bekräftigt an dieser Stelle erneut die Bereitwilligkeit zur weiteren gedeihlichen Zusammenarbeit.«¹³⁸ Im Vorjahr hatte der jüdische »Camp Council« bereits dem Bürgermeister von Feldafing »seine herzlichste Anerkennung für die während des gesamten Jahres in harmonischer Weise geleistete Zusammenarbeit« ausgesprochen und die besten Wünsche zum Weihnachtsfest gesandt.¹³⁹

Solche freundlichen Begegnungen waren in gewissem Maße zwar eine unvermeidliche Folge enger Arbeitsbeziehungen, wurden aber vielleicht auch durch verschiedene besondere historische Umstände erleichtert. Mit der Fokussierung auf die zionistische Zukunft hatte sich der offizielle jüdische Zorn von den Deutschen auf die Briten verlagert, die sich weigerten, die Tore Palästinas zu öffnen. Hatten die Juden beim ersten Purimfest nach der Befreiung Hitler als Inkarnation des biblischen Statthalters Haman angeprangert, so verbrannten sie nun lebensgroße Figuren des unnachgiebigen britischen Labour-Außenministers Ernest Bevin und verdammten ihn auf zionistischen Plakaten als »Henker«. Zudem hatten viele »Infiltrates« aus Osteuropa unmittelbare oder zumindest frischere Erinnerungen an Misshandlungen durch Polen und Sowjets als

137 Siehe Beschwerden über Verstöße gegen die Zugangssperre, YIVO DPG 294.2/40/MK483/R4. Zu Debatten über die Beschäftigung von Deutschen in den DP-Lagern und die Handhabung von Genehmigungen siehe insbes. 294.2/402/MK483/R33; Listen deutscher Arbeitskräfte siehe auch 294.2/398/MK483/R33 und 409/MK483/R34, S. 325-337, sowie 410/MK483/R34, S. 705-714.

138 Brief vom 13. September 1947, YIVO DPG 294.2/413/MK438/R34, S. 896.

139 Brief vom 24. Dezember 1946, YIVO DPG 294.2/366/MK483/R31, S. 72.

durch Deutsche. Und schließlich rückten viele Bayern merkwürdigerweise stärker ihre regionale Identität als ihre Zugehörigkeit zu Deutschland in den Vordergrund – und ignorierten damit unbekümmert die Rolle ihres »Freistaates« als Brutstätte und Zentrum der nationalsozialistischen Bewegung. Sie betonten, wie Ministerpräsident Hoegner es im Januar 1946 in seiner Rede beim DP-Kongress getan hatte, dass die von Deutschland über die Welt gebrachten Gräueltaten von »Preußen« begangen worden seien.¹⁴⁰

Über 20 Prozent aller jüdischen DPs, die so genannten »free livers«, zogen es wie Sara Bernstein vor, die schützenden (und einengenden) Lager zu verlassen. Sie lebten in deutschen Städten und Gemeinden, frei von UNRRA-Kontrollen, aber weiterhin unterstützt vom JDC. Zur zusätzlichen hoffnungslosen Verwirrung sämtlicher Bevölkerungsstatistiken blieben viele weiterhin in den Lagern registriert, um nicht nur den Anspruch auf Rationen zu behalten (und die Zuteilungen an die Lager zu erhöhen), sondern auch im Falle auftauchender Schwierigkeiten eine sichere Zuflucht zu haben. Gegen den Widerstand Einheimischer und trotz der strengen deutschen Handwerksordnung gelang es entschlossenen jüdischen DPs mit Unterstützung der US-Militärregierung und in Bayern des Staatskommissariats für rassisch, religiös und politisch Verfolgte unter Leitung des Holocaust-Überlebenden Philipp Auerbach, Eignungsprüfungen bei den Handwerkskammern abzulegen und Geschäfte zu eröffnen. Juden, die in deutschen Städten und Gemeinden lebten, beschäftigten deutsche Arbeitskräfte, Haushälterinnen und Kinder mädchen. Wie schwierig es sein kann, diese überwiegend ungeschriebene Geschichte aufzuspüren, zeigt das Beispiel einer Überlebenden (und Kollegin), die ungläubig reagierte, als ich ihr erzählte, dass ich Begegnungen zwischen Deutschen und jüdischen DPs untersuchte. So etwas gab es nicht, erklärte sie bestimmt, wir hatten nichts mit ihnen zu tun. Als ich sie nach den deutschen Kinder mädchen fragte, sagte sie: »Ach ja, natürlich, wir hatten eine deutsche Haushälterin und einen Chauffeur, aber das zählte nicht.« Solche hierarchischen Interaktionen, die häufig

140 Siehe Kauders, *Democratization and the Jews*. Als ich meiner Interviewpartnerin erzählte, dass ein in Feldafing geborenes Kind bekümmert über den Eintrag in seinem amerikanischen Pass war, der als Geburtsort Deutschland angab, rief sie, die solche Geburten auf dem Standesamt registriert hatte, spontan aus: »Aber er wurde nicht in Deutschland geboren, er wurde in Bayern geboren.« Interview mit U. Jaschinski, Februar 2001. Boehling, *A Question of Priorities*, S. 106f., stellt fest, dass München, das Zentrum der Nazibewegung, sich ironischerweise mit seiner »Selbstbefreiung« durch Nazigegner brüstete, die erfolgreich schwere Bombardierungen in letzter Minute abgewendet hätten.

auf geschäftlichen Transaktionen beruhten, wurden tatsächlich nur selten als »Beziehungen« begriffen. Da es sich dennoch unbestreitbar um Interaktionen handelte, spreche ich von »heiklen Begegnungen« (*close encounters*) und »Konfrontationen«.¹⁴¹

Mehr als 500 junge DP's studierten an deutschen Universitäten vornehmlich Fächer wie Medizin, Zahnmedizin und Technik. Da ihr Studium von den deutschen Restitutionszahlungen finanziert und ihre Lebensmittelrationen von den DP-Lagern gestellt wurden, waren diese jungen Männer und Frauen froh, endlich eine Ausbildung zu bekommen und mit ihren Studentenausweisen preiswerten Zutritt zu den kulturellen Angeboten in München, Frankfurt oder Berlin zu haben. In der Regel blieben sie in jüdischen Studentengruppen unter sich, pflegten aber auch eine (meist) freundschaftliche Koexistenz – in Hörsälen, Seminaren und Biergärten – mit Kommilitonen, auch wenn sie von manchen wussten, dass sie in der Wehrmacht oder sogar in der SS gedient hatten. Arnold Kerr, ein junger Überlebender, der später an der Technischen Universität München studierte, bekam täglich drei kostenlose Mahlzeiten im DP-Lager Eschwege. So versorgt, finanzierte er seine Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung bei einem Privatlehrer in Kassel mit einer großzügigen UNRRA-Wochenration Haferflocken, die als Tauschgut (wenn auch nicht als Lebensmittel) beliebt waren. Dass sein Lehrer, ein ehemaliger Gymnasialrat, ein Foto von sich in Wehrmachtsuniform an prominenter Stelle aufgestellt hatte, kümmerte weder Lehrer noch Schüler. »Das war mir völlig egal«, erinnerte sich Kerr. »Ich wollte eine Ausbildung, und wenn ich sie vom Teufel persönlich bekommen würde.« Er wollte keine »Zeit verschwenden«, um über ihre jüngste polarisierte Vergangenheit zu diskutieren. Viele Studenten fanden es nur angemessen, dass die Deutschen, die sie um ihre Jugend und ihre Familie gebracht hatten, nun zumindest ihre Ausbildung für eine Zukunft finanzieren sollten, die sie außerhalb Deutschlands zu gestalten dachten.¹⁴²

141 Anonym. Praktisch alle meine Freunde und Bekannten, die als Kinder von DP's in Deutschland geboren wurden und die ich zu diesem Thema befragt habe, erinnerten sich an deutsche Dienstmädchen oder Kindermädchen. Viele bestätigten, dass engagierte, liebevolle deutsche Kindermädchen ihnen erheblich halfen, mit traumatisierten, überforderten Eltern fertigzuwerden.

142 Telefongespräch mit Arnold Kerr, 5. August 2004. Im Januar 1947 war Ruth Klüger mit ihrem Literaturstudium eine Ausnahme; siehe ihre Memoiren *weiter leben*. Jeremy Varon und Bela Brodski haben an einer Studie über jüdische DP-Studenten im Nachkriegsdeutschland gearbeitet. Demnächst erscheint von Varon hierzu: *The New Life. The Jewish Students of Postwar Germany*, Detroit: Wayne State University Press. Die Vereinigung der jüdischen Studenten

Handel, Vertrauen und Feindseligkeit

Deutsche erklärten ständig, sie seien durch den einfachen Zugang der DPs zu Versorgungsgütern der Alliierten und durch ihre beherrschende Stellung auf dem Schwarzmarkt benachteiligt. Gleichzeitig beteiligten sie sich lebhaft am regen Austausch von Waren und Dienstleistungen, wie Kerrs Geschichte zeigt, dem die Versorgung mit Nachschub durch die DPs die Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung an der Universität ermöglichte. Deutsche profitierten auch vom schwarzen oder grauen Markt der DPs, der auf den exotisch wirkenden Basaren in der Münchener Möhlstraße oder in Schlachtensee und am Hermannplatz in Berlin ansonsten nicht erhältliche Waren bieten konnte. In manchen Teilen Deutschlands waren jüdische DPs ein fester Bestandteil der sozialen und kommerziellen Landschaft. Deutsche Bauern verkauften ihre Produkte an jüdische DPs und erzielten von Kibbuzim und Hachscharot gute Preise für ihre Kühe (in einer Umkehrung der traditionellen Rollen, da die Viehhändler früher deutsche Juden waren). Nach anfänglichen Konflikten über konfiszierten Wohnraum waren Vermieter in der Regel froh über die Mieten, die DPs als »free livers« zahlten.¹⁴³ Neuere Forschungen zeigen, dass über 20 Prozent der Hachscharot deutsche Geschäftsführer hatten; viele beschäftigten deutsche Landarbeiter und gelegentlich sogar Landwirtschaftslehrer.¹⁴⁴ Die Straßenbahnlinie 12 durch München Bogenhausen hieß im Volksmund »Palästinaexpress«, weil sie zum Büro der Jewish Agency in der Siebertstraße und zu den Läden in der Möhlstraße fuhr, die, wie Meyer Levin schrieb, »voller Wanderer aus ganz Europa auf

in München hatte Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre etwa 400 Mitglieder; 570 jüdische Studenten waren an deutschen Universitäten eingeschrieben, davon mehr als ein Drittel Frauen. Siehe Syrkin, *State of the Jews*, S. 31. Von insgesamt 449 jüdischen Studenten in München gehörten 408 der Vereinigung der jüdischen Studenten an. 1947 studierten in Frankfurt 72 und in Berlin 70 jüdische DPs. Siehe Königseder, *Flucht nach Berlin*, S. 155; sowie YIVO LWS 294.1/529/MK488/46.

143 Angelika Eder schreibt über solche Begegnungen in Landsberg: »Als der endgültige Weggang der DPs näherrückte, konstatierte die Landsberger Militärregierung Besorgnis bei den Geschäftsleuten, die durch den Weggang geschäftliche Einbußen und schwierigere Warenbeschaffung befürchteten«; Königseder, *Jüdische Displaced Persons im deutschen Alltag*, S. 176. Siehe auch dies., *Flüchtige Heimat*; sowie Kohlmannslehner, *Das Verhältnis von Deutschen und jüdischen Displaced Persons*.

144 Patt, *Finding Home and Homeland*.

ihrer wirren Suche« und »ein veritabler Markt« waren, wo Juden »alles vom Brot bis zu Kameras« verhökerten.¹⁴⁵

Umgeben von Deutschen und anderen DPs, entwickelten Juden in deutschen Städten und Gemeinden als Nachfolger der KZ-Sprache ihren eigenen Jargon, an dem sie sich erkennen konnten. »*Amkho?*« (gehörst du zum Volk?), fragten sie oder erkundigten sich ironisch nach dem KZ-Aufenthalt ihres Gegenübers mit der Frage, in welcher »Pension« jemand gewesen sei. Freitags übernahmen jüdische Frauen in Feldafing und anderen Kleinstädten der amerikanischen Zone die örtlichen Bäckereien, wo sie im Tausch gegen ihre Rationen an befremdlichem »Amerikanerbrot« aus Maismehl die Backöfen nutzen durften, um für den Sabbat *challah* zu backen. Das Lager Feldafing brüstete sich mit seiner »Haute Couture«, die eleganter war als alles, was deutsche Frauen seit Jahren gesehen hatten, und DPs tauschten die schicken Jacketts, die gelernte Schneider in den Lagerwerkstätten nähten, gegen alle möglichen Waren und Dienstleistungen.¹⁴⁶ Juden versuchten, wie bereits gesagt, ihrem institutionalisierten, abhängigen Dasein zu entkommen, indem sie innerhalb der DP-Lager ein eigenständiges kulturelles und politisches Leben entfalteten. Aber sie wagten sich auch weiter hinaus, tauschten auf dem Schwarzmarkt frische Lebensmittel und kleine Luxusgüter ein, besuchten deutsche Schulen und zogen aus den Lagern in die Umgebung oder wechselten zwischen beiden hin und her. Und diese Suche nach ganz gewöhnlichen Alltagsfreuden – sei es Nahrung, Bildung, Unterhaltung oder auch Sex – brachte sie in Konflikt wie auch in Kontakt mit ihren deutschen Nachbarn.

»Geschäftsfrau« in Feldafing

Wie der folgende Zeitzeugenbericht illustriert, bot der Handel mit Lebensmitteln nicht nur Anlass zu Ärger und Konflikten über Ansprüche, sondern auch ein wichtiges Feld für Verhandlungen zwischen Juden und Deutschen: über Vergeltung, Schuld, Vorteile und die Art der Koexistenz in der Gegenwart nach der Nazizeit. So erinnerte sich Ita Muskal mit einem gewissen Stolz, dass sie als junge Frau von 18 Jahren, die aus Rumänien geflüchtet war, im DP-Lager Feldafing »Geschäftsfrau« und eine »große Nummer« auf dem Schwarzmarkt wurde.¹⁴⁷ Sie arbeitete in

145 Levin, *In Search*, S. 363.

146 Siehe Schochet, *Feldafing*, S. 166, sowie S. 44-60 zum DP-Jargon.

147 Interview mit Elizabeth (Ita) Muskal, Yonkers, New York, 16. Juni 2003.

der Lagerküche mit Hans zusammen, dem Koch »mit Herz«, den man, wie sie glaubte, von der früher in diesen Gebäuden untergebrachten Nazi-Eliteschule *Napola* übernommen hatte,¹⁴⁸ und konnte sich mit ihrem Lohn in Form von Zigaretten, Schokolade und Ölsardinen eine Geschäftskarriere aufbauen. Als sie an einem schönen Maimorgen spazieren ging, kam sie zufällig an einem üppigen Garten mit Obst, Gemüse und Blumen vorbei. Mit Blick auf das bevorstehende Erntedankfest Shavuot fragte sie die Besitzerin, ob sie ihr Blumen abkaufen könne. Zuerst erklärte die Frau: »Wir verkaufen nichts, gehen Sie nach München.« Doch dann überlegte sie es sich offenbar anders und erkundigte sich, wo Ita wohne. Als Ita erklärte, dass sie aus dem nahen DP-Lager kam, bot die Frau ihr an, die Blumen gegen einen großen Laib Brot aus Armeerationen zu tauschen. So begann eine für beide Seiten zufriedenstellende, wenn auch begrenzte Beziehung. Die beiden grüßten sich privat nicht, kannten nicht einmal den Namen der anderen und sprachen nie darüber, dass die eine eine deutsche, die andere eine jüdische Frau war. Aber die Kommunikation auf Jiddisch und Bayerisch funktionierte gut, wie Ita erzählte, und die Einheimische war ehrlich und geradeheraus. Gelegentlich schenkte sie Ita zum Abschluss ihrer Tauschgeschäfte eine kostbare Tomate oder Gurke.

Ita konnte mit den Zigaretten, die sie als Lohn bekam, und mit ihren Schätzen aus der Lagerküche – Margarine, Erdnussbutter, getrockneten Lebensmitteln wie den nützlichen Haferflocken und Erbsen sowie Konserven wie Ölsardinen und Thunfisch, die Deutsche mochten und DPs verabscheuten – zu ihrer »besten Lieferantin« mit dem herrlichen Garten gehen. »Ich zeige Ihnen, was ich habe«, sagte sie, und die Frau suchte aus: »Das ist gut, das will ich nicht.« Ita bekam Geld und Waren, die sie in den umliegenden Ortschaften oder auf dem großen Schwarzmarkt in der Münchener Möhlstraße eintauschen konnte. Noch Jahrzehnte später erinnerte sie sich lebhaft, mit welcher Genugtuung sie mit ihrem Bargeld in das zweieinhalb Kilometer entfernte örtliche Café ging und Kuchen bestellte wie eine »Geschäftsfrau«, die sie schließlich war, oder wie sie auftrumpfend beim deutschen Lebensmittelhändler Brot, Salami und Buttermilch kaufte und auf echtem Schweizer Käse bestand. Ähnlich wie die Händler, die Sara Bernstein ignorierten, wollte

148 Im November 1946 traten Juden in Föhrenwald in den Hungerstreik, um gegen den Einsatz deutscher Köche und Küchenhilfen zu protestieren. YIVO DPG 294.2/44/MK584/R4, S. 36. Andere Quellen erwähnen in Feldafing frühe Proteste gegen deutsche Köche. Siehe Karni, *Life at the Feldafing Displaced Persons Camp*, S. 51.

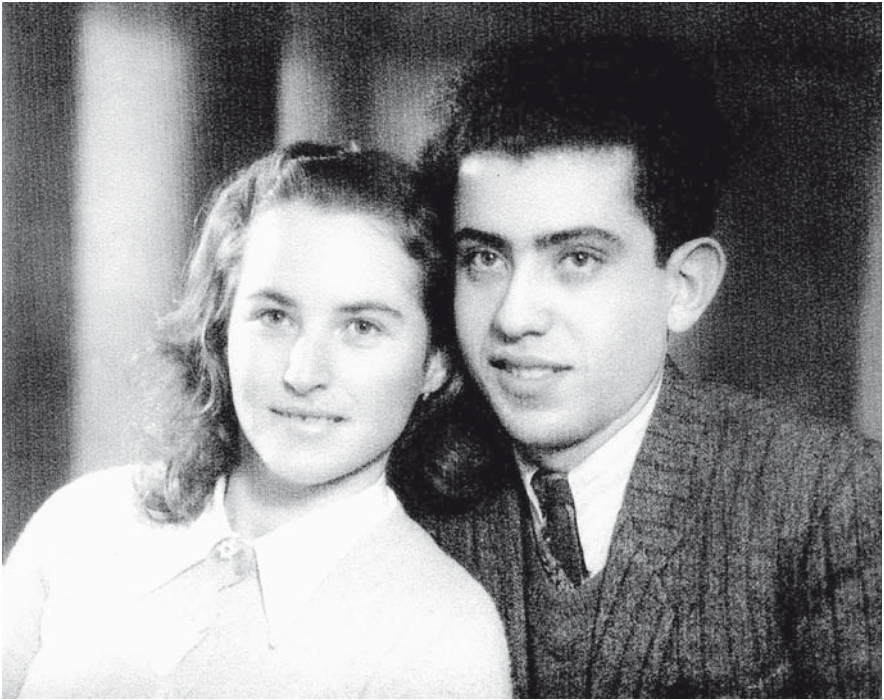


Abb. 5.10. Hochzeitsfoto von Ita und Sam Muskal, 3. November 1946.

der Krämer ihr einen billigeren, stinkenden Weichkäse andrehen, aber davon wollte Ita nichts wissen: »Zu teuer«, erklärte er ihr, aber Ita erwiderte: »Nein, ich habe Geld und Lebensmittelkarten. Ich will den Käse mit den Löchern.« Für den kurzen Heimweg gönnte sie sich eine Zugfahrt und verspeiste unterwegs ihren Käse. Manchmal fuhr Ita mit ihren Waren bis nach München, wo die Ladenbesitzer sie mit echten Dollars bezahlten. Für die harte Währung bekam sie weitere Luxusartikel wie ein Kleid oder ein Paar Schuhe für 10 Dollar, maßgefertigt von versierten Schustern und Schneidern unter den DPs. Mit ihren Dollars und einem Bild aus einer Illustrierten konnte sie zu einem Schumacher gehen und sich die Schuhe, die sie haben wollte, nach der Vorlage aus der deutschen Zeitschrift anfertigen lassen. Und manchmal fuhr sie mit ihrem Mann Sam nach München und spielte die »große Dame«. Sie gingen ins Theater, in den Zirkus und sogar in ein richtiges Restaurant, um die Leberwurst zu essen, die sie so gern mochte.

Heikle Begegnungen und Konfrontationen

Entgegen gängigen Ansichten, den meisten historiografischen Darstellungen und vielen Erinnerungen zeigt dieses Kapitel, dass Juden und Deutsche keineswegs in völlig getrennten Welten lebten und dass ihre Begegnungen zudem häufig für beide Seiten vorteilhaft und relativ harmonisch verliefen. Diesen Aspekt betone ich, gerade weil er so selten berücksichtigt wird. Andererseits ist das Ausmaß an gegenseitigem Misstrauen und Ressentiments, wie es in *Goles Bayern* geschildert wird, nicht zu unterschätzen. Beide Gruppen fühlten sich gekränkt und ungerecht behandelt. Juden waren wütend und gelegentlich schlicht verwundert über das Selbstmitleid und die mangelnde Bereitschaft der Deutschen, die Verantwortung für ihre Verbrechen zu übernehmen – das viel diskutierte »Rätsel der Unverantwortlichkeit«. Deutsche sahen Juden zunehmend nicht als Opfer, sondern als privilegierte »Ausländer«, die weder bereit waren, am Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft mitzuwirken noch auszuwandern. Wenn Juden für die Amerikaner, die Hilfsorganisationen und innerhalb der Lager arbeiteten oder sich auf dem Schwarzmarkt betätigten, verstärkten und mobilisierten sie eingefleischte und aufgefrischte Vorurteile, dass sie als »Schmarotzer« von der Gunst der Amerikaner oder internationaler »Wohlfahrt« lebten. Bemühten Juden sich aber um Arbeit oder Ausbildung bei Deutschen, waren sie oft nicht willkommen.¹⁴⁹

In den DP-Lagern unterstanden Juden zudem der Kontrolle durch Lagerverwaltung und Militärregierung – was den Deutschen ein besonderer Dorn im Auge war. Dort waren sie dem Zugriff der deutschen Polizei und Justiz anscheinend entzogen und standen, wie viele Deutsche glaubten, unter dem Schutz von Juden in der Militärregierung. Ruth Klüger erklärte später mit Nachdruck: »Wir waren verhaßt, Parasiten einer verjudeten Militärregierung.«¹⁵⁰ Unterdessen protestierten DPs dagegen, dass die amerikanische Militärpolizei die deutsche Polizei unterstützte, die mit ihrem Einsatz von Hunden, Megaphonen und gelegentlich, wie bereits erwähnt, Schusswaffen grausame Erinnerungen weckte. Es kam zu gewaltsamen Konfrontationen zwischen Juden und Deutschen, teils mit tödlichem Ausgang, sowie zwischen jüdischen DPs und amerikani-

149 Siehe die (unbehaglich sympathisierende) Darstellung deutscher Beschwerden in Müller, *Fremde in der Nachkriegszeit*, S. 74-77.

150 Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*, S. 196. In der überarbeiteten englischen Ausgabe Kluger, *Still Alive*, S. 154, ist das Wort »Parasiten« durch »Protégés« ersetzt.

scher Militärpolizei und später sogar jüdischen Mitarbeitern von Hilfsorganisationen. Kurz nach dem gewaltsamen Tod Schmul Dancygers bei einer Razzia in Stuttgart im März 1946 hatten UNRRA-Mitarbeiter so große Befürchtungen, die Wut der Juden könne der »Massenpsychose« des Zionismus verzweifelten Zulauf verschaffen und zu Zusammenstößen mit einer aufgebrachten deutschen Öffentlichkeit führen, dass sie drängten: »Alle Juden sollten an möglichst wenigen Orten konzentriert werden.«¹⁵¹

Selbst als man die schießfreudige Polizei nach dem Stuttgarter Zwischenfall gemäßregelt hatte, kam es zu erheblichen Unruhen in der Nähe des DP-Lagers Landsberg. Die Umstände spiegelten die heikle Nähe von Deutschen und Juden mit ihren jeweils sehr unterschiedlichen Erinnerungen und Erfahrungen wider. Am Samstagabend, dem 27. April 1946, als die Nürnberger Prozesse in vollem Gang waren, feierten einige Deutsche die Rückkehr einheimischer Kriegsgefangener mit »Bier und Gesang«. Gut 15 Kilometer entfernt begingen jüdische DPs den dritten Jahrestag des Aufstands im Warschauer Ghetto. Durch diese brisante »Verkettung von Ereignissen« waren die DPs nur allzu bereit, auf Gerüchte zu reagieren, dass zwei junge Wächter eines jüdischen Kibbuz in der Nähe des deutschen Festes »gekidnappt« worden seien. Wie sich später herausstellte, hatten sich die beiden Jugendlichen auf eigene Faust aufgemacht, um Gerüchten nachzugehen, in der Nähe seien vermisste Verwandte aufgetaucht. Bis sich aber dieses recht verbreitete Szenario der Jagd nach Neuigkeiten über vermisste Angehörige aufgeklärt hatte, war in Landsberg bereits das Chaos ausgebrochen. Laut mehreren – allerdings leicht voneinander abweichenden – Berichten wurden ein Bus in Brand gesetzt, Steine geworfen, Militärpolizisten angegriffen und vielleicht sogar von der deutschen Polizei Warnschüsse abgegeben, während Militärpolizei, UNRRA-Vertreter und JDC-Mitarbeiter hektisch versuchten, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Zwanzig junge Männer, ausnahmslos KZ-Überlebende, deren Familien grauenvoll ermordet worden waren, wurden festgenommen und von einem amerikanischen Militärgericht zu hohen Haftstrafen verurteilt. Im Mai kam es zu weiteren Zusammenstößen im nahen DP-Lager Föhrenwald, wo ein 20-jähriger Holocaust-Überlebender von der deutschen Polizei getötet wurde und eine schwangere Frau zurückließ.¹⁵² Militärrabbiner und Mitarbeiter

151 UNRRAA/399.1.2, Vertraulicher Bericht von Captain G. Weisz über eine Reise durch die U.S.-Zone, 5. April 1946.

152 Siehe Mintzer, Report on Disturbances at Landsberg Camp, 29. April 1946, sowie »Report on Shooting at Foehrenwald Camp«, 27. Juli 1946, in: Grobman,

des U.S. Theater Judge Advocate bemühten sich eingehend um die Verteidigung der Landsberger Häftlinge und erreichten schließlich, dass ihre Haftstrafen zur Bewährung ausgesetzt oder erheblich verkürzt wurden. Je nach Blickwinkel bestätigte dieses Ergebnis Deutschen, Amerikanern beziehungsweise DPs entweder die privilegierte Stellung der aufsässigen Juden bei den toleranten Amerikanern, die Wirksamkeit amerikanisch-jüdischer Intervention oder die empörend ungerechte Behandlung der Überlebenden durch die Amerikaner, die diese gar nicht erst hätten einsperren dürfen. Eines stand jedenfalls außer Zweifel, wie einer der beauftragten amerikanischen Verteidiger feststellte:

Die Leute hatten auch das Gefühl, dass sie durch ihr früheres Leiden für geringfügige Gesetzesverstöße und unbedachte Handlungen, die sie begehen mochten, mehr als bezahlt hätten, und verübelten jedwede Bestrafung von Vergehen, die man gegen sie verhängte.¹⁵³

Obwohl Juden unter dem Schutz der Amerikaner standen und ein Wiederaufleben der Naziverfolgungen aufgrund der bedingungslosen Kapitulation keine reale Gefahr darstellte, herrschte unter ihnen zunehmende Nervosität und Anfälligkeit für Gerüchte und Panik. Wie bereits in den Abschnitten über Berlin in der Nachkriegszeit geschildert, waren sie sich überaus bewusst, dass als Reaktion auf den Zustrom jüdischer Flüchtlinge aus Osteuropa ein »neuer Antisemitismus« aufkam. Juden legten sich mit GIs an, weil sie überzeugt waren, die jungen Soldaten würden sich von ihren Fräuleins seelisch vergiften und drängen lassen, »Juden zum Vergnügen ihrer deutschen Freundinnen zu verprügeln.«¹⁵⁴ Bekümmerten Juden entging keineswegs, dass jüdische DPs wegen Ausbeutung Deutscher auf dem Schwarzmarkt angeklagt wurden, während GIs emsig Fräuleins und deren Familien mit ihren üppigen Rationen versorgten und Offiziere deutsche Frauen mit in ihre Quartiere nahmen.

Die meisten Beobachter und DPs selbst versicherten dennoch, dass die Verbitterung der Juden »nur selten zu aktiven Konflikten mit Deutschen führte«. Zudem behaupteten sie, auch wenn Juden »individuell geschäft-

Hrsg., In Defense of the Survivors, S. 377-381 und 356-367. Siehe auch Hyman, *Undeafed*, S. 23-28.

153 Bericht von Oscar A. Mintzer, *The Legal Situation of Jewish DPs in the American Zone*, Deutschland 23. September 1946, in: *AJDCA/390*. Eine kritische Sicht bietet Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 259 f.; zur amerikanisch-jüdischen Sicht siehe Hyman, *Undeafed*, sowie Mintzer in: Grobman, Hrsg., *In Defense of the Survivors*. Zu den Konflikten in Landsberg siehe Eders eingehende Studie *Flüchtige Heimat*.

154 Bericht von Oscar A. Mintzer, *The Legal Situation of Jewish DPs*.



Abb. 5.11. Fußballmannschaft im DP-Lager Zeilsheim.

liche oder sexuelle Beziehungen unterhalten und es sogar einige Fälle von Mischehen gibt«, hätten sie doch »mit Deutschen so wenig wie möglich zu tun und gestalteten alle notwendigen Beziehungen rein förmlich und sachlich.«¹⁵⁵ Aber dieses recht forcierte Beharren auf distanzierten Zweckbeziehungen erfasste nicht die Alltagsrealität, dass es gerade in den »individuellen«, grundlegenden und intimen Bereichen Nahrung, Fortpflanzung und Sexualität zugleich zu den am stärksten belasteten und engsten Beziehungen kam.

Die viel fotografierten Paraden von Kinderwagen, die stolze DP-Eltern durch deutsche Städte und Gemeinden schoben, richteten sich als Demonstration des Selbstbewusstseins an die DP's, aber auch an andere. Auf andere Art galt das auch für den Einsatz deutscher Arbeitskräfte und sogar für Liaisons jüdischer Männer mit deutschen Frauen. Das alles vermittelte Politikern, die über Palästina und die Einwanderungspolitik debattierten, Hilfsorganisationen, die Rationen und Unterkünfte zuteilten, und Deutschen, die sich mit ihren früheren Opfern unbehaglich konfrontiert sahen, die eindeutige politische Botschaft: »Wir sind da.« Es gilt allerdings zu betonen, dass jüdische Überlebende in Deutschland

155 Pinson, *Jewish Life*, S. 111 f.

ihre Anwesenheit auf diesem »verfluchten Boden« nicht nur als verdrehte »Ironie der Geschichte« sahen, wozu wir heute neigen, sondern auch als eine Art ausgleichender Gerechtigkeit, als ein »Heimzahlen«, ja sogar als »Vergeltung«. Juden waren überzeugt, die Deutschen schuldeten ihnen die Unterkünfte, ihre ehemaligen Kasernen und Gutshöfe, ihre Rationen und ihre Dienste.

Wenn jüdische Mütter demonstrativ ihre Babys vor sich herschoben, hatte das etwas ebenso schonungslos Provokatives wie die zionistischen Flaggen an ehemaligen deutschen Verwaltungsgebäuden oder die Plakate, die bei Demonstrationen durch deutsche Städte mitgeführt wurden. Es bereitete ein gewisses Vergnügen, den Bäcker in einer Kleinstadt aufzurütteln und darauf zu bestehen, dass er *Challah* für den *Shabbes* backte, oder beim Lebensmittelhändler Unmengen Hering für ein Feiertagsessen zu bestellen.¹⁵⁶ Juden spazierten durch deutsche und österreichische Kurbäder und Städtchen wie Bad Gastein, deren Hotels und Personal für die Behandlung und Rehabilitation von Holocaust-Überlebenden requiriert waren.¹⁵⁷ Das idyllische Schloss Elmau in den Bergen oberhalb von Garmisch, das als Sanatorium und Hotel für Überlebende diente, stand unter der Leitung eines ehemaligen KZ-Häftlings, der zum »Herrn auf einem bayerischen Schloss« avanciert war, und bei den ersten Purimspielen nach dem Krieg verkleideten Kinder sich als Haman in Hitlerkostüm.¹⁵⁸ Ein DP erinnerte sich: »Rache bedeutete nicht nur, Deutsche zu töten. Wir bekamen unsere Rache, wenn wir die Deutschen als Holzfäller und Wasserträger arbeiten sahen ... wenn wir sie jüdische Häuser, die jüdische Schule, die ich besuchte, putzen, Zigaretten kaufen und mit Gold bezahlen sahen – Gold, das man ohne Zweifel Juden abgenommen hatte. Wir verkauften ihnen Brot und Kaffee, und sie gaben alles, was sie hatten ... Rache bedeutete auch, mit deutschen Frauen zu leben.«¹⁵⁹

156 Vida, *Doom to Dawn*, S. 21, schildert seine Genugtuung, als er 12 Fässer Hering bestellte, der nach den Gottesdiensten zu den Hohen Feiertagen im Herbst 1945 in der alten Frankfurter Synagoge in der Freiherr-vom-Stein-Straße serviert werden sollte, die ein Trupp von 23 ehemaligen SS-Leuten zuvor von Trümmern geräumt hatte. Theodor W. Adorno erörtert in *Soziologische Schriften II*, S. 258 ff., ausdrücklich die »Rachsucht«, die Deutsche den DPs und Juden nachsagten.

157 Siehe YIVO LWS 294.1/286/MK488/R24, insbes. S. 802 f. Siehe auch die Schilderung in Appleman-Jurman, Alicia, S. 390 f.

158 Landau, *Purim in Elmau*, S. 243. Siehe auch den ähnlichen Bericht in Schwarz, *Redeemers*, S. 111 f. Zu den Purimfeiern in DP-Lagern siehe T. B. Dobkin, *The Landsberg Carnival*, S. 52-60, sowie YIVO 294.2 DPG/847/MK483/R61.

159 A. Fuchs, zit. in Gutman und Saf, Hrsg., *She'erit Hapletah*, S. 532 f.

Intime Kontakte

Juden hatten mit deutschen Frauen Sex, lebten zuweilen mit ihnen zusammen und heirateten sie sogar (in seltenen und stigmatisierten Fällen). Bis 1950 wurden über tausend solcher Eheschließungen registriert. Sicher gab es erheblich mehr flüchtige und auch dauerhaftere Beziehungen. Zum Teil war das auf den jüdischen Männerüberschuss von 60/40 unter den Überlebenden sowie auf den leichten Zugang zu deutschen Frauen zurückzuführen, die als Krankenschwestern und Dienstuben angestellt waren. Die Spannungen, die aus solchen Verbindungen erwuchsen, sind aus der DP-Literatur, den Berichten über erbitterte Auseinandersetzungen innerhalb der DP-Lager und sogar aus den Verfahren der DP-Ehrengerichte ersichtlich, die in besonders schweren Fällen zum Ausschluss aus dem Lager führten.¹⁶⁰ Eine frühe Debatte unter jungen Überlebenden im Kibbutz Buchenwald lässt den Ernst des Problems erkennen:

Nein. Genossen, versteht mich nicht falsch. Ich fordere keine Blutrache an deutschen Zivilisten. Ich sage lediglich, dass schlichte menschliche Selbstachtung uns hindern muss, Beziehungen mit deutschen Frauen einzugehen. Ja, es stimmt, dass wir jahrelang in Lagern eingesperrt waren, ohne eine Frau zu sehen, und jetzt, da wir aus dem Gefängnis in eine strahlende Welt der Freiheit kommen, ist unser Blut heiß, und wir wollen ein bisschen leben. Das ist ganz natürlich. Aber Freunde, ich bitte euch, an eines zu denken: Als unsere geliebten jüdischen Mädchen in den Krematorien verbrannten, wurden ihre Kleider nach Deutschland gebracht, und vielleicht tragen eben diese Mädchen ihre Kleider, ihre Ringe. Ich finde, mehr gibt es zu diesem Thema nicht zu sagen. Genossen, schließlich sind wir Menschen, die ihre Triebe, wenn nötig, beherrschen können.¹⁶¹

160 Zahlen aus Yantian, Studien zum Selbstverständnis, S. 43. Königseder, *Flucht nach Berlin*, S. 145, (Zit. aus Undser Lebn, 27. Dezember 1946, S. 34) schildert den Fall zweier DPs in Berlin, denen Beziehungen zu deutschen Frauen zur Last gelegt wurden. Angeblich hatten sie sich in örtlichen Lokalen betrunken, ihre jüdischen Frauen entehrt und die Gemeinschaft durch die mögliche Übertragung von Geschlechtskrankheiten gefährdet. Die verhängten Strafen reichten von einer Verwarnung für einen Ersttäter bis zu sechsmonatigem Ausschluss aus dem DP-Lager, allerdings ist nicht klar, ob solche Sanktionen tatsächlich umgesetzt wurden.

161 C. M. Gottlieb, Kibbutz Buchenwald, Bericht über eine Sitzung am 21. Juni 1945, in: Schwarz, *The Root and the Bough*, S. 315f. Auch zit. in Mankowitz, *Life between Memory and Hope*, S. 244. Siehe auch Baumel, *Kibbutz Buchenwald*.

Die besorgten, wütenden Appelle, das Andenken an die ermordeten jüdischen Ehefrauen, Mütter und Mädchen nicht durch Beziehungen mit deutschen Frauen zu entehren, waren eindringlich, aber nicht immer wirkungsvoll. Zum einen wollten junge Juden »ein bisschen leben«, zum anderen gab es Deutsche, die mehr als bereit waren, sich sexuell mit Juden einzulassen. Manche versuchten sogar zu konvertieren, um sie heiraten zu können. Rabbiner stellten fest, dass Proselyten unter den damaligen außergewöhnlichen Bedingungen ein ungewöhnliches und für sie unerwartetes Phänomen waren. Sie äußerten die Befürchtung, junge Juden hätten nach all ihren Prüfungen und Leiden nicht aus der Vergangenheit gelernt. Gleichermassen irritiert und verblüfft waren sie über Deutsche, die zum Judentum übertreten wollten, wie auch über junge Juden, die deutsche Mädchen heiraten wollten. Besonders wunderten sie sich über die Nichtjuden, die jüdische Frauen heiraten wollten und tagtäglich (wenngleich in erheblich geringerer Zahl) ins Rabbinat kamen, um zu konvertieren, obwohl sie sich dazu einer Operation (der Beschneidung) unterziehen mussten.¹⁶²

Diese Missbilligung bezog sich auch auf nichtjüdische Befreier, die sich in ihre Schützlinge verliebten. Solche Beziehungen zwischen Holocaust-Überlebenden und alliierten Befreiern kamen häufiger zwischen jüdischen Frauen und nichtjüdischen Männern vor; »Mädchen, die sich geschämt hätten, sich mit Deutschen einzulassen, ließen sich stolz mit alliierten Soldaten sehen.«¹⁶³ Weniger Missfallen erregten Beziehungen mit amerikanisch- und britisch-jüdischen Befreiern, die zwar offenbar nur selten vorkamen, aber eher als »Liebesgeschichten« dargestellt wur-

162 Unser Wort, Nr. 15, 15. November 1946, in: YIVO DPG 294.2/548/MK483/R41. Der Hinweis auf Beziehungen deutscher Männer zu jüdischen Frauen ist insofern überraschend, als man allgemein (und sicher zutreffend) davon ausgeht, dass jüdische Frauen mit geringerer Wahrscheinlichkeit Beziehungen mit deutschen Männern eingingen und zudem ein erheblicher Mangel an deutschen Männern in heiratsfähigem Alter herrschte.

163 Der britische Militärrabbiner in Belsen erinnerte sich an seine Bemühungen, eine Ärztin, die ihren Mann und ihren Sohn im KZ verloren hatte, zu überzeugen, dass ihre Pflicht, in den DP-Lagern auf eine mögliche jüdische Zukunft in Palästina zu warten, über die Versuchung siegen müsse, den britischen Sanitäts-offizier zu heiraten, der sich um sie gekümmert hatte und ihr nun ein sicheres Leben in Großbritannien versprach. Als er zuletzt von ihr hörte, kämpfte sie sich allein in New York City durch und bereitete sich auf die Prüfung für ihre ärztliche Zulassung vor. Siehe Hardman, *Survivors*, S. 66.

den.¹⁶⁴ Es mag durchaus sein, dass »die Leidenschaftlichkeit der Zeit die Zurückhaltung überwand«, aber für einsame weibliche Überlebende wie auch für deutsche Frauen galt ebenso: »Die Soldaten hatten eine Menge zu bieten.«¹⁶⁵ Eine junge ungarische Überlebende erinnerte sich an ihre Arbeit als Sekretärin für die Amerikaner in Heidelberg: »Leben und Jugend brodeln fröhlich in uns auf. Wir lernen uns kennen. Diejenigen von uns, die Englisch können, werden als Erste angesprochen.«¹⁶⁶

Beziehungen zwischen jüdischen Männern und deutschen Frauen blieben für Holocaust-Überlebende noch lange ein problematisches, strittiges Thema, auch nachdem sich die Wirren der Zeit unmittelbar nach der Befreiung gelegt und die alliierten Streitkräfte den Versuch aufgegeben hatten, die Antifraternisierungsvorschriften durchzusetzen. Für Juden hatte dieses Problem zwei Aspekte: Einerseits verdankten viele der verbliebenen deutschen Juden ihr Überleben »arischen« Ehepartnern, wie im Kapitel über Berlin dargelegt wurde, und die wieder entstehenden jüdischen Gemeinden mussten ihre Haltung zur Teilhabe nichtjüdischer Partner klären. Andererseits gab es die meist unehelichen Beziehungen zwischen DPs und deutschen Frauen, die augenfälliger und proportional häufiger wurden, als nach 1948 die Lockerung der Einwanderungsbestimmungen in die USA und die Gründung des Staates Israel die Auswanderung von Holocaust-Überlebenden aus Deutschland beschleunigten. Damals zeigte sich, dass manche Juden beschlossen hatten, in Deutschland zu bleiben, und zwar nicht nur, weil sie zu alt und krank waren, um weiterzuziehen, sondern weil sie eine Existenz gegründet hatten und/oder mit einer deutschen Frau lebten. Diese Partnerschaften und Ehen zwischen Deutschen und den wenigen Juden, die in Deutschland blieben, sind allerdings wesentlich einfacher zu dokumentieren als die sexuellen Beziehungen oder Romanzen, die ganz ähnlich wie der Schwarzmarkt ein grundlegender, wenn auch verschwiegener Bestandteil des vorübergehenden jüdischen DP-Lebens in den unmittelbaren Nachkriegsjahren waren.

Jungen männlichen Überlebenden, die »nichts von Frauen wussten« außer den schmerzlichen Erinnerungen an ihre ermordeten Mütter und Schwestern, boten deutsche Frauen, die häufig selbst einsame Flüchtlinge waren und nach »ein bisschen Spaß« hungerten, einen leichten und

164 Siehe z.B. Klein und Klein, *Hours After*, oder das Oral-History-Interview, das am Ende des Rundgangs durch das USHMM gezeigt wird.

165 Macardle, *Children of Europe*, S. 266.

166 Elly Stern, *Joy Cometh in the Morning*, in: Schwarz, *The Root and the Bough*, S. 178.

relativ unbekümmerten Zugang zu ersten sexuellen Erfahrungen ohne die Verpflichtungen und Assoziationen, die mit jüdischen Frauen einhergingen. Ein 17-Jähriger, der das Wilnaer Ghetto, Zwangsarbeit und die KZs Auschwitz und Stutthof überlebt hatte, erinnerte sich an seine Zeit im Berliner DP-Lager Schlachtensee: »Der Kurfürstendamm war ein guter Ort, erste sexuelle Erfahrungen zu sammeln.« Während andere sich auf dem Schwarzmarkt betätigten, war er daran »interessiert, Frauen zu treffen«. Ein Freund organisierte für seine Kumpane ein Stelldichein mit drei deutschen Mädchen in einem Hotel auf Westberlins Hauptverkaufsstraße, die jungen Männer brachten Wodka mit, »alles andere war kostenlos«. Er wusste zwar nicht recht, was er da eigentlich tat, aber es machte Spaß (rückblickend wunderte er sich, dass »Schutz« kein Thema war). Für zusätzliche Befriedigung sorgte vielleicht das Bewusstsein, ein bisschen »Rassenschande« zu begehen, denn »Hitler wäre damit nicht einverstanden gewesen; er hatte anderes mit mir vorgehabt«. ¹⁶⁷

Den Kontakten zwischen jüdischen Müttern und den deutschen Frauen, die sich um ihre Säuglinge kümmerten, nicht unähnlich, waren auch diese flüchtigen, pragmatischen Begegnungen zwar von der jüngsten Vergangenheit überschattet, aber im Allgemeinen geeignet, die (unterschiedlichen) Bedürfnisse beider Seiten zu befriedigen. Als ich eine meiner Interviewpartnerinnen, die Auschwitz überlebt und im DP-Lager Feldafing gewohnt hatte, aus Taktgefühl behutsam nach ihren Erinnerungen an jüdische Männer fragte, die mit deutschen Frauen »ausgingen«, sah sie mich entrüstet an und platzte heraus: »Jüdische Männer gingen nicht mit deutschen Frauen aus, sie *schliefen* mit ihnen!« Gelegenheiten boten sich reichlich, erinnerte sie sich nüchtern. Deutsche Frauen kamen, um die DP-Unterkünfte zu putzen, und tagsüber waren genügend Betten frei; »es war ganz einfach, ins Bett zu gehen.« ¹⁶⁸

Ein männlicher DP erklärte rückblickend: »Es ist kaum zu glauben – und noch schwerer zu verstehen –, wie es dazu kam ... viele deutsche Frauen waren attraktiv und verstanden es, mit ihren Liebesaffären umzugehen.« Vielleicht meinte er, dass sie, abgehärtet und gezeichnet durch den Krieg, nicht nur Erfahrung mit Sexualität und Empfängnisverhütung besaßen, sondern auch gelernt hatten, keine allzu unrealistischen Ansprüche an Männer zu stellen, die höchstwahrscheinlich nicht bei

167 Telefoninterview mit A. Kerr, 5. August 2004.

168 Zippi Tichauer, persönliche und telefonische Interviews, New York City, Oktober 2004 bis Juni 2006.

ihnen bleiben würden.¹⁶⁹ Zippi Tichauer, die Frau des DP-Polizeichs in Feldafing, sah diese Begegnungen negativer. Nach ihrem Eindruck hatten jüdische Männer die Einstellung: »Eine deutsche Frau war Dreck«, leicht auszunutzen und ebenso leicht mit einem unehelichen Kind im Stich zu lassen. Noch immer verfolgt sie die schmerzliche Episode eines jüdischen DP, dessen Frau keine Kinder bekommen konnte und der sich deshalb einfach sein Kind mit einer Deutschen aneignete und es mit Einverständnis seiner Frau, aber gegen den Willen der Mutter als ihr eheliches Kind ausgab und den Jungen mit in die Vereinigten Staaten nahm. Auf die Frage, ob dieser Fall vielleicht eine Ausnahme gewesen sei, schnaubte sie: »Wenn es einen gab, gab es mehrere.« Die meisten dieser unehelichen halbjüdischen Kinder blieben jedoch bei ihren Müttern. In der Nachkriegszeit, als ledige Mütter durchaus nichts Ungewöhnliches waren, konnte es bei einem »jüdischen Baby niemand sehen«, anders als bei den »Mischlingskindern« afroamerikanischer GIs und deutscher Mütter (entsprechend unmöglich ist es, die Fakten zu verifizieren). Zudem waren männliche jüdische DPs bei deutschen Frauen erstaunlich begehrt, denn sie hatten einen »reichen« Vorrat an Waren wie Zigaretten und Schokolade zu bieten, blieben in der Regel länger als Besatzungssoldaten und erforderten keine Englischkenntnisse. Im Gegensatz zu den GIs sprachen sie häufig deutsch, ansonsten war Jiddisch dem Deutschen immer noch ähnlich genug.¹⁷⁰ Ein anderer männlicher Überlebender erinnerte sich wehmütig, deutsche Frauen hätten zwar »im Ruf der Leichtlebigkeit« gestanden und seien »von der Gruppe verachtet« worden, aber »im Großen und Ganzen waren sie attraktiver als die jüdischen DP-Frauen, und sei es auch nur, weil sie nicht unter so brutalen Bedingungen lebten«. Er räumte ein, die meisten dieser Beziehungen seien aus »einer Mischung aus Rache und dem Wunsch, verbotene Früchte zu kosten«, erwachsen, es habe aber auch »Einzelfälle« von »tiefer gegenseitiger Zuneigung« gegeben, bei denen »die Antwort schlicht darin lag, dass ein Mann und eine Frau sich begegneten und verliebten«.¹⁷¹

169 Meyer Kron, *Through the Eye of a Needle*, Kap. 10, »Stopover in Germany«, in: *Memoirensammlung*, Concordia University Chair in Jewish Studies, Montreal Institute for Genocide and Human Rights Studies, 2001, <http://migs.Concordia.ca/survivor.html>.

170 Interviews mit Z. Tichauer. Siehe auch Fehrenbach, *Race after Hitler*.

171 Schochet, *Feldafing*, S. 161f. Beschreibungen solcher Affären finden sich in Eisner, *Die Happy Boys*, S. 118ff., 163-178. Ruth Klüger schildert in *weiter leben*, S. 213f., ihre komplizierte Beziehung zu ihrem Kommilitonen Christoph (eine fiktionalisierte Version des Schriftstellers Martin Walser).

Leben mit dem »Feind«

Die Verwendung des Begriffs »Rache« – der häufig vorkommt – in Verbindung mit Sexualität ist bemerkenswert. Historiker hatten keine Schwierigkeiten, öffentliche Aktionen als »symbolische Rache« zu erkennen, das galt für zionistische Kundgebungen in ehemaligen Nazi-Hochburgen wie dem Münchener Bürgerbräukeller ebenso wie für den Kibbuz auf dem früheren Gutshof des berühmten fränkischen Gauleiters, wo »Besucher« das besondere Erlebnis erwartete, »Hofhunde auf hebräische Namen reagieren zu sehen, was die Trainer ihnen als Gruß an Streicher beigebracht hatten«. ¹⁷² Soziale Interaktionen, wie sie mit Arbeit, Handel, Sexualität, Gebären und Kinderpflege einhergingen, thematisierten Historiker jedoch nicht unter solchen Aspekten, sondern ordneten sie vielmehr als »persönliche« Reaktionen selbstverständlich dem natürlichen Bemühen zu, wieder eine gewisse Normalität in ein traumatisiertes, gebrochenes Leben zu bringen, oder sahen sie schlicht als notwendig für das tägliche Überleben. ¹⁷³ Betrachtet man jedoch die Alltagsgeschichten und Erinnerungen aufmerksam, so zeigt sich deutlich, dass die »persönlichen« Erfahrungen – und die Interaktionen mit Deutschen, zu denen sie führten – für Juden auch Bestandteil der befrachteten, trotzigigen Umdeutungsprozesse waren, die zu der viel beschworenen Verpflichtung gehörten, allein schon »durch ihre Existenz Rache zu nehmen«. Ihr (normales und zugleich anomales) Alltagsleben demonstrierte, dass sie zwar auf der Dokumentation und Erinnerung an die Katastrophe bestanden, zugleich aber auch mehr als bloße »Opfer« waren und sich eben nicht besessen an ihrer traumatischen Vergangenheit festklammerten.

Trotz einiger dramatischer Zwischenfälle und Pläne etwa für Mordanschläge auf SS-Leute, einem fehlgeschlagenen Brunnenvergiftungsplan, an dem der Wilnaer Partisan und Dichter Abba Kovner beteiligt war, und einem nur mäßig erfolgreichen Versuch im Jahre 1946, dem Brot für ein amerikanisches Kriegsgefangenenlager bei Nürnberg Gift beizumischen, der zur (nicht tödlichen) Erkrankung von etwa 200 SS- und Gestapo-Leuten führte, gab es nur wenige echte Bestrebungen, in großem Stil Rache (*Nakam*) zu üben. Während Beobachter sich verwundert über die »unglaubliche Selbstbeherrschung« der Juden äußerten und zugleich beeindruckt, erleichtert und misstrauisch waren, dass sie

172 Hyman, *Undeclared*, S. 35, 393.

173 Siehe Mankowitz' hervorragende politische Studie *Life between Memory and Hope*, sowie Peck, *Jewish Survivors*, S. 33-35. Hyman, *Undeclared*, S. 346, spricht von »sublimierten Racheformen«.

die Deutschen nicht »in Stücke rissen«, waren sich die Überlebenden schmerzlich bewusst, dass es angesichts des Völkermordes keine angemessene Vergeltung geben konnte.¹⁷⁴

Tatsächlich ist das vorhandene Beweismaterial recht unterschiedlich und widersprüchlich. Einerseits bestanden die erschöpften, erbitterten Juden hartnäckig darauf, in einer separaten, extraterritorialen Welt zu leben und sich mit Deutschen nicht einmal einlassen zu wollen, um ihnen etwas anzutun. Susan Brison vermutet in ihrem Buch über die Nachwirkungen einer brutalen Vergewaltigung, dass Überlebende traumatischer Erfahrungen es möglicherweise nicht wagten, Zorn auf den Täter zuzulassen, weil es ein gewisses Maß an Engagement und »Nähe« zu ihm erfordere.¹⁷⁵ Unter Verwendung eines Wortes, das in jüdischen Beschreibungen ihrer Einstellung zu Deutschen immer wieder zu finden ist, äußerte sich eine deutsch-jüdische Überlebende über ihre Befreiung und ihre erfolgreiche Identifizierung von SS-Wärtern für britische Kriegsverbrecherprozesse: »Ich empfand keine Freude, sie in ihren Zellen zu sehen, nur Haß und Verachtung«. Den Alliierten zu helfen war eine Pflicht, aber eigentlich wollte sie nur eins: »Ich wollte jetzt vergessen, weg, raus aus Deutschland, und die Deutschen für immer aus meinem Gedächtnis streichen.«¹⁷⁶ Andererseits gab es gewalttätige Auseinandersetzungen, und Vertreter der Militärregierung schimpften, dass jüdische DPs »gern mit Deutschen in Prügeleien geraten«.¹⁷⁷ Die DPs waren eindeutig »leicht auf die Palme zu bringen«. Und drittens (was am wenigsten untersucht ist) gab es unzählige alltägliche, sachliche und sogar freundliche Interaktionen, die offenbar ohne jede Rücksicht auf die jüngste Vergangenheit ausschließlich in der Gegenwart verhaftet waren und jede gemeinsame Zukunft leugneten.

174 Siehe z.B. das leidenschaftliche Buch *The Embers Still Burn* von I. A. Hirschmann, LaGuardias Generalinspekteur der UNRRA, S. 149, 145. Zu diesen Racheplänen (und begrenzten Aktionen) siehe Tobias und Zinke, Nakam; Cohen, Nachtmarsch; und Bar-Zohar, *The Avengers*, S. 20-52. Siehe auch die bemerkenswerte Geschichte eines (deutsch-)amerikanisch-jüdischen Offiziers, der mit DPs zusammenarbeitete, in: Brzezinski, *The Secret*, S. 8-17, insbes. S. 26.

175 Brison, *Vergewaltigt*, S. 28 f. Rapaport, *Jews in Germany*, S. 75, vertritt aufgrund von Mary Douglas' Analyse zu Tabu und Verunreinigung, Juden und Deutsche hätten Schweigen und Vermeidung als Strategien genutzt, um mit einer »verunreinigten sozialen Umgebung« fertigzuwerden.

176 L. Eichengreen mit H. H. Chamberlain, *Von Asche zum Leben*, S. 175.

177 Mintzer in: Grobman, Hrsg., *In Defense of the Survivors*, S. 301.

Rache nahm meist symbolische, aber dennoch höchst augenfällige Formen an. Eines der auffallendsten Merkmale der DP-Präsenz war die bewusste Aneignung ehemaliger »Nazikultstätten« und deutscher Orte und Räumlichkeiten für ihre eigenen praktischen und symbolischen Zwecke. Vertreter der ersten Konferenz der befreiten Juden, die im Juli 1945 in St. Ottilien stattfand, fuhren nach München, um dort im Bürgerbräukeller, von dem aus Hitler 1923 seinen Putschversuch gestartet hatte, ihre Forderungen nach ungehinderter Auswanderung nach Palästina Nachdruck zu verleihen.¹⁷⁸ Im August 1945 schilderte ein jüdischer Gefreiter der Jewish Brigade in der britischen Armee, dass ihn in Berchtesgaden, »dem Allerheiligsten des deutschen Nationalsozialismus«, ein Wachsoldat mit einem herzlichen »Scholem Aleichem« begrüßte. »Adolf Hitler mag sich im Grabe umgedreht oder irgendwo in Argentinien an den Kopf gegriffen haben«, dachte sich der Gefreite.¹⁷⁹ Besondere Freude empfanden amerikanisch-jüdische Soldaten, wenn sie sahen, wie das Blatt sich auf Hitlers Berghof gewendet hatte. Eisenhowers Sonderberater in jüdischen Angelegenheiten, Judah Nadich, entdeckte mit Genugtuung hebräische Graffiti, die die Jewish Brigade hinterlassen hatte; keine »seltsame Episode« aus der jüdischen Nachkriegspräsenz in Deutschland »konnte verdrehter, befriedigender sein als dieses Zeichen vom Besuch jüdischer Soldaten in jüdischen Uniformen im Innersten des Ortes, der einmal Hitlers Hochburg, seine Festung und sein Stolz war«.¹⁸⁰

Als Lucy Dawidowicz (Schildkret) im Herbst 1946 als JDC-Mitarbeiterin in US-Uniform nach München kam, stellte sie fest, dass der berühmte Bürgerbräukeller »in ein Rote-Kreuz-Zentrum umgewandelt war, in dem es Hot Dogs, Eis, Erfrischungsgetränke und andere amerikanische Kost gab«.¹⁸¹ Andere lobten das »ausgezeichnete Bier«.¹⁸² Und als das Zentralkomitee befreiter Juden in Bayern ein »ausgebombtes Stockwerk« im Deutschen Museum in München bezog, stellte Abraham Hyman, ein Anwalt der amerikanischen Militärregierung, mit einer gewissen Schadenfreude fest: »Hitler prophezeite einmal, es werde eine Zeit kommen, in der man ins Museum gehen müsse, um einen Juden

178 Siehe unter vielen anderen Quellen Hymans Schilderung in: *Undeafated*, S. 76.

179 Pfc. (Obergefreiter) Hans Lichtwitz, Die »Dachauer« kommen zurück: Erlebnisse eines jüdischen Soldaten in Bayern und Österreich, *Aufbau*, 10. August 1945, S. 32.

180 Nadich, *Eisenhower and the Jews*, S. 193.

181 Dawidowicz, *From That Place and Time*, S. 283.

182 Lichtwitz, Die »Dachauer« kommen zurück, S. 32.

zu finden.«¹⁸³ Eine Überlebende, die dort als Sozialarbeiterin tätig war, erklärte: »Das Schöne ist, dass man, wenn überhaupt, nicht viel Deutsch hört.«¹⁸⁴ Die Münchener Möhlstraße und die Siebertstraße, wo ORT, JDC, Jewish Agency und das Zentralkomitee der jüdischen DPs ihren Sitz hatten, ähnelte »einem Divisionshauptquartier im Krieg mit einer Reihe requirierter Wohnhäuser, in denen nun eine Mischung aus Büros und Unterkünften diverser Organisationen untergebracht sind«, umgeben vom regen Treiben einer jiddischsprachigen ostjüdischen Gemeinde.¹⁸⁵ Als im Januar 1946 im Münchener Rathaus, dem Zentrum der ehemaligen inoffiziellen Nazihauptstadt, der Kongress des Zentralkomitees befreiter Juden tagte, war der Saal für diesen Anlass mit einem Spruchband geschmückt, das verkündete: »So lange noch ein jüdisches Herz in der Welt schlägt, schlägt es für das Land Israel.« Es gibt unzählige Beispiele für solche Umnutzungen; das vielleicht berühmteste ist der Streicherhof, ein sozialistisch-zionistischer Kibbuz auf dem ehemaligen Gutshof des berüchtigten fränkischen Gauleiters Julius Streicher. Seine jungen Bewohner hatten dem Hof den Namen »Kibbuz Nili« gegeben, die hebräische Abkürzung für »die Stärke Israels ist nicht zu verleugnen«; der Kibbuz »wurde eine Hauptattraktion für Journalisten und andere.«¹⁸⁶

Obwohl die Holocaust-Überlebenden mit den ihnen zugewiesenen Rollen als Quelle moralischer Autorität, Träger neuen Lebens und asoziale selbstmitleidige Wracks zu kämpfen hatten, waren sie sich vollauf ihrer Aufgabe als Hüter der Erinnerung und Augenzeugen des Unbeschreiblichen wie auch ihrer viel beschworenen Pflicht bewusst, allein schon durch »ihre Existenz Rache zu nehmen«. In einer Predigt zum bemerkenswerten ersten Jom-Kippur-Fest nach der Befreiung räumte Samuel Gringauz, einer der führenden DP-Vertreter, am 17. September 1945 ein: »Wir Älteren leben Tag und Nacht mit den Erinnerungen an die Toten. Wir, die wir täglich sahen, wie die besten unserer Leute ermordet wurden, fühlen uns den Toten näher als den Lebenden.« Er benannte auch das grundlegende Dilemma aller Rachebestrebungen: »Nicht einmal Satan hat eine angemessene Rache für das vergossene Blut eines kleinen Kindes geschaffen.« Vielmehr mahnte er insbesondere die

183 Hyman, *Undefeated*, S. 75.

184 Brief aus Klein und Klein, *Hours After*, S. 110. Zur Sicht einer UNRRA-Mitarbeiterin, die ebenfalls im Deutschen Museum arbeitete, siehe Pettiss, *After the Shooting Stopped*.

185 Levin, *In Search*, S. 363.

186 Hyman, *Undefeated*, S. 35, 139, 155, 393. Siehe auch Patt, *Finding Home and Homeland*, S. 62f., 194f., 263.

jungen Überlebenden – »die Träger unserer Rache« –: »Ihr, die Jungen, sollt und dürft nicht mit den Erinnerungen an unsere Toten und mit Klagen leben ... Ihr müsst der Welt zeigen, dass wir leben. Ihr müsst schaffen und bauen, tanzen und singen, glücklich sein und leben, leben und arbeiten.«¹⁸⁷

Rache ist für den Historiker ein unumgänglicher Begriff, weil er in den zeitgenössischen Auseinandersetzungen häufig vorkam. Für unsere Zwecke ist er jedoch sicher nicht ausreichend dehnbar, um die quälend komplexe Gemengelage bei jüdischen DPs zu vermitteln: Schmerz über die überwältigenden Verluste, Genugtuung über das Überleben – trotz allem –, das dringende Bedürfnis nach »Normalität« und schließlich die Entschlossenheit – Deutschen, Alliierten und anderen Juden – zu demonstrieren: »Wir sind da (mir zaynen do)«, wenn auch »unterwegs« (und dies ist ein entscheidener Punkt) an irgendeinen anderen Ort fern von Deutschland und Europa. Auf einer unmittelbaren Ebene umfassten Rache und Erholung auch ein sorgfältiges Ausbalancieren und Bewältigen der pragmatischen Kontakte mit und der Distanz zu Deutschen, die allerdings immer im Kontext der vielleicht missbilligenden – aber ihre schützende Präsenz aufrechterhaltenden – Alliierten und der Überzeugung stattfanden, dass der Aufenthalt in Deutschland lediglich vorübergehend sei.

Juden empfanden Verachtung – ein Wort, das nach ›mürrisch‹ vielleicht am häufigsten anzutreffen war – für das ignorante Selbstmitleid der besiegten Deutschen. Besonders abstoßend fanden sie das häufig als unterwürfig und kriecherisch beschriebene Verhalten der Deutschen. Richard Sonnenfeldt, ein 22-jähriger deutsch-jüdischer Gefreiter in der US Army, der Chefdolmetscher bei den Nürnberger Prozessen wurde, erinnerte sich, dass er nur Verachtung für die mittelmäßigen »Speichel-lecker« empfand, die er in den Zellen und auf der Anklagebank sah.¹⁸⁸ Untereinander schlossen Juden sich Churchills boshafter Einschätzung an: »Der Hunne springt Dir entweder an die Kehle oder ist zu Deinen Füßen.«¹⁸⁹ Andererseits mussten Juden sich der Realität stellen, die eine Überlebende einer deutschen Historikerin so beschrieb: »Aber individuell war es sehr schwer, sie zu hassen, wenn man Menschen erst einmal kannte und ihnen persönlich begegnete und mit ihnen in der gleichen Wohnung lebte. Es war so viel einfacher ein Kind oder einen anderen Ju-

187 Zitiert in: Hyman, *Undefeated*, S. 16 f.

188 Sonnenfeldt, *Mehr als ein Leben*, S. 174.

189 »Fahrt durch Berlin. Aus einem Brief von Master Sgt. Charles Gregor«, geschrieben am 14. Juli 1945 auf Briefpapier aus dem Führerbunker, was damals sehr beliebt war, *Aufbau*, 17. August 1945, S. 32.

gendlichen zu hassen, den ich in der Straßenbahn sah und nicht kannte. Wenn man jemanden kannte, war es anders.«¹⁹⁰

Samuel Gringauz, der Vorsitzende des Zentralkomitees der befreiten Juden in der amerikanischen Zone, der sowohl für die jiddische *Landsberger Lager Caijtung* als auch für die DP-Zeitung *Die jüdische Rundschau* schrieb, formulierte verbittert – in für heutige Leser vielleicht schockierender Schärfe – seinen Abschied von der westlichen Kultur der Aufklärung:

Wir glauben nicht an Fortschritt ... wir glauben nicht an die zweitausendjährige christliche Kultur des Westens, jene Kultur, die *für sie* die Freiheitsstatue in New York, Westminster Abbey an der Themse, die wunderbaren Gärten von Versailles, die Uffizien und den Palazzo Pitti in Florenz, das Straßburger Münster und den Kölner Dom hervorbrachte; aber *für uns* die Gemetzel der Kreuzzüge, die spanische Inquisition, das Blutbad von Chmielniki, die Pogrome in Russland, die Gaskammern von Auschwitz und die Massaker in ganz Europa.¹⁹¹

Ideologisch wandten sich die *She'erit Hapletah* von Deutschland und jenem Europa ab, das das gesamte vom modernen Judentum investierte Vertrauen verraten hatte. Aber tatsächlich kannten Deutsche und Juden sich durchaus in den Jahren unmittelbar nach Kriegsende und kamen tagtäglich miteinander in Berührung. Ein deutsch-jüdischer Offizier der britischen Armee berichtete seinen Freunden in Palästina 1946:

»Ich hasse die Deutschen«, ist der allgemeine Ausdruck. »Ich kann sie nicht sehen, ich könnte sie alle mit kaltem Blut umbringen.« Wenn aber die Unterhaltung weitergeht, so fällt es auf, daß bald von »meinem Freund Schmidt« die Rede ist und »unseren lieben Nachbarn, den Müllers«, wie denn auch der größte Hasser nicht in völliger Einsamkeit leben kann, wenn er einmal genötigt ist, an dem Orte seiner Qual weiterzuleben.¹⁹²

»Wie könnte ich hier bleiben?«, fragt Gerda Weismann den deutsch-jüdischen GI, mit dem sie verlobt ist und mit dem sie unbedingt in die

190 Dietrich und Schulze-Wessel, *Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung*, S. 104.

191 *Landsberger Lager Caijtung*, 16, o.D., S. 9, sowie *Die jüdische Rundschau*, zit. n. Pinson, *Jewish Life*, S. 114. Gringauz selbst emigrierte im September 1946 nach USA. Siehe auch Mankowitz, *Life Between Memory and Hope*, S. 190 f. und Wyman, *DPs*, S. 138.

192 Posener, *In Deutschland*, S. 144. Auch zitiert in Brenner, *After the Holocaust*, S. 52.

Vereinigten Staaten gehen möchte, nachdem sie herausgefunden hat, dass ihre Anwesenheit ihren netten, aber völlig kompromittierten Vermieter vor einer Bestrafung im Rahmen der Entnazifizierungsverfahren schützt. Sie quält sich mit der Frage: »Was soll ich Leuten sagen, die mich anständig behandelt haben, egal, welche Motive sie hatten?«, und gibt zu: »Ich kann Deutschland und alles Deutsche leidenschaftlich hassen, aber den einzelnen kann ich nicht hassen.«¹⁹³ Der Wunsch, aus Deutschland fortzukommen, mag tatsächlich nicht nur mit der Furcht oder Abneigung zu tun gehabt haben, im Land der Mörder zu leben, sondern auch mit einer durchaus begründeten Angst, ihr dauerhaftes Bleiben und die Nähe könnten zu mehr Kontakten und vielleicht sogar – trotz aller Erinnerungen und Einsichten – zu persönlichen und wirtschaftlichen Bindungen führen.

Für die jüdischen DPs bestand ein Zusammenhang zwischen dem persönlichen und dem politischen Überleben: in der Geburt von Kindern, im sozialen Kitt des glühenden Zionismus, der das streitlustige politische Leben in den DP-Lagern beherrschte, und in der Bewältigung des Alltags. Die Geburt von Kindern und die Familiengründung wie auch der Alltag im besetzten Deutschland brachten nicht nur unausweichlich ein Bewusstsein für die Ironie der Geschichte, für Erinnerung und Rache sowie den Wunsch nach Entschädigung und die Genugtuung, Deutschen Versorgungsgüter, Privilegien oder Geld abzuringen, sondern auch eine Art alltäglicher Normalisierung und die damit verbundene Verpflichtung, sich ein neues Leben aufzubauen.¹⁹⁴ Dass sich dieses »Leben aufs neu« auf besetztem deutschem Territorium entwickelte, umgeben und in Interaktion mit besiegten Deutschen, empfanden die jüdischen DPs nicht nur als große Ironie des Schicksals und grausamen Scherz der Geschichte, sondern irgendwie auch als gerecht und angemessen.

193 Klein und Klein, *Hours After*, S. 191.

194 Wie Richard Bessel und Dirk Schumann in der Einleitung ihrer Anthologie *Life after Death* hinweisen, haben Historiker sich eingehend bemüht, zu verstehen, wie die Krisen der 1930er und 1940er Jahre entstanden und sich entwickelten, aber weitaus weniger darum, ihre Auswirkungen zu begreifen. Die Äußerungen der Überlebenden und derjenigen, die sie in der frühen Nachkriegszeit beobachteten, zu untersuchen ist eine Möglichkeit, sich Fragen zu nähern wie: »Wie gingen die Menschen aus diesen Gräueln hervor?« (S. 13), und die Rückkehr zur einer »Normalität« eines »Danach« zu begreifen, das völlig von den extremen Schrecken des Vorangegangenen überschattet war.

6. Schluss

Ende des »Interregnums«

Heute will niemand mehr ihre Geschichten hören, und ich bin es leid sie zu erzählen, denn die trüben Erzählungen führen nirgendwohin, selbst wenn es heißt: Happy End in Israel.

Meyer Levin¹

Von allen, die heute in diesem fremden Land heimatlos sind, sind die Juden die fröhlichsten ... Ihre ... Blicke ... richten sich ... auf Israel.

Janet Flanner in The New Yorker, 1948²

Das, wovon sie behaupten, es gestern nicht gewusst zu haben, wollen sie heute wieder vergessen!

Bericht über eine Deutschlandreise, April 1950³

Ende 1947 waren das Chaos und der ständige Wandel – aber auch das Gefühl der Zukunftsoffenheit Deutschlands –, die die unmittelbare Nachkriegszeit geprägt hatten, vorbei. Für alle änderten sich die politischen Verhältnisse und der Alltag: für besiegte Deutsche, amerikanische Sieger sowie für deutsch-jüdische Überlebende und jüdische DPs. Die amerikanische Militärregierung rückte zunehmend von ihrer Politik der Entnazifizierung, Strafverfolgung und Restitution ab und begann, im Dienste des sich verschärfenden Kalten Krieges mit dem ehemaligen Feind zusammenzuarbeiten und auf einen Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft sowie auf größere politische Eigenständigkeit zu drängen. Als General Lucius Clay im April 1947 per Direktive alle Amerikaner, die man erst nach 1933 eingebürgert hatte, aus der Militärregierung entließ, war das ein eindeutiges Signal für den schwindenden Einfluss emigrierter Nazigegner, seien sie nun Juden, Linke oder beides. Die Ära, die Samuel Gringauz rückblickend als das »goldene Zeitalter« der DPs bezeichnete und die von Herbst 1945 bis zum Sommer 1947 dauerte, ging zu Ende. Deutsche verlangten mehr Kontrolle über ihre eigenen Angelegenheiten. Amerikaner wie Deutsche wurden immer ungeduldiger mit den hilf-

1 Levin, Europa. Die Zeugen, S. 21.

2 Genêt (J. Flanner), Letter from Aschaffenburg, October 20, *The New Yorker*, 30. Oktober 1948, S. 98-101.

3 Dr. B. Sagalowitz, Bericht an den World Jewish Congress über eine Deutschlandreise, April 1950, in: Peck, Hrsg., Archives of the Holocaust, vol. 9, S. 377.

bedürftigen jüdischen Flüchtlingen, zumal sie sich bei der Integration der nahezu zwölf Millionen⁴ ethnisch deutschen Vertriebenen aus den sowjetisch dominierten Gebieten ohnehin schon vor große soziale und wirtschaftliche Herausforderungen gestellt sahen.

Auch die jüdischen DPs waren zunehmend frustriert und verärgert über ihr Leben »im Wartestand«. Ihre reizbare Stimmung verschärfte sich in vielfacher Hinsicht noch durch den Aufruhr über die Ereignisse um das Flüchtlingsschiff *Exodus* im Sommer 1947 und die Abstimmung in den Vereinten Nationen für eine Teilung Palästinas im November des Jahres.⁵ Samuel Gringauz, ein führendes Mitglied des Zentralkomitees der befreiten Juden, zog 1948 in der amerikanisch-jüdischen Zeitschrift *Commentary* eine Bilanz der Lage und erklärte missmutig: »Jüdische Überlebende in deutschen DP-Lagern sind ein Hemmnis für die Versöhnung mit den Deutschen im Zuge des Kalten Krieges ... Sie stehen noch immer in akutem Konflikt mit der Nation, die die alliierte Besatzungspolitik zu einem Verbündeten machen will.«⁶ Zugleich erhöhte der Jischuw in Palästina, der um einen eigenen Staat kämpfte und eine Verschärfung der Konflikte mit den Arabern nach dem Abzug der Briten voraussah, den Druck auf junge, tatkräftige Juden, zu emigrieren und den entstehenden jüdischen Staat zu bevölkern und zu verteidigen. Die meisten jüdischen DPs brannten mittlerweile darauf, ein zunehmend selbstbewussteres Deutschland zu verlassen. Daher sollte sich das Jahr 1948 als entscheidende Übergangsphase erweisen: Es brachte die Vorbereitungen für die Gründung der Bundesrepublik 1949, den Wechsel von der Militärregierung zur zivilen »Aufsicht« durch eine Alliierte Hohe Kommission für Westdeutschland (High Command for Germany, HICOG), die Lockerung der amerikanischen Einwanderungsbestimmungen, die Gründung des Staates Israel und die Eskalation des Kalten Krieges im Brennpunkt Berlin.

4 Auch hier, wie bei der Zahl der DPs, variieren die Zahlen, zwischen acht und 12 Millionen. In der Originalausgabe dieses Buches war noch von acht Millionen die Rede; mittlerweile zählt man nahezu 12 Millionen.

5 Zu den komplexen Zusammenhängen der *Exodus*-Affäre, bei der sich überwiegend junge zionistische DPs im Hafen von Haifa einen Kampf mit britischen Truppen lieferten, bevor sie zur Rückkehr nach Deutschland gezwungen wurden – ein Pyrrhussieg für die Briten, die diese Propagandaschlacht eindeutig gegen die Zionisten verloren – siehe Halamish, *The Exodus Affair*; Kochavi, *Post-Holocaust Politics*; Lavsky, *New Beginnings*.

6 Gringauz, *Our New German Policy and the DPs*, S. 508 f.; »goldene Ära«, S. 509.



Abb. 6.1. Zwei junge DPs lassen sich vor der zerbombten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Berlin, fotografieren, 1947.

Wechsel der Feinde: Berlin

Wieder einmal markierten Ereignisse in Berlin einen folgenschweren politischen Wandel. War die Stadt 1945 das Zentrum der deutschen Niederlage, so symbolisierten die Entscheidung der Alliierten, im Juni 1948 die durch die Währungsreform stabilisierte neue Deutsche Mark auch in den Westsektoren Berlins einzuführen, die darauf folgende Blockade der Stadt durch die Sowjetunion und die britisch-amerikanische Luftbrücke zur Überwindung der Blockade 1948/1949 am deutlichsten den Wandel im Status Westdeutschlands vom Feind im Zweiten Weltkrieg zum Verbündeten im Kalten Krieg.⁷ Die Sowjetunion und der Ostblock wurden nun unwiderruflich als neuer Feind identifiziert; eine Entwicklung, die auch für die in Deutschland verbliebenen Juden Folgen haben sollte. Für die Versöhnung mit den besiegten Deutschen, die US-Außenminister Byrnes mit seiner Rede in Stuttgart im Herbst 1946 eingeleitet hatte, begann mit der Blockade Berlins ein neues Stadium. Der sowjetische Versuch, die Stadt von den Westzonen Deutschlands abzuschneiden, ermöglichte es den Berlinern, endlich zu erreichen, was sie seit dem Sommer 1945, als zu den Sowjets auch die westlichen Alliierten als Besatzungsmächte in die verwüstete Stadt gekommen waren, gewollt hatten – und meinten verdient zu haben: Zumindest in Westberlin wurden aus den amerikanischen Eroberern nun Verbündete. Die Berliner, die erneut um ihr Überleben kämpfen mussten, waren nun Opfer und Helden, aber sicher keine Naziverbrecher. Sie lebten nicht mehr in der Hauptstadt eines verhassten, belagerten »Dritten Reichs«, sondern auf einer »heldenhaften Insel«, versorgt von den Amerikanern und Briten, die diese Stadt nur wenige Jahre zuvor unermüdlich bombardiert hatten. In einer Umkehrung, die wohl zu den bemerkenswerteren der modernen Geschichte gehört, belieferte die Luftbrücke durch die Operation Vittles die Bevölkerung des früheren Feindes in der ehemaligen Hauptstadt des Feindes täglich mit mehrere Tausend Tonnen Lebensmitteln. Gut 57 000 Menschen waren an dieser logistischen, technischen und politischen Meisterleistung beteiligt, und 380 britische und amerikanische Flugzeuge transportierten mit über 200 000 Flügen 1,5 Millionen Tonnen an Gütern, darunter 950 000 Tonnen Kohle und 438 000 Tonnen Nahrungsmittel.⁸

Die Furcht vor dem Kommunismus vereinte Sieger und Besiegte, und statt der stockenden, schwierigen Entnazifizierung wurde die Bedrohung aus dem Osten zum Garant für die Demokratisierung Westdeutsch-

7 Siehe Annan, *Changing Enemies*.

8 Siehe Habe, *Love Affair*, S. 181, 51.

lands.⁹ Tatsächlich erwiesen sich in der Debatte um die Besatzungspolitik die Befürchtungen beider Seiten als unbegründet: sowohl die Sorge derjenigen, die sie für zu lasch hielten und ein Wiederaufleben des Faschismus fürchteten, als auch die derjenigen, die sie für zu hart hielten und den Triumph des Kommunismus fürchteten. Sehr zur Überraschung vieler, die kurz nach dem Krieg dort waren, entwickelte sich Westdeutschland nach und nach, Stück für Stück zu einer demokratischen, friedliebenden europäischen Nation, von der keine Bedrohung ausging. Die erwarteten fanatischen *Werwölfe* blieben ebenso aus wie ein Wiederaufleben der Nazis. Entgegen nahezu allen Erwartungen gelang das Demokratisierungsexperiment in Deutschland aus welchen Gründen auch immer – deutscher Gehorsam, die Verlockungen der sich entwickelnden Nachkriegs-Konsumgesellschaft oder Angst vor dem Kommunismus –, allerdings um den Preis, dass das Bedürfnis nach Ordnung und Stabilität Vorrang vor Hoffnungen auf Vergeltung und Gerechtigkeit erhielt.¹⁰

Währungsreform, Blockade und Luftbrücke besiegelten die Teilung Berlins und führten zu einem grundlegenden Wandel im Status der Stadt: Aus der besiegten Nazihauptstadt wurde ein tapferer Verbündeter im Kalten Krieg. Ein gewisses Maß angespannter Stabilität stellte sich ein. Ende 1947 hatten sich die Krankheits- und Sterblichkeitsraten weitgehend normalisiert, Epidemien waren unter Kontrolle, viele Kriegsgefangene waren zurückgekehrt, Flüchtlinge aus der Stadt gebracht und die schlimmsten Trümmer beseitigt. Mit dem Jahr 1948/1949 begann ein neuer Zyklus von Krise und anschließender Erholung, in dem allerdings eine völlig andere Grundstimmung herrschte als in der unmittelbaren Nachkriegszeit. In den ersten Jahren hatten die britisch-amerikanischen Besatzungsmächte dem »Gejammer« und der Fixierung der Deutschen auf ihre eigene Opferrolle widerstanden. Sie hatten – oft in ironischem Gegensatz zu den Sowjets – insistiert, als Eroberer und nicht als Befreier und Freunde gekommen zu sein. Die sowjetische Blockade und die energische Reaktion der westlichen Alliierten, die ihre Luftmacht nun nicht mehr zur Zerstörung, sondern für Hilfsmissionen einsetzte, erlaubten es den Berlinern, insbesondere den Amerikanern die Rolle der großzügigen Befreier zuzuweisen, in die viele sie schon lange hatten drängen wollen.

9 Col. F. Howley schrieb in *Berlin Command*, S. 257: »Es klingt nach einer ungewöhnlichen Äußerung über ein besiegtes Volk und seine Eroberer, aber es kam durch die deutsche Angst vor einem größeren inneren Feind zustande, geschürt von den Russen – dem Kommunismus. Sie hatten das Gefühl, die westlichen Besatzungsmächte seien ihr einziger Schutz.«

10 Siehe unter vielen Analysen Frei, *Vergangenheitspolitik*.

Im Frühjahr 1948, das von ebenso schönem Wetter, aber von einer Krise völlig anderer Art geprägt war als 1945, akzeptierten die »Amis« endlich diese Position. Aber dieses Mal kamen sie als Befreier vom Kommunismus, nicht von den Nazis. Der Ärger über das deutsche »Gejammer« schlug um in vorbehaltlose Bewunderung für das heldenhafte Durchhaltvermögen der Berliner. Wieder einmal schickte man Berliner Kinder aufs Land in Sicherheit, aber nun brachten britische und amerikanische Flugzeuge, nicht Nazihilfswerke sie nach Westdeutschland, damit sie ein bisschen »Luft, Licht und Sonne« bekamen.¹¹ Die Amerikaner machten sich zu Recht Sorgen um die Belastbarkeit der Berliner, die ihrerseits der anfangs nur widerstrebend eingegangenen amerikanischen Verpflichtung misstrauten, in der in Trümmern liegenden Hauptstadt ein westliches Engagement aufrechtzuerhalten. Der amerikanische Korrespondent Drew Middleton stellte fest, dass durch die »nach drei Jahren immer noch schmerzlich lebendigen Erinnerungen an russische Besatzung, Plünderung, Vergewaltigung und Mord« die Einwohner Berlins »psychisch« nicht »auf eine Belastungsprobe vorbereitet« seien. In Formulierungen, über die es sich nachzudenken lohnt, erklärte er, angesichts »der Plötzlichkeit der vollständigen Niederlage, die unmittelbar auf die ›Sieg-Heil‹-Jahre folgte, der Wucht und Dauer der alliierten Bombardierungen, der noch frischen Erinnerung an den Holocaust [sic], der sowjetischen Belagerung und ihrer schrecklichen Folgen« habe man die Stadt überzeugen müssen, dass der Westen sie nicht im Stich lassen werde.¹² Sobald die beeindruckende Luftbrücke allerdings in vollem Gang war, war der Pakt mit Westberlin im Grunde besiegelt. In Spitzenzeiten lief die »Luftbrücke wie ein Uhrwerk«, und an den »Rekordtagen« im April

11 Siehe die eindringlichen Briefe heimwehkranker Kinder in LAB LAZ, Rep. 280, Film Nr. 16. Berliner Zeitungen und Behörden veröffentlichten herzerweichende Geschichten über unterernährte, aber noch immer von Berliner Witz durchdrungene Kinder, die im Westen aufgepäpelt wurden. Sie waren fasziniert von den hellen Lichtern und dem Wohlstand der Städte in der Westzone und sorgten sich um ihre Mütter, die krank hinter dem Eisernen Vorhang saßen und an Tuberkulose starben.

12 Middleton, Last July, S. 168 f. Es ist interessant, dass der Begriff »Holocaust« in der unmittelbaren Nachkriegszeit vielfach in Zusammenhängen verwendet wurde, die nichts mit dem Genozid an den europäischen Juden zu tun hatten. So wies US-Außenminister James F. Byrnes 1947 in seinem Buch *In aller Offenheit*, S. 405 f., auf die Gefahr eines erneuten Weltkriegs hin: »Wenn wir eine solche Katastrophe [im engl. Original: *holocaust*] verhindern wollen, dann dürfen wir nicht nur nicht eine Aggression zulassen, sondern müssen auch die Ursachen solcher Aggressionen auszurotten suchen.«

1949 kam die »Millionste Tonne an Versorgungsgütern« nach Berlin und »alle 63 Sekunden« landete ein Flugzeug. Wie Colonel Howley in seiner glühend antikommunistischen Schilderung darlegte, erlaubte man an diesem Punkt selbst jenen »rückgratlosen« Berlinern, die sich zu Beginn der Blockade in Ostberlin angemeldet hatten, um sich Lebensmittelrationen zu sichern, ihre Entscheidung zu überdenken, und so meldeten sich etwa 100 000 Einwohner wieder im Westen an.¹³ In Wirklichkeit konnte die Luftbrücke, so dramatisch sie auch war, die Versorgung der Stadt nicht gewährleisten, und die Berliner hätten nicht überlebt, wenn sie sich nicht zusätzlich aus dem Umland und Ostberlin versorgt hätten.¹⁴

Dennoch überzeugte das stoische Durchhaltevermögen der Stadt und der »unerwartete [politische] Mut der freundlichen Deutschen in Berlin«¹⁵ selbst den skeptischen Middleton: »Meine Meinung über Westberlin begann sich am 9. September 1948 zu ändern.« Als Reaktion auf die antikommunistische Massendemonstration von 250 000 bis 300 000 Menschen vor der Reichstagsruine schrieb er: »Ich habe viele Menschenmassen erlebt und war davon bewegt. Aber keine, nicht einmal die Menschen, die Winston Churchill die letzte Ehre erwiesen, haben mich so bewegt wie diese riesige Menge.«¹⁶ Ein *Newsweek*-Reporter, der die entschlossene, aber teils auch gewalttätige Versammlung beobachtete, zeigte sich weniger beeindruckt: »Wenn das Schicksal Berlins auf der Straße entschieden würde, hätte der Westen offenbar noch den größeren und härteren Mob.« Zudem erinnerte er seine Leser, dass Berliner noch immer vornehmlich mit ihrem eigenen Leid beschäftigt waren. »Ein 12-jähriger deutscher Junge marschierte mit einer drei Meter langen Fahnenstange davon« und erklärte: »Die nehme ich meinem Onkel mit ... Wir brauchen Brennholz für den Herd.«¹⁷ Während die Kalte-Kriegs-Allianz geschmiedet wurde, Deutschland wieder eigene Regierungsgewalt erhielt und die überwiegende Mehrheit der verbliebenen Juden das Land verließ, prägten weiterhin Konflikte über Opferrolle und

13 Howley, *Berlin Command*, S. 258.

14 Viele Historiker haben mittlerweile die Luftbrückenmythen recht gründlich widerlegt. Siehe Steege, *Black Market, Cold War*; sowie ders., *Totale Blockade? Totale Luftbrücke?*

15 Phillips, *The Germans in Berlin*, S. 41.

16 Middleton, *Last July*, S. 168 f.

17 Der Kundgebung vom 9. September 1948 folgte eine »antifaschistische« Gegen demonstration im Lustgarten mit etwa 50 000 Teilnehmern, die französische und britische, aber keine amerikanischen Flaggen trugen. Siehe *Newsweek*, 32/12, 20. September 1948, S. 36 ff.

Ansprüche das Verhältnis der Deutschen zu Juden und amerikanischen Besatzungskräften.

Interessanterweise zeigten sich Frauen in dieser Krise als besonders überzeugende Symbole antikommunistischen Widerstands, während sie unmittelbar nach dem Krieg noch als verführerische Fraternisierinnen, bedauernswerte Opfer und Meisterinnen stoischer Alltagsbewältigung in Erscheinung getreten waren. Die amtierende Oberbürgermeisterin Berlins, Louise Schroeder, scharte ihre Mitbürger in einer Zeit um sich, als die Stromversorgung auf zwei Stunden täglich eingeschränkt und die Zukunft unsicher war. Die jüdische Überlebende und sozialdemokratische Stadtverordnete Jeanette Wolff nutzte ihren einwandfreien antifaschistischen Leumund, um die Nazidiktatur mit der totalitären kommunistischen Herrschaft zu vergleichen und zum Widerstand dagegen aufzurufen. Zwei ihrer Töchter hatten die Nazis ermordet, und sie selbst hatte mehrere Konzentrationslager überlebt; als kommunistische Demonstranten in die neu konstituierte Berliner Stadtverordnetenversammlung eingedrungen, wurde sie verprügelt.¹⁸ Wie unsere Erörterung des Films *The Big Lift* (dt.: *Es begann mit einem Kuß*) zeigt, spielten Bilder von Frauen und Kindern eine entscheidende Rolle in den Debatten über den »Wechsel der Feinde« und den Erfolg der Luftbrücke. Als eine dankbare deutsche Mutter Colonel Howley ihr gesundes »blauäugiges« Baby zeigte, das sie mit eingeflogener Babynahrung durchbringen konnte, nachdem aus dem sowjetischen Sektor keine Kuhmilch mehr geliefert wurde, war er überzeugt, dass die Besatzungspolitik ein Erfolg war. Howley, den das deutsche »Gejammer« unmittelbar nach Kriegsende völlig ungerührt gelassen hatte, war endlich im Frieden mit seinen antikommunistischen Einstellungen: »Die Anerkennung durch die deutsche Mutter war eine so große Belohnung, wie ich sie nur je bekommen werde. Ich weiß es zu würdigen.«¹⁹ Der Schutz der Frauen und Kinder durch die Luftbrücke festigte im Westen die privilegierte Stellung der Amerikaner als vorrangige Besatzungsmacht – als Beschützer wie auch als Fraternisierer. Zugleich untermauerte er ihre Rolle als primärer Feind im Osten, wo der Kalte Krieg – und ab 1950 der Koreakonflikt – kommunistischen Frauenorganisationen reichlich Gelegenheit bot, die Amerikaner als Kriegstreiber anzuprangern, die auf der ganzen Welt unschuldige Frauen und Kinder zu bombardieren bereit waren.²⁰

18 Ein frühes Interview mit Wolff findet sich in Boehm, *We Survived*, S. 253–280.

19 Howley, *Berlin Command*, S. 87, 5.

20 Siehe BAB Sapmo SED IV/2/17/86 ZK SED, Abt. Frauen, DFD.

Die »Rosinenbomber«, die statt Bomben Lebensmittel und Süßigkeiten abwarfen, fanden besondere Resonanz bei Frauen und Kindern, die den Krieg an der »Heimatfront« erlebt hatten. Die sowjetische Blockade Berlins ließ Hunger und Gewalt als Schreckgespenst erstehen, das sich vor allem auf die Erinnerungen der Frauen an das Kriegsende stützte. Frauen fürchteten, um es mit Howleys apokalyptischen Worten zu sagen, dass »die Soldaten, die die Stadt mit der ganzen asiatischen Barbarei der Horden Dschingis Khans geplündert hatten, wiederkämen ... Die Erinnerung an die schlimmen Exzesse der ersten Tage erfüllte die deutschen Frauen, die diese erste Mongoleninvasion überlebt hatten, mit Angst und Schrecken.«²¹ Zumindes in der Darstellung, die der westdeutschen und amerikanischen Öffentlichkeit damals präsentiert wurde, erklärten die Frauen allerdings mit Nachdruck: »Es ist schlimm ... Aber besser als Strom *und* die Russen zu haben.«²² Hatten manche Frauen 1945 noch gedacht: »Lieber ein Russe auf dem Bauch als ein Ami in der Luft«, so erklärten sie nun in Hinblick auf das unappetitlichen Instant-Kartoffelpüree, der über die Luftbrücke eingeflogen wurde: »Besser POM als ›Frau komm‹.«²³

Eine kritischere – und ebenfalls eindeutig unter dem Genderaspekt gezeichnete – Sicht der deutsch-amerikanischen Annäherung, die durch die Luftbrücke gefestigt wurde, findet sich, wie bereits dargelegt, in dem amerikanischen Spielfilm *The Big Lift* von 1950. Er beginnt mit einer Szene, die an die Massen erinnert, die noch kurz zuvor Hitler zugejubelt hatten: Dokumentaraufnahmen der Massenkundgebung im September 1948 in Westberlin vor dem zerbombten Reichstag. Er schließt mit der besorgt zwiespältigen Haltung, die das Ende der amerikanischen Militärregierung und die Schaffung einer eigenständigen deutschen Regierung unter alliierter Kontrolle prägte. Hollywood zeigte zwar eindeutig die deutsche Entschlossenheit, Widerstand gegen den Kommunismus zu leisten, aber die Hinweise auf die deutsche Amnesie in Bezug auf den Krieg und den Völkermord sowie die Beschwörung von »Dachau, Lidice, Buchenwald, Rotterdam, Warschau« zeugten von den Befürchtungen, die Juden in einem wiederaufgebauten Deutschland quälten. Nach der erfolgreichen Luftbrücke und der Aufhebung der Blockade sind im Film die beiden wohlmeinenden GIs, die den belagerten Berlinern während der Krise geholfen haben, frei – in einer schönen Inszenierung amerika-

21 Howley, *Berlin Command*, S. 196 f.

22 Middleton, *Last July*, S. 169.

23 Provokative Überlegungen zu den Einstellungen deutscher Frauen finden sich bei Träger, *Between Rape and Prostitution*.

nischer Männerfreundschaft – nach Hause zu fahren. Sie lassen sowohl das anständige, als auch das unaufrichtige Fräulein zurück, mit denen sie fraternisiert hatten, sowie eine Nation hoffentlich (aber eindeutig nicht vollständig) demokratisierter Westdeutscher.²⁴

Nicht länger »Heimat«: Juden in Berlin

Als der Film erschien, hatten die Amerikaner in den Flugzeugen, die während der Luftbrücke zum Militärflughafen Rhein-Main zurückflogen, nahezu alle verbliebenen jüdischen DPs aus Berlin mitgenommen. Aber die unbequemen Debatten über eine jüdische Zukunft in Deutschland reichten über die Trennlinie von 1948 hinaus, vor allem in der deutsch-jüdischen Restgemeinde. Bis 1947 hatten sich Stimmung und Ton in der Jüdischen Gemeinde Berlins verändert. Die zögernden Hoffnungen und die gelegentlich anzutreffende Euphorie der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten sich verflüchtigt. Mittlerweile äußerten sich deutsche Juden pessimistischer als kurz nach Kriegsende über die Reue und Bereitschaft der Deutschen, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. In *Der Weg* erschienen weniger Suchanzeigen nach Vermissten und mehr Todesanzeigen. Immer häufiger gaben Gemeindemitglieder in Annoncen ihre »Abreise nach USA« bekannt.²⁵ In dem harten Winter 1946/1947 gestand der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Hans-Erich Fabian, Deutschland sei ihm erst jetzt »unheimlich« geworden. »Und eine Enttäuschung in den Erwartungen bedeutet es auch, wenn wir sehen dass der Antisemitismus in Deutschland heute tagtäglich stärker wird, dass Kreise auch auf diesem Gebiete nicht gelernt haben und nichts lernen wollen.«²⁶

Im März 1947 diagnostizierte ein anonymer jüdischer »Heimkehrer« in Berlin eine »beispiellose Depression«.²⁷ Juden im besetzten Deutschland waren sich durchaus bewusst, dass von Ressentiments erfüllte Deutsche nicht die – damals bereits feststehende Zahl von – sechs Millionen ermordeten Juden sahen, sondern die Handvoll, die noch da war. Da Juden in der Uniform der Alliierten, als Entnazifizierungs- und Kulturoffiziere,

24 *The Big Lift*, 1950, dt.: *Es begann mit einem Kuß*, Produzent: William Perlberg; Regie: George Seaton.

25 *Der Weg*, 2/1, 3. Januar 1947, S. 3.

26 Hans-Erich Fabian, Unheimliches Deutschland, in: *Der Weg*, 2/5, 31. Januar 1947, S. 1; sowie ders., Erwartungen – Enttäuschungen, in: *Der Weg*, 2/11, 28. Februar 1947, S. 2.

27 Gedanken eines Heimkehrers, in: *Der Weg*, 2/11, 14. März 1947, S. 4.

Vernehmungsbeamte, Dolmetscher und Ankläger ins Auge fielen und Beziehungen zu den Siegermächten unterhielten, wurden sie wieder einmal als wesentlich zahlreicher und einflussreicher wahrgenommen, als sie tatsächlich waren. Unverhohlen äußerten Deutsche altbekannte antisemitische Vorurteile und Ressentiments und murrten über die unverhältnismäßig große Zahl jüdischer Anwälte und deren Bevorzugung gegenüber »arischen« Kollegen, die (vorübergehend) durch ihre Nazivergangenheit disqualifiziert waren. Die noch in Berlin verbliebenen Juden sehnten sich nach mehr Verständnis für ihre Entscheidung, (zumindest vorerst) dort zu bleiben, konnten aber durchaus nachvollziehen, dass viele das Land verlassen oder nicht zurückkehren wollten. Sie waren empört über die Unverfrorenheit, mit der manche wie der sozialdemokratische Politiker (und ehemalige KZ-Häftling) Kurt Schumacher im Namen der antifaschistischen Solidarität das offenkundig mangelnde Interesse der Juden kritisierte, zurückzukehren, um sich am Wiederaufbau des Landes zu beteiligen, das sie vertrieben hatte. Juden waren sich ihrer Isolation schmerzlich bewusst. So schrieb Fabian: »Wir müssen es offen bekennen, dass die besten Kräfte den Verfolgungen zum Opfer gefallen sind und dass die Überlebenden nur zu einem geringen Teil die Kraft besitzen, sich gegen die bestehenden Widerstände energisch zur Wehr zu setzen.«²⁸ Der Rest der Berliner jüdischen Welt verengte sich immer mehr.

Auch mein Großvater Heinrich Busse gehörte zu denen, die beschlossen, das Land zu verlassen. Im Juli 1947 hatte er endlich einen richtigen deutschen Personalausweis bekommen, nicht ausgestellt von Besatzungsbehörden oder der jüdischen Gemeinde, sondern vom Berliner Polizeichef; als Staatsangehörigkeit war darin deutsch eingetragen; Religionszugehörigkeit wurde nicht erwähnt. Gleichzeitig hatte er aber auch ein wesentlich wertvolleres Dokument erhalten: Ein in Französisch und Englisch ausgestellt »Reisedokument anstelle eines nationalen Passes« oder *Titre de voyage*, ausgestellt am 27. Juni, erlaubte ihm am 20. Oktober 1947 die Einreise nach Folkestone, England, zu zwei seiner Töchter, die als Dienstmädchen Anfang 1939 dorthin geflüchtet waren.

Über sein Leben im Untergrund hatte Busse einmal brüsk gesagt, es sei nur eine weitere Herausforderung für einen abgehärteten deutschen Sportler, für den es »kein schlechtes Wetter, nur unpassende Kleidung gibt«.²⁹ Einem so deutschen Juden wurde erst nach Kriegsende der unwiederbringliche Verlust seiner Heimat wirklich klar. Trotz der hoff-

28 Fabian, Unheimliches Deutschland, in: *Der Weg*, 2/5, 31. Januar 1947, S. 1. Zu Schumacher siehe auch Geller, *Jews in Post-Holocaust Germany*, S. 124-132.

29 Heinrich Busse, Brief vom 12. Dezember 1945.

nungsfrohen Aufregung über die Befreiung, durch die er sich wie »neugeboren« fühlte, war ihm bewusst, dass »ein Bodensatz Trauer auf immer im Kelch Deiner und unser aller Lebensfreude oder Genußfähigkeit zurückbleiben wird«, wie er seiner 36-jährigen, in London verheirateten Tochter am 18. Juni 1946 in einem Geburtstagsbrief schrieb.³⁰ Aber erst 1947, zwei Jahre nach seiner Befreiung, als Busse Berlin für immer verlassen hatte, konnte er das ungeheure Ausmaß der deutsch-jüdischen Katastrophe und den fortdauernden Antisemitismus artikulieren. Gegenüber einem seiner früheren Retter erklärte er: »Ich habe mich, wie Sie vielleicht wissen, immer mehr als Deutscher denn als Jude betrachtet, die blödsinnige und gesuchte Unterscheidung zwischen den seit vielen 100 Jahren im Land Lebenden abgelehnt.« Nachdem er sicher in London angekommen war, änderte sich seine Sicht: »Durch die sehr scharfe und allgemeine Beurteilung Deutschlands – nicht nur hier [in England] sondern im gesamten Ausland – bin ich selbst etwas kritischer und vielleicht klar blickender geworden.«³¹ Interessant (und bezeichnend) ist, dass Busses Bitterkeit sich nicht gegen die Masse der Deutschen richtete, die er ohnehin seit langem abgeschrieben hatte, sondern gegen die Minderheit der guten Deutschen. Sie hatten ihm geholfen zu überleben, und er hatte in den finstersten Zeiten auf sie vertraut, selbst nachdem die Nazis seine Frau ins Todeslager deportiert und seine übrige Familie, soweit sie nicht emigriert war, ermordet hatten. Während des Krieges hatten sich die »Illegalen« und die Juden, die in Mischehen oder als »Mischlinge« lebten, auf die Hilfe und Unterstützung von »Ariern« verlassen. Selbst in der verzweifeltsten Lage hatten diejenigen, die in Verstecken lebten oder mit Widerstandsbewegungen in Kontakt standen, irgendwie noch geglaubt, sie hätten es mit den »echten« Deutschen zu tun, die zwar in der Minderheit seien, mit denen sie aber nach einer Niederlage der Nazis gemeinsam eine bessere Heimat wiederaufbauen könnten. Nach der Befreiung waren Juden schockiert und gekränkt über die Einstellungen, die selbst bei dieser Minderheit der »Anständigen« zutage traten. Ihre Retter beklagten sich über undankbare Juden, die Vergünstigungen von den Besatzungsmächten erhielten, prompt auswanderten und ihre Helfer hungernd, frierend und voller Selbstmitleid in einer zerstörten Stadt zurückließen oder (als Angehörige der alliierten Streitkräfte) in Entnazifizierungsverfahren rücksichtslos mit ihnen umgingen. Durch die Konfrontation mit Deutschen, die ausschließlich mit ihrer eigenen Not beschäftigt waren und dem, was mit ihren jüdischen Landsleuten

30 Busse, Brief vom 18. Juni 1946

31 Busse, Brief aus London, 1947, o.D.

geschehen war, gleichgültig gegenüberstanden oder es gar verleugneten – das häufig beobachtete »Rätsel der deutschen Unverantwortlichkeit«³² –, empfanden überlebende deutsche Juden die Macht des Antisemitismus noch schmerzlicher als sie es, versteckt in einem schützenden Schrebergarten, erlebt hatten.³³ Amerikanisch-jüdische Vertreter stellten fest: »Die Tatsache, dass die deutsche Bevölkerung keinerlei Verpflichtung verspürt, Abbitte für die Naziverbrechen zu leisten, ist der Hauptgrund, weshalb ein erheblicher Teil der wenigen verbliebenen deutschen Juden beschlossen hat, auszuwandern.«³⁴

Busse war erbost über fordernde Briefe, die er von einem alten Geschäftspartner, dem Möbelschreiner Hermann Paul, erhielt. Paul hatte ihm in den letzten chaotischen Kriegsmonaten Unterschlupf geboten (unter hohen persönlichen Risiken, aber nicht ohne Hoffnung auf Vorteile nach Deutschlands unausweichlicher Niederlage). Im elend kalten Winter 1947 klagte Paul: »Die Stimmung ist daher unter Null gesunken«; Busse, der mittlerweile in England war, warf er vor, er sei undankbar, habe vor seiner Abreise einen gierig hohen Preis für den Inhalt seiner CARE-Pakete verlangt und versucht, ihm ein Radio zu überzogenen Schwarzmarktpreisen zu verkaufen. Bissig schrieb er: »Wir freuen uns aber, daß es Ihnen sehr gut geht, und hoffen, daß Sie später einmal ein Paket mit Kaffee oder ähnliches senden können.« Busse hatte den Eindruck, dass er für Paul plötzlich nicht länger ein Berliner war, der Hilfe gebraucht hatte und gerettet worden war, sondern bloß noch ein jüdischer Spekulant und Kriegsgewinnler, der die armen Deutschen mit »jüdischer Frechheit« betrog. Empört antwortete er:

Mir blieb die Spucke weg. Auch Sie scheinen sich ja jetzt tatsächlich zu dem ebenso albernem wie böartigen »Antisemitismus« bekannt zu ha-

32 Moskowitz, *The Germans and the Jews*.

33 Stern, *Im Anfang war Auschwitz*, vertritt die Ansicht, der Antisemitismus sei in Deutschland nach dem Krieg in mancherlei Hinsicht offenkundiger gewesen. Eine deutsch-jüdische Sicht auf Deutsche in der Nachkriegszeit ist Arendts viel zitierte Kritik »einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden«, die sie bei Deutschen feststellte; siehe Arendt, *Besuch in Deutschland*, S. 44 f.

34 Moskowitz, *The Germans and the Jews*, S. 13. Nach Schätzungen der jüdischen Gemeinde in Berlin wollten Mitte 1946 etwa 45 % ihrer Mitglieder Deutschland verlassen, etwa die Hälfte von ihnen wollte nach Palästina gehen. Mit der Zeit wuchs dieser Anteil und wäre sicher noch größer gewesen, wenn nicht so viele Berliner Juden alt und gebrechlich gewesen wären. Siehe: *Die Lage der jüdischen Gemeinde*, CJA 5A1/3, S. 251 f.

ben ... Mir ist nicht gleichgültig, wie Sie über mich denken. Nicht im geringsten will ich verkleinern oder bestreiten, daß ich Ihnen viel Dank schuldig bin. Sie haben sich anständig und mutig benommen, anders als die völlig überwiegende Anzahl der Deutschen gegenüber einem verbrecherischen, verlogenen und in jeder Hinsicht tief verächtlichen Regime. Ich habe Ihnen dies wiederholt zum Ausdruck gebracht. Eins aber muß ich Ihnen angesichts Ihrer jetzigen Haltung und mich äußerst empörenden Darstellung jetzt doch erwidern. So sehr ich Ihre Hilfsbereitschaft und Ihre frühere Ablehnung des Nationalsozialismus anerkenne – ihr Bruder Erwin selbst hat sich s. Zt. gar nicht gescheut zu erklären, die Gefahr meiner Aufnahme halte er unter bereits vorliegenden Umständen für nicht sehr erheblich, der Nutzen aus solcher Unterstützung eines Verfolgten könne sogar größer sein. Ich habe ihm das nicht im geringsten verdacht und es hätte mir fern gelegen, diesen Umstand Ihnen gegenüber jemals zu erwähnen. Jetzt aber ist es nötig. Weil es vielleicht wenigstens Sie (bei Ihrem Bruder Erwin habe ich diese Hoffnung nicht) zu einer Nachdenklichkeit bringt.³⁵

In einem anderen Brief aus London reagierte Busse leidenschaftlich auf die Klagen einer jungen Frau, die ihn in seinen »U-Boot-Jahren« unterstützt hatte (und vielleicht auch mehr). Er hielt ihr vor, sie sei so sehr in ihrer eigenen Erfahrung als Opfer von Krieg, Niederlage und Siegerjustiz verfangen, dass sie jeden Sinn für Moral und historische Proportionen verloren habe:

Du machst Dir keine Vorstellung davon, wie aufreizend es auf die unmittelbar Betroffenen wirken muß, wenn Du jetzt fragst: wann werden die Befreier endlich ihren Blutdurst an uns gestillt haben? Wenn Du als Deutsche ihnen grausame Folterungen vorwirfst, nachdem die ganze Welt noch immer starr vor Entsetzen ist über die aufgedeckten und jetzt von den Deutschen noch immer nicht recht zugegebenen, irgendwie entschuldigten oder verkleinerten Greuelthaten, an denen jetzt niemand schuldig oder beteiligt gewesen sein will. Wenn Du trotz alledem wörtlich schreibst, »dabei sind unsere Herzen und Hände rein und ihnen läuft das Blut schon aus dem Stehkragen« und dergl. mehr, so meinst Du zwar Dich und die Deinen persönlich, kannst doch aber unmöglich annehmen, daß Gleiches für die Deutschen schlechthin gelten kann und daß von der Welt verlangt werden kann, die Untaten Hitlers, mit denen sich die breiten Massen doch weitgehend identifiziert haben, einfach zu vergessen.

35 Brief Paul an Busse, 12 März 1947; Busse an Paul, o.D. (1947)

Busse wollte nicht in einer Stadt leben, in der er selbst seinen Freunden und Rettern »den nicht im Entferntesten zu vergleichenden Unterschied zwischen Zuständen in Berlin oder Deutschland mit jenen in Auschwitz, Belsen usw.« erklären musste.³⁶ Am 21. Dezember 1948 passierte Heinrich Busse seine letzte Staatsgrenze. Der United States Immigration and Naturalization Service öffnete dem 74-jährigen die Tore nach New York City, wo er begeisterter Bewohner von Morningside Heights wurde. Unterdessen kämpfte er weiterhin an den Berliner Gerichten um die Rückgabe seines Hauses in Friedenau von dem Mann, der es im Dezember 1938, kurz nach der »Kristallnacht«, erworben hatte – und hatte damit 1954 schließlich Erfolg. Seine versteigerte Habe war jedoch unwiederbringlich verloren.³⁷

Den Konflikt, als deutscher Jude im Nachkriegsdeutschland zu leben, konnte man sicher auch anders lösen oder handhaben. Die Debatten, ob man bleiben oder gehen, fortbleiben oder zurückkehren sollte, fanden in unzähligen Gesprächen und Briefen statt, die zwischen Deutschland und der weit gestreuten deutsch-jüdischen Flüchtlingsgemeinde ausgetauscht wurden. Die meisten verbliebenen Berliner Juden waren entsetzt über die Naivität der Anfragen, die sie von heimkehrwilligen Flüchtlingen meist aus schwierigeren und eher unwahrscheinlichen Exilorten in Indien, Afrika oder Lateinamerika erreichten. So teilte Erich Nelhans einem Verwandten, der in Britisch Indien gelandet war, umgehend mit: »Denn eine Rückkehr wäre doch wohl das Kurioseste, was man sich vorstellen kann, denn wir hier geben uns alle die erdenklichste Mühe so schnell als möglich dieses Land verlassen zu können, das Millionen unserer Brüder und Schwestern in den Tod schickte.«³⁸

36 Busse, Brief aus London an die Hohenwalds, 11.4.1947; siehe auch Grossmann, Heimatversionen, S. 280 ff. Sämtliche Briefe Heinrich Busses befinden sich im LBI-Archiv. Busses Empörung findet einen Widerhall in Ralph Giordanos Vorwurf gegen den »Durchschnittsdeutschen«: »Allen Ernstes! – er stellt seinen knurrenden Magen, also eine der unmittelbaren Folgen der Politik, des Verbrechens, das er bis fünf Minuten nach zwölf gemäß »höherer Weisung« verteidigt hat, gegen die Monsterverbrechen von Auschwitz, Lidice, Vercors und Maidanek in Rechnung!« Giordano, Gedanken nach einer Fahrt durch Deutschland, in: *Zwischen den Zeiten*. Jüdisches Leben. Jüdisches Wissen, 1/1, Oktober 1947, S. 19; zit. in Kolinsky, After the Holocaust, S. 200.

37 Aus Heinrich Busses Akten beim Wiedergutmachungsamt und Entschädigungsamt Berlin sowie beim Oberfinanzpräsidium für Berlin, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam.

38 Brief von Erich Nelhans, 25. November 1946, CJA 5A1/36, S. 161.

Manche Berliner Juden, die zwar eine winzige Minderheit der weltweit überlebenden deutschen Juden ausmachten, aber im öffentlichen Leben signifikant in Erscheinung traten, wollten die Stadt nicht verlassen, die für sie wieder ihre Reize besaß. So erklärte Siegmund Weltlinger, er fühle sich in Berlin wieder heimisch. Nachdem er und seine Frau aus ihrem Versteck aufgetaucht waren, ernannte der Magistrat ihn zum ersten Beauftragten für Judenfragen, später gehörte er als CDU-Abgeordneter dem Berliner Abgeordnetenhaus an. In den schweren Jahren 1946/1947 gingen er und seine Frau wie viele Berliner ins Theater, hörten ein Violinkonzert mit Yehudi Menuhin, dirigiert von Wilhelm Furtwängler, und bewunderten Gustaf Gründgens und viele andere große Schauspieler und Schauspielerinnen, die in den wiedereröffneten, aber unbeheizten Schauspielhäusern auftraten. Er war eine Lokalgröße mit guten Kontakten zu den Alliierten und genoss die zahlreichen Empfänge und Partys mit Deutschen und Besatzungskräften. Seine Briefe waren jedoch geprägt von Ungesagtem, Brüchen und Widersprüchen. Am 9. September 1946 listete er sorgfältig die Vermissten und Ermordeten namentlich auf, die »leider Vergasten ... überhaupt die meisten unserer alten Freunde – man darf nicht daran denken«. Aber er und seine Frau blieben auch, als ihre Kinder sich ein neues Leben im Ausland aufbauten. »Wir haben aber einen neuen und anregenden Kreis gefunden in dem auch viel musiziert wird. Wir hören hier auch gute Operaufführungen und Konzerte. Berlin ist »ganz auf der Höhe«, erklärte er 1951.³⁹

Aber Weltlinger war eine Ausnahme. Hans-Erich Fabian, der Vertreter der jüdischen Gemeinde, der in seinem Leitartikel in *Der Weg* vom 31. Januar 1947 das vorherrschende Unbehagen zum Ausdruck gebracht hatte, hatte mit der verbreiteten Vorstellung zu kämpfen, dass jüdisches Leben in Deutschland nur im Rahmen einer »Liquidationsgemeinde« – wie der bezeichnende Ausdruck lautete – stattfinden könne. Schließlich zog er sich wie manche andere auf das minimalistische (und wie sich herausstellen sollte, vorausschauende) Argument zurück, einige Juden müssten in Berlin bleiben, und sei es auch nur, um dem anhaltenden Zustrom von Flüchtlingen aus dem Osten zu helfen. Fabian sah deutlich alle Gründe, die für ein Ende jüdischen Lebens in Berlin sprachen, dennoch blieb er. Das osteuropäische Judentum hatte die Grundlage für jüdische Religion und Riten geliefert, sinnierte er, aber die deutschen Juden hatten einen wichtigen Ausweg aus dem Ghetto in die Kultur des Westens eröffnet. Er beklagte, dass es »einen Verlust bedeuten würde, der schwer zu tragen

39 Siegmund-Weltlinger-Nachlass, LAB, Rep. 200, Acc. 2334, Brief an Mrs. Mally Corey, 1. Dezember 1951.

sein wird«, die Tür zu diesem Vermächtnis endgültig zuzuschlagen.⁴⁰ Trotz alledem ging auch er (unglücklicher als die meisten) nach New York.

Die offizielle Teilung der Stadt in Ost und West im Frühjahr 1949 führte auch zu Veränderungen im Berliner jüdischen Leben, das ohnehin schon als Durchgangsstadium mit unklarer Zukunft begriffen wurde. Das jüdische »DP-Problem« bestand im Grunde nicht mehr, da man die annähernd 6500 jüdischen DPs – die man ursprünglich als weiteres Zeichen amerikanischen Engagements in Berlin gehalten hatte – während der Luftbrücke in den leeren Flugzeugen, die zu ihrem Stützpunkt auf dem Rhein-Main-Flughafen zurückkehrten, in die amerikanische Besatzungszone im Westen ausgeflogen hatte. Das bedeutete einen weiteren Schritt zur Normalisierung in der geteilten Stadt. Berlin war ein wichtiger Einfallort mit allen »Eigenschaften einer vorgeschobenen Landzunge für diese jüdische Wanderung aus Ost-Mittel-Europa«, aber das Zentrum jüdischen DP-Lebens im besetzten Deutschland hatte sich, wie bereits geschildert, in die großen DP-Lager bei München und Frankfurt verlagert.⁴¹

Die Grenzen, durch die Zehntausende osteuropäischer Juden auf dem Weg in die amerikanische Zone und schließlich in neue Heimatländer außerhalb Deutschlands geschlüpft waren, schlossen sich. Jüdische Hilfsorganisationen schränkten ihre Tätigkeit in Berlin ein, als die Ostblockländer alle offiziellen Aktivitäten des JDC und anderer Gruppen verboten. Die Spannungen des Kalten Krieges trennten zunehmend Juden im Osten und Westen, in Berlin wie auch in ganz Mitteleuropa. Als Jeanette Wolff und andere Juden 1948 aus der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes austraten, die nun als kommunistische Frontorganisation galt, war dies ein Zeichen, dass die Koalition der Nazigegner bröckelte.⁴² Wenn Juden im Vorposten des Kalten Krieges bleiben wollten,

40 Hans-Erich Fabian, Liquidationsgemeinden?, in: *Der Weg*, 2/18, 2. Mai 1947. Weltlinger behauptete sogar – vierzig Jahre im voraus –, dass Berlin zum nahe liegenden Ziel eines zukünftigen unvermeidlichen Exodus von Juden aus der Sowjetunion werden würde. Siehe Brief an Max, 15. Dezember 1949.

41 Jacobmeyer, Jüdische Überlebende als »Displaced Persons«, S. 432. Filmaufnahmen von DPs, die mit Babys und schäbigen Koffern auf Lastwagen klettern, die sie zum Flughafen bringen, wo sie in wartende Frachtflugzeuge der US Army steigen, finden sich im Steven Spielberg Video and Film Archive, USHMM, Tape 2273, RG 60-2441.

42 Geller, *Jews in Post-Holocaust Germany*, S. 105. Zum JDC siehe Zweig, *German Reparations*, S. 133.

so war das »ihre Angelegenheit«.⁴³ Als Heinz Galinski, der Auschwitz-Überlebende und spätere langjährige Vorsitzende der Westberliner jüdischen Gemeinde, dem World Jewish Congress 1949 berichtete, dass die meisten der in Berlin verbliebenen Juden beabsichtigten, weiter dort zu leben, war die einhellige Reaktion: »Gegen das Verbleiben der Juden in Deutschland sprach man sich grundsätzlich und sehr aggressiv aus.«⁴⁴ Die Bürde hatten die wenigen deutschen und osteuropäischen Juden zu tragen, die im Land der Mörder blieben.

Ende der DP-Ära

Ähnliche Auseinandersetzungen wie in Berlin fanden auf andere Art unter den Juden in der amerikanischen Besatzungszone in Westdeutschland statt. Ungeachtet ihrer anfänglichen Empörung über dieses »sardonische Nachspiel ihrer Tragödie« auf deutschem Boden dachten jüdische DPs 1947 bereits mit einer gewissen Nostalgie zurück an »die Zeiten, als Eisenhowers Truppen sie befreit und GIs die Hungernden aus Buchenwald und Dachau mit Mitgefühl, Schokolade und Zigaretten überschüttet hatten«. Damals hatte das amerikanische Militär die Rolle als ihr »widerwilliger«, aber »eindeutiger« Beschützer und »Hüter« übernommen.⁴⁵ Im Gegensatz zu den Briten waren die Amerikaner bereit gewesen, gemeinsam mit der UNRRA und ihrer Nachfolgeorganisation IRO (International Refugee Organisation) nicht nur die befreiten Juden, sondern auch die »Infiltrates« aus dem Osten aufzunehmen und zu versorgen. Ab dem 21. April 1947 erkannte die Militärregierung »Infiltrates« jedoch nicht mehr als Displaced Persons im Sinne der Vereinten Nation an – ein Zeichen für ihre wachsende Ungeduld. Die IRO war zwar weiterhin für den Betrieb der DP-Lager zuständig und die Grenzen blieben im Wesentlichen offen, aber die Finanzierung der Flüchtlingshilfe verlagerte sich auf jüdische Hilfsorganisationen, insbesondere das JDC.

Die Lage der DPs wurde zunehmend komplizierter. Mittlerweile zeichnete sich deutlich ab, dass trotz allen bekundeten Respekts für

43 Siehe Peck, Hrsg., *Archives of the Holocaust*, vol. 9, S. 398 ff. (»... wenn Juden in kleineren oder größeren Gruppen weiter unter den Menschen leben wollen, die für die Ermordung von sechs Millionen ihrer Brüder und Schwestern verantwortlich sind, so ist das ihre Angelegenheit«).

44 Vorstandssitzung, 6. September 1949, CJA 5A1/6. Der World Jewish Congress unter Nahum Goldmann war die einzige internationale jüdische Organisation, die (nicht ohne erhebliche Kontroversen) in Deutschland präsent blieb.

45 Syrkin, *State of the Jews*, S. 11 ff.

den zionistischen Traum der DPs und der erfolgreichen Bemühungen des Jischuw, in Palästina einen Zufluchtsort zu schaffen, die Versprechungen des Harrison-Berichts und die anschließende Empfehlung des Anglo-American Committee of Inquiry, umgehend 100 000 Einreisegenehmigungen nach Palästina für jüdische DPs auszustellen, nicht umgesetzt werden sollten. Jüdische DPs saßen in der Falle: Die Briten weigerten sich, einen Abzug aus Palästina in Betracht zu ziehen, wenn die Juden nicht auf jeglichen gewaltsamen Widerstand gegen die englische Mandatsverwaltung verzichteten, und die USA zögerten, sie als Einwanderer ins Land zu lassen.⁴⁶ Wie die Dinge lagen, führte die aus unterschiedlichen Gründen und auf unterschiedliche Weise mangelnde Bereitschaft beider Alliierten, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen, bei der *She'erit Hapletah* verstärkt zu öffentlichen Äußerungen von militantem Zionismus. Der lange Aufenthalt in Flüchtlingslagern und/oder als »sojourners« (»Verweiler«) auf deutschem Territorium hatte die Entwicklung eines neuen jüdischen Nationalismus als Gegengewicht zu den Demütigungen und der Hoffnungslosigkeit der Staatenlosigkeit und des Exils nur gefördert.⁴⁷ Die im Bericht des Joint Committee of Inquiry geäußerte Hoffnung, Palästina müsse »weder ein jüdischer noch ein arabischer Staat, sondern letztlich ein Staat werden, der allen Einwohnern das umfassendste Maß an Selbstverwaltung ermöglicht«, sollte sich nicht erfüllen. Die Juden, die es schließlich nach *Eretz Israel* schafften, gingen von Bord der Schiffe und sahen sich erneut mit einem ganz anderen Krieg konfrontiert, den viele von ihnen nicht wirklich verstanden oder erwartet hatten; ihr Schmerz und ihre Wut hatten sich gegen die Deutschen, die Polen, und schließlich gegen die Briten (die ihnen die Einreise nach Palästina verweigerten) gerichtet, aber über die Realitäten im Nahen Osten waren sie kaum informiert.⁴⁸

Die Mahnung des Harrison-Berichts, dass der amerikanische Umgang mit jüdischen Überlebenden Deutschen eine praktische Lektion in Um-

46 Zur britischen Politik siehe Lavsky, *New Beginnings*, und Kochavi, *Post-Holocaust Politics*.

47 Der Begriff *sojourners* ist übernommen von Borneman und Peck, *Sojourners. The Return of German Jews*.

48 Hyman, *Undeclared*, S. 126. Hyman war der Überzeugung (S. 131), »noch 1946 hätte es den Druck, den die jüdischen DP-Lager auf die Vereinigten Staaten und Großbritannien ausübten, gemildert«, wenn man den Empfehlungen des anglo-amerikanischen Committee of Inquiry gefolgt wäre. Er stand nicht allein mit der Überlegung, ob eine frühzeitige Öffnung Palästinas für Einwanderungsmöglichkeiten vielleicht zu einem anderen, weniger umkämpften Ergebnis im Nahen Osten geführt hätte.

erziehung und Entnazifizierung erteile, hatte dazu beigetragen, ihnen einen sicheren Hafen in der amerikanischen Besatzungszone zu garantieren. Als die amerikanischen Prioritäten sich hin zu einer Versöhnung mit den besiegten Deutschen verlagerten, erwies sich das Engagement für jüdische DPs zunehmend als problematisch, und der Druck zur Emigration oder Integration der verbliebenen DPs wuchs. Zugleich darf man nicht vergessen, dass die amerikanische Politik, die Anwesenheit von Juden in Deutschland zu verringern und ihre Einwanderung in die USA – häufig mit eindeutig antisemitischer Begründung – einzuschränken, durchaus kompatibel und sogar eng verwoben war mit den beiden Hauptzielen jüdischer Überlebender: jüdisches DP-Leben in Deutschland vorläufig zu unterstützen und letztlich in einen neu gegründeten Staat Israel zu emigrieren. In dieser Hinsicht standen die amerikanischen und die jüdischen Vorstellungen, ganz im Gegensatz zur Lage in der britischen Zone, letztlich miteinander in Einklang, auch wenn sie in der unmittelbaren Situation nicht immer vereinbar waren. Rückblickend ist es nicht sonderlich überraschend, dass der Mann, der während des Krieges für die Registrierung und Internierung von Ausländern in den USA zuständig war, die zionistische und vom Zentralkomitee der befreiten Juden im Namen der gesamten *She'erit Hapletah* öffentlich gestellte Forderung nach zügiger Emigration nach Palästina vehement unterstützte.

Trotz erheblicher Anstrengungen der Amerikaner sowie der UNRRA/IRO, eine Repatriierung oder Emigration zu betreiben, berichtete Janet Flanner, die Europakorrespondentin des *New Yorker*, 1948 über jüdische und nichtjüdische DPs: »Nach über drei Jahren Frieden leben in der amerikanischen Zone Deutschlands immer noch eine Dreiviertel Million entwurzelter Europäer, die alle irgendwohin auf der Welt wollen, nur nicht in ihre Heimat.« Sie lebten Seite an Seite mit Deutschen, »die sie schuldbewusst hassen«. Allerdings wies »Genêt« (Flanners Pseudonym) mit einer reichlichen Dosis Romantisierung darauf hin, dass es bei den jüdischen DPs anders aussah. Im Gegensatz zu nichtjüdischen polnischen oder baltischen DPs, deren Heimatländer nun kommunistisch waren und die sich daher als zwangsläufig entwurzelte »Exilnationen« konstituierten, hatten jüdische DPs ein Ende des Exils vor Augen und beharrten darauf, dass sie eine nationale Heimatstätte hätten, die sie lediglich erreichen müssten. »Von allen derzeit Heimatlosen in diesem fremden Land« waren die Juden, so überraschend es klingt, »die zuverlässigsten«, weil sich ihr Blick »auf Israel« richtete.⁴⁹

49 Genêt (J. Flanner), Letter from Aschaffenburg, *New Yorker*, 30. Oktober 1948, S. 98-101. Zu nichtjüdischen DPs siehe Hilton, *Prisoners of Peace*.

Die Situation in den DP-Lagern änderte sich drastisch, nachdem die Generalversammlung der Vereinten Nationen im November 1947 den Teilungsplan für Palästina angenommen hatte, es zu arabischen Protesten und Unruhen kam und im Mai 1948 die Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel erfolgte. Der neue Staat öffnete nicht nur seine Tore, sondern forderte auch Zuwanderung. Ita Muskal erinnerte sich, dass Lautsprecherwagen durch das DP-Lager Feldafing fuhren und junge DP's aufriefen, sich freiwillig zur Haganah, der militärischen Verteidigungsorganisation, zu melden: »Wir haben ein Land. Kommt, steigt ein.« »Ich kann nicht. Ich habe einen Mann«, antwortete sie – ein Hinweis auf die Spannungen zwischen dem (zumindest theoretisch häufig zionistisch gefassten) jüdischen Drang, ein neues Leben und eine Familie aufzubauen, und den praktischen Erfordernissen, die aus der zionistischen Entschlossenheit zum Aufbau eines Staates in Palästina erwachsen.⁵⁰ Ab Ende 1947 zeigten zionistische Flugblätter auf Hebräisch und Jiddisch (in Berlin sogar auf Deutsch) Fotos von jüdischen Soldaten und Soldatinnen mit Gewehren und verkündeten, jede neue Siedlung in Palästina (und später Israel) sei »eine Festung, welche mit großen Opfern verteidigt wird, weil jeder Schritt jüdischen Bodens zugleich ein Stück Schlachtfeld, auf welchem das Schicksal des jüdischen Volkes entschieden wird, darstellt«. Die Pioniere kämpften gegen Sumpf, Wüste, Felsen und vernachlässigtes Ackerland an. Landwirtschaft, auf die sich die DP-Jugend in den *Hachscharot* vorbereitet hatte, war für den Jischuw eine kämpferische Aufgabe. Je mehr jüdisches Territorium kultiviert wurde, umso stärker war die militärische Position und umso sicherer waren die Juden. Der Jewish National Fund (Keren Kayemeth) erklärte unverhohlen: »Der Bodenbesitz ist die Hauptwaffe für die Verteidigung des Landes.«⁵¹ Aber zuerst musste das Land erobert und verteidigt werden. In einer weiteren beispiellosen Manifestation des merkwürdigen neuen Nationalismus, der in den DP-Lagern aus der Katastrophe des Holocaust erwuchs, rekrutierte die Haganah zunächst als Untergrundarmee des Jischuw, später als Streitkraft des entstehenden Staates Israel für eine Nation, die noch gar nicht existierte oder sich gerade erst gegründet hatte, Soldaten, die das Land, für das sie kämpfen sollten, noch nie gesehen hatten.

Jüdische Überlebende stellten sich *Eretz Israel* oft als friedliches Land vor, in dem sie endlich unter sich in Ruhe leben könnten, aber die Propaganda des neuen Staates war ausgesprochen militaristisch. Die

50 Oral-History-Interview mit Elizabeth (Ita) Muskal, Yonkers, New York, 16. Juni 2003.

51 »Das Land im Kampf«, CJA 5A1/44.

Anwerbung von Soldaten für die Haganah, ganz offen als Einberufung (*gilyus*) bezeichnet, wurde energisch und gelegentlich auch mit Zwang betrieben. Historiker haben Art und Auswirkungen dieser bemerkenswerten Rekrutierungskampagne heftig debattiert, allerdings steht außer Zweifel, dass schon bald nach der Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel am 14. Mai 1948 junge, kinderlose, überwiegend (aber nicht ausschließlich) männliche DPs aus der zionistischen Jugendbewegung im Alter zwischen 17 und 33 Jahren an die Front im Nahen Osten aufbrachen. Auf großen Abschiedsfeiern präsentierte man sie als Bekehrte, die bereit waren, das »goldene Kalb« des Schwarzmarkts und die »Fleischtöpfe« Deutschlands aufzugeben, um den jungen jüdischen Staat zu verteidigen. Zweifellos gab es bei der Rekrutierung »moralischen Druck«, mögliche Sanktionen, zu denen die Entlassung aus öffentlichen Ämtern und die Verweigerung von Einwanderungsgenehmigungen nach Palästina gehörten, und die Androhung oder den tatsächlichen Einsatz körperlicher Repressalien. Obwohl die große Mehrheit der DPs sich nicht den Streitkräften anschloss, unterstützten sie dennoch den Kampf um den neuen Staat durch eine Art von Nationalabgabe, die öffentlich angezeigt und bei allen DPs eingesammelt wurde. Etwa 7800 DPs brachen zum Kampfeinsatz auf. Viele kamen zwar zu spät, um sich an den heftigsten Kämpfen zu beteiligen, stellten aber trotzdem einen wesentlichen Teil der israelischen Streitkräfte, die 1948 lediglich 88 033 Mann umfassten. Nach reichlichen Kontroversen unter israelischen Historikern ist mittlerweile klar belegt, dass die rekrutierten DPs vor allem aufgrund des Zeitpunkts ihres Eintreffens nicht als »Kanonenfutter« dienten und es unter ihnen nur relativ wenige Todesopfer gab. Es bleibt aber die dramatische Tatsache bestehen, dass junge Menschen, die Konzentrationslager, Partisanenkämpfe, ein Leben in Verstecken oder im harten sowjetischen Exil überlebt hatten, aus den DP-Lagern in einen neuen Krieg im Nahen Osten zogen, wo sie häufig nicht einmal die auf Hebräisch erteilten Befehle verstanden. Hanna Yablonka weist in ihrer Studie über Holocaust-Überlebende in Israel darauf hin, dass bei der israelischen Armee eine humanitäre Ausnahmeregelung für den einzigen Sohn einer Familie bestand, die man aber bei den Rekruten der *She'orit Hapletah* nicht anwenden konnte, weil so viele von ihnen die einzigen Überlebenden ihrer Familie waren: Es hätte schlicht keine Armee für den neuen Staat gegeben.⁵²

52 Yablonka, *Survivors of the Holocaust*, S. 142. Zur strittigen Frage, ob die Überlebenden im arabisch-israelischen Konflikt nach der Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel als »Kanonenfutter« dienten, siehe ihre einfühlsame (und

Die DPs hatten einen inklusiven Zionismus vertreten und Einreisegenehmigungen nach Palästina für alle verbliebenen Juden gefordert, einschließlich der Babys, die ihr ganzer Stolz waren. Mit dem Ausbruch der Kämpfe kehrte man jedoch zu den elitäreren Auswahlkriterien der Vorkriegszeit zurück und räumte der Emigration junger, gesunder, ungebundener Juden Vorrang ein. Vor der Proklamation des Staates Israel im Mai 1948 waren lediglich 69 000 Juden legal oder illegal eingewandert. Obwohl die DPs kollektiv mit Nachdruck die Notwendigkeit betonten, einen jüdischen Staat zu schaffen, und ein nahezu einhelliger Glaube an den Zionismus als bester politischer Hoffnung für europäische Juden nach dem Holocaust herrschte, träumten viele persönlich weiter davon, über den Atlantik in die Vereinigten Staaten zu gehen. Vor allem DPs, die dort bereits Verwandte hatten, lockte dieses andere »verheißene Land«, dessen Geografie – nach Bundesstaaten aufgeteilt – die Straßnahmen des DP-Lagers Föhrenwald nachbildeten. Als im Juni 1948 in den Vereinigten Staaten aber das lange ersehnte Einwanderungsgesetz für DPs verabschiedet wurde, schrieb es eine 30-prozentige Quote von Landarbeitern vor und bevorzugte ethnisch deutsche und nichtjüdische Osteuropäer vor allem aus den baltischen Staaten gegenüber jüdischen DPs, wie Vertreter jüdischer Hilfsorganisation (und später auch Historiker) wiederholt kritisierten. Die ursprüngliche Bedingung, dass DPs zwischen dem 1. September 1939 und dem 22. Dezember 1945 in die als amerikanische Besatzungszone definierten Gebiete Deutschlands, Österreichs und Italiens gekommen sein mussten, schloss zudem im Grunde die überwiegende Mehrheit jüdischer DPs aus, die erst ab 1946 als »Infiltrées« aus Osteuropa dort eingetroffen waren. Das US-Einwande-

ergreifende) Erörterung S. 131-142. Zu zeitgenössischen Beobachtungen und Diskussionen siehe: Hyman, *Undeclared*, S. 365 f., der erklärt, dass das Einwanderungsverbot nie angewendet wurde; Schwarz, *Redeemers*, S. 278; sowie Yablonka, *Survivors of the Holocaust*, S. 82. Neuere Forschungen von Emmanuel Sivan, erhärtet durch Yosef Grodzinsky, belegen jedoch eindeutig, dass DPs kein »Kanonenfutter« waren. Teils durch ihr spätes Eintreffen in Israel (in einem relativ späten Stadium des Unabhängigkeitskrieges) war die Zahl der Todesopfer unter ihnen nicht überproportional hoch, sondern sogar relativ gering. Gleichwie sind Einrichtung, Umsetzung und Konsequenzen dieser beispiellosen Mobilmachung auf fremdem Boden für einen neuen Staat Gegenstand lebhafter Diskussionen unter Historikern, die sich mit Israel und dem Zionismus befassen. Siehe Grodzinsky, *In the Shadow of the Holocaust*, S. 176, 215, 212 f. Exzellent und umsichtig entwirrt Patt die zahlreichen damit verbundenen Fragen etwa zu Motivation und Tätigkeit junger DPs in *Finding Home and Homeland*, insbes. Kap. 5, »Between Hope and Disappointment: Jewish DP Youth and *Aliyah*«.

rungsgesetz enthielt allerdings genügend, teils sogar von einem peinlich berührten Präsidenten Truman geförderte Schlupflöcher, die Tausenden Juden zwischen 1948 und 1950 die Einreise ermöglichten; die Übrigen kamen nach dem geänderten, liberaleren Einwanderungsgesetz von 1950 in die Vereinigten Staaten.

Dieses Gesetz vom 16. Juni 1950 setzte den letzten Termin, an dem Antragsteller in die amerikanische Besatzungszone eingereist sein mussten, realistisch auf den 1. Januar 1949 fest. Viele DPs bemühten sich umgehend um US-Visa, suchten Bürgen und wägten ab zwischen den wirtschaftlichen Vorteilen, die ihre Bemühungen um deutsche Entschädigungszahlungen – die anfangs einen Wohnsitz in Deutschland erforderten – bringen könnten, und ihrem Drang, mit einem der nächsten Schiffe aus Bremerhaven auszulaufen. Das im Herbst 1946 gegründete US Citizens Committee on Displaced Persons unter der Leitung von Earl Harrison, Eleanor Roosevelt, Marshall Field und den Gewerkschaftsführern A. Philip Randolph und David Dubinsky schickte den in Brest-Litowsk geborenen Vorsitzenden der Textilarbeitergewerkschaft, Dubinsky, nach Deutschland, um Fachkräfte für die Textilindustrie anzuwerben. Die von ihm versprochenen Visa für Schneider eröffneten Ita Muskal, ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn endlich einen Ausweg aus Feldafing über Bremerhaven in die Bronx.⁵³ Alles in allem wanderten von 1945 bis 1952 etwa 400 000 bis 450 000 DPs in die Vereinigten Staaten ein, darunter gut 72 000 bis 100 000 Juden (etwa 20 bis 30 Prozent aller jüdischen DPs).⁵⁴ Sie kamen als Displaced Persons, wurden zu »New Americans« und verwandelten sich durch den internationalen Holocaust-Gedenkboom der letzten Jahrzehnte für die breite Öffentlichkeit und für Juden weltweit in »Überlebende«, die es zu ehren, zu interviewen und in Erinnerung zu behalten galt.

Die Änderungen der US-Einwanderungsgesetze und die Verkündung des Rückkehrgesetzes durch Israel öffneten also 1950 endlich mehr Türen für die auf Auswanderung wartenden DPs, darunter auch mehrere Hundert Tuberkulosekranke, die im Sanatorium Gauting festsaßen und die nur Israel aufzunehmen bereit war.⁵⁵ Von etwa 250 000 jüdischen DPs ließen sich zwischen 100 000 und 142 000 in Palästina bzw. Israel nieder.

53 Interview mit Elizabeth und Sam Muskal.

54 Die niedrigeren Zahlen stammen von Brenner in: Enzyklopädie des Holocaust, Stichwort »Displaced Persons«, S. 353; die höheren Zahlen stammen aus Wyman, DPs, S. 155, 178–204.

55 Zum Sanatorium Gauting siehe Fürnrohr und Muschialik, Überleben und Neubeginn.

Die Zahlen sind, wie immer, alles andere als präzise, ganz zu schweigen davon, dass sie ideologisch befrachtet sind. Weitere wichtige Auswanderungsziele für (nicht nur jüdische) DPs waren Südamerika, Australien und Kanada. Außerdem gingen DPs als Arbeitsmigranten nach Belgien, Frankreich, Schweden und in die Niederlande.⁵⁶ Gab es im April 1948 in Deutschland noch 165 000 jüdische DPs, so sank ihre Zahl bis September auf 30 000.⁵⁷ Als die Zuständigkeit für die DP-Lager 1951 offiziell von der IRO auf die Bundesrepublik Deutschland überging, waren etwa 12 Prozent der weltweiten jüdischen Bevölkerung in Israel ansässig; vor dem Holocaust hatten nur 3 Prozent in Palästina gelebt. In einem erheblichen demografischen und kulturellen Wandel hatte etwa die Hälfte aller Juden ihren Wohnsitz in den Vereinigten Staaten, während es vor dem Zweiten Weltkrieg nur etwa ein Drittel war. Die einst »blühenden« jüdischen Gemeinden Mittel- und Osteuropas waren dezimiert, gewisse Ansammlungen gab es nur noch in der Sowjetunion, Rumänien, Ungarn, Frankreich und England. Bis 1950 hatte die überwiegende Mehrheit der jüdischen Holocaust-Überlebenden den blutgetränkten deutschen Boden tatsächlich verlassen.⁵⁸

56 Siehe Hyman, *Undeclared*, S. 376, und Wyman, *DPs*, S. 194. Allgemein zu dieser Periode siehe Wyman, *DPs*, S. 155, 178-204; Dinnerstein, *America and the Survivors*; Karni, *Life at the Feldafing Displaced Persons Camp*, S. 67f. Laut K. R. Grossmann, *DP Problem*, S. 28f., waren bis zum 11. Juli 1951 etwa 250 000 DPs in die USA eingereist, davon waren 20%, also 77 500, Juden; Kanada nahm ca. 20 000 Juden auf. Die Statistiken für die Endphase der DP-Zeit sind nahezu ebenso verwirrend und inkonsistent wie für die Anfangsphase. Laut Hyman, *Undeclared*, S. 376, zogen von etwa 250 000 jüdischen DPs 142 000 (56%) nach Palästina bzw. Israel, 72 000 in die USA; Kanada nahm 16 000 auf, Belgien 8000, Australien 5000, Frankreich 2000, und 10 000 gingen in diverse andere Länder Südamerikas und des British Commonwealth wie Südafrika. Hyman gibt zudem für 1949 eine relativ hohe Zahl von 35 000 jüdischen DPs an, die in Deutschland blieben. Weitere Zahlen finden sich in Sanders, *Shores of Refuge*, S. 586f.; und Ofer, *Emigration and Aliyah*, S. 82, Anm. 11. Laut Grodzinsky, *In the Shadow of the Holocaust*, emigrierten von insgesamt 330 000 jüdischen DPs 140 000 (42%) nach Israel und 120 000 (36%) in die USA; siehe Tabelle der Emigrationsziele zwischen 1945 und 1951, S. 223.

57 Siehe Brenner, Stichwort »Displaced Persons«, in: Gutman, *Enzyklopädie des Holocaust*, S. 353.

58 Schmelz, *The Demographic Impact of the Holocaust*, S. 45. D. Weinberg hielt in seinem Beitrag zu einem USHMM-Workshop im Juli 2005 dem behaupteten »Fehlen« jüdischen Lebens in der Nachkriegszeit die beträchtlichen Wiederaufbau- und Wiederbelebensbestrebungen insbesondere in Frankreich und Groß-

Jüdische DPs, die Deutschland nicht mit der Auswanderungswelle nach der Staatsgründung Israels den Rücken gekehrt hatten oder in andere Länder emigriert waren, sahen sich 1949 mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland konfrontiert. Mit Erleichterung übergaben die Amerikaner die Verantwortung für die verbliebenen DPs der IRO und jüdischen Hilfsorganisationen und später den Westdeutschen. Die DPs bedauerten jedoch, dass sie die Amerikaner als widerstrebende, ambivalente, aber letztlich wohlwollende Besatzungsmacht verloren, als die Militärbesatzung endete und in eine zivile »Aufsicht« unter Leitung des US-Außenministeriums übergang.⁵⁹ Zudem war es kein Geheimnis, dass die viel gerühmte Währungsreform, die Westdeutschen Wohlstand bringen sollte, zumindest anfangs wirtschaftlich schlecht für die DPs war. Eine stabile Währung und die Reduzierung der amerikanischen Besatzungstruppen von anfangs 400 000 auf 75 000 Mann verringerte sowohl den Nachschub als auch die Nachfrage nach den Schwarzmarktgütern der DPs. Der amerikanisch-jüdische Gesandte William Haber erklärte taktvoll: »Die Reform wird sich offenkundig auch auf die wirtschaftliche Lage der DPs auswirken, die auf den Schwarzmarkt angewiesen sind ... Die Reform wird auch erheblich besseren Zugang zu importierten Konsumgütern mit sich bringen, sodass Tauschgüter wie ausländische Zigaretten ihren Wert verlieren.«⁶⁰ Somit wurde es unerlässlich, sich am formellen Wirtschaftssektor Westdeutschlands zu beteiligen, um in den Genuss seiner Vorzüge zu gelangen. Diese neuen Möglichkeiten waren wiederum für manche DPs ein Anreiz, im Land zu bleiben. Auch der Babyboom brachte bei der Währungsreform gewisse Vorteile, wie eine Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation etwas zynisch bemerkte. Denn jeder Einwohner hatte Anspruch auf Auszahlung eines »Kopfgelds« von 40 frisch gedruckten D-Mark; mit dieser recht fürstlichen Summe besaßen Neugeborene einen materiellen Wert.⁶¹

britannien entgegen. Außerhalb der Sowjetunion gab es 1948 in Osteuropa noch etwa 625 000 Juden; siehe Zweig, *German Reparations*, S. 44.

59 Boehling, *A Question of Priorities*, S. 7. Das State Department, das in den 1930er Jahren so sparsam mit Visa für verzweifelte deutsche Juden umgegangen war und sich vehement gegen Morgenthau's Plan einer vollständigen Deindustrialisierung des besiegten Deutschlands gestellt hatte, galt gegenüber Juden als feindseliger als die Militärregierung.

60 Bericht von William Haber, Berater zu jüdischen Angelegenheiten in der amerikanischen Zone Deutschlands, an Meir Grossman, American Jewish Conference, N.Y., 10. Juni 1948, in: Peck, Hrsg., *Archives of the Holocaust*, vol. 9, S. 312; siehe auch S. 319-321.

61 Hulme, *Wild Place*, S. 222.

Auch wenn sicher manche Juden von dem entstehenden westdeutschen Sozialstaat und Wirtschaftswunder profitieren sollten, zerschlugen die Geburt eines stabilen antikommunistischen Deutschlands und die praktische Beendigung der ohnehin schon stetig reduzierten Entnazifizierung alle restlichen Hoffnungen, dass eine Übernahme kollektiver Verantwortung für die Naziverbrechen zu ernstzunehmenden Entschädigungen führen könnte. Bereits seit Kriegsende waren Entschädigungen, wie bereits erwähnt, nicht nur für deutsche Juden ein wichtiges Thema. Trotz zahlreicher Hindernisse konnten entschlossene deutsche Juden, die den Holocaust überlebt hatten oder zurückgekehrt waren, anders als DPs Anspruch auf Rückerstattung von Eigentum nach dem amerikanischen Militärregierungsgesetz Nr. 59 geltend machen, das General McNarney am 10. November 1947 erlassen hatte. Es regelte für die amerikanische Zone die Rückerstattung von Vermögensgegenständen »an Personen, denen sie in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis zum 8. Mai 1945 aus Gründen der Rasse, Religion, Nationalität, Weltanschauung oder politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus entzogen worden sind«. Aber auch osteuropäische Juden, die der Krieg der Nazis entwurzelt hatte, verlangten Entschädigungen, die ihre Rehabilitation, Hilfeleistungen und Wiederansiedlung finanzieren und die Abhängigkeit vom JDC verringern sollten, der im Sommer 1947 bereits die wirtschaftlichen Lasten für die Versorgung der »Infiltrees« trug. Alle diese Erwägungen deutscher Juden und jüdischer DPs erforderten ein neues politisches Engagement in dem nach wie vor zwiespältigen (nicht mehr militärisch besetzten, aber noch alliierter Kontrolle unterstellten) Staatsgebilde der Bundesrepublik Deutschland.⁶²

62 Allgemein siehe Zweig, *German Reparations*. Zum Ende der Entnazifizierung siehe insbes. Herz, *The Fiasco of Denazification*. Bereits 1948 hatte der emigrierte Politologe John Herz erklärt (S. 590): »Nichts könnte enthüllender sein als der merkwürdige Bedeutungswandel, den der Begriff ›Entnazifizierung‹ erfahren hat. Stand er zunächst für die Beseitigung der Nazis aus dem öffentlichen Leben, so bezeichnet er mittlerweile im alltäglichen deutschen Sprachgebrauch die Entlastung des betreffenden einzelnen vom Nazistigma, also das Verfahren, durch das er von bestimmten Verboten und Einschränkungen befreit wird.« Auch zit. in Boehling, *A Question of Priorities*, S. 239.

Debatten über eine jüdische Zukunft in Deutschland

Im Juli 1949, als die Bundesrepublik Deutschland gerade gegründet war, lud der letzte Berater der US-Militärregierung für jüdische Angelegenheiten, Harry Greenstein, zu einer bemerkenswerten Tagung nach Heidelberg ein. Vertreter jüdischer DPs, deutscher Juden, internationaler jüdischer Organisationen, des »anderen Deutschlands« der Nazigegner, der Jewish Agency, des neuen israelischen Staates und der amerikanischen Besatzungskräfte kamen zusammen, um eine Einschätzung des jüdischen Lebens im neuen, halb souveränen Deutschland vorzunehmen. Sie diskutierten über die Zukunft der stark reduzierten, aber sich stabilisierenden Zahl der Juden, über ihr angemessenes Verhältnis zu Deutschen und über den Umgang mit jüdischen Vermögen und Ansprüchen. Sie debattierten, ob es überhaupt berechtigte Gründe für Juden gebe, in Deutschland zu bleiben, und wie sie beschaffen seien. Handelte es sich um rein instrumentelle Motive – solange Juden aus gleich welchen Gründen in Deutschland seien, dürfe man sie nicht im Stich lassen, und wahrscheinlich würden Juden, die von »jenseits des Eisernen Vorhangs« flüchteten, auch weiterhin im Westen einen Vorposten brauchen, der sie willkommen heiße. Oder sprachen existenzielle und symbolische Gründe für ein Bleiben – wäre es nicht ein endgültiger Sieg Hitlers, wenn alle Juden das Land verließen? In einer Diskussion, die Praktisches und Symbolisches umfasste, stritten Delegierte heftig über die ständig drängenden Finanzfragen. Sollten die umfangreichen Kulturgüter und Geldvermögen der deutsch-jüdischen Gemeinde der Vornazizeit – sowohl die bereits rückerstatteten Vermögensgegenstände als auch die beträchtlichen noch ausstehenden Entschädigungen – auf die winzigen Rumpfgemeinden im Nachkriegsdeutschland übergehen, deren Mitglieder überwiegend nur marginale Verbindungen zum Judentum gepflegt hatten? Oder sollten sie auch an die weitaus größere Mehrheit deutscher Juden verteilt werden, die als Flüchtlinge in der ganzen Welt lebten? Greenstein versuchte, als redlicher Vermittler zu fungieren, aber allein schon seine Anwesenheit deutete auf eine bei amerikanischen Juden ungewöhnliche Offenheit für die Vorstellung hin, dass es Raum für eine jüdische Zukunft in Deutschland geben könne. »Es gibt offene Meinungsverschiedenheiten über die Frage, ob Juden in Deutschland bleiben sollten oder nicht«, stellte er stark untertrieben fest. Es war wenig überraschend, dass die Vertreter des DP-Zentralkomitees an dem Standpunkt festhielten, dass »in Deutschland kein Platz für Juden« sei und es »Selbstmord« wäre, zu bleiben. Andere, vor allem unter den deutschen Juden, waren ebenso fest überzeugt, »die Auslöschung der jüdischen

Gemeinschaft in Deutschland wäre tragisch und würde einen äußerst gefährlichen Präzedenzfall schaffen«. ⁶³

Bis 1950 sprachen die Zahlen eine ernüchternde Sprache. Während die jüdische DP-Bevölkerung in der amerikanischen Besatzungszone rapide abnahm, zählten örtliche jüdische Gemeinden (außerhalb der DP-Lager) nur noch 3650 Mitglieder; hinzu kamen 3382 in der britischen Zone und 7044 in Berlin unter Viermächtekontrolle. Im Gegensatz zur demografischen Zusammensetzung der DP-Lager gab es in diesen deutsch-jüdischen Gemeinden überwiegend ältere Menschen, nur wenige Kinder und eine hohe Zahl von Mischehen. In Berlin lag der Anteil der Mischehen bei 52 Prozent, und nur 10 Prozent der nichtjüdischen Ehepartner waren konvertiert. In Darmstadt lebte dagegen nur ein Prozent der Gemeindeglieder in Mischehen, was der in westdeutschen Städten häufigeren – wenngleich auch umstrittenen – Praxis entsprach, dass jüdische DPs sich der bestehenden jüdischen Gemeinde anschlossen. Zugleich war klar, dass die meisten Juden, die nach Israel auswandern wollten, bereits fort waren; manche waren allerdings auch schon wieder zurückgekehrt. Der Auswandererstrom nach Israel war »bis auf ein bloßes Tröpfeln versiegt«, da desillusionierte Rückkehrer und deprimierende Briefe von Emigranten von Enttäuschungen, Krieg und Not in der jungen jüdischen Nation berichteten. ⁶⁴

63 Alle Zitate stammen, soweit nicht anders angegeben, aus: Conference on »The Future of the Jews in Germany«, Heidelberg, 31. Juli 1949; Protokolle hrsg. von Harry Greenstein, Berater für jüdische Angelegenheiten, US-Militärregierung in Deutschland, 1. September 1949; siehe insbes. S. 5 f., 10-14, 19-22, 24, 29, 41, 45 f., 52; LBI Archives. Greenstein hatte im März ein kleineres Vorbereitungstreffen in Heidelberg veranstaltet. Siehe auch Geller, *Jews in Post-Holocaust Germany*, S. 72-77; sowie Brenner, *Nach dem Holocaust*, S. 113 ff.

64 In Berlin bestand die jüdische Gemeinde zu 80 % aus deutsch-jüdischen Mitgliedern, 34 % waren über 55 und nur 11 % unter 17 Jahre alt; in Frankfurt waren es nur 45 % deutsch-jüdische Gemeindeglieder, 16 % waren über 55 und 14 % unter 17 Jahre alt. Allgemein hatten die jüdischen Gemeinden überwiegend ältere Mitglieder und sehr wenige Kinder – ihre demografische Zusammensetzung war also genau umgekehrt wie in den DP-Lagern. Siehe auch Kolinsky, *After the Holocaust*, S. 215, wonach der Anteil der Mischehen in den Städten bis zu 75 % betrug und nur zwei von zehn nichtjüdischen Ehepartnern konvertiert waren. Zum Verhältnis von DPs und deutschen Juden in den jüdischen Gemeinden siehe u. a. Wetzel, *Jüdisches Leben in München*, und Maor, *Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland*, Dissertation, Mainz 1961. Maors leider immer noch unveröffentlichte Doktorarbeit ist nach wie vor die beste und umfassendste Studie zu den jüdischen Gemeinden in der frühen deutschen Nachkriegszeit, siehe www.harrymaor.com.

Ironischweise kam das leidenschaftlichste Plädoyer für eine jüdische Zukunft in Deutschland von dem amerikanischen Militärgouverneur und späteren amerikanischen Hohen Kommissar John McCloy, der mit Einsetzung einer zivilen Verwaltung über die unabhängige Bundesrepublik Nachfolger des Militärgouverneurs Lucius Clay wurde. Auch wenn von den über 500 000 Juden, die vor 1933 in Deutschland gelebt hatten, und von den mehreren Hunderttausend, die sich nach dem Krieg vorübergehend dort aufgehalten hatten, nur noch etwa 30 000 übrig geblieben waren, besaß dieser Rest eine symbolische Bedeutung, wie er nachdrücklich betonte. Aber McCloy griff im Grunde auf die gleiche Argumentation zurück, mit der Ernst Landau 1946 den Zorn anderer Überlebender erregt hatte: Er forderte die Juden auf, eine moralische Verpflichtung gegenüber dem Land ihrer Mörder zu übernehmen. Seiner Ansicht nach diene die fortdauernde Anwesenheit von Juden als Prüfstein und Gewähr für die moralische Rehabilitierung der Deutschen. Sie wären ein lebendiger Vorwurf gegen den vorherrschenden Wunsch nach Normalisierung und einem Schlussstrich bei all jenen, die lediglich »die Auschwitz und Dachaus und die anderen Konzentrationslager vergessen und an das neue Deutschland denken« wollten.

Jüdischem Leben in Deutschland ein Ende zu setzen wäre »beinahe ein Eingeständnis des Scheiterns«, argumentierte McCloy. Wie so viele, die auf Versöhnung hofften, erlegte er die Bürde des ersten Schritts den Opfern auf. Er griff auf seine eigenen gut gemeinten Klischeevorstellungen zurück und erklärte mit nicht sonderlich subtilen Anspielungen auf den Ruf der Juden, zwielichtige Geschäfte zu betreiben, er sei überzeugt, »dass der Jude in Deutschland mit der Hartnäckigkeit, Ausdauer, Courage und Lebenskraft seiner Rasse [sic] und mit seinen gewohnt redlichen und fairen Geschäften wieder eine Stellung erlangen wird, die er in der Vergangenheit in dieser Gemeinschaft innehatte, und sogar höhere Ebenen erreichen wird«. Allerdings räumte er ein: »Ich weiß nicht, wie lange das dauern wird.« In seiner markanten Äußerung über die Bedeutung der jüdischen Präsenz als Probe für die politische Reife Westdeutschlands nach der Nazizeit erklärte McCloy: »Was diese Gemeinde sein wird, wie sie sich formiert, wie sie zu einem Teil des neuen Deutschland wird und darin eingeht, wird, glaube ich, von der ganzen Welt sehr genau und sehr aufmerksam beobachtet werden. Meiner Einschätzung nach wird das einer der wahren Prüfsteine und ein Test für Deutschlands Fortschritt sein.« Zudem hätten die Juden selber die Aufgabe, an ihrer Assimilation und Integration zu arbeiten – ein Auftrag, an dem die verbliebenen DP's keinerlei Interesse hatten. Aber der Hochkommissar erklärte nachdrücklich: »Der Erfolg derer, die bleiben, wird in hohem

Maße davon abhängen, inwieweit diese Gemeinde weniger eine in sich geschlossene Gemeinschaft sein, als vielmehr mit der allgemeinen Gesellschaft verschmelzen wird.« Allerdings ist anzuerkennen, dass McCoy auch beiläufig einräumte, wie abwegig seine Äußerungen vielen seiner Zuhörer erscheinen mussten. »Es fällt mir ein bisschen schwer, die richtigen Worte zu finden, um meine Sympathie und mein Interesse an der Reetablierung der Juden in Deutschland zum Ausdruck zu bringen ... und mir ist klar, dass niemand, so mitfühlend er auch sein mag, die Tiefe Ihrer Gefühle ermessen kann.«⁶⁵

Als Vertreter eines liberalen, antifaschistischen »anderen Deutschlands« schlug Eugen Kogon, Buchenwald-Überlebender und Herausgeber der *Frankfurter Hefte*, einen etwas anderen, glaubwürdigeren Kurs ein, um sich für das gleiche Ziel einzusetzen: dass Juden Deutschland nicht verlassen sollten. Er äußerte sich zutiefst enttäuscht darüber, dass Deutsche sich vornehmlich mit ihrer eigenen Opferrolle beschäftigten. Es habe nicht nur »keinen entsetzten Aufschrei« über die von ihnen begangenen Gräueltaten gegeben, sondern allein schon die Anwesenheit der Überlebenden habe einen neuen Antisemitismus entstehen lassen, getrieben von Ressentiments gegen Juden, die als sichtbare, aber unerwünschte Mahnung an deutsche Verbrechen empfunden würden und Entschädigungen verlangten. Aber auch er setzte sich für ein gewisses Maß an Versöhnung ein. Der bayerische Staatskommissar für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte und KZ-Überlebende Philipp Auerbach trat Kogons Auffassung vehement entgegen. Auerbach sah im Kampf um finanzielle Entschädigung nicht etwa wie viele, selbst angeblich wohlwollende Kritiker »eine ungerechtfertigte Fixierung auf Kompensation«⁶⁶ oder einen Ansporn für Antisemitismus, sondern den einzig verbliebenen Weg, ein deutsches Volk, das »kein Schuldbewusstsein hat und von anderen nicht zur Rechenschaft gezogen wird«, zur Übernahme von

65 Anders als McCoy, der die Stellung der Juden zum Prüfstein für den »Fortschritt« Westdeutschlands erklärte, führt Fehrenbach, *Race after Hitler*, S. 94, an, dass viele »liberale« Deutsche gern auf ihren Umgang mit »farbigen« Deutschen (»Mischlingen«), meist Kindern deutscher Frauen und afroamerikanischer Soldaten, als Test ihrer »sozialen Reife« hinwiesen. Ihr Buch wirft viele mögliche Fragen nach Vergleichen zwischen den Reaktionen auf Juden und die neuen rassistisch Anderen, insbesondere Afroamerikaner, im Westdeutschland der Nachkriegszeit auf. Geller, *Jews in Post-Holocaust Germany*, (das ich erst nach Abschluss meiner eigenen Forschungen gelesen habe), S. 75, stellt ebenfalls fest, dass McCoy Juden eine »Verpflichtung« auferlegte.

66 Webster, *American Relief and Jews in Germany*, S. 304; diese Kritik bezog sich auf das JDC.

Verantwortung zu zwingen. Während Deutsche diese Bestrebungen als Korruption, Begünstigung und Bestätigung alter Vorurteile über geldgierige Juden sahen, stellten Juden die Forderung nach einem Mindestmaß an Gerechtigkeit in den Vordergrund.

In dieser offenen, differenzierten Debatte kam eine große Bandbreite von Meinungen zur Sprache. Vertreter der weit verstreuten deutsch-jüdischen Emigranten machten unmissverständlich klar, es wäre ein »Hohn«, wenn das, »was im Laufe einer jahrhundertelangen Geschichte von und für 550 000 Menschen aufgebaut und auf die Bedürfnisse einer so großen Zahl von Menschen zugeschnitten war, von 20 000 bis 25 000 Menschen beansprucht werden kann«, von denen viele nur eine überaus lockere Beziehung zur jüdischen Religion« hätten. Schließlich gab es in anderen Ländern der Welt über 200 000 überlebende deutsche Juden, deren Ansprüche von neu gegründeten Organisationen vertreten wurden, etwa die JRSO (Jewish Restitution Successor Organisation, 1948) für die amerikanische Zone und die Jewish Trust Organization für die britische (1949) und die französische (1950) Zone.⁶⁷ Diese Streitfragen wurden zwar nicht geklärt – und sollten noch über Jahre hinweg umstritten bleiben –, dennoch gelang es auf der Heidelberger Konferenz, tatsächlich einen Dachverband jüdischer Gemeinden im neuen Deutschland zu gründen. Sehr bald entwickelte sich daraus der Zentralrat der Juden in Deutschland, der in seinem Namen keinen Hinweis auf »deutsche Juden« enthielt und damit sowohl der Vielfalt seiner Mitglieder als auch den Brüchen der jüngsten Geschichte Rechnung trug.⁶⁸ Eineinhalb Jahre später, am 17. Dezember 1950, trat das Zentralkomitee befreiter Juden zu seiner letzten Sitzung im Deutschen Museum zusammen. Die jüdische DP-Ära war offiziell beendet, die Zuständigkeit für die beiden noch bestehenden DP-Lager ging in die Hände deutscher Behörden über, und weitere DPs schlossen sich örtlichen deutsch-jüdischen Gemeinden an.

Mit spürbarem Bedauern und Sorge stellten jüdische Besucher 1950 fest, dass im schnell prosperierenden Westdeutschland wieder »nahezu vollständige Normalität« eingekehrt war, während Juden noch immer heimatlos waren und die europäischen Siegerländer, insbeson-

67 Alle Zitate aus: Conference on »The Future of the Jews in Germany«; Protokolle hrsg. von Harry Greenberg, Berater in jüdischen Angelegenheiten, US-Militärregierung in Deutschland, 1. September 1949. Zu diesem Konflikt siehe Zweig, *German Reparations*, S. 57 ff.

68 Zur Geschichte des Zentralrats siehe Maor, *Über den Wiederaufbau*; Geller, *Jews in Post-Holocaust Germany*; ders., *Die Entstehung des Zentralrats der Juden in Deutschland*, in: Schönborn, Hrsg., *Zwischen Erinnerung und Neubeginn*, S. 60-75; sowie Udi Chadasch, *Der Zentralrat der Juden in Deutschland*.

dere Großbritannien, noch immer unter Entbehrungen litten. Auch weiterhin beklagten Juden die ihrer Ansicht nach begangenen Fehler bei der Entnazifizierung wie die erneute Zulassung ehemaliger NSDAP-Mitglieder zu öffentlichen Ämtern und das empörende allgemeine Fehlen eines »öffentlichen Bewusstseins«. Ausgerechnet die am wenigsten »Schuldigen« zeigten die größte Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, während die große Mehrheit der Deutschen voller Selbstmitleid und »moralisch verstockt« blieb. Hartnäckig erinnerten sie sich an ihre eigene Opferrolle, vergaßen aber die Verbrechen, von denen sie angeblich nichts bemerkt hatten, als sie geschahen, wie ein jüdischer Gesandter 1950 erbittert berichtete.⁶⁹ In einer bissigen Satire schlug ein führender DP-Vertreter vor, da in Deutschland Nazis so schwer zu finden seien, solle man das immer hilfsbereite JDC vielleicht bitten, einige zu beschaffen.⁷⁰

Neuer Antisemitismus

Auch wenn es angeblich keine Nazis mehr gab, hatten offizielle jüdische Vertreter in der Bundesrepublik alle Hände voll zu tun, gegen den zunehmend offenkundigen »Neoantisemitismus« zu protestieren. Diese Tendenz hatten sie bereits kurz nach der Niederlage des Nazi-Rassenstaates erkannt, aber offenbar verstärkte sie sich, nachdem die Mehrzahl der DPs das Land verlassen hatte. Nun nahmen Deutsche die DPs, die noch da waren, eher nicht mehr als Opfer von Verfolgung wahr, sondern als »asoziale«, »heimatlose« Ausländer und »Parasiten« des beginnenden westdeutschen Wirtschaftsaufschwungs und der Bemühungen, Millionen ethnisch deutscher Heimatvertriebener und Flüchtlinge einzuglie-

69 Bericht von Dr. B. Sagalowitz, in: Peck, Hrsg., *Archives of the Holocaust*, vol. 9, S. 361f., 368, 377f. Ganz ähnlich stellte Hannah Arendt 1950 in *Besuch in Deutschland*, S. 58, fest: »Eine Variante dieser Verwirrung besteht darin, daß Deutsche, die ihre eigene Schuld eingestehen, in vielen Fällen, nüchtern betrachtet, ganz unschuldig sind, wohingegen diejenigen, die sich wirklich etwas haben zuschulden kommen lassen, das ruhigste Gewissen der Welt haben.« Spätere Überlegungen eines Mannes, der viel mit DPs und Entschädigungsfragen zu tun hatte, bietet K. R. Grossmann, *The Problem of Forgetting*, S. 10-16. Inzwischen gibt es eine Fülle von Literatur zu diesem »Problem des Vergessens«, siehe z.B. Moeller, *War Stories*, und Frei, *Vergangenheitspolitik*.

70 Gringauz, *There are no Nazis in Germany*, zit. in Schwarz, *Redeemers*, S. 114.

dern.⁷¹ Mitarbeiter jüdischer Hilfsorganisationen vermuteten 1946, dass traumatisierte DPs dazu neigten, »häufig Antisemitismus zu sehen, wo er vielleicht gar nicht existiert«.⁷² Nach 1948 mussten die meisten jedoch Auerbach zustimmen, der unverhohlen wie immer erklärte: »Der Antisemitismus in Deutschland braucht gar nicht übertrieben zu werden, da er in ausreichendem Maße vorhanden ist.«⁷³

Als Sympathie und Erinnerung (soweit sie denn je vorhanden waren) schwanden, traten altbekannte Vorurteile über Finanz- und Immobilienspekulationen, Gefährdung von Jugendlichen und Frauen in von DPs geführten Bars, Prostitution und Schwarzmarktgeschäfte, Schmutz und Unordnung wieder zunehmend zutage und wurden salonfähig. Im ersten Jahr nach Gründung der Bundesrepublik kam es zu einer Welle von Friedhofsschändungen. Die mittlerweile mit umfassenden Einsatzbefugnissen ausgestattete deutsche Polizei führte als entschlossene Hüterin der Währungsreform regelmäßig Razzien in Lokalen durch, die sie für Treffpunkte jüdischer Schwarzmarkthändler hielt. Deutsche Beamte, die nun teilweise von der disziplinarischen Kontrolle durch die Amerikaner befreit waren, verstanden es geschickt, Antisemitismuskritik aufgrund solcher Aktionen schlichtweg zu bestreiten und nachdrücklich zu behaupten, sie sorgten lediglich für Recht und Ordnung. In einer besonders eklatanten Äußerung, die in DP-Akten erhalten ist und deren Vokabular jedem, der das Dritte Reich erlebt hatte, durchaus vertraut gewesen sein dürfte, erklärten örtliche Vertreter in Bamberg, die eine Unterbringung deutscher Flüchtlinge in der Nachbarschaft jüdischer DPs verhindern wollten, 1950 vorsorglich: »Wir wissen, dass man von bestimmter Seite die Stellungnahme gegen die DPs als aufflammenden Antisemitismus ansieht. Von solchen Gedanken ist niemand geplagt, aber die Bevölkerung wehrt sich mit Recht gegen Leute, die sich in Schmutz und Ungeziefer wohlfühlen und infolgedessen einen gefährlichen Ansteckungsherd bilden.«⁷⁴ Da es als unangemessen galt, Juden als

71 Trotz Ressentiments und Spannungen wurden die erheblich zahlreicheren Vertriebenen in die deutsche Gemeinschaft eingegliedert, wie es bei jüdischen DPs niemals der Fall war und sein konnte. Siehe z.B. Ahonen, *After the Expulsion*.

72 Bericht von Oscar A. Mintzer, *The Legal Situation of Jewish DPs in the American Zone*, Deutschland 23. September 1946, in: *AJDCA*/390.

73 Bergmann, »Der Antisemitismus in Deutschland braucht gar nicht übertrieben zu werden ...«, S. 205.

74 Zit. in *Neues Volksblatt*, 13. Juli 1950; siehe auch *Fränkischer Tag*, 8. Juli 1950, siehe Abschrift in YIVO DPG 294.2/49/MK483/R5. Der örtliche Flüchtlingsausschuss protestierte gegen die gemeinsame Unterbringung von Heimatvertriebenen und »Ausländern«, da »die DPs sich stark am Schwarzhandel beteiligen und

solche anzugreifen, kritisierte man sie als »Ausländer« oder als »gewisse Kreise«. Man etikettierte sie als Außenstehende mit einem gewissen extraterritorialen Status, den die DPs selbst – und praktisch alle in Deutschland lebenden Juden – auf andere, aber recht funktionelle Art und Weise ebenfalls für sich beanspruchten. Es dürfte außer Zweifel stehen, dass ein starker, durchaus als akzeptabel geltender Antisemitismus nicht nur neben dem Philosemitismus oder dem beschämten Schweigen, das anti-jüdische Äußerungen oder Verhaltensweisen tabuisierte – Einstellungen, die dem Deutschland der Nachkriegszeit häufig zugeschrieben werden –, existierte, sondern ihn häufig auch überwog. Selbst wenn er sich als Unmut und Empörung über alle möglichen Formen angeblicher Schattenwirtschaft und sozialer Verantwortungslosigkeit vor allem osteuropäischer Juden tarnte und selbst wenn die expliziten Hinweise auf »Rasse« – »Hier geht es nicht um Rasse, sondern um die einfachsten Erfordernisse der Hygiene« – sich auf Gruppen verlagerten, die durch die Hautfarbe definiert waren, vor allem auf Afroamerikaner, trat Antisemitismus noch immer deutlich in einer Sprache zutage, die sich mit völkischen, hygienischen und fremdenfeindlichen Begriffen der Terminologie und Praxis der Vornazi- und Nazizeit bediente.⁷⁵

DPs und jüdische Organisationen wie auch manche deutsche Politiker und Bürgergruppen reagierten umgehend auf solche Zwischenfälle. Zugleich sorgte sich insbesondere das JDC, das weiterhin als wichtigste jüdische Hilfsorganisation für die DP-Fürsorge zuständig war, wie es gleichzeitig solchen Vorurteilen entgegenwirken und den (mit der Abreise zahlreicher führender Köpfe, junger Leute und Familien) zunehmend desorganisierten DP-Alltag, der diese Klischees zuweilen zu bestätigen schien, in den Griff bekommen sollte. Im August 1949, kurz nach der Heidelberger Konferenz, erschien in Münchens liberaler *Süddeutscher Zeitung* ein Artikel, der zustimmend McCloy's Äußerung aufgriff, die Entwicklung einer neuen Einstellung zu den Juden seitens der Deutschen sei der Prüfstein für die demokratische Regeneration Deutschlands. Eine Woche später veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung*

daher eine moralische Gefährdung der Flüchtlingsjugend bedeuten«. Die DP-Organisationen sammelten viele Abschriften solcher Zeitungsartikel, um sie westdeutschen und amerikanischen Behörden als Beleg vorzulegen. Zu späteren Jahren siehe Höhn, GIs and Fräuleins.

75 Weitere Erörterungen dieser selbstauferlegten Außenseiterstellung finden sich u. a. in Bodemann, Mentalitäten des Verweilens. Zu Philosemitismus siehe Stern, Im Anfang war Auschwitz. Zur Verlagerung in der Verwendung des »Rassenbegriffs« von Juden auf Gruppen, die durch die Hautfarbe definiert waren, vor allem auf Afroamerikaner, siehe Fehrenbach, Race after Hitler.

kommentarlos vier Leserbriefe zu diesem Artikel, darunter einen leicht kritischen und zwei zustimmende. Der vierte war voller antisemitischer Bosheit und (mit unmissverständlichem Pseudonym) unterzeichnet von einem Adolf Bleibtreu aus einer Palästrinastraße⁷⁶; darin hieß es: »Ich bin beim Ami beschäftigt, und da haben verschiedene schon gesagt, daß sie uns alles verzeihen, nur dies eine nicht, und das ist: daß wir nicht alle vergast haben, denn jetzt beglücken sie Amerika.« Nach Erscheinen dieses Leserbriefs beschlossen, je nach Quelle, einige Hundert bis 1000 DP's, die ihn als Meinung der Redaktion auffassten, zum Zeitungsverlag zu marschieren. Ein zweiter spontaner Protestmarsch von DP's zog interessanterweise zum JDC-Büro. Als Reaktion auf diese Demonstrationen stürmten berittene deutsche Polizisten auf die Menge zu, die sich mit Stöcken und Steinen wehrte und einen Mannschaftswagen der Polizei in Brand setzte. Dieser Aufruhr rief weitere Polizisten zur Verstärkung auf den Plan, die ihre Knüppel schwangen und angeblich in die Luft schossen. JDC-Vertretern und einem US-Militärrabbiner gelang es, die Menge etwas zu beruhigen, aber die Ordnung ließ sich erst wiederherstellen, als die amerikanische Militärpolizei – die noch immer Kontrollbefugnisse hatte – die Münchener Polizisten anwies, sich zurückzuziehen.⁷⁷

Wie die Proteste vor dem JDC-Büro zeigten, richtete sich ein beträchtlicher Teil der Wut der Überlebenden nicht gegen Deutsche, sondern gegen die jüdischen Hilfsorganisationen, die sie betreuten und zu kontrollieren versuchten. Wenn JDC-Mitarbeiter zwischen aufgebrachtten DP's und aggressiven deutschen Polizisten zu vermitteln versuchten, ernteten sie zuweilen regelrechte Prügeleien und aufsässige Belagerungen ihrer Büros durch ihre jüdische Klientel. Vielleicht boten jüdische

76 Die Straße existiert nicht in München.

77 Zitat aus einem Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung*, 9. August 1949, als Reaktion auf den Leitartikel von W.E. Süskind, Judenfrage als Prüfstein, *Süddeutsche Zeitung*, 2. August 1949. Siehe auch Bericht von Harry Greenstein, Berater für jüdische Angelegenheiten beim US-Kommandeur in Deutschland, über die Unruhen am 10. August 1949, 31. August 1949, in AJDCA/499. Auch über diesen Zwischenfall gibt es unzählige unterschiedliche Darstellungen; siehe z.B. Muhlen, *Zweimal Deutschland*, S. 239 ff.; Kauders, *Democratization and the Jews*, S. 138. Ein Jahr zuvor hatte die *Süddeutsche Zeitung* am 17. April 1948 in ihrem »Debatten«-Teil in dem Artikel »Antisemitismus 1948« das »asoziale Verhalten« der DP's für Antisemitismus verantwortlich gemacht und demgegenüber das »unauffällige Profil« der verbliebenen deutschen Juden positiv hervorgehoben. Siehe auch Bergmann, »Der Antisemitismus braucht gar nicht übertrieben zu werden ...«, S. 195, und Wetzel, *Trauma und Tabu*, S. 433-444 und 454, Anm. 30.



Abb. 6.2. Über tausend Juden demonstrieren gegen antisemitische Gewalt und das Vorgehen der deutschen Polizei, München 1949.

Funktionäre den DPs, die immer noch keine Heimat, keine Zukunft und keine Aussicht auf angemessene Entschädigung für ihre überwältigenden Verluste hatten, ein gefahrloseres, aber auch vertrauterer Ziel, um ihrer Verbitterung und Frustration Luft zu machen. Die Streitlust der jüdischen Menge lässt eine Art verspäteter Genugtuung vermuten. Unter den schützenden, wenn auch entnervten Blicken des amerikanischen Militärs und der internationalen Judenheit konnten Überlebende sich auf energischen Widerstand einlassen, ohne schwerwiegende Konsequenzen fürchten zu müssen.⁷⁸ Diese Konfrontationen waren für das JDC natürlich überaus peinlich. Einerseits musste es viel PR-Arbeit leisten, um seinen Spendern in den USA die Zwischenfälle zu erklären, andererseits musste es die deutschen Behörden drängen, nicht mit der Anwendung von noch mehr Gewalt überzureagieren. So prägten die ersten Jahre der Bundesrepublik Deutschland den Nachkriegskurs der jüdischen Institutionen: Einen Großteil ihrer Zeit sollten sie von nun an darauf verwenden, eine

⁷⁸ Siehe Berichte in AJDCA/396 (Föhrenwald 1955-1962), 397B (Föhrenwald 1954) und 398 (Föhrenwald). Zur Ventilfunktion siehe Friedman, *The Road Back for the DPs*.

reizbare Basis zu verwalten und antisemitische Zwischenfälle zu dokumentieren und dagegen zu protestieren, statt die jüdische Gemeinde und eine religiöse Identität aufzubauen.

Der »harte Kern«

Ende 1948 befanden sich noch etwa 30 000 jüdische DPs in Deutschland; 1953 waren es nur noch halb so viele. Gut 2500 bis 3000 von ihnen waren aber zwischen 1949 und 1953 meist aus Israel zurückgekehrt.⁷⁹ Dieser so genannte »hard core« (»harte Kern«), der deutsche wie auch jüdische Stellen so beunruhigte, weigerte sich hartnäckig, sich außerhalb Deutschlands anzusiedeln oder sich im Inland zu integrieren. Manche gingen erfolgreich Geschäften nach, zu denen ihnen der schwarze oder graue Markt den Zugang eröffnet hatte; andere waren schlicht zu krank oder erschöpft, um das schützende DP-Lager zu verlassen. Im Juni 1950 waren nur noch vier Lager mit 9000 Bewohnern – Kranken, Widerständigen und, für alle mit DP-Fragen Betrauten am unangenehmsten, Israelrückkehrern – in Betrieb. Das DP-Lager Landsberg schloss am 15. Oktober 1950, Feldafing am 31. Mai 1951. Viele der restlichen 1585 Bewohner des Lagers Feldafing zogen in das Lager Föhrenwald in Wolfratshausen bei München, dem letzten Zufluchtsort für den »harten Kern«. Die IRO, die 1947 die UNRRA abgelöst hatte, wurde durch den UNHCR, den Hohen Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen, ersetzt, und die Zuständigkeit für die DPs in Deutschland, darunter auch die Bewohner des Lagers Föhrenwald, ging an die Bundesrepublik über. Diese Juden waren nun keine DPs mehr, sondern »heimatlose Ausländer«, für die offiziell nicht mehr die internationale Staatengemeinschaft, sondern die Deutschen zuständig waren. Der Freistaat Bayern betrieb die Rückgabe der Villen in Feldafing an ihre deutschen Eigentümer, auch das Märchenschloss Elmau in den bayerischen Alpen fiel wieder an seinen exzentrischen, entnazifizierten Eigentümer.⁸⁰

Viele amerikanisch-jüdische Helfer waren vermutlich einer Meinung mit Abraham Hyman, der die Aufständischen von Landsberg energisch

79 Die Statistiken sind inkonsistent und verwirrend. Laut Webster, *American Relief and Jews in Germany*, S. 309, lebten 1953 noch immer 30 000 ehemalige DPs mit ihren Familien in der Bundesrepublik Deutschland. Brenner führt in Gutman, Hrsg., *Enzyklopädie des Holocaust*, Stichwort »Displaced Persons«, S. 353, 30 000 für Ende 1948 an, für 1952 nur noch 12 000.

80 Heider, *Das Lager für jüdische »Displaced Persons«*, S. 124.

verteidigt hatte und nun erklärte: »Keine Gruppe von DPs hatte so viel gelitten wie die jüdischen Überlebenden. Andererseits wurde keine Gruppe von Nachkriegsflüchtlingen mit so viel Aufmerksamkeit und Hingabe bedacht wie die jüdischen DPs.«⁸¹ JDC-Mitarbeiter befürchteten, dass sie eine Population von »Wohlfahrtsempfängern« geschaffen hätten, die das Lager mit seiner zweifelhaften, aber trotzdem nicht zu unterschätzenden Behaglichkeit und Sicherheit nicht verlassen wollten. Diese Überlebenden waren nicht willens und/oder fähig, sich den wirtschaftlichen und psychischen Härten der Emigration oder Integration in die sich bildende westdeutsche Gesellschaft zu stellen, die keinen Hehl aus ihrem Wunsch machte, sich der ihr neuerdings auferlegten Pflicht zu entledigen, dass sie sich zusätzlich zu den Millionen hilfsbedürftigen deutschen Heimatvertriebenen und heimkehrenden Kriegsgefangenen auch noch um jüdische Flüchtlinge kümmern sollte.

Die JDC-Akten sind voller dramatischer Berichte über wütende, zuweilen auch gewalttätige Auseinandersetzungen mit halsstarrigen DPs. Ständig machten sich JDC-Mitarbeiter Gedanken, wie sie am besten mit fest etablierten, angeblich korrupten DP-Lagerkomitees, vor allem in Föhrenwald, und mit Bewohnern umgehen sollten, die sich hartnäckig weigerten, das Lager zu verlassen. Bei allen, die 1949 noch nicht fort waren, bestand kaum die Wahrscheinlichkeit, dass sie weggehen würden, weil sie entweder nicht konnten oder nicht wollten. Noch komplizierter gestaltete sich die Lage, weil nur sehr wenige bereit waren, ihre angeblichen Auswanderungspläne explizit aufzugeben; sie bildeten die häufig angeführte jüdische Nachkriegsbevölkerung, die immer »auf gepackten Koffern« saß, am liebsten in der Luft irgendwo zwischen New York, Tel Aviv und Frankfurt.⁸² Verärgert beklagten JDC-Vertreter: »Die DPs haben keinen Realitätssinn.« Selbst Angebote, sämtliche Transportkosten zu übernehmen und auf die ohnehin schon großzügigen Gepäckbeschränkungen zu verzichten, konnten den »harten Kern« nicht zum Gehen bewegen. Ungeachtet der Schwierigkeiten, ein Einwanderungsvisum zu ergattern, erklärte ein Mann sogar, er mache seine Entscheidung, ob

81 Hyman, *Undefeated*, S. 402.

82 Y. Michal Bodemann verwendet den von Simmel entlehnten soziologischen Begriff »Verweiler«, um dieses langfristige Festhalten an einem Durchgangsstadium zu kategorisieren; siehe Bodemann, *A Jewish Family in Germany*, Einleitung, S. 1-35; sowie ders., *Mentalitäten des Verweilens*, in: Schoeps, *Leben im Land der Täter*, S. 15-29. Zweig, *German Reparations*, spricht von *sojourners* (S. 58) und *itinerants* (S. 56). Jeffrey Peck und John Borneman gaben ihrem Buch über Juden im Nachkriegsdeutschland den Titel: *Sojourners. The Return of German Jews and the Question of Identity*.

er die Vereinigten Staaten mit seiner Anwesenheit beehren werde, vom Ausgang der dortigen Präsidentschaftswahlen abhängig: »Ich mache keine weiteren Pläne, bis ich sehe, ob Stevenson gewählt wird.«⁸³ Manche erklärten, sie müssten erst noch in Deutschland Geld verdienen und mehr Möbel und Ausstattung anschaffen, bevor sie sich in ein härteres Leben in Israel aufmachten. Andere verschoben die geplante Auswanderung in letzter Minute, als deutsche Pläne für Restitution angekündigt wurden, die nur im Inland beansprucht werden konnte. Wieder andere hofften auf ein Einwanderungsvisum für die Vereinigten Staaten, das man ihnen bis dahin wegen schlechter gesundheitlicher Verfassung oder einem Eintrag ins Strafregerregister verweigert hatte. In manchen Fällen wollten Mütter ihre Kleinkinder vorerst in vertrauter Umgebung unter leichteren Bedingungen aufziehen und junge Leute ihr Studium oder ihre Lehre abschließen. Andere waren einfach zu erschöpft, um einen weiteren Umzug in Betracht zu ziehen. Und eine ganze Reihe, vor allem alleinstehende Männer, waren, wie das JDC einräumte, mit deutschen Frauen zusammen, hingen an dem »bequemen« Leben in Deutschland und fürchteten ein härteres Dasein im Ausland.⁸⁴

Sexualität und Geld, die beiden Verlockungen im Nachkriegsdeutschland, spielten eine herausragende Rolle in den schwierigen Diskussionen über den »harten Kern«. Laut einem JDC-Bericht von 1954 waren »etwa ein Drittel aller verheirateten Frauen« im DP-Lager Föhrenwald nicht-jüdisch. In dieser Zahl waren noch nicht einmal die deutschen Frauen mitgerechnet, die bereits konvertiert waren oder illegal als Dienstboten oder »Marketenderinnen« in Föhrenwald lebten. Zum Unmut über die Israelrückkehrer trug die Tatsache bei, dass diese Männer als besonders anfällig für Beziehungen mit deutschen Frauen galten.⁸⁵ Zu Beginn der 1950er Jahre kamen also mehrere Faktoren zusammen, die einige Juden

83 Bericht an Charles Jordan von Leonard Seidenman, 6. Oktober 1952, AJDCA/398.

84 JDC Report, 26. Januar 1949, AJDCA/392, YIVO DPG 294.2/65/MK483/R6, S. 163-166. Siehe auch YIVO DPG 294.2/580/MK483/R43 und AJDCA/398 zum »hard core« in Föhrenwald.

85 Kauders, *Democratization and the Jews*, S. 61f., Anm. 28, zitiert JDC-Berichte von 1954, 1952 und 1951. Zudem gab es ab 1950 auch zahlreiche Berichte über die Suche örtlicher Sozialämter nach jüdischen DPs, um von ihnen Unterhaltszahlungen für ihre Kinder einzufordern – in Sprache und Zielrichtung ähnelten diese Berichte jenen über abwesende amerikanische GIs als Väter unehelicher deutscher Kinder. Die DPs hatten sich (zumindest angeblich) ebenso wie die amerikanischen Soldaten nach Israel oder sonstwohin abgesetzt und die Vormundschaft für die Babys deutscher Frauen – die als uneheliche Kinder automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft hatten – dem westdeutschen Staat

in Deutschland bleiben ließen. Die wirtschaftlichen Störungen der Währungsreform hatten sich gelegt, und in Westdeutschland fasste das Wirtschaftswunder Fuß. Die Aussicht auf finanzielle Entschädigung lockte umso mehr, als der Deutsche Bundestag auf Konrad Adenauers Drängen 1952 das Wiedergutmachungsgesetz verabschiedete. Mittlerweile waren etwa 2000 Juden aus Israel nach Deutschland zurückgekehrt. Obwohl Reisen nach Deutschland offiziell verboten waren, hatte Israel kein Interesse, die Ausreise von Unruhestiftern und Abtrünnigen zu verhindern, die lieber in einem halb souveränen Westdeutschland leben wollten. Denn dort hatten sie immer noch die Unterstützung und Kontrolle der USA und des JDC und konnten auf widerstrebende, aber gesicherte Hilfe und Schutz jüdischer Organisationen und des jungen westdeutschen Staates zählen. Von diesen »Rückkehrern« hatten sich 690 in Föhrenwald niedergelassen. Das JDC überlegte händeringend, wie es mit dem »rätselhaften« Problem der DP's umgehen sollte, die sich kategorisch weigerten, überhaupt zu gehen, oder sich peinlicher- (und ironischer)weise illegal aus Israel nach Deutschland zurückschlichen.⁸⁶

Mitarbeiter der JDC und anderer Hilfsorganisationen hatten von Anfang an befürchtet, dass sich aus der einfallreichen Nutzung von Wohlfahrtsleistungen sowie schwarzem und grauem Markt in Deutschland eine zwangsläufig korrumpierende Flüchtlings-Subkultur entwickeln könnte. Die jüdischen DP's, die in Deutschland blieben oder zurückkehrten, nachdem der Staat Israel allen jüdischen Flüchtlingen seine Tore geöffnet hatte, stießen auf wenig Sympathie bei den jüdischen Hilfsorganisationen, die sie in den ersten Nachkriegsjahren unterstützt hatten. Als der US-Militärrabbiner George Vida 1952 nach München zurückkam, fand er die DP-Welt nach seinem Eindruck völlig verändert, trauriger und armseliger vor, als er sie 1946 zurückgelassen hatte. Mittlerweile war sie geprägt von der peinlichen Anwesenheit der Rückkehrer, erneutem Antisemitismus und Skandalen um die Verwaltung rückerstateter Vermögenswerte. Die Münchener Möhlstraße, ehemals lebendiges, umtriebige und »stolzes« Zentrum des DP-Lebens und Sitz von HIAS (Hebrew Immigrant Aid Society), JDC und Zentralkomitee der befreiten Juden, war nun das »traurige, schäbige« Refugium des verbliebenen harten Kerns. Vida schilderte seinen Besuch im Münchener Stadtgefängnis,

überlassen. Siehe Beispiele in YIVO DPG 294.2/559/MK483/R42. Zur Lage amerikanischer »Besatzungskinder« siehe Fehrenbach, *Race after Hitler*, S. 74 ff.

86 Als »streng vertraulich« gekennzeichnetes Protokoll des Administration Committee of Joint Distribution Committee unter Vorsitz von Edward Warburg, 3. November 1953, AJDCA/398. Siehe auch Zweig, *German Reparations*, S. 124.

wo gut hundert illegale jüdische Israelflüchtlinge inhaftiert waren. Alles war trist und deprimierend: die Juden, die sich zurück ins Land ihrer Mörder geflüchtet hatten und illegal dort eingereist waren, weil ihr eigener Staat ihren israelischen Pass mit einem Sichtvermerk für eine Einreise nach Deutschland ungültig gemacht hatte; die deutschen Behörden, die sie pflichtschuldig eingesperrt hatten; das evangelische Waisenhaus, das ihre Kinder wohlütig aufgenommen hatte (eine gespenstische Parallele zum Schicksal mancher »versteckten Kinder« während des Holocaust).⁸⁷

Ressentiments und Entschädigungen: Der Fall Auerbach und die jüdische Präsenz

Die Ressentiments Deutscher und die Frustration bei Mitarbeitern der Hilfsorganisationen verschärften sich mit der Zeit. Die angeblich durch »JDC-Zulagen« privilegierten verbliebenen Juden waren eine unwillkommene Erinnerung an Naziverbrechen und Besatzung. Unverhohlene Äußerungen Deutscher über den »asozialen« und kriminellen Charakter des restlichen »harten Kerns« mehrten sich. Offenbar hatten die besieigten Deutschen ihre frühere Arroganz wiedererlangt, ohne die Anspruchshaltung auf ihren Opferstatus aufzugeben. Zugleich machten JDC-Mitarbeiter, die den zionistischen Bestrebungen der jüdischen DP's mittlerweile mehr Sympathien entgegenbrachten, keinen Hehl aus ihrer Verärgerung über die endlosen Ansprüche und das offenkundig undisziplinierte Verhalten derjenigen, die nicht diese vermeintlichen zionistischen Ziele verwirklichen wollten. Die verbliebenen DP's galten entweder als Gangster und Opportunisten oder als demoralisierte Opfer, die unfähig oder nicht willens waren, sich an das normale Leben anzupassen, das man nun von ihnen erwartete. Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen dem JDC und dem Zentralkomitee und seinen Nachfolgegruppen in den jüdischen Gemeinden (insbesondere in Berlin), die das JDC weiterhin zwar widerstrebend, aber recht großzügig unterstützte. Vertreter der in Deutschland lebenden Juden wollten mehr Selbstbestimmung und Autonomie in ihren internen Angelegenheiten, ohne aber auf die finanzielle Unterstützung des JDC zu verzichten. Das JDC hielt mehr Eigenständigkeit zwar für ein erstrebenswertes und notwendiges Ziel, traute den in Deutschland lebenden Juden aber nicht zu, ihre Finanzen und Hilfslieferungen ordnungsgemäß zu verwalten. Verschärfend kam zu allen diesen Problemen noch hinzu, dass die in Deutschland lebenden

⁸⁷ Vida, *From Doom to Dawn*, S. 85 ff.

Juden vom größten Teil der internationalen Judenheit verachtet wurden und zudem bei Deutschen wegen der vermeintlichen materiellen Vorteile und dem politischen Schutz, die diese »Außenseiter« genossen, auf Resentiments stießen. Ironischerweise äußerte sich diese Abneigung häufig in wenig schmeichelhaften Vergleichen zwischen den »guten« deutschen Juden, die offenbar auf mysteriöse Weise verschwunden waren, und den »schlechten« osteuropäischen Juden, die an ihre Stelle getreten waren.⁸⁸

Viele Juden erwarteten 1950, dass jüdische Holocaust-Überlebende Deutschland verließen. Der Jewish World Congress äußerte seine Ansicht unmissverständlich in einem scharf formulierten Brief an die Mitglieder seines Exekutivkomitees, in dem er alle Juden mahnte: »Das Gebot der Geschichte lautet, nicht zu vergessen.« Weiter hieß es in dem Schreiben:

In Bezug auf alles, was mit der Frage zusammenhängt, Juden zu helfen, wieder in Deutschland Fuß zu fassen, muss unsere Antwort rundweg abschlägig lauten. Wir lehnen das Argument, dass der Jüdische Weltkongress nicht die Rolle eines endgültigen Richters übernehmen und entscheiden darf, ob ein Jude in Deutschland bleiben soll, als völlig irrelevant ab. Wir haben keine Macht, Zwang auszuüben, noch streben wir sie an. Wir erklären lediglich, wenn Juden in kleineren oder größeren Gruppen die Wahl treffen, weiter in dem Volk zu leben, das für die Ermordung von sechs Millionen unserer Brüder verantwortlich ist, so ist das ihre Angelegenheit. Der Jüdische Weltkongress hat mit diesen Juden nichts mehr zu tun.

Ohne die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass »Wahl« in diesen Fällen vielleicht ein problematischer Begriff sein könnte, erklärte die Mehrheit der internationalen jüdischen Gemeinschaft nun, nachdem sie den restlichen Überlebenden viel Energie und Finanzmittel gewidmet hatte, dass sie jene, die nicht fähig oder willens waren, den »verfluchten Boden« Deutschlands zu verlassen, in gewissem Sinne exkommunizieren würde. Diejenigen, die blieben, wurden schonungslos »dieser kümmerliche Überrest der Herabwürdigung des jüdischen Volkes« genannt und mussten den Preis dafür zahlen: »Wenn ein Jude in Deutschland bleibt, hat er keinen Anteil mehr an der Weltjudenheit.«⁸⁹

88 Siehe u. a. Brenner, *Nach dem Holocaust*; Schoeps, Hrsg., *Leben im Land der Täter*; Kauders, *Democratization and the Jews*.

89 Memorandum von Oscar Karlbach an Robert S. Marcus, 16. Juni 1950, in: Peck, Hrsg., *Archives of the Holocaust*, vol. 9, S. 398f.

Diese frühen Auseinandersetzungen um Antisemitismus und Debatten über die Zukunft der Juden in Deutschland gipfelten 1951 in der sensationellen Anklage in München gegen Bayerns prominentesten Holocaust-Überlebenden, Philipp Auerbach. Der unverfrorene deutsche Jude, der erstaunlicherweise das einflussreiche Amt des bayerischen Staatskommissars für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte erhalten hatte, stellte sich auf die Seite der DPs und setzte sich so nachdrücklich für Entschädigungen und Anerkennung der Ansprüche aller Juden in Deutschland ein, dass die deutsche Presse ihn als »Caesar der Wiedergutmachung« bezeichnete. Schließlich fand gegen ihn vor einem Münchener Gericht ein Prozess wegen Korruption und Unterschlagung statt. Mit gewagten Vorschlägen wie, man solle jedem KZ-Häftling für jeden Hafttag 10 DM Entschädigung zahlen, hatte er sich in seiner heiklen, exponierten Mittlerposition zunehmend isoliert. Er wurde aufgerieben zwischen den widerstreitenden Ansprüchen deutscher und ostjüdischer Juden wie auch zwischen seinem Engagement für Juden und seiner Position als deutscher Staatsdiener. Zudem saß er auch mit seiner Haltung zwischen allen Stühlen, die Ansprüche der in Deutschland lebenden Juden gegenüber internationalen jüdischen Organisationen wie JDC und JRSO zu verteidigen, die wollten, dass Juden Deutschland verließen, und keinen Grund sahen, wieso der »harte Kern« der verbliebenen Juden in Deutschland das Erbe des finanziellen und kulturellen Vermächnisses deutscher Juden antreten sollten, die mittlerweile in der ganzen Welt verstreut waren. Unter DPs kursierte unter anderem ein Witz über Auerbachs zwiespältige, angreifbare Position: Treffen sich zwei Juden im begehrten Schlafwagen von München nach Paris und erkundigen sich gegenseitig, wie der andere es geschafft habe, einen Platz zu ergattern. »Philipp Auerbach«, erklärt der deutsche Jude als Hinweis auf den unermüdlichen Einsatz des Staatskommissars für Wiedergutmachung, worauf der polnische Jude erwidert: »Philip Morris«, ein Hinweis auf Zigaretten als starke Schwarzmarktwährung.⁹⁰

Im August 1952 wurde Auerbach wegen diverser Delikte, darunter wegen unbefugten Führens eines Dokortitels – was in Deutschland, das immer von Titeln besessen war, nicht einer gewissen Ironie entbehrte –, zu einer Geldstrafe und einer Haftstrafe von zweieinhalb Jahren verurteilt. Auerbach, der, wie viele Historiker anmerkten, seine Mission der politischen Entnazifizierung und finanziellen Entschädigung nicht

90 Wiedergegeben in Schwarz, Redeemers, S. 198. Zur Presse siehe auch Heredia, *Der Spiegel and the Image of Jews in Germany. The Early Years 1946-1947*, Leo Baeck Institute Yearbook, 53, 2008, S. 77-106.

immer »buchstabengetreu« verfolgte, prangerte das »Terrorurteil« dieser neuen »Dreyfus-Affäre« an und beging Selbstmord. Sein Aufstieg und Fall gehört bis heute zu den dramatischsten und am wenigsten erforschten Momenten in der frühen Nachkriegsgeschichte Deutschlands und der Juden in Deutschland. Auerbach erhielt eine eindrucksvolle Beerdigung auf dem jüdischen Friedhof in München und wurde nach vier Jahre langen Untersuchungen durch einen Ausschuss des bayerischen Landtags »vollständig rehabilitiert«.⁹¹ Der Journalist Hans Habe kam zu dem bitteren Schluss: »So wurde ein unsympathischer und umstrittener, aber unschuldiger Mann zum ersten Opfer der Nazijustiz seit unserem Sieg über Hitlers Deutschland vor sieben Jahren.«⁹²

Trotz seiner offiziellen Linie ließ das JDC die Juden, die aus welchen Gründen auch immer in dieser »quälenden, schmerzlichen und bestürzenden« Lage blieben, nicht im Stich, und zwar gerade wegen der anhaltenden Gefahr des Antisemitismus, des Drängens auf Entschädigungen und der unbestreitbaren Existenz jüdischer Gemeinden.⁹³ Selbst

91 Elke Fröhlich, Philipp Auerbach (1906-1952), »Generalanwalt für Wiedergutmachung«, S. 320. Diese komplexe Geschichte ist bislang noch nicht vollständig erzählt und entwirrt. Eine scharfsichtige Analyse bietet Goschler, *The Attitude towards Jews in Bavaria*, S. 443-458; ders., *Der Fall Philipp Auerbach. Wiedergutmachung in Bayern*. Siehe auch u. a. Kraushaar, *Die Auerbach-Affäre*, in: Schoeps, Hrsg., *Leben im Land der Täter*, S. 209-218. Die Spannungen über Wiedergutmachung und die Konflikte mit Auerbach wurden noch verschärft durch die Nazivergangenheit seines deutschen Gegenspielers, des bayerischen Staatssekretärs für Flüchtlingsfragen Theodor Oberländer. Siehe Zweig, *German Reparations*, S. 124. Die Auerbach-Akten sind Forschern mittlerweile im Bayerischen Staatsarchiv zugänglich: Ich danke Gerhard Fürmetz für den Hinweis auf diese Quelle. Der Münchener Landesrabbiner Aron Ohrenstein, der zusammen mit Auerbach angeklagt wurde, hatte sich bei jüdischen Organisationen besonders unbeliebt gemacht, weil er nicht nur als korrupt galt, sondern auch bekannt war für seine »Bereitwilligkeit, Christinnen zu bekehren«. Siehe Kauders, *Democratization and the Jews*, S. 141 f., 61 f., Anm. 28. Der Vorwurf einer neuen Dreyfus-Affäre an bayerischen Gerichten war keineswegs neu, sondern wurde bereits in der Weimarer Republik erhoben; siehe Morris, *Justice Imperiled*.

92 Habe, *Love Affair*, S. 128. Schwarz, *Redeemers*, S. 208-211, zitiert einen Artikel in der *New York Times* vom 17. August 1952, wonach John J. McCloy Appelle Auerbachs und seiner Freunde ablehnte, die Klage von einem deutschen an ein alliiertes Gericht zu überweisen. Einen weiteren tragischen und mysteriösen Fall eines Mannes, der für Auerbach und das bayerische Staatskommissariat für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte arbeitete, schildert Kugler, Scherwitz. Der jüdische SS-Offizier.

93 »Our Unfinished Job in Germany«, 13. Oktober 1953, Bericht von David Rosenstein, *AJDCA/398*. Die Leiterin des Münchener Büros, Mary Palevsky, schrieb

nach dem Fall Auerbach profitierten DPs weiterhin nicht nur von den JDC-Zulagen, sondern auch von den relativ großzügigen, wenn auch nur widerstrebend bewilligten Finanzmitteln, die die Bundesrepublik im Rahmen ihrer allgemeinen Eingliederungsprogramms für (überwiegend deutsche) Flüchtlinge aus dem Osten bereitstellte. Diese Programme schufen Verlockungen, die den hartnäckigen, höchst übertriebenen Ruf der Juden als Meister der Spekulation und Korruption nur noch verstärkten. Ende 1951 erzählten sich JDC-Mitarbeiter die Geschichte eines jüdischen Geschäftsmanns in Regensburg: Er nutzte wiederholt ein staatliches Förderprogramm, das Arbeitgebern als Anreiz 5000 DM bot, wenn sie einen Flüchtling einstellten. Allerdings durften sie ihn nur entlassen, wenn sie an seiner Stelle wieder einen Flüchtling beschäftigten, für den sie erneut diese Prämie erhielten. Dieses Kettensystem brachte dem Mann angeblich die ansehnliche Summe von 200 000 DM ein.⁹⁴

Die JDC-Unterlagen zeugen von der zunehmenden Verärgerung und Verzweiflung der amerikanisch-jüdischen Organisation über solche Vorfälle bei dem »harten Kern« der DPs. JDC-Mitarbeiter in München sahen sich Unruhen und tätlichen Angriffen ausgesetzt. Nach ihrem Empfinden arbeiteten sie in ihrem Münchener Büro »buchstäblich unter einem Belagerungszustand« und konstatierten schließlich eine »nahezu wahnwitzige Atmosphäre, die sich in Föhrenwald entwickelt hat«. Aber trotz aller Schwierigkeiten fanden sie sich mit der Tatsache ab, dass das JDC sein Engagement für seine anstrengenden Klienten niemals aufgeben konnte und wollte. Auch weiterhin verteidigten JDC-Vertreter die (ehemaligen) DPs gegenüber deutschen Behörden auf Bundes- und bayerischer Landesebene, holten Rückkehrer, die illegal aus Israel nach Deutschland eingereist waren, aus dem Gefängnis und verteilten Zulagen. Weiterhin drängten sie die Juden zur Emigration, waren sich aber darüber im Klaren, dass manche ungeachtet allen moralischen Drucks oder aller finanziellen Anreize in Deutschland bleiben würden. Die hartnäckig ausharrenden DPs waren ihrerseits frustriert über ihre Abhängigkeit von der widerwilligen und nach ihrem Empfinden herablassenden Wohltätigkeit des JDC, nahmen allerdings diese ungerne, aber zuverlässig gewährte Hilfe voll in Anspruch. Das »erpresserische« Lagerkomitee war

dem JDC-Vertreter Charles Jordan am 2. September 1955 über die Schwierigkeiten bei der Schließung des Krankenhauses Föhrenwald: »So endet ein weiteres Kapitel der Geschichte Föhrenwalds. Um einen berühmten Satz aufzugreifen: Nie haben so wenige Menschen so vielen so viel Arbeit für so wenig gemacht«; in: AJDCA/396.

94 Bericht vom 31. Dezember 1952, AJDCA/396.

sich vollauf bewusst, dass das JDC zur Finanzierung seiner umfangreichen internationalen Hilfsprojekte auf amerikanische Spender angewiesen war, und sorgte in den USA erfolgreich für negative Publicity über die Unsensibilität des JDC gegenüber Holocaust-Überlebenden. Die Vertreter des Lagers Föhrenwald, die das JDC mittlerweile nicht nur für völlig unvernünftig, sondern auch für nahezu kriminell hielt, verlangten im Grunde eine großzügige finanzielle Abfindung als Anreiz, einen Ort zu verlassen, an dem seit mittlerweile zehn Jahren eine jüdische Gemeinde mitten in Bayern existierte.⁹⁵ Als sowohl die Deutschen als auch die Jewish Claims Conference Forderungen ablehnten, jedem Lagerbewohner als Anreiz (und Kompensation), das Lager zu verlassen, mehrere tausend D-Mark zu zahlen, kam es zu Zusammenstößen mit der deutschen Polizei und JDC-Vertretern. Föhrenwald wurde zum Symbol für »alles, was an diesen Naziopfern problematisch war«, wie Ron Zweig in seiner Geschichte der Jewish Claims Conference unverblümt feststellte.

Eine unverhohlenen feindselige Darstellung dieser Ereignisse in einer Heimatgeschichte über das »Judenlager Föhrenwald bei Wolfratshausen«, die 1982 erschien, belegt Zweigs Einschätzung, wonach die Auseinandersetzungen über das Schicksal des letzten jüdischen DP-Lagers bis Mitte der 1950er Jahre die »schlimmsten Klischeevorstellungen für einen Großteil der deutschen Öffentlichkeit bestätigten, die ohnehin überzeugt war, dass das Wiedergutmachungsverfahren Erpressung war.«⁹⁶ Aus Sicht der einheimischen Deutschen, von denen viele, wie bereits gesagt, die jüdischen DP-Lager immer schon für ungerechtfertigt bevorzugte Zentren von Kriminalität und Unordnung gehalten hatten, verhielten sich die in Föhrenwald verschanzten DP's nun wie »Staatspensionäre« mit Anspruch auf großzügige Wohlfahrtsleistungen von Staat und JDC, die unter anderem freie Kost und Logis umfassten. Bissig merkte der Lokalhistoriker an, für Leute, die darauf bestanden, als Naziopfer arbeitsunfähig zu sein, hätten sie erstaunlich energisch auf ihre Entschädigungsansprüche gepocht.⁹⁷ Als die letzten Juden das Lager am 28. Februar 1957

95 Brief von Geschäftsführer Dr. Arthur T. Jacobs vom 24. Februar 1954, AJDCA/499. Ein Memorandum von Charles H. Jordan vom JDC Deutschland vom 1. November 1953 bezeichnete die Föhrenwalder als ein »erpresserisches («racketeering») Komitee«, das die Jewish Claims Conference zu erpressen versuchte, jedem Bewohner als Anreiz, das DP-Lager zu verlassen, 3500 bis 5000 US-Dollar zu zahlen.

96 Zweig, *German Reparations*, S. 124.

97 Eugen Steppan, *Waldrum. Anspruch auf Vergangenheit und Zukunft. Die Geschichte des Wolfratshausener Ortsteiles Waldrum*, Selbstverlag 1982, S. 67f., in: Zentralarchiv Heidelberg, Nr. 933.5 (433.6), S. 62-84.

verließen, hatten sie tatsächlich eine Regelung ausgehandelt, nach der das JDC einen Beitrag von 650 000 Dollar an Emigrationskosten und der deutsche Staat 3 Millionen DM an Beihilfen zur Wiederansiedlung leisteten – die allerdings erst ausgezahlt wurden, nachdem das Lager tatsächlich geräumt war. Letztlich mietete man in München 200 Wohnungen für die Lagerbewohner an, die nicht willens oder imstande waren, Deutschland zu verlassen.⁹⁸

In einem bezeichnenden Beispiel für die vielfältigen Kontinuitäten, die in Personal und Geisteshaltung über die Kluft der »Stunde Null« hinwegreichten, war es der Hamburger Arzt und Bevölkerungswissenschaftler Hans Harmsen, der schon bald eine Studie über die ehemaligen Föhrenwalder in Auftrag gab. Wie Friedrich Burgdörfer, der 1948 ein Memorandum über die seiner Ansicht nach beunruhigend hohen Geburtenraten dieser »Ausländer« im Nachkriegsbayern verfasst hatte, und wie viele andere deutsche Beamte, die in der Nachkriegszeit für Gesundheits- und Sozialwesen (und für Rückerstattung und Wiedergutmachung) zuständig waren, hatte auch Harmsen seine praktische Tätigkeit und seine Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Rassen- und Sozialhygiene erfolgreich – und relativ nahtlos – unter drei deutschen Regierungssystemen betrieben. In der Weimarer Republik gehörte er zu den konservativen Sexualreformern, im Dritten Reich trat er für Zwangssterilisation ein und in der Bundesrepublik Deutschland wurde er zu einem prominenten Demografen, »Sozialhygieniker« und schließlich Mitbegründer von Pro Familia.⁹⁹

Die Studie zu den ehemaligen Föhrenwald-Bewohnern ließ erkennen, wie sehr sich die Wahrnehmung der osteuropäischen jüdischen DPs ge-

98 Im Lager Föhrenwald lebten 1956 noch 633 Personen; im Februar 1957 zogen die letzten zwölf Bewohner aus. Siehe Webster, *American Relief and Jews in Germany*, S. 294. Laut Zweig, *German Reparations*, S. 125, gingen von den DPs, die auswanderten, die meisten nach Australien. Diese skandalösen Beschreibungen von Deutschen wie auch Juden über Föhrenwald als Zentrum von Kriminalität und asozialem Verhalten stehen in Gegensatz zu erheblich rosigeren Erinnerungen junger jüdischer Kinder, die dort zu Beginn der 1950er Jahre aufwuchsen und zur Schule gingen, wie Rahel Salamander und Sam Norwich es beispielsweise bei der DP-Konferenz in München 1995 äußerten. Inzwischen gibt es viel mehr Literatur, s. z. B. die Ausstellung zu Föhrenwald im Jüdischen Museum München. S. z. B. *Juden 45/90: Von da und dort – Überlebende aus Osteuropa*. Ausstellungskatalog Jüdisches Museum München, hrsg. von Jutta Fleckenstein, Tamar Lewinsky, Berlin 2011.

99 Eine Erörterung von Harmsens langer Karriere findet sich in Grossmann, *Reforming Sex*, insbes. S. 204–211.

wandelt hatte, und dass sie weniger als Holocaust-Überlebende denn als »heimatlose Ausländer« gesehen wurden: »Aus Gründen der Rücksichtnahme wurde bei den Erhebungen nicht weiter nach dem K.Z.-Aufenthalt gefragt, es sei denn, die Flüchtlinge berichteten von selbst darüber.« Vielleicht spiegelte sich in dieser Rücksichtnahme aber auch die Tatsache wider, dass viele dieser DP's die Kriegsjahre in der Sowjetunion verbracht hatten; ein zwiespältiges, kompliziertes Schicksal, über das zu sprechen (und den Erzählungen aufmerksam zuzuhören) vielen offenkundig noch schwerer fiel als bei unmittelbaren Naziverfolgungen.¹⁰⁰ Dennoch sammelten Harmsens Feldforscher beinahe gegen ihren Willen und trotz ihrer Fokussierung auf die Gegenwart durch ihre Arbeit in den 1950er Jahren Berichte über jüdisches Leben während des Krieges, unter anderem auch über die Flucht in die Sowjetunion, den Dienst in der Roten Armee und das Durchhalten im Versteck. In gewisser Weise vermitteln ihre Interviews sogar ein komplexeres, differenziertes Bild vom »harten Kern« der Föhrenwald-Bewohner als die ungehaltenen JDC-Berichte. Viele, die in Deutschland blieben, waren älter und alleinstehend. Die meisten jungen Familien hatten das Land verlassen, und manche Familien, die schließlich die Einwanderungserlaubnis in die Vereinigten Staaten erhalten hatten, hatten Angehörige zurücklassen müssen, die zu krank für die Reise waren oder wegen einer Tuberkuloseinfektion keine Einreiseerlaubnis bekommen hatten.

Gemäß der vorherrschenden »liberalen« Nachkriegsansichten empfahlen die *Sozialhygienischen Forschungen*, die unter Harmsens Ägide 1960 erschienen, den westdeutschen Behörden dringend, genau das zu tun, was die separaten jüdischen DP-Lager zu vermeiden versucht hatten, nämlich eine »Streuung« der Flüchtlinge, um jegliche »Ghettobildung« in »Ausländervierteln« zu verhindern. Die Studie konstatierte »alle Probleme eines plötzlich befreiten Sklavenvolkes mit einer unausrottbaren Animosität gegenüber dem ehemaligen Unterdrücker, bei einer unausgesprochenen fatalistischen und nomadisierenden Grundhaltung« und räumte ein: »Aus all diesen Gründen erscheint gerade Deutschland denkbar ungeeignet für die Integration dieser Lagerinsassen.« Dennoch kam sie in sorgsam abstrakten, aber optimistischen Formulierungen zu

100 Zit. aus Menke, Die soziale Integration jüdischer Flüchtlinge, S. 3. Offenbar sammelten z.B. die von den DP's in Deutschland geschaffenen Historischen Kommissionen keine Zeitzeugenberichte über Erfahrungen in der Sowjetunion. Zu Historischen Kommissionen im Allgemeinen, auch in Polen und Frankreich, siehe Jockusch, Jüdische Geschichtsforschung im Lande Amaleks, S. 20-41. Jockusch, Collect and Record.

dem Schluss, »daß von den meisten Föhrenwaldern die ›Art kreatürlicher Angst‹ vor der Lagerauflösung, vor dem Existenzkampf in einem Volk, von dessen Regierung es verfolgt wurde, überwunden ist«. Düstere Prognosen über ungebührliches Benehmen und gewalttätige Konfrontationen hatten sich nicht bestätigt. Aus Sicht dieser deutschen Wissenschaftler setzte sich trotz fortwährender antisemitischer Zwischenfälle wie Friedhofsschändungen die pragmatische Koexistenz und Interaktion fort, die die jüdisch-deutschen Beziehungen während der DP-Ära geprägt hatten. »Die Mehrheit lebt in Frieden mit den Deutschen, allerdings noch viele ohne weiteren Kontakt oder Freundschaft«, stellten sie fest, fügten allerdings hinzu, »es bleibt die Aufgabe für die deutschen Nachbarn, zu versuchen in Frieden und persönlicher Toleranz mit diesen Menschen zu leben, die eben einige andere Eigenarten haben als sie selbst«. Recht erstaunt lobten sie die Juden: »Viele Föhrenwalder haben versucht, über diese Vorurteile gegen die Deutschen hinwegzukommen; und haben durch die Tat bewiesen, daß sie trotz schlechter Gesundheit und schwieriger Verhältnisse sich einen Platz in der Arbeits- oder Geschäftswelt erobert haben.«¹⁰¹ Aber nahezu ein Drittel – zu viele nach Ansicht der deutschen Forscher, aber aus Sicht der Juden im Ausland eine eher geringe Zahl – behielt ihre Haltung bei, auf gepackten Koffern zu sitzen, und hegte weiter Auswanderungspläne (oder zog sie zumindest in Betracht).

Zu Beginn der 1950er Jahre schlossen die DP-Lager, als letztes Föhrenwald 1957, Ein Jahr nachdem die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion zurückgekehrt waren und zwei Jahre nachdem die Bundesrepublik Deutschland ihre (durch die alliierten Vorbehaltsrechte eingeschränkte) Souveränität erlangt hatte. Die Ära der jüdischen DPs, die einen so wesentlichen, wenn auch in den meisten historischen Darstellungen seltsam unsichtbaren Teil der deutschen Geschichte ausgemacht hatte, war vorüber. Aber die kleinen, fragilen jüdischen Gemeinden unter Leitung des Zentralrats der Juden, die das jüdische Leben von nun an trugen, waren erheblich von der Präsenz der DPs geprägt, die in Deutschland geblieben waren. Insgesamt waren 52 Prozent der Mitglie-

101 Menke, Die soziale Integration jüdischer Flüchtlinge, insbes. S. 3, 6, 27 ff., 59-68. Die Studie basierte auf 100 ausgefüllten Fragebögen sowie Interviews und Hausbesuchen. Es lohnt sich, Sprache und Ton dieser Studie mit der ähnlicher Untersuchungen über die Integration deutscher Ostflüchtlinge und über die »Mischlingskinder« deutscher Frauen und afroamerikanischer GIs zu vergleichen. Zu den Letzteren und vor allem zum »liberalen« Nachkriegsdiskurs über Rasse siehe Fehrenbach, Race after Hitler, S. 74-106.

der DPs und 48 Prozent deutsche Juden, allerdings war die Verteilung, wie nicht anders zu erwarten, je nach Ort höchst unterschiedlich (1949 waren in Berlin 71,4 Prozent der Gemeindemitglieder deutsche Juden, in Bayern nur 6,3 Prozent).¹⁰² Gegen Ende der 1950er Jahre lebten in der Bundesrepublik etwa 25 000 Juden, aber die meisten hatten nach wie vor ihre (mittlerweile häufig symbolisch) gepackten Koffer griffbereit und besaßen familiäre und emotionale Verbindungen in die ganze Welt, insbesondere nach Israel.¹⁰³ Der Eindruck des Vorübergehenden, der die Alltagsbegegnungen zwischen jüdischen Überlebenden und besiegten Deutschen in der DP-Ära ermöglicht hatte, prägte auch weiterhin das Leben der jüdischen Minderheit, die in Deutschland blieb. Sie nahm zwar am deutschen Leben teil, verweigerte aber jede echte Bindung.

Das seltsam ambivalente, zuweilen widersprüchliche Zusammenspiel von kollektivem Misstrauen und individuellem Kontakt, von misstrauischer Distanz und pragmatischer Koexistenz, das sich in einer Zeit entwickelt hatte, als es in Deutschland mehrere Hunderttausend jüdischer DPs gab, setzte sich in den ersten Jahren der Bundesrepublik fort. Bei den meisten deutschen Juden sah das Verhalten nicht viel anders aus und lieferte das Muster für die Nachkriegsbeziehungen in den folgenden Jahrzehnten. Mit dem Fall der Berliner Mauer 1989, dem Zusammenbruch des Ostblocks und der deutschen Wiedervereinigung 1990 änderte sich die Situation erneut grundlegend, und es begann eine neue problematische und sich weiterhin entwickelnde Wiederbelebung jüdischen Lebens in einem vereinten Deutschland innerhalb der Europäischen Union. Siegmund Weltlingers Prognose, dass Berlin wieder ein Zentrum für aus dem Osten zuwandernde Juden werden sollte, erwies sich tatsächlich als zutreffend. Aber trotz des raschen Wachstums der jüdischen Gemeinde in Deutschland, das überwiegend auf Auswanderung aus der ehemaligen

102 Maor, Über den Wiederaufbau, S. 19. Laut Maors Studie von 1961 hatten die jüdischen Gemeinden in Deutschland einschließlich der sowjetischen Zone im März 1949 insgesamt 21 645 Mitglieder, davon 50,7 % deutsche Juden und 49,3 % DPs; ohne den Osten Deutschlands, der offiziell keine DPs aufnahm, lag das Verhältnis bei 52 % DPs und 48 % deutschen Juden. Für die sowjetische Besatzungszone und die Deutsche Demokratische Republik sind die Zahlen noch unzuverlässiger, da dort weniger Juden offiziell als Gemeindemitglieder gemeldet waren. 1946 hatten sie 3480 Mitglieder, 1952 etwa 3000. Mitte der 1980er Jahre waren es nur noch 400. Siehe R. Ostow, *Imperialist Agents*, S. 229, 227.

103 1950 waren 24 431 Juden als Mitglieder jüdischer Gemeinden registriert, 1959 waren es offiziell 23 070. Siehe Bodemann, »How can one stand to live there as a Jew ...«. *Paradoxes of Jewish Existence in Germany*, in: ders., *Jews, Germans, Memory*, S. 21.

Sowjetunion zurückgeht, und trotz der erstaunlich anhaltenden Fokussierung auf die Geschichte des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs, des Holocaust und der Deutschen als Opfer und Täter sowie der Juden als Opfer und Überlebende haben Deutsche und Juden ihre kurze, aber intensive gemeinsame Nachkriegsgeschichte – die sie zusammen wie auch separat erlebten – beharrlich vergessen. In Landsberg führten allein die Bemühungen des ehemaligen amerikanisch-jüdischen DP-Lagerleiters Irving Heymont dazu, dass seit 1989 eine Gedenkplakette, die er initiierte und finanzierte, an die Stätte des DP-Lagers erinnert.¹⁰⁴ In Feldafing erinnert, soweit ich weiß, bis heute nichts daran, dass sich dort das erste jüdische DP-Lager in Deutschland befand, das durchaus als eine der Geburtsstätten des Staates Israel und der jüdischen Nachkriegsgemeinden nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Vereinigten Staaten und anderen Ländern gelten kann, in denen europäisch-jüdische Überlebende des Holocaust und des Zweiten Weltkriegs ein neues Zuhause fanden.

104 A. Eder, Jüdische Displaced Persons im deutschen Alltag; sowie dieselbe, Flüchtige Heimat. Zur bemerkenswerten Expansion jüdischen Lebens im heutigen Deutschland siehe u.a. Peck, Being Jewish in the New Germany.

Bibliografie

- Abramowitz, Mayer, DPs, GIs and COs. Working Undercover in Postwar Europe, *Moment*, 7.
- Adorno, Theodor W., *Soziologische Schriften II*, Frankfurt a. M. 1975.
- Ahonen, Pertti, *After the Expulsion. West Germany and Eastern Europe, 1945-1990*, New York 2003.
- AJDC, Hrsg., *Rebuilding Jewish Lives and Jewish Life. The American Jewish Joint Distribution Committee in the Post-Holocaust Years*, New York, o. J.
- Albertz, Heinrich, Helmut Börsch-Supan und Bodo Harenberg, *Die Chronik Berlins*, Dortmund 1991.
- Albrich, Thomas, *Exodus durch Österreich. Die jüdischen Flüchtlinge 1945-1948*, Innsbruck 1987.
- Aly, Götz, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt a. M. 2005.
- Anderson, Edith, *Love in Exile. An American Writer's Memoir of Life in Divided Berlin*, South Royalton, VT., 1999; dt.: *Liebe im Exil. Erinnerungen einer amerikanischen Schriftstellerin an das Leben im Berlin der Nachkriegszeit*, Berlin 2007.
- Andreas-Friedrich, Ruth, *Der Schattenmann*, Frankfurt 1986 (Erstauffl. Berlin 1947). –, *Schauplatz Berlin. Tagebuchaufzeichnungen 1945 bis 1948*, Frankfurt a. M. 1984.
- Annan, Noel, *Changing Enemies. The Defeat and Regeneration of Germany*, London 1995.
- Anonyma, *Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*, Neuaufl. Frankfurt a. M. 2003 (Erstveröffentl. Genf, Frankfurt a. M. 1959).
- Aolaín, Fionnuala Ní, *Sex-Based Violence and the Holocaust – A Reevaluation of Harms and Rights in International Law*, *Yale Journal of Law and Feminism*, 12/1, 2000.
- Appleman-Jurman, Alicia, *Alicia. My Story*, New York 1988.
- Archiv der Deutschen Frauenbewegung, Hrsg., *Stunde Null. Kontinuitäten und Brüche, Ariadne: Almanach des Archivs der Deutschen Frauenbewegung*, 27, Mai 1995.
- Arendt, Hannah, *Besuch in Deutschland. Die Nachwirkungen des Naziregimes*, in: dies., *Zur Zeit. Politische Essays*, Berlin 1986, S. 43-70.
- Arnold-Forster, W., *U.N.R.R.A.'s Work for Displaced Persons in Germany*, *International Affairs*, 22/1946, S. 1-13.
- Bach Jr., Julian, *America's Germany. An Account of the Occupation*, New York 1946.
- Ballinger, Pamela, *The Culture of Survivors. Post-Traumatic Stress Disorder and Traumatic Memory, History and Memory*, 10/1, Frühjahr 1998, S. 99-132.
- Bankier, David, Hrsg., *The Jews Are Coming Back. The Return of the Jews to Their Countries of Origin after WWII*, New York 2005.
- Barden, Judy, *Freundin und Candy*, in: Settel, Hrsg., *Das ist Germany*, S. 148-161.
- Barish, Lewis, *Rabbis in Uniform. The Story of the American Military Chaplain*, New York 1962.
- Barnouw, Dagmar, *Germany 1945. Views of War and Violence*, Bloomington 1996; dt.: *Ansichten von Deutschland (1945). Krieg und Gewalt in der zeitgenössischen Photographie*, Basel, Frankfurt a. M. 1997.

- Bartov, Hanoch, *The Brigade*, übersetzt von David S. Segal, New York 1968.
- Bartov, Omer, *The Eastern Front, 1941-45. German Troops and the Barbarisation of Warfare*, New York 1986.
- , *Hitler's Army. Soldiers, Nazis and the War in the Third Reich*, New York, Oxford, 1991; dt.: *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek b. Hamburg 2001.
- Bar-Zohar, Michael, *The Avengers*, New York 1967.
- Baskin, Judith R., Hrsg., *Women of the World. Jewish Women and Jewish Writing*, Detroit 1994.
- Bauer, Yehudah, *Flight and Rescue. Bricha*, New York 1970.
- , *Out of the Ashes*, New York 1989.
- , *The Initial Organization of the Holocaust Survivors in Bavaria*, *Yad Vashem Studies*, 8, 1970, S. 127-157.
- Baumel, Judith Tydor, *Double Jeopardy. Gender and the Holocaust*, London 1998.
- , *Kibbutz Buchenwald. Survivors and Pioneers*, New Brunswick, N.J., 1997.
- , *DPs, Mothers and Pioneers. Women in the She'erit Hapletah*, *Jewish History*, 11/2, Herbst 1997, S. 99-110; wiederabgedruckt in: Tydor Baumel, Hrsg., *Double Jeopardy. Gender and the Holocaust*, S. 234-247.
- Bechdolf, Ute, *Grenzerfahrungen von Frauen. Vergewaltigungen beim Einmarsch französischer Besatzungstruppen in Südwestdeutschland*, in: Utz Jeggele und Freddy Raphaël, Hrsg., *Kleiner Grenzverkehr/D'une rive à l'autre. Deutsch-französische Kulturanalysen*, Paris 1997, S. 187-207.
- Beck, Birgit, *Sexual Violence and Prosecution by Court Martials of the Wehrmacht*, in: Chickering, Förster u. a., Hrsg., *A World in Total War. Global Conflict and the Politics of Destruction, 1937-1945*, Cambridge 2006.
- , *Vergewaltigungen. Sexualdelikte von Soldaten vor Militärgerichten der deutschen Wehrmacht, 1939-1944*, in: Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum, Hrsg., *Heimatfront. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt a. M. 2002, S. 258-274.
- , *Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939-1945*, Paderborn 2004.
- Beck, Gad, *Und Gad ging zu David. Die Erinnerungen des Gad Beck*. hrsg. von Frank Heibert, München 1997.
- Beer, Edith Hahn, mit Susan Dworkin, *The Nazi Officer's Wife. How One Jewish Woman Survived the Holocaust*, New York 1999; dt.: *Ich ging durchs Feuer und brannte nicht. Eine außergewöhnliche Lebens- und Liebesgeschichte*, München 2000.
- Beevor, Antony, *The Fall of Berlin, 1945*, New York 2002; dt.: *Berlin 1945. Das Ende*, München 2005.
- Belfrage, Cedric, *Seeds of Destruction. The Truth about the US Occupation of Germany*, New York 1954.
- Bendersky, Joseph W., *The »Jewish Threat«. Anti-Semitic Politics of the U.S. Army*, New York 2000.
- Benz, Wolfgang, *Postwar Society and National Socialism. Remembrance, Amnesia, Rejection*, *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, 19, 1990, S. 1-12.
- , *Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer*, München 2003.

- Berger, Joseph A., *Displaced Persons. A Human Tragedy of World War II*, Social Research, 14/1947, S. 45-58.
- Berger, Joseph, *Displaced Persons. Growing Up American after the Holocaust*, New York 2004.
- Berger, Thomas, *Crazy in Berlin*, New York 1958.
- Bergmann, Martin S., und Milton E. Jucovy, Hrsg., *Generations of the Holocaust*, New York 1982.
- Bergmann, Werner, »Der Antisemitismus in Deutschland braucht gar nicht übertrieben zu werden ...« Die Jahre 1945-1953, in: Schoeps, Hrsg., *Leben im Land der Täter*, Berlin 2001, S. 191-207.
- Berkowitz, Michael, *The Crime of My Very Existence. Nazism and the Myth of Jewish Criminality*, Berkeley 2007.
- Berliner Senat, Hrsg., *Berlin. Kampf um Freiheit und Selbstverwaltung 1945-1946*, hrsg. im Auftrag des Senats von Berlin, Berlin 1961.
- Berman, Harold J., und Miroslav Kerner, *Soviet Military Law and Administration*, Cambridge, Mass. 1955.
- Bernstein, Michael André, *Homage to the Extreme. The Shoah and the Rhetoric of Catastrophe*, Times Literary Supplement, 6. März 1998, S. 6ff.
- Bernstein, Sara Tuvel, *The Seamstress. A Memoir of Survival*, New York 1999; dt.: *Die Näherin. Erinnerungen einer Überlebenden*, München/Wien 1997.
- Beschloss, Michael, *The Conquerors. Roosevelt, Truman and the Destruction of Hitler's Germany, 1941-1945*, New York 2002.
- Bessel, Richard, und Dirk Schumann, Hrsg., *Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe During the 1940s and 1950s*, Cambridge 2003.
- Biber, Jacob, *Risen from the Ashes. A Story of the Jewish Displaced Persons in the Aftermath of World War II.*, San Bernardino, Cal., 1990.
- Biddiscombe, Perry, *Dangerous Liaisons. The Anti-Fraternization Movement in the U.S. Occupation Zones of Germany and Austria, 1945-1948*, *Journal of Social History*, 34/3, Frühjahr 2001, S. 611-647.
- , *Sexual Behavior of American GIs during the Early Years of Occupation in Germany*, *Journal of Military History*, 62, Januar 1998, S. 155-174.
- Biess, Frank, *Homecomings. Returning POWs and the Legacies of Defeat in Postwar Germany*, Princeton 2006.
- , *Männer des Wiederaufbaus – Wiederaufbau der Männer. Kriegsheimkehrer in Ost- und Westdeutschland, 1945-1955*, in: Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum, Hrsg., *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt a. M. 2002.
- , *Survivors of Totalitarianism. Returning POWs and the reconstruction of Masculine Citizenship in West Germany, 1945-1949*, in: Schissler, Hrsg., *Miracle Years*, Princeton 2001.
- Blumenson, Martin, Hrsg., *The Patton Papers. 1940-1945*, Boston 1974.
- Bock, Gisela, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*, Opladen 1986.
- Bodemann, Y. Michal, Hrsg., *Jews, Germans, Memory. Reconstructions of Jewish Life in Germany*, Ann Arbor 1996.
- , *A Jewish Family in Germany Today. An Intimate Portrait*, Durham, N. C. 2005.

- , Mentalitäten des Verweilens. Der Neubeginn jüdischen Lebens in Deutschland, in: Julius Schoeps, Hrsg., *Leben im Land der Täter*, Berlin 2001, S. 15-29.
- Boder, David P., *Autobiographies of Displaced Persons*, Los Angeles 1957.
- , *I Did Not Interview the Dead*, Urbana 1949; dt.: *Die Toten habe ich nicht befragt*, Heidelberg 2011.
- Boehling, Rebecca, *A Question of Priorities. Democratic Reform and Economic Recovery in Postwar Germany*, Providence 1996.
- Boehm, Eric H., *We Survived. Fourteen Histories of the Hidden and Hunted in Nazi Germany*, Boulder, Colo. 2003; überarbeitete Fassung der Erstaufl. von 1949.
- Böll, Heinrich, Hrsg., *Niemandsland. Kindheitserinnerungen an die Jahre 1945 bis 1949*, München 1987.
- Borneman, John, *Reconciliation after Ethnic Cleansing. Listening, Retribution, Affiliation*, *Public Culture* 14/2, Frühjahr 2000, S. 281-304.
- , und Jeffrey Peck, *Sojourners. The Return of German Jews and the Question of Identity*, Lincoln 1995.
- Botting, Douglas, *In the Ruins of the Reich. Germany, 1945-1949*, London 1985.
- Bourke-White, Margaret, *Dear Fatherland, Rest Quietly. A Report on the Collapse of Hitler's »Thousand Years«*, New York 1946; dt.: *Deutschland – April 1945*, München 1979.
- Boveri, Margret, *Tage des Überlebens*, Berlin 1945, Neuausgabe 1985.
- Bower, Tom, *The Pledge Betrayed. America and Britain and the Denazification of Postwar Germany*, New York 1982.
- Boyle, Kay, *Fifty Stories*, New York 1992, *Military Occupation Group 1942-1950*; teils auch dt. in: *Der rauchende Berg. Geschichten aus Nachkriegsdeutschland*, Frankfurt 1994.
- , *Summer Evening*, in: *Fifty Stories*, New York 1992.
- Brämer, Andreas, *Rescue Aid as a Method of Repression – American Military Rabbis and the Problem of Jewish Displaced Persons in Postwar Germany*, *Jewish Studies Quarterly*, 2, 1995, S. 59-76.
- Brandt, Leon, *Menschen ohne Schatten. Juden zwischen Untergang und Untergrund 1938 bis 1945*, Berlin 1984.
- Brauerhoch, Anette, *Fräuleins und GIs. Geschichte und Filmgeschichte*, Frankfurt a.M. 2006.
- Brenner, Henny, *»Das Lied ist aus«. Ein jüdisches Schicksal in Dresden*, Zürich 2001.
- Brenner, Michael, *East European and German Jews in Post-War Germany, 1945-50*, in: *Bodemann, Jews, Germans, Memory*, Ann Arbor 1996, S. 49-63.
- , Hrsg., *Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2012.
- , *Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945-1950*, München 1995.
- , und Gideon Reuveni, Hrsg., *Emanzipation durch Muskelkraft. Juden und Sport in Europa*, Göttingen 2006.
- Brett-Smith, Richard, *Berlin '45. The Grey City*, London 1966.
- Brickner, Richard M., *Is Germany Incurable?*, Philadelphia 1943.
- Bridenthal, Renate, *Atina Grossmann und Marion Kaplan*, Hrsg., *When Biology Became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany*, New York 1984.

- Brison, Susan, *Aftermath. Violence and the Remaking of a Self*, Princeton 2002; dt.: *Vergewaltigt. ich und die Zeit danach. Trauma und Erinnerung*, München 2004.
- , *Outliving Oneself. Trauma, Memory, and Personal Identity*, in: D.T. Meyers, *Feminists Rethink the Self*, Boulder, Co., 1997, S. 12-39.
- Brockway, Fenner, *German Diary*, London 1947.
- Broszat, Martin, Klaus-Dieter Henke und Hans Woller, Hrsg., *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988.
- Brown-Fleming, Suzanne, »The Worst Enemies of a Better Germany«. *Postwar Antisemitism among Catholic Clergy and U.S. Occupation Forces, Holocaust and Genocide Studies*, 18/3, Winter 2004, S. 379-401.
- Brownmiller, Susan, *Against Our Will. Men, Women, and Rape*, New York 1975; dt.: *Gegen unseren Willen. Vergewaltigung und Männerherrschaft*, Frankfurt a. M. 1978.
- Brzezinski, Matthew, *The Secret. Giving Hitler Hell*, *The Washington Post Magazine*, 24. Juli 2005.
- Bubis, Ignatz, und Peter Sichrovski, *Damit bin ich noch längst nicht fertig. Die Autobiographie*, Frankfurt a. M. 1996.
- Büttner, Ursula, *Die Not der Juden teilen. Christlich-jüdische Familien im Dritten Reich*, Hamburg 1988.
- , *Not nach der Befreiung. Die Situation der deutschen Juden in der britischen Besatzungszone 1945 bis 1948*, Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg 1986.
- Burke, James Wakefield, *The Big Rape. Die große Vergewaltigung*, Frankfurt a. M. 1952.
- Byrnes, James F., *Speaking Frankly*, New York 1947; dt.: *In aller Offenheit*, Frankfurt 1949.
- Caruth, Cathy, *The Claims of the Dead. History, Haunted Property, and the Law*, *Critical Inquiry*, 28, Winter 2002, S. 429-441.
- , *Trauma. Explorations in Memory*, Baltimore 1995.
- Chadasch, Udi, *Der Zentralrat der Juden in Deutschland von seiner Entstehung bis zum Ende der Adenauer-Ära*, Magisterarbeit, Köln 1992.
- Chamberlin, Brewster S., Hrsg., *Kultur auf Trümmern*, Stuttgart 1979.
- Charmatz, Konrad, *Nightmares. Memoirs of the Years of Horror under Nazi Rule in Europe, 1939-1945*, aus dem Jidd. von Miriam Dashkin Beckerman, Hrsg. Matthew Kudelka, Syracuse 2003.
- Charny, Israel W., *Holding on to Humanity. The Message of Holocaust Survivors. The Shamaï Davidson papers*, New York 1992.
- Clark, Dale, *Conflicts over Planning at Staff Headquarters*, in: Carl J. Friedrich, Hrsg., *American Experiences in Military Government in World War II*, New York 1948.
- Clark, Delbert, *Again the Goose Step. The Lost Fruits of Victory*, Indianapolis 1949.
- Cohen, Daniel, *Naissance d'une Nation. les personnes déplacées de l'après-guerre européen*, *Genèses*, 38, März 2000, S. 56-78.
- , *Remembering Post-War Displaced Persons. From Omission to Resurrection*, in: Mareike König und Rainer Oliger, Hrsg., *Enlarging European Memory. Migration Movements in Historical Perspective*, Ostfildern 2006, S. 87-97.

- Cohen, Rich, *The Avengers. A Jewish War Story*, New York 2000; dt.: *Nachmarsch. eine wahre Geschichte von Liebe und Vergeltung*, Frankfurt a. M. 2002.
- Comet, Theodore, *Life Reborn in the Displaced Persons Camps (1945-51). An Untold Story of Courage*, *Journal of Jewish Communal Service*, Sommer 2000.
- Crum, Bartley C., *Behind the Silken Curtain. A Personal Account of Anglo-American Diplomacy in Palestine and the Middle East*, Jerusalem 1996; Erstauf. New York 1947.
- Dahlke, Birgit, »Frau komm!« *Vergewaltigungen 1945. Zur Geschichte eines Diskurses*, in: Birgit Dahlke, Martina Langermann und Thomas Taterka, Hrsg., *LiteraturGesellschaft DDR. Kanonkämpfe und ihre Geschichte(n)*, Stuttgart 2000, S. 271-311.
- Daniel, E. Valentine, und John Chr. Knudsen, *Mistrusting Refugees*, Berkeley 1995.
- Davidson, David, *The Steeper Cliff*, New York 1947.
- Davidson, Eugene, *The Death and Life of Germany. An Account of the American Occupation*, New York 1959.
- Davies, Norman, und Antony Polansky, Hrsg., *Jews in Eastern Poland and the USSR, 1939-45*, New York 1991.
- Davis, Franklin M., *Came as a Conqueror. The United States Army's Occupation of Germany 1945-1949*, New York 1967.
- Dawidowicz, Lucy S., *From That Place and Time. A Memoir 1938-1947*, New York 1989.
- Deak, Istvan, Jan T. Gross und Tony Judt, Hrsg., *The Politics of Retribution in Europe. World War II and Its Aftermath*, Princeton 2000.
- Denes, Magda, *Castles Burning. A Child's Life in War*, New York 1997; dt.: *Brennende Schlösser. Eine jüdische Kindheit*, München 1997.
- Deutscher, Isaac, *Berlin – September 1945*, in: *Reportagen aus Nachkriegsdeutschland*, Hamburg 1980, S. 114-118.
- , *Reportagen aus Nachkriegsdeutschland*, Hamburg 1980.
- Deutschkron, Inge, *Ich trug den gelben Stern*, Köln 1979.
- Dietrich, Susanne, Julia Schulze-Wessel, *Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft*, Stuttgart 1998.
- Diner, Dan, *Elemente der Subjektwerdung. Jüdische DPs in historischem Kontext*, in: Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Überlebt und Unterwegs*, S. 229-248.
- , *Gedächtniszeiten. Über jüdische und andere Geschichten*, München 2003.
- , *Restitution and Memory. The Holocaust in European Political Cultures*, *New German Critique*, 90, 2003, S. 36-44.
- Dinnerstein, Leonard, *America and the Survivors of the Holocaust*, New York 1982.
- Dobkin, Toby Blum, *The Landsberg Carnival. Purim in a Displaced Persons' Center*, in: Shifra Epstein, Hrsg., *Purim. The Face and the Mask*, New York 1979, S. 52-60.
- Dobroszycki, Lucjan, *Restoring Jewish Life in Post-war Poland*, *Soviet Jewish Affairs*, 3/2, 1973, S. 58-72.
- Dörr, Margarete, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«. *Frauenerfahrung im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach*, Bd. 1-3, Frankfurt 1998.
- Dos Passos, John, *Tour of Duty*, Boston 1946; dt.: *Das Land des Fragebogens*, Teilausg. Reinbek bei Hamburg 1999.

- Drutmann, D., *The Displaced Jews in the American Zone of Germany*, *The Jewish Journal of Sociology*, 4/1961, S. 261 ff.
- Durand-Wever, Anne-Marie, *Als die Russen kamen. Tagebuch einer Berliner Ärztin*, unveröffentlichtes Manuskript.
- Family Planning Association, Hrsg., *Proceedings of the International Congress on Population and World Resources in Relation to the Family*, Cheltenham, London 1948.
- Dvorjetski, Mark, *Adjustment of Detainees to Camp and Ghetto Life and Their Subsequent Readjustment to Normal Society*, *Yad Vashem Studies*, 5, 1963, S. 193-220.
- Dwork, Debórah, *Custody and Care of Jewish Children in the Post-war Netherlands. Ethnic Identity and Cultural Hegemony*. in: *Lessons and Legacies III, Memory, Memorialization, and Denial*, hrsg. Peter Hayes, Evanston 1999.
- Eder, Angelika, *Flüchtige Heimat. Jüdische Displaced Persons in Landsberg am Lech. 1945 bis 1950*, München 1998.
- , *Jüdische Displaced Persons im deutschen Alltag. Eine Regionalstudie 1945-1950*, in: Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Überlebt und Unterwegs*, Frankfurt 1997, S. 163-187.
- Eghigian, Greg, *The Politics of Victimization. Social Pensioners and the German Social State in the Inflation of 1914-1924*, *Central European History*, 26, 1993, S. 375-403.
- Ehrenburg, Ilja, *Menschen, Jahre, Leben*, Bd. 3: (1942-1962), Berlin 1982.
- Eichengreen, Lucille, mit Harriet Hyman Chamberlain, *From Ashes to Life. My Memories of the Holocaust*, San Francisco 1994; dt.: *Von Asche zum Leben. Erinnerungen*, Bremen 2005.
- Eisner, Jack, *Die Happy Boys. Eine jüdische Band in Deutschland 1945 bis 1949*, Berlin 2004.
- Elkin, Rivka, *The Survival of the Jewish Hospital in Berlin, 1938-1945*, *LBI Yearbook*, 38, 1993.
- Embacher, Helga, *Neubeginn ohne Illusion. Juden in Österreich nach 1945*, Wien 2000.
- Engel, David, *Between Liberation and Flight. Holocaust Survivors in Poland and the Struggle for Leadership, 1944-1946*, hebr., Tel Aviv 1996.
- , *Patterns of Anti-Jewish Violence in Poland, 1944-1956*, *Yad Vashem Studies*, 26, 1998, S. 43-85.
- Erickson, John, *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, London 1983.
- Eschebach, Insa, Sigrid Jacobeit und Silke Wenk, Hrsg., *Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt a. M. 2002.
- , *»Wir möchten uns politisch bereinigen«*, in: Krauss und Küchenmeister, Hrsg., *Das Jahr 1945*, Berlin 1995, S. 191-216.
- Esser, Raingard, *»Language No Obstacle«. war brides in the German Press, 1945-49*, *Women's History Review*, 12/4, 2003, S. 577-603.
- Evans, Jennifer V., *Bahnhof Boys. Policing Male Prostitution in Post-Nazi Berlin*, *Journal of the History of Sexuality*, 12/4, Oktober 2003, S. 605-636.
- , *Protection from the Protector. Court Martial Cases and the Lawlessness of Occupation in American-Controlled Berlin, 1945-1948*, Vortrag auf der internationalen

- Konferenz »GIs in Germany: The Social, Economic, Military, and Political History of the American Military Presence, 1945-2000« in Heidelberg vom 9.-11. November 2000.
- Evans, Jennifer J., *Constructing Borders. Image and Identity in Die Frau von heute, 1946-1948*, in: Hilary Sy-Quia und Susanne Baackmann, Hrsg., *Conquering Women. Women and War in the German Cultural Imagination*, Berkeley 2000, S. 30-61.
- Evans, Richard, *In Hitler's Shadow. West German Historians and the Attempt to Escape from Nazi Past*, New York 1989; dt.: *Im Schatten Hitlers? Historikerstreit und Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 1991.
- Fehrenbach, Heide, *Race after Hitler. Black Occupation Children in Postwar Germany and America*, Princeton 2005.
- Filmer, Werner, und Heribert Schwan, Hrsg., *Besiegt, befreit ... Zeitzeugen erinnern sich an das Kriegsende 1945*, München 1995.
- Fischer, Erika, Aimée und Jaguar. *Eine Liebesgeschichte*, Berlin 1943, Köln 1994.
- Flanner, Janet (Genêt), *Letter from Aschaffenburg*, New Yorker, 30. Oktober 1948.
- Franzen, K. Erik, *Die Vertriebenen. Hitlers letzte Opfer*, München 2001.
- Frei, Norbert, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.
- Fremont, Helen, *After Long Silence. A Memoir*, New York 1999; dt.: *Nach langem Schweigen. Auf der Suche nach meiner jüdischen Identität*, Berlin 2001.
- Friedman, Paul, *The Road Back for the DPs. Healing the Psychological Scars of Nazism*, *Commentary*, 6/6, 1948, S. 502-510.
- Friedrich, Carl J., Hrsg., *American Experiences in Military Government in World War II*, New York 1948.
- Friedrich, Jörg, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, München 2002.
- Friling, Tuvia, *Arrows in the Dark. David Ben-Gurion, the Yishuv Leadership and Rescue Attempts during the Holocaust*, aus dem Hebr., Madison 2005.
- Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Überlebt und Unterwegs. Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland*, *Jahrbuch 1997 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust*, Frankfurt a. M. 1997.
- , *Auschwitz. Geschichte, Rezeption und Wirkung. Jahrbuch 1996 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust*, Frankfurt a. M. 1996.
- Fröhlich, Elke, Philipp Auerbach (1906-1952). *Generalanwalt für Wiedergutmachung*, in: M. Tremml und Wolf Weigand, Hrsg., *Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Lebensläufe*, München 1988, S. 315-320.
- Fürnrohr, Walter, und Felix Muschialik, *Überleben und Neubeginn. DP-Hospital Gauting ab 1945*, München 2005.
- Gay, Ruth, *Safe Among the Germans. Liberated Jews after World War II.*, New Haven 2002; dt.: *Das Undenkbare tun. Juden in Deutschland nach 1945*, München 2001.
- Geertz, Clifford, *Die Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts*, Wien 1996.
- Geis, Jael, *Übrig sein – Leben »danach«*, Berlin 2000.
- Gelfand, Wladimir, *Deutschland-Tagebuch 1945-46. Aufzeichnungen eines Rotarmisten*, Berlin 2005.

- Geller, Jay Howard, *Jews in Post-Holocaust Germany, 1945-1953*, Cambridge 2004.
- , *Representing Jewry in Germany, 1945-1953. Between Advocacy and Accommodation*, *LBI Yearbook*, 47, 2002, S. 195-214.
- Gershon, Karen, *Postscript. A Collective Account of the Lives of Jews in West Germany since the Second World War*, London 1969.
- Gertjeanssen, Wendy Jo, *Victims, Heroines, Survivors. Sexual Violence on the Eastern Front during World War II*, Diss. University of Minnesota 2004.
- Geyer, Michael, und Miriam Hansen, *German-Jewish Memory and National Consciousness*, in: Geoffrey H. Hartman, Hrsg., *Holocaust Remembrance. The Shape of Memory*, Cambridge, Mass., 1994, S. 175-190.
- Giere, Jacqueline Dewell, und Rachel Salamander, Hrsg., *Ein Leben aufs neu. Das Robinson-Album. DP-Lager: Juden auf deutschem Boden 1945 – 1948*, Wien 1995.
- , *Wir sind unterwegs, aber nicht in der Wüste. Erziehung und Kultur in den jüdischen Displaced-Persons-Lagern der amerikanischen Zone im Nachkriegsdeutschland 1945-1949*, Diss., Frankfurt 1992.
- , *Überlebt und unterwegs. Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland*, Frankfurt a.M. 1997.
- Gilbert, Shirli, *Music in the Holocaust. Confronting Life in the Nazi Ghettos and Camps*, New York 2005.
- Gill, Anton, *The Journey Back from Hell. An Oral History, Conversations with Concentration Camp Survivors*, New York 1988.
- Gimbel, John, *The American Occupation of Germany. Politics and the Military, 1945-49*, Palo Alto 1961.
- Gitelman, Zvi, Hrsg., *Bitter Legacy. Confronting the Holocaust in the USSR*, Bloomington 1997.
- Gittler, Lewis F., *Everyday Life in Germany Today*, *American Mercury*, 61, Oktober 1945, S. 400-407.
- Glaser, Hermann, 1945. *Beginn einer Zukunft: Bericht und Dokumentation*, Frankfurt a.M. 2005.
- , *Der Weg nach innen. Kultur der Stunde Null, die keine war*, in: Hans-Erich Volkmann, Hrsg., *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau*, München 1995, S. 771-794.
- Goedde, Petra, *From Villains to Victims. Fraternalization and the Feminization of Germany, 1945-1947*, *Diplomatic History*, 23/1, 1999.
- , *GIs and Germans. Culture, Gender, and Foreign Relations 1945-1949*, New Haven 2003.
- Göpfert, Rebekka, und Christian Bauer, *Die Ritchie Boys. Deutsche Emigranten im amerikanischen Geheimdienst*, München 2005.
- Goldhagen, Daniel, *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996; dt.: *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.
- Gollancz, Victor, *In Darkest Germany, mit einer Einführung von Robert M. Hutchins, Hinsdale, Ill. 1947*; in *Auszügen dt. in: Stimme aus dem Chaos, Nürnberg 1948*, 2. Aufl. 1960, S. 241-273.
- Goodman, Cecily, *The Survivors. The Story of the Belsen Remnant*, London 1958.

- Görtemaker, Heike B., *Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900-1975*, München 2005.
- Goschler, Constantin, *Der Fall Philipp Auerbach. Wiedergutmachung in Bayern*, in: Ludolf Herbst und Constantin Goschler, Hrsg., *Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland*, München 1989, S. 77-98.
- , *The Attitude towards Jews in Bavaria after the Second World War*, *LBI Yearbook*, 36, 1991; wiederabgedruckt in: Robert G. Moeller, Hrsg., *West Germany under Construction*, Anne Arbor 1997, S. 231-250.
- Grammes, Philipp, *Ichud Landsberg gegen Makabi München. Der Sport im DP-Lager 1945-1948*, in: Michael Brenner und Gideon Reuveni, Hrsg., *Emanzipation durch Muskelkraft*, Göttingen 2006, S. 190-215.
- Grass, Günter, *Im Krebsgang*, Göttingen 2002
- Griffith, William E., *Denazification Revisited*, in: Michael Ermath, Hrsg., *America and the Shaping of German Society 1945-1955*, Providence, 1993.
- Gringauz, Samuel, *Our New German Policy and the DPs. Why Immediate Resettlement Is Imperative*, *Commentary*, 5, 1948, S. 508-514.
- Grobman, Alex, Hrsg., *In Defense of the Survivors. The Letters and Documents of Oscar A. Mintzer, AJDC Legal Advisor, Germany 1945-46*, Berkeley 1999.
- , *Rekindling the Flame. American Jewish Chaplains and the Survivors of European Jewry, 1944-1948*, Detroit 1993.
- Grodzinsky, Yosef, *Human Material of Good Quality – Jews versus Zionists in the Aftermath of World War II*, hebr., Tel Aviv 1988; engl.: *In the Shadow of the Holocaust. The Struggle between Jews and Zionists in the Aftermath of World War II.*, Monroe, Maine, 2005.
- Gross, Jan T., *A Tangled Web. Confronting Stereotypes Concerning Relations between Poles, Germans, Jews, and Communists*, in: Deak, Gross und Judt, Hrsg., *The Politics of Retribution in Europe. World War II and Its Aftermath*, Princeton 2000, S. 107-116.
- , *Fear. Anti-Semitism in Poland after Auschwitz. An Essay in Historical Interpretation*, New York 2006; dt.: *Angst. Antisemitismus nach Auschwitz in Polen*, Berlin 2012.
- Gross, Leonard, *The Last Jews in Berlin*, New York 1982; dt.: *Versteckt. Wie Juden in Berlin die Nazi-Zeit überlebten*, Reinbek bei Hamburg 1988.
- Grossmann, Atina, *A Question of Silence. The Rape of German Women by Occupation Soldiers*, *October*, Frühjahr 1995, S. 43-63. Leicht überarbeitet in: Robert G. Moeller, Hrsg., *West Germany under Construction*, S. 33-52; dt.: *Eine Frage des Schweigens? Die Vergewaltigung deutscher Frauen durch Besatzungssoldaten*, in: *Frauen und Film*, 54/55, 1994, S. 15-28, und in: *Sozialwissenschaftliche Informationen*, 24/1995, 2, S. 109-119.
- , *Feminist Debates about Women and National Socialism*, *Gender and History*, 3, Herbst 1991, S. 350-358.
- , *Home and Displacement in a City of Bordercrossers. Jews in Berlin, 1945-1948*, in: Leslie Morris und Jack Zipes, Hrsg., *Unlikely History. The Changing German-Jewish Symbiosis, 1945-2000*, S. 63-99.
- , *Living On. Zippi in Feldafing*, in: Jürgen Matthäus, Hrsg., *Holocaust Testimony and Its Transformations. Approaching an Auschwitz Survivor*, New York 2009, S. 73-94.

- , *Reforming Sex. The German Movement for Birth Control and Abortion Reform 1920-1950*, New York 1995.
- , *Trauma, Memory, and Motherhood. Germans and Jewish Displaced Persons in Post-Nazi Germany, 1945-1949*, in: Richard Bessel und Dirk Schumann, Hrsg., *Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe During the 1940s and 1950s*, Cambridge 2003, S. 93-127; eine frühere Version erschien in *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. 38, 1998, S. 230-254.
- , *Versions of Home. German Jewish Refugee Papers Out of the Closet and Into the Archives*, *New German Critique*, Herbst 2005, S. 95-122; dt.: »Heimatversionen«, in: Frank Stern und Maria Gierlinger, Hrsg., *Die deutsch-jüdische Erfahrung. Beiträge zum kulturellen Dialog*, Berlin 2003.
- , *Victims, Villains, and Survivors. Gendered Perceptions and Self-perceptions of Jewish Survivors in Postwar Germany*, *Journal of the History of Sexuality*, 11/1-2, Januar/April 2002, S. 291-318, Reprint in: Dagmar Herzog, Hrsg., *Sexuality and German Fascism*, New York 2005, S. 291-318; dt.: *Opfer, Störenfriede und Überlebende. Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung jüdischer Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland*, in: Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit und Silke Wenk, Hrsg., *Gedächtnis und Geschlecht*, Frankfurt a. M. 2002, S. 297-326.
- , *Wege in der Fremde. Deutsch-jüdische Begegnungsgeschichte zwischen Feldafing, New York und Teheran*, Göttingen 2012.
- , *Women and the Holocaust. Four Recent Titles*, *Holocaust and Genocide Studies*, 16/1, Frühjahr 2002, S. 94-108.
- Grossmann, Kurt R., *The Jewish DP Problem. Its Origin, Scope, and Liquidation, mit einer Einführung von Abraham S. Hyman*, New York 1951.
- , *The Problem of Forgetting. Thoughts on the Nazi War Crimes Trials, Patterns of Prejudice*, *Institute of Jewish Affairs*, 2/6, November-Dezember 1968, S. 10-16.
- Grüber, Heinrich, *Erinnerungen nach sieben Jahrzehnten*, Köln 1971.
- Gruner, Wolf, *The Factory Action and the Events at the Rosenstrasse in Berlin. Facts and Fictions about 27 February 1943 – Sixty Years Later*, *Central European History*, 33/2, 2003, S. 179-208.
- , *Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der »Mischehen« 1943*, Frankfurt a. M. 2005.
- Gurewitsch, Brana, *Mothers, Sisters, Resisters. Oral Histories of Women Who Survived the Holocaust*, Tuscaloosa 1998.
- Gutman, Israel, Hrsg., *Encyclopedia of the Holocaust*, New York 1990; dt.: *Enzyklopädie des Holocaust*, Berlin 1993.
- , und Avital Saf, Hrsg., *She'erit Hapletah, 1944-1948. Rehabilitation and Political Struggle. Proceedings of the 6th Yad Vashem International Historical Conference*, Jerusalem 1990.
- Haan, Ido de, *Paths of Normalization after the Persecution of the Jews. The Netherlands, France and West Germany in the 1950s*, in: Richard Bessel und Dirk Schumann, Hrsg., *Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe During the 1940s and 1950s*, Cambridge 2003, S. 65-92.
- Habe, Hans, *Our Love Affair with Germany*, New York 1953.
- , *Aftermath. A Novel*, New York 1947; dt.: *Wohin wir gehören*, München/Berlin 1984 (zuerst erschienen Zürich 1948).

- Hagemann, Karen, und Stefanie Schüler-Springorum, *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt a. M. 2002.
- Halamish, Aviva, *The Exodus Affair. Holocaust Survivors and the Struggle for Palestine*, Syracuse, N. Y., 1998.
- Hale, William Harlan, *Our Failure in Germany*, *Harpers Magazine*, 191, Oktober 1945, S. 515-523.
- Hanauske, Dieter, Hrsg., *Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46*, Berlin 1995.
- Hardman, Leslie H., *The Survivors. The Story of the Belsen Remnant*, London 1958.
- Harris, Dewilda N., *My Job in Germany, 1945-1954*, in: Michael Ermath, Hrsg., *America and the Shaping of German Society 1945-1955*, Providence 1993.
- Harris, Ruth, *The »Child of the Barbarian«. Rape, Race and Nationalism in France during the First World War, Past and Present*, 141, November 1993, S. 170-206.
- Harsch, Donna, *Approach/Avoidance. Communists and Women in East Germany, 1945-9*, *Social History*, 25/2, Mai 2000, S. 156-182.
- Harvey, Elizabeth, *Women and the Nazi Far East. Agents and Witnesses of Germanization*, New Haven 2003; dt.: »Der Osten braucht dich«. *Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik*, aktualisierte Ausg. Hamburg 2009.
- Hass, Aaron, *The Aftermath. Living with the Holocaust*, Cambridge 1995.
- Hautzig, Esther, *The Endless Steppe. Growing Up in Siberia*, New York 1968; dt.: *Die endlose Steppe*, Weinheim/Basel 1986.
- , *Remember Who You Are. Stories about Being Jewish*, New York, 1990.
- Hayes, Peter, *Lessons and Legacies III. Memory, Memorialization, and Denial*, Hrsg. Peter Hayes, Evanston 1999 .
- Heider, Angelika, *Das Lager für jüdische »Displaced Persons« in Feldafing in der amerikanischen Besatzungszone 1945-1951*, Magisterarbeit, Technische Universität Berlin, 1994.
- Heilbut, Anthony, *Exiled in Paradise. German Refugee Artists and Intellectuals in America from the 1930's to the Present*, New York 1983.
- Heimatmuseum Charlottenburg, *Worüber kaum gesprochen wurde. Frauen und alliierte Soldaten*, Katalog zur Ausstellung vom 3. September bis 15. Oktober 1995, Berlin, Bezirksamt Charlottenburg, Abt. Volksbildung, 1995.
- Heineman, Elizabeth, *Gender, Sexuality and Coming to Terms with Nazi Past*, *Central European History*, 38/1, 2005, S. 41-74.
- , *The Hour of the Woman. Memories of Germany's »Crisis Years« and West German National Identity*, *American Historical Review*, 101/2, April 1996, S. 354-395.
- Heineman, Elizabeth D., *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany*, Berkeley 1999.
- Heller, Fanya Gottesfeld, *Strange and Unexpected Love. A Teenage Girl's Holocaust Memoirs*, Hoboken, N. J., 1993; dt.: *Feindes Liebe. Eine wahre Geschichte*, Hamburg 2001.
- Heredia, David, *Der Spiegel and the Image of Jews in Germany. The Early Years 1946-1947*, *Leo Baeck Institute Yearbook*, 53, 2008, S. 77-106.
- Hersh, Jeffrey, *Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanys*, Cambridge, Mass. 1997; dt.: *Zweierlei Erinnerung. die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland*, Berlin 1998.

- Herz, John H., *The Fiasco of Denazification*, *Political Science Quarterly*, 63/4, 1948, S. 569-594.
- Herzog, Dagmar, *Sex after Fascism. Memory and Morality in Twentieth Century Germany*, Princeton, N.J., 2005; dt.: *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*, München 2005.
- , Hrsg., *Sexuality and German Fascism*, New York 2005.
- Higgins, Marguerite, *Ein Regierungsexperiment und sein Ende*, in: Arthur Settler, Hrsg., *Das ist Germany*, Frankfurt a. M. 1950, S. 275-292.
- Higonnet, Margaret, Jane Jenson, Sonya Michel und Margaret Collins Weitz, Hrsg., *Behind the Lines. Gender and the Two World Wars*, New Haven 1987.
- Hilliard, Robert L., *Surviving the Americans. The Continued Struggle of the Jews after Liberation*, New York 1997; dt.: *Von den Befreiern vergessen. Der Überlebenskampf jüdischer KZ-Häftlinge unter amerikanischer Besatzung*, Frankfurt a. M. 2000.
- Hilton, Laura, *Prisoners of Peace. Rebuilding Community, Identity and Nationality in Displaced Persons Camps in Germany, 1945-52*, Diss., Ohio State University 2001.
- Hirsch, Marianne, *Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory*, Cambridge, Mass. 1997.
- Hirschbach, Frank D., *Heimkehr in die Fremde. Zur Remigration deutscher Schriftsteller nach 1945*, in: Lenz, Bernd, und Hans-Jürgen Lüsebrink, Hrsg., *Fremdheitserfahrung und Fremdhheitsdarstellung in okzidentalen Kulturen*, Passau 1999.
- Hirschmann, Ira A., *The Embers Still Burn. An Eye-Witness View of the Postwar Ferment in Europe and the Middle East and Our Disastrous Get-Soft-With-Germany Policy*, New York 1949.
- Hockenos, Matthew, *A Church Divided. German Protestants Confront the Nazi Past*, Bloomington 2004.
- Höcker, Karla, *Beschreibung eines Jahres. Berliner Notizen 1945*, Berlin 1984.
- Hodges, LeRoy S., *Portrait of an Expatriate. William Gardener Smith, Writer*, Westport, Conn. 1985.
- Hoerning, Erika M., *Frauen als Kriegsbeute. Der Zwei-Frontenkrieg. Beispiele aus Berlin*, in: Lutz Niethammer und Alexander v. Plato, Hrsg., *»Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in antifaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*, Bd. 3, Berlin 1985, S. 327-346.
- Höhn, Maria, *Frau im Haus und Girl im Spiegel. Discourse on Women in the Interregnum Period 1945-49 and the Question of German Identity*, *Central European History*, 26, 1993, S. 57-90.
- , *GIs and Fräuleins. The German-American Encounter in 1950s West Germany*, Chapel Hill 2002; dt.: *Amis, Cadillacs und »Negerliebchen«. GIs im Nachkriegsdeutschland*, Berlin 2008.
- Holborn, Louise, *The International Refugee Organization. A Specialized Agency of the United Nations; Its History and Work, 1946-1952*, London 1956.
- Holian, Anna Marta, *Between National Socialism and Soviet Communism. The Politics of Self-representation among Displaced Persons in Munich, 1945-1951*, Diss., University of Chicago 2005; inzwischen als Buch erschienen: *Between National*

- Socialism and Soviet Communism. Displaced Persons in Postwar Germany, Ann Arbor 2011.
- Horowitz, Sara R., Memory and Testimony of Women Survivors of Nazi Genocide, in: Judith R. Baskin, *Women of the World*, Detroit 1994.
- Hotam, Yotam, *Moderne Gnosis und Zionismus. Kulturkrise, Lebensphilosophie und nationaljüdisches Denken*, Göttingen 2009.
- Howley, Frank, Berlin Command, New York 1950.
- Hughes, Michael L., »Through No Fault of Our Own«. West Germans Remember Their War Losses, *German History*, 18/2, 2000, S. 193-212.
- Hulme, Kathryn, *The Wild Place*, Boston 1953.
- Hutton, Bud (Oram C.), und Andrew Rooney, *Conquerors' Peace. A Report to the American Stockholders*, Garden City, N. Y. 1947.
- Huysen, Andreas, *Twilight Memories. Marking Time in a Culture of Amnesia*, New York 1995.
- Hyman, Abraham S., *Displaced Persons*, *American Jewish Yearbook*, 51/1950.
- , *The Undeclared*, Jerusalem/Hewlett, N. Y. 1993.
- Jacobmeyer, Wolfgang, *Jüdische Überlebende als »Displaced Persons«*. Untersuchungen zur Besatzungspolitik in den deutschen Westzonen und zur Zuwanderung osteuropäischer Juden 1945-1946, *Geschichte und Gesellschaft*, 9, 1983, S. 421-452.
- , *Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-51*, Göttingen 1985.
- Janik, Elizabeth, *Recomposing German Music. Politics and Musical Tradition in Cold War Berlin*, Leiden, Boston 2005.
- , »The Golden Hunger Years«. Music and Superpower Rivalry in Occupied Berlin, *German History*, 22/1, 2004.
- Jeffords, Susan, *The Remasculinization of America. Gender and the Vietnam War*, Bloomington 1989.
- Jockusch, Laura, *Collect and Record! Holocaust Documentation in Early Postwar Europe*, New York 2012.
- , *Jüdische Geschichtsforschung im Lande Amaleks. Jüdische historische Kommissionen in Deutschland 1945-1949*, in: Susanne Schönborn, Hrsg., *Zwischen Erinnerung und Neubeginn*, München 2006.
- Juelich, Dierk, *Geschichte als Trauma. Festschrift für Hans Keilson zu seinem 80. Geburtstag*, Frankfurt a. M. 1991.
- Kahane, Charlotte, *Rescue and Abandonment. The Complex Fate of Jews in Nazi Germany*, Melbourne 1999.
- Kaminer, Isidor J., *On razors edge – Vom Weiterleben nach dem Überleben*, in: Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Auschwitz. Geschichte, Rezeption und Wirkung*, Frankfurt 1996, S. 139-160.
- , *Spätfolgen bei jüdischen KZ-Überlebenden*, in: Dierk Juelich, Hrsg., *Geschichte als Trauma. Festschrift für Hans Keilson zu seinem 80. Geburtstag*, Frankfurt a. M. 1991.
- Kanaaneh, Rhoda Ann, *Birthing the Nation. Strategies of Palestinian Women in Israel*, Berkeley 2002.
- Kaplan, Marion, *Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany*, New

- York 1988; dt.: *Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*, Berlin 2001.
- Kardorff, Ursula von, *Berliner Aufzeichnungen aus den Jahren 1942 bis 1945*, München 1992.
- Karni, Haia, *Life at the Feldafig Displaced Persons Camp, 1945-1952*, Masterarbeit, Baltimore Hebrew University, Mai 1997.
- Karsch, Walter, *Bekennnis zum Theater. Rückblick auf die Berliner Spielzeit 1945/46*, in: Walter G. Oschilewski und Lothar Blanvalet, Hrsg., *Berliner Almanach 1947*, Berlin 1947.
- Katz, Esther, und Joan M. Ringelheim, Hrsg., *Proceedings of the Conference on Women Surviving the Holocaust*, New York 1983.
- Kauders, Anthony, *Democratization and the Jews. Munich 1945-1965*, Lincoln 2004.
- Kesler, Regina, Grit. *A Pediatrician's Odyssey from a Soviet Camp to Harvard*, hrsg. Michael G. Kesler, Bloomington, In. 2009.
- Kesper, Dieter E., »Unsere Hoffnung«. *Das Schicksal Überlebender des Holocaust im Spiegel einer Lagerzeitung von 1946*, Eschwege 1996.
- Kettenacker, Lothar, Hrsg., *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-1945*, Berlin 2003.
- Keynan, Irit, *Holocaust Survivors and the Emissaries from Eretz-Israel. Germany, 1945-1948*, hebr., Tel Aviv 1996.
- Klausner, Abraham J., *A Letter to My Children from the Edge of the Holocaust*, San Francisco 2002.
- Klein, Gerda Weissmann, und Kurt Klein, *The Hours After. Letters of Love and Longing in War's Aftermath*, New York 2000.
- Klein, Hillel, *Die Familien der überlebenden Opfer und die Gesellschaft*, in: *Was ist der Mensch heute wert? Orientierung im Schatten des Nationalsozialismus*, Tagung vom 29. April bis 1. Mai 1983, Evangelische Akademie, Bad Boll, S. 36-81.
- Kleinschmidt, Johannes, *Do Not Fraternize. Die schwierigen Anfänge deutsch-amerikanischer Freundschaft 1944-1949*, Trier 1997.
- Klemperer, Victor, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten. Tagebücher 1933-1945*, Berlin 1995.
- , *Und alles ist so schwankend. Tagebücher Juni bis Dezember 1945*, Berlin 1995.
- Klüger, Ruth, *weiter leben. Eine Jugend*, Göttingen 1992; engl.: Ruth Kluger, *Still Alive. A Holocaust Girlhood Remembered*, New York 2001.
- Knef, Hildegard, *Der geschenkte Gaul*, Berlin 1970.
- Kochavi, Arieh J., *Anglo-American Discord. Jewish Refugees and United Nations Relief and Rehabilitation Administration Policy, 1945-1947*, *Diplomatic History*, 14, 1990, S. 529-551.
- , *Post-Holocaust Politics. Britain, the United States, and Jewish Refugees, 1945-1948*, hebr. 1992; engl. Chapel Hill 2001.
- Kohlmannslehner, Dietrich, *Das Verhältnis von Deutschen und jüdischen Displaced Persons im Lager Lampertheim 1945-1949*, unveröffentlichter Aufsatz, Archiv des Fritz Bauer Instituts, Frankfurt a. M.
- Kolinsky, Eva, *After the Holocaust. Jewish Survivors in Germany after 1945*, London 2004.
- , *Experiences of Survival*, *LBI Yearbook*, 44/1999, S. 245-270.

- Königseder, Angelika, Durchgangsstation Berlin. Jüdische DPs 1945-1948, in: Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Überlebt und unterwegs*, Frankfurt 1997, S. 189-206.
- , *Flucht nach Berlin. Jüdische Displaced Persons 1945-1948*, Berlin 1998.
- , *Flüchtige Heimat. Jüdische Displaced Persons in Landsberg am Lech 1945 bis 1950*, München 1998.
- , *Jüdische Displaced Persons im deutschen Alltag*, in: Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Überlebt und unterwegs*, Frankfurt 1997, S. 163-188.
- , und Juliane Wetzel, *Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs im Nachkriegsdeutschland*, Frankfurt a. M. 1994.
- Kopelew, Lew, *Aufbewahren für alle Zeit*, mit einem Nachwort von Heinrich Böll, München 1976.
- Kortner, Fritz, *Aller Tage Abend*, München 1959.
- Krauss, Christine, und Daniel Küchenmeister, Hrsg., *Das Jahr 1945. Brüche und Kontinuitäten*, Berlin 1995.
- Krieger, Leonard, *The Inter-Regnum in Germany. March-August 1945*, *Political Science Quarterly*, 64, 1949, S. 507-532; dt.: *Das Interregnum in Deutschland, März-August 1945*, in: Wolf-Dieter Narr und Dietrich Thränhardt, Hrsg., *Die Bundesrepublik Deutschland. Entstehung, Entwicklung, Struktur*, Königstein i. Taunus, 1979, S. 26-46.
- Kruse, Peter, Hrsg., *Bomben, Trümmer, Lucky Strikes. Die Stunde Null in bisher unbekanntem Manuskripten*, Berlin 2004.
- Kuby, Erich, *Die Russen in Berlin 1945*, Bern, München 1965.
- Kugelman, Cilly, *Lang ist der Weg. Eine jüdisch-deutsche Film-Kooperation*, in: Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Überlebt und Unterwegs. Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland*, *Jahrbuch 1997 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust*, Frankfurt a. M. 1997, S. 353-370.
- Kugler, Anita, *Scherwitz. Der jüdische SS-Offizier*, Köln 2004.
- Kuhn, Annette, *Power and Powerlessness. Women after 1945, or the Continuity of the Ideology of Femininity*, *German History*, 7/1, 1989, S. 35-46.
- Kundrus, Birthe, *Forbidden Company. Romantic Relationships between Germans and Foreigners, 1939 to 1945*, *Journal of the History of Sexuality*, 2002, S. 201-222; nachgedr. in: Dagmar D. Herzog, Hrsg., *Sexuality and German Fascism*, New York, Berghahn, 2005.
- Kwiet, Konrad, und Helmut Eschwege, *Selbstbehauptung und Widerstand. Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1933-1945*, Hamburg 1984.
- LaCapra, Dominick, *History and Memory After Auschwitz*, Ithaca 1998.
- Lagrou, Pieter, *The Legacy of Nazi Occupation. Patriotic Memory and National Recovery in Western Europe, 1945-1965*, Cambridge 2000.
- Landau, Ernest, *Purim in Elmau – Um die jüdische Zukunft in Deutschland*, in: Wolfgang Benz und Barbara Distel, Hrsg., *Dachauer Hefte*, Bd. 24, *KZ und Nachwelt*, Dachau 2008, S. 236-251.
- , *Wir Juden und unsere Umwelt. Ein Beitrag zum Problem der Kollektivschuld*, in: Heinz Ganter, Hrsg., *Die Juden in Deutschland. Ein Almanach*, Hamburg 1959, S. 241-288.
- Langer, Lawrence L., *Admitting the Holocaust. Collected Essays*, New York 1995.

- Langner, Ilse, *Flucht ohne Ziel. Tagebuchroman Frühjahr 1945, Würzburg 1984.*
- Laub, Dori, *Truth and Testimony. The Process and the Struggle, American Imago, 48/1, 1991, S. 75-91.*
- Lavsky, Hagit, *New Beginnings. Holocaust Survivors in Bergen-Belsen and the British Zone in Germany, Detroit 2002.*
- Leber, Annedore, *Frauenprobleme*, in: Peter Kruse, Hrsg., *Bomben, Trümmer, Lucky Strikes. Die Stunde Null in bisher unbekanntenen Manuskripten, Berlin 2004, S. 180-186.*
- Lembeck, Andreas, *Befreit, aber nicht in Freiheit. Displaced Persons im Emsland, Bremen, Temmen, 1997.*
- Lehmer, Ernst, *Manches war doch anders. Erinnerungen eines deutschen Demokraten, Frankfurt a. M. 1968.*
- Lenz, Bernd, und Hans-Jürgen Lüsebrink, Hrsg., *Fremdheitserfahrung und Fremdeheitsdarstellung in okzidentalischen Kulturen, Passau 1999.*
- Leonhard, Wolfgang, *Als Mitglied der »Gruppe Ulbricht«, in: Werner Filmer und Heribert Schwan, Hrsg., Besiegt, befreit ... Zeitzeugen erinnern sich an das Kriegsende 1945, Berlin 1995.*
- , *Die Revolution entlässt ihre Kinder, Köln 1955.*
- , *Mai 1945. Erinnerungen eines Mitglieds der »Gruppe Ulbricht«, in: Christine Krauss und Daniel Küchenmeister, Hrsg., Das Jahr 1945. Brüche und Kontinuitäten, Berlin 1995, S. 49-64.*
- Levin, Meyer, *In Search. An Autobiography, New York, Paris 1950; in dt. Übersetzung liegt nur der 2. Teil dieser Autobiographie vor: Europa. Die Zeugen, in: Mikael Levin, Suche, Schriftenreihe des Fritz Bauer Instituts, Frankfurt a. M., Bd. II, München 1996.*
- Lewinsky, Tamar, *Displaced Poets. Jiddische Schriftsteller im Nachkriegsdeutschland, 1945-1951, Göttingen 2008.*
- , *Displaced Writers? Zum kulturellen Selbstverständnis jiddischer DP-Schriftsteller, in: Schönborn, Susanne, Hrsg., Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945, München 2006.*
- Lewyn, Bert, und Bev Saltzman Lewyn, *On the Run in Nazi Berlin. Holocaust Memoirs, im Selbstverlag 2001; dt.: Versteckt in Berlin. Eine Geschichte von Flucht und Verfolgung 1942-1945, Berlin 2009.*
- Lichtwitz, Hans, *Die »Dachauer« kommen zurück. Erlebnisse eines jüdischen Soldaten in Bayern und Österreich, Aufbau, 10. August 1945, S. 32.*
- Lilly, J. Robert, *Dirty Details. Executing U.S. Soldiers During World War II, Crime and Delinquency, 42/2, Oktober 1996, S. 491-516.*
- , und J. Michael Thompson, *Executing U.S. Soldiers in England, World War II. Command Influence and Sexual Racism, British Journal of Criminology, 37/2, Frühjahr 1997, S. 262-288.*
- , *Taken by Force. Rape and American GIs in Europe during World War II, Basingstoke 2007.*
- Litvak, Josef, *Jewish Refugees from Poland in the USSR, 1939-1946, in: Zvi Gitelman, Hrsg., Bitter Legacy. Confronting the Holocaust in the USSR, Bloomington 1997, S. 123-150.*
- , *Polish-Jewish Refugees Repatriated from the Soviet Union to Poland at the End of*

- the Second World War and Afterwards, in: Norman Davies und Antony Polansky, Hrsg., *Jews in Eastern Poland and the USSR, 1939-45*, New York 1991, S. 227-235.
- Loewy, Ronny, *These Are the People*. Zu Abraham J. Klausners Film über das Zentralkomitee der befreiten Juden in der amerikanischen Zone, in: Fritz Bauer Institut, Hrsg., *Überlebt und unterwegs*, Frankfurt a. M. 1997, S. 118-128.
- Louchheim, Katie, *DP Summer*, *Virginia Quarterly Review*, 61/1985.
- Lovenheim, Barbara, *Survival in the Shadows. Seven Hidden Jews in Hitler's Berlin*, London 2002; dt.: *Überleben im Verborgenen. Sieben Juden in Berlin*, Berlin 2002.
- Lüdtke, Alf, *Coming to Terms with the Past. Illusions of Remembering*, *Ways of Forgetting Nazism in West Germany*, *Journal of Modern History*, 65, September 1993, S. 542-572.
- Lühe, Irmela von der, Axel Schildt und Stefanie Schüler-Springorum, Hrsg., *»Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause«*. Jüdische Remigration nach 1945, Göttingen 2008.
- , *»The Big 52«*. Erika Manns Nürnberger Reportagen, in: Ulrike Weckel und Edgar Wolfram, Hrsg., *»Bestien« und »Befehlsempfänger«*. Frauen und Männer in NS-Prozessen nach 1945, Göttingen 2003.
- Macardle, Dorothy, *Children of Europe. A Study of the Children of Liberated Countries. Their War-Time Experiences, Their Reactions and Their Needs, with a Note on Germany*, London 1949.
- Maginnis, John J., *Military Government Journal. Normandy to Berlin*, hrsg. von Robert A. Hart, Amherst 1971.
- Malkii, Lisa, *Purity and Exile. Violence, Memory and National Cosmology among Hutu Refugees in Tanzania*, Chicago 1995.
- Mankowitz, Ze'ev W., *Life between Memory and Hope. The Survivors of the Holocaust in Occupied Germany*, Cambridge 2002.
- , *The Affirmation of Life in She'erith Hapleita*, *Holocaust and Genocide Studies*, 5/1, 1990, S. 13-21.
- , *The Formation of She'erit Hapleita. November 1944–July 1945*, *Yad Vashem Studies*, 20, 1990, S. 337-370.
- Maor, Harry, *Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945*, Dissertation, Mainz 1961.
- Marcus, Jacob Rader, und Abraham J. Peck, Hrsg., *Among the Survivors of the Holocaust - 1945. The Landsberg DP Camp Letters of Major Irving Heymont*, United States Army. Monographs of the American Jewish Archives, No. 10, Cincinnati 1982; auch dt.: Heymont, Irving, *Bei den Überlebenden. Landsberger Briefe des Majors Irving Heymont*, American Jewish Archives 1982.
- Marrus, Michael, *The Unwanted. European Studies in the Twentieth Century*, New York 1985; dt.: *Die Unerwünschten. Europäische Flüchtlinge im 20. Jahrhundert*, Berlin 1999.
- Marwick, Arthur, *Total War and Social Change*, London, Macmillan, 1988.
- Matthäus, Jürgen, Hrsg., *Holocaust Testimony and Its Transformations. Approaching an Auschwitz Survivor*, New York 2009.
- McClelland, Grigor, *Embers of War. Letters from a Quaker Relief Worker in War-Torn Germany*, London 1997.

- McGovern, James, *Fräulein*, New York 1956; dt.: *Fräulein. Roman eines deutschen Mädchens*, München 1957.
- Mead, Margaret, *Food and Feeding in Occupied Territory*, *Public Opinion Quarterly*, 7/4, Winter 1943, S. 618-628.
- Meiring, Kerstin, *Die christlich-jüdische Mischehe in Deutschland 1840-1933*, Hamburg 1998.
- Menke, Johannes, *Die soziale Integration jüdischer Flüchtlinge des ehemaligen Regierungslagers »Föhrenwald« in den drei westdeutschen Großstädten Düsseldorf, Frankfurt und München, nach im Sommer (vom 6.8. bis 25.9.) durchgeführten sozialhygienischen Feldstudien über die ehemaligen Lagerinsassen*, in: Hans Harmsen, Hrsg., *Sozialhygienische Forschungen*, Bd. 2, Hamburg 1960.
- Meyer, Beate, »Jüdische Mischlinge«. *Rassenpolitik und Verfolgungswahn 1933-1945*, Hamburg 1999.
- Meyer, Sibylle, und Eva Schulze, Hrsg., *Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945*, München 1985.
- Michman, Dan, *On the Definition of the »She'erit Haplethah«*, in: ders., Hrsg., *Holocaust Historiography. A Jewish Perspective. Conceptualizations, Terminology, Approaches and Fundamental Issues*, Parkes Wiener Series on Jewish Studies, London 2003, S. 329-332.
- Middleton, Drew, *Where Has Last July Gone? Memoirs*, New York 1973.
- Milton, Sybil, *Women and the Holocaust. The Case of German and German-Jewish Women*, in: Bridenthal, Grossmann und Kaplan, Hrsg., *When Biology Became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany*, New York 1984, S. 297-333.
- Mitchell, Brian R., *International Historical Statistics. Europe, 1750-1988*, New York 1992.
- Moeller, Robert G., *Germans as Victims? Thoughts on a Post-Cold War History of World War II's Legacies*, *History and Memory*, 17, 1/2, Herbst 2005, S. 147-194.
- , *Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany*, Berkeley 1993; dt.: *Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik*, München 1997.
- , *Sinking Ships, the Lost Heimat and Broken Taboos. Günter Grass and the Politics of Memory in Contemporary Germany*, *Contemporary European History*, 12, 2003, S. 147-181.
- , *The Last Soldiers of the »Great War« and Tales of Family Reunions in the Federal Republic of Germany*, *Signs*, 24/1, Herbst 1998, S. 126-146.
- , *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, Berkeley 2001.
- , *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, in: *American Historical Review*, 101/4, Oktober 1996, S. 1008-1048.
- , Hrsg., *West Germany under Construction. Politics, Society, and Culture in the Adenauer Era*, Ann Arbor 1997.
- , *What Has »Coming to Terms with the Past« Meant in Post-World War II Germany? From History to Memory to the »History of Memory«*, *Central European History*, 35/2, 2002, S. 223-256.
- Moore, Deborah Dash, *GI Jews. How World War II Changed a Generation*, Cambridge, Mass. 2004.

- Morris, Douglas G., *Justice Imperiled. The Anti-Nazi Lawyer Max Hirschberg in the Weimar Republic*, Ann Arbor 2005.
- Moskowitz, Moses, *The Germans and the Jews. Postwar Report. The Enigma of German Irresponsibility*, *Commentary* 2, Juli–Dezember 1946, S. 7-14.
- Muhlen, Norbert, *The Return of Germany. A Tale of Two Countries*, Chicago 1953; dt.: *Zweimal Deutschland*, Köln 1955.
- Mühlhauser, Regina, *Vergewaltigungen in Deutschland 1945. Nationaler Opferdiskurs und individuelles Erinnern betroffener Frauen*, in: Klaus Naumann, Hrsg., *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, S. 384-408.
- Müller, Ulrich, *Fremde in der Nachkriegszeit. Displaced Persons – zwangsverschleppte Personen in Stuttgart und Württemberg-Baden 1945-1951*, Stuttgart 1990.
- Murphy, Robert, *Diplomat among Warriors*, Garden City, N. Y. 1964; dt.: *Diplomat unter Kriegern. Zwei Jahrzehnte Weltpolitik in besonderer Mission*, Berlin 1966.
- Myers, Margarete L., *Jewish Displaced Persons Reconstructing Individual and Community in the US Zone of Occupied Germany*, *LBI Yearbook*, 42, 1997, S. 306 ff.
- Myers Feinstein, Margarete L., *Jewish Women Survivors in the DP Camps in Postwar Germany. Transmitters of the Past, Caretakers of the Present, and Builders of the Future*, *Shofar*, 24/4, Sommer 2006, S. 67-89.
- Nachama, Andreas, Julius H. Schoeps und Hermann Simon, Hrsg., *Juden in Berlin*, Berlin 2001.
- Nachama, Andreas, *Nach der Befreiung. Jüdisches Leben in Berlin 1945-1953*, in: Reinhard Rürup, Hrsg., *Jüdische Geschichte in Berlin*, Berlin 1995, S. 267-288.
- Nadich, Judah, *Eisenhower and the Jews*, New York 1953.
- Naimark, Norman, *The Russians in Germany. A History of the Soviet Zone of Occupation, 1945-1949*, Cambridge, Mass. 1995; dt.: *Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949*, Berlin 1999.
- Naumann, Klaus, Hrsg., *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001.
- Neumann, Franz L., *Re-Educating the Germans. The Dilemma of Reconstruction*, *Commentary*, 3, 1947, S. 517-525.
- Neumann, Thomas W., *Der Bombenkrieg. Zur ungeschriebenen Geschichte einer kollektiven Verletzung*, in: Klaus Naumann, Hrsg., *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, S. 319-363.
- Nieden, Susanne zur, *Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943-1945*, Berlin 1993.
- Niederland, William, *Folgen der Verfolgung. Das Überlebenden-Syndrom, Seelenmord*, Frankfurt a. M. 1980.
- Niewyk, Donald L., Hrsg., *Fresh Wounds. Early Narratives of Holocaust Survival*, Chapel Hill, N. C. 1998.
- Nolan, Mary, *Germans as Victims during the Second World War. Air War*, *Memory Wars*, *Central European History*, 38/1, 2005, S. 7-40.
- , *Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany*, New York 1994.
- Norman, Albert, *Our German Policy. Propaganda and Culture*, New York 1951.
- Oberle, Clara Magdalena, *City in Transit. Ruins, Railways, and the Search for Order in Postwar Berlin (1945-1948)*, Diss., Princeton University 2006.

- O'Donnell, James P., *The GI Legacy in Germany*, Newsweek, 29, 16. Juni 1947, S. 48 ff.
- Ofer, Dalia, *Emigration and Aliyah. A Reassessment of Israeli and Jewish Policies*, in: Robert Wistrich, Hrsg., *Terms of Survival*, New York 1995.
- Offenberg, Ulrike, *Die Jüdische Gemeinde zu Berlin 1945-1953*, in: J. Schoeps, Hrsg., *Leben im Land der Täter*, Berlin 2001, S. 133-156.
- , *Seid vorsichtig gegen die Machthaber. Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945 bis 1990*, Berlin 1988.
- Olick, Jeffrey K., *In the House of the Hangman. The Agonies of German Defeat, 1943-1949*, Chicago 2005.
- Oschilewski, Walther, und Lothar Blanvalet, *Berliner Almanach 1947*, Berlin 1947.
- Orbach, Larry, und Vivien Orbach-Smith, *Soaring Underground*, Washington, D. C., 1996; dt.: *Der Taucher. Autobiographie eines jüdischen Jugendlichen im Berliner Untergrund 1938 bis 1945*, München 2000.
- Ostow, Robin, *Imperialist Agents, Anti-Fascist Monuments, Eastern Refugees, Property Claims. Jews as Incorporations of East German Social Trauma, 1945-94*, in: Y.M. Bodemann, Hrsg., *Jews, Germans, Memory*, Ann Arbor 1996.
- Padover, Saul K., *Experiment in Germany. The Story of an American Intelligence Officer*, New York 1946; dt.: *Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45*, Frankfurt a. M. 1999.
- , *Why Americans Like German Women*, *The American Mercury*, 63/273, September 1946, S. 354-357.
- Patt, Avinoam, *Finding Home and Homeland. Jewish Youth Groups in the Aftermath of the Holocaust*, Diss., New York University 2005; inzwischen als Buch erschienen: *Finding Home and Homeland. Jewish Youth and Zionism in the Aftermath of the Holocaust*, Detroit 2009.
- Paulsson, Gunnar S., *Secret City. The Hidden Jews of Warsaw, 1940-1945*, New Haven 2002.
- Paulus, Martin, E. Raim und G. Zelger, Hrsg., *Ein Ort wie jeder andere. Bilder einer deutschen Kleinstadt. Landsberg 1923-1958*, Reinbek bei Hamburg 1995.
- Pausewang, Gudrun, *Ein Maimorgen*, in: Heinrich Böll, Hrsg., *Niemandsland*, München 1987, S. 57-63.
- Peck, Abraham J., Hrsg., *Archives of the Holocaust*, vol. 9: *The Papers of the World Jewish Congress 1945-1950. Liberation and the Saving Remnant*, collected in American Jewish Archives, Cincinnati, New York 1990.
- , *Jewish Survivors of the Holocaust in Germany. Revolutionary Vanguard or Remnants of a Destroyed People?*, *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 19, 1990, S. 33-45.
- , *She'erit Hapletah. The Purpose of the Legacy*, *Midstream*, 37/3, 1990.
- Peck, Jeffrey, *Being Jewish in the New Germany*, New Brunswick, N.J. 2006.
- , und John Borneman, Hrsg., *Sojourners. The Return of German Jews and the Question of Identity (Texts and Contexts)*, Lincoln, Nebr. 1995.
- Peters, Robert, *For You, Lili Marlene. A Memoir of World War II*, Madison 1995.
- Peters, William, *In Germany Now. The Diary of a Soldier, Impressions in Germany, August–December 1945*, London 1946.
- Peterson, Edward N., *The American Occupation of Germany. Retreat to Victory*, Detroit 1977.

- Pettiss, Susan T., mit Lynne Taylor, *After the Shooting Stopped. The Story of an UNRRA Welfare Worker in Germany, 1945-1947*, Victoria, B. C., 2004.
- Phillips, Joseph B., *The Germans in Berlin*, *Newsweek*, 32/1, 5. Juli 1948, S. 41.
- Pinson, Koppel S., *Jewish Life in Liberated Germany. A Study of the Jewish DPs*, *Jewish Social Studies*, 9/2, Januar 1947, S. 101-126.
- Posener, Julius, *In Deutschland 1945 bis 1946*, Hrsg. und mit einem Nachwort von Alan Posener, Berlin 2001.
- Presner, Todd, *At the Cutting Edge. Rethinking German and Jewish Cultural and Intellectual History*, Tagungsbeitrag, Schloss Elmau, 12.–14. Juli 2005.
- Price, Byron, *Relations between the American Forces of Occupation and the German People: Report of Byron Price to the President*, *US Department of State Bulletin* (December 2, 1945)
- Pritchard, Anton A., *The Social System of a Displaced Persons Camp*, 18. April 1950, unveröffentlichte BA Honors Thesis, Harvard University, freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Marion Pritchard, Vershire, Vermont.
- Pritchard, Marion, *Lessons and Legacies. The Meaning of the Holocaust in a Changing World*, unveröffentl. Aufsatz, Dartmouth College 1994, übererb. 1997.
- Proudford, Malcolm J., *European Refugees, 1939-52. A Study in Forced Population Movement*, Evanston, Ill. 1956.
- Przyrembel, Alexandra, *Transfixed by an Image. Ilse Koch, the »Kommandeuse« von Buchenwald*, *German History*, 19/3, 2001, S. 369-399.
- Ranke, Wilfried, *Deutsche Geschichte kurz beleuchtet. Photoreportagen von Gerhard Gronefeld. 1937-1958*, Hrsg. Dieter Vorsteher (Deutsches Historisches Museum Berlin), 1991
- Rapaport, Lynn, *Jews in Germany after the Holocaust. Memory, Identity and Jewish-German Relations*, Cambridge, Mass. 1997.
- Redlich, Shimon, *Life in Transit. Jews in Postwar Lodz, 1945-1950*, Brighton, MA, 2010.
- Renan, Ernest, *Was ist eine Nation? Vortrag an der Sorbonne vom 11. März 1882*, in: Michael Jeismann und Henning Ritter, *Grenzfälle – über neuen und alten Nationalismus*, Leipzig 1993, S. 290-311.
- Reich-Ranicki, Marcel, *Mein Leben*, Stuttgart 1999.
- Reilly, Joanne, David Cesarani, Tony Kushner und Colin Richmond, Hrsg., *Belsen in History and Memory*, London 1997.
- Reinisch, Jessica, *Public Health in Germany under Soviet and Allied Occupation, 1943-1947*, Diss., University of London, 2004.
- Riesenburger, Martin, *Das Licht verlöscht nicht. Ein Zeugnis aus der Nacht des Faschismus*, Berlin 1960.
- Riess, Curt, *Berlin Berlin, 1945-1953*, Berlin 1953.
- Riley, Denise, *Am I That Name? Feminism and the Category of Women in History*, Minneapolis 1989.
- , *Some Peculiarities of Social Policy concerning Women in Wartime and Postwar Britain*, in: Higonnet, Jenson, Michel und Weitz, Hrsg., *Behind the Lines. Gender and the Two World Wars*, New Haven 1987.
- Ringelheim, Joan, *Women and the Holocaust. A Reconsideration of Research«* (with Postscript), in: C. Rittner und John Roth, Hrsg., *Different Voices. Women and the Holocaust*, New York 1993.

- Rittner, Carol, und John Roth, Hrsg., *Different Voices. Women and the Holocaust*, New York 1993.
- Roesler, Jörg, *Black Market in Postwar Berlin and the Methods Used to Counteract it*, *German History*, 7/1, 1989, S. 92-107.
- Roseman, Mark, *World War II and Social Change in Germany*, in: Arthur Marwick, Hrsg., *Total War and Social Change*, London, Macmillan, 1988.
- Rosen, Alan, *The Wonder of their Voices. The 1946 Holocaust Interviews of David Boder*, New York 2010.
- Rosenfeld, Alvin, Hrsg., *Thinking about the Holocaust after Half a Century*, Bloomington, Ind., 1997.
- Rosenfeld, Frances, *The Anglo-German Encounter in Occupied Hamburg, 1945-1950*, Dissertation, Columbia University 2006.
- Rosensaft, Menachem Z., Hrsg., *Life Reborn. Jewish Displaced Persons 1945-1951*, Washington 2001.
- , und Joana D. Rosensaft, *A Measure of Justice. The Early History of German Jewish Reparations*, Leo Baeck Institute, New York, Occasional Paper 4, 2003.
- Rosenthal, David, *She'erit ha-Pleytah, The Remnant That Was Saved. Recalling the Liberation*, *Midstream*, 36/6, 1990, S. 25-28.
- Rosenthal, Hans, *Zwei Leben in Deutschland*, Bergisch Gladbach 1980.
- Rosenzweig, Rachele, *Russische Eisblumen. 35 Jahre in sowjetischer Unfreiheit*, Frankfurt a. M. 1993.
- Rürup, Reinhard, *Jüdische Geschichte in Berlin*, Berlin 1995.
- Ruff, Mark Edward, *The Wayward Flock. Catholic Youth in Postwar West Germany, 1945-1965*, Chapel Hill 2005.
- Rupieper, Hermann-Josef, *Bringing Democracy to the Fräuleins. Frauen als Zielgruppe der amerikanischen Demokratisierungspolitik in Deutschland*, *Geschichte und Gesellschaft*, 17, 1991, S. 61-91.
- Ryan, Cornelius, *The Last Battle*, London 1966; dt.: *Der letzte Kampf*, München/Zürich 1966.
- Rzhevskaya, Yelena, Berlin, May 1945, in: V. Sevruck, Hrsg., *How Wars End. Eyewitness Accounts of the Fall of Berlin*, Moskau 1969.
- Sachar, Abram L., *Redemption of the Unwanted*, New York 1983.
- Sachse, Carola, Hrsg., *Elisabeth Freund. Als Zwangsarbeiterin 1941 in Berlin. Die Aufzeichnungen der Volkswirtin Elisabeth Freund*, Berlin 1996.
- Saldern, Adelheid von, *Victims or Perpetrators? Controversies about the Role of Women in the Nazi State*, in: David Crew, Hrsg., *Nazism and German Society*, London 1994, S. 141-165.
- Sander, Helke, und Barbara Johr, Hrsg., *BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992.
- Sanders, Ronald, *Shores of Refuge. A Hundred Years of Jewish Immigration*, New York 1988.
- Santner, Eric L., *Stranded Objects. Mourning, Memory, and Film in Postwar Germany*, Ithaca 1990.
- Schaffer, Gordon, *The Russian Zone. A study of the conditions found in the Soviet-Occupied Zone of Germany during a stay of ten weeks*, London, 1947; dt.: *Ein Engländer bereist die russische Zone*, Berlin 1948.

- Schissler, Hanna, Hrsg., *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany 1949-1968*, Princeton 2001.
- Schivelbusch, Wolfgang, *Vor dem Vorhang. Das geistige Berlin 1945-1948*, München 1997.
- Schmelz, Uriel O., *The Demographic Impact of the Holocaust*, in: Robert Wistrich, Hrsg., *Terms of Survival*, New York 1995, S. 42-55.
- Schmidt-Harzbach, Ingrid, *Eine Woche im April. Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal*, *Feministische Studien*, 5, 1985, S. 51-62.
- Schmitt, Hans A., *Lucky Victim. An Ordinary Life in Extradordinary Times, 1933-1946*, *Baton Rouge* 1989.
- Schmundt-Thomas, Georg, *America's Germany. National Self and Cultural Other after World War II*, Diss., Northwestern University, 1992.
- Schneider, Franka, »Einigkeit im Unglück«? Berliner Eheberatungsstellen zwischen Ehekrise und Wiederaufbau, in: Klaus Naumann, Hrsg., *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, S. 202-226.
- Schochet, Simon, *Feldafing*, Vancouver, B. C., 1983.
- Schoeps, Julius H., Hrsg., *Leben im Land der Täter. Juden im Nachkriegsdeutschland 1945-1952*, Berlin 2001.
- Schroer, Tim, *Race after the Master Race*, Diss., University of Virginia, 2002.
- Schönborn, Susanne, Hrsg., *Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945*, mit einem Vorwort von Michael Brenner, München 2006.
- Schwarz, Gudrun, *Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der »SS-Sippengemeinschaft«*, Hamburg 1997.
- Schwarz, Leo W., *The Redeemers. A Saga of the Years 1945-1952*, mit einem Vorwort von Lucius Clay, New York 1953.
- , *The Root and the Bough. The Epic of an Enduring People*, New York 1949.
- Scott, Joan W., *Fantasy Echo. History and the Construction of Identity*, *Critical Inquiry*, Winter 2001, S. 284-304.
- Sebald, W. G., *Luftkrieg und Literatur*, München, Wien 1999.
- Segev, Tom, *The Seventh Million. The Israelis and the Holocaust*, 2000; dt.: *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Reinbek bei Hamburg 1995.
- Seligmann, Avraham, *An Illegal Way of Life in Nazi Germany«* *LBI Yearbook*, 37, 1992, S. 327-361.
- Sella, Dorothea, *Der Ring des Prometheus. Denksteine im Herzen. Eine auf Wahrheit beruhende Romantrilogie*, Jerusalem 1996.
- Sereny, Gitta, *The German Trauma. Experiences and Reflections, 1938-1999*, London 2000; dt.: *Das deutsche Trauma. Eine heilende Wunde*, München 2002.
- Settel, Arthur, Hrsg., *This Is Germany*, mit einer Einführung von General Lucius D. Clay, New York 1950; dt.: *Das ist Germany*, Frankfurt a. M. 1950.
- Sevruck, V., Hrsg., *How Wars End. Eyewitness Accounts of the Fall of Berlin*, Moskau 1969.
- Shandley, Robert R., *Rubble Films. German Cinema in the Shadow of the Third Reich*, Philadelphia 2001; dt.: *Trümmerfilme. Das deutsche Kino der Nachkriegszeit*, Berlin 2010.

- Shapira, Anita, *Politics and Collective Memory. The Debate over the »New Historians« in Israel, History and Memory*, 7/1, Frühjahr/Sommer 1995, S. 9-40.
- , *The Holocaust and World War II as Elements of the Yishuv Psyche until 1948*, in: A. Rosenfeld, Hrsg., *Thinking about the Holocaust after Half a Century*, Bloomington, Ind., 1997, S. 61-82.
- Shils, Edward A., *Social and Psychological Aspects of Displacement and Repatriation*, *The Journal of Social Issues*, 2/3, 1946, S. 3-18.
- Shirer, William L., *End of a Berlin Diary*, New York 1947; dt.: *Berliner Tagebuch: Das Ende 1944-1945*, Leipzig 1994.
- Sington, Derrick, *Belsen Uncovered*, London 1946.
- Smith, Jean Edward, *The Defense of Berlin*, Baltimore 1963; dt.: *Der Weg ins Dilemma. Preisgabe und Verteidigung der Stadt Berlin*, Berlin 1965.
- Smith, William Gardner, *Last of the Conquerors*, New York 1948.
- Sonnenfeldt, Richard W., *Mehr als ein Leben. Vom jüdischen Flüchtlingsjungen zum Chefdolmetscher der Anklage bei den Nürnberger Prozessen*, aus d. Engl., Bern 2003.
- Speier, Hans, *From the Ashes of Disgrace. A Journal from Germany, 1945 – 1955*, Amherst 1981.
- Spender, Stephen, *European Witness*, London 1946; dt.: *Deutschland in Ruinen. Ein Bericht*, Heidelberg 1995.
- Stargardt, Nicholas, *Witnesses of War. Children's Lives under the Nazis*, New York 2005; dt.: *Kinder in Hitlers Krieg*, München 2008.
- Steege, Paul, *Black Market, Cold War. Everyday Life in Berlin 1946-1949*, New York 2007.
- , *Totale Blockade? Totale Luftbrücke? Die mythische Erfahrung der ersten Berlinlinkrise, Juni 1948 bis Mai 1949*, in: Burghard Ciesla, Michael Lemke, Thomas Lindenberger, Hrsg., *Sterben für Berlin. Die Berliner Krisen 1948-1958*, Berlin 2000, S. 59-77.
- Stern, Frank, *Antagonistic Memories. The Post-War Survival and Alienation of Jews and Germans*, in: Luisa Passerini, Hrsg., *Memory and Totalitarianism, Volume I, International Yearbook of Oral History and Life Stories*, New York 1992, S. 21-43; dt.: *Antagonistische Erinnerungen. Juden und Deutsche 1945*, in: Karin Hartewig, Hrsg., *Der lange Schatten. Widersprüchvolle Erinnerungen an den zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit aus der Mitte Europas, 1939-1989*, Bios-Sonderheft, 1993, S. 43-62.
- , und Maria Gierlinger, Hrsg., *Die Deutsch-jüdische Erfahrung. Beiträge zum kulturellen Dialog*, Berlin 2003.
- , *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*, Gerlingen 1991.
- , *The Historic Triangle. Occupiers, Germans, and Jews in Postwar Germany*, *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 19/1990, S. 47-76.
- , *The Culture of Dissent. Jewish Writers and Filmmakers and the Re-Casting of Germany*, Paper, German Studies Association, Atlanta, Oktober 1999.
- , *Facing the Past. Representations of the Holocaust in German Cinema since 1945*, Joseph and Rebecca Meyerhoff Annual Lecture, 14. Juni 2000, USHMM.
- Stern, James, *The Hidden Damage*, New York 1947; dt.: *Die unsichtbaren Trümmer. eine Reise im besetzten Deutschland 1945*, Berlin 2004.

- Sternberg-Newman, Judith, *In the Hell of Auschwitz. The Wartime Memoirs of Judith Sternberg Newman*, New York 1963.
- Stiftung Haus der Geschichte der BRD, Hrsg., *Flucht, Vertreibung, Integration*, Bielefeld 2006.
- Stoessinger, John George, *The Refugee and the World Community*, Minneapolis 1956.
- Stolzfuß, Nathan, *Resistance of the Heart. Inter-marriage and the Rosenstrasse Protest in Nazi Germany*, New York 1996.
- Stone, Isidor F., *Underground to Palestine. Thirty Years Later*, New York 1978.
- Sturken, Marita, *The Remembering of Forgetting. Recovered Memory and the Question of Experience*, *Social Text*, 57, Winter 1998, S. 102-125.
- Sword, Keith, *The Welfare of Polish-Jewish Refugees in the USSR, 1941-43. Relief Supplies and Their Distribution*, in: Norman Davies und Antony Polansky, Hrsg., *Jews in Eastern Poland and the USSR, 1939-45*, New York 1991, S. 145-160.
- Syrkin, Marie, *The State of the Jews*, New York 1980.
- Tartakower, Arieh, und Kurt R. Grossmann, *The Jewish Refugee*, New York, Institute of Jewish Affairs of the American Jewish Congress and World Jewish Congress, 1944.
- Tauber, Joachim, und Ralph Tuchtenhagen, *Vilnius. Eine kleine Geschichte der Stadt*, Köln 2008.
- Taylor, Davidson, *Bericht über eine Reise nach Berlin, 20. Juli 1945*, in: Brewster S. Chamberlin, *Kultur auf Trümmern*, Stuttgart 1979, S. 68-72.
- Tec, Nechama, *Defiance. The Bielski Partisans, New York 1993*; dt.: *Bewaffneter Widerstand. Jüdische Partisanen im Zweiten Weltkrieg*, Gerlingen 1996.
- , *Resilience and Courage. Women, Men and the Holocaust*, New Haven 2003.
- Teo, Hsu-Ming, *The Continuum of Sexual Violence in Occupied Germany, 1945-49*, *Women's History Review*, 5/2, 1996, S. 191-218.
- Teveth, Shabtai, *Ben-Gurion and the Holocaust*, New York 1996.
- Timm, Annette, *The Legacy of Bevölkerungspolitik. Venereal Disease and Marriage Counseling in Post World War II Berlin*, *Canadian Journal of History*, 18, August 1998, S. 173-214.
- , *The Politics of Fertility. Population Politics and Health Care in Berlin, 1919-1972*, Ph.D. Dissertation, University of Chicago, 1999; mittlerweile als Buch erschienen: *The Politics of Fertility in Twentieth-Century Berlin*, New York, 2010 (angeg. Seitenzahlen beziehen sich auf die Diss.).
- Thurnwald, Hilde, *Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Eine soziologische Untersuchung an 489 Familien*, Berlin 1948.
- Tobias, Jim G., und Peter Zinke, *Nakam. Jüdische Rache an NS-Tätern*, Berlin 2003.
- Touster, Saul, Hrsg., *A Survivors' Haggadah*, Philadelphia 2005, Erstausgabe durch die US Army 1946.
- Tröger, Annemarie, *Between Rape and Prostitution. Survival Strategies and Chances of Emancipation for Berlin Women after World II*, in: Judith Friedlander et al., Hrsg., *Women in Culture and Politics. A Century of Change*, Bloomington 1986, S. 97-117.
- Van der Kolk, Bessel A., und Onno van der Hart, *The Intrusive Past. The Flexibility of Memory and the Engraving of Trauma*, in: Cathy Caruth, Hrsg., *Trauma. Explorations in Memory*, Baltimore 1995.

- Vaynroykh, Hershl, Goles Bayern, München 1947.
- Vernant, Jacques, *The Refugee in the Postwar World*, New Haven 1953.
- Vida, George, *From Doom to Dawn. A Jewish Chaplain's Story of Displaced Persons*, New York 1967.
- Volkmann, Hans-Erich, Hrsg., *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs*, München 1995.
- Wagner, Patrick, *Displaced Person in Hamburg. Stationen einer halbherzigen Integration, 1945 bis 1949*, Hamburg 1997.
- Wahrhaftig, Zorach, *Life in camps 6 months after liberation*, in Peck, Hrsg., *Archives of the Holocaust*, vol. 9, New York 1990.
- , *Relief and Rehabilitation. Implications of the UNRRA Program for Jewish Needs*, Institute of Jewish Affairs of the American Jewish Congress and World Jewish Congress, New York 1944.
- , *Uprooted. Jewish Refugees and Displaced Persons after Liberation. From War to Peace*, No. 5, New York 1946.
- Weber, Annemarie, *Westend*, München, Wien 1966.
- Webster, Ronald, *American Relief and Jews in Germany, 1945-1960*, *LBI Yearbook*, 38, 1993, S. 293-321.
- , *Jüdische Rückkehrer in der BRD nach 1945. Ihre Motive, ihre Erfahrungen*, *Aschenas*, Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, 5/1, 1995, S. 47-77.
- Weckel, Ulrike, und Edgar Wolfram, Hrsg., *»Bestien« und »Befehlsempfänger«. Frauen und Männer in NS-Prozessen nach 1945*, Göttingen 2003.
- Weckel, Ulrike, *The Mitläufer in German Films. Representation and Critical Reception*, *History and Memory*, 15/2, 2003, S. 64-93.
- Weiner, Amir, *Making Sense of War. The Second World War and the Fate of the Bolshevik Revolution*, Princeton 2001.
- Weiss, Yfaat, *Die Wiederkehr des Verdrängten. Das jüdische Siedlungsgebiet in Palästina (Jischuw) und die Holocaustüberlebenden in der israelischen Historiographie*, *Babylon: Beiträge zur jüdischen Gegenwart*, 18, 1998, S. 139-147.
- Weitzman, Lenore J., und Dalia Ofer, Hrsg., *Women in the Holocaust*, New Haven 1998.
- Welzer, Harald, et al., *Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt a.M., 2002.
- Wetzel, Juliane, *Jüdisches Leben in München, 1945-1951. Durchgangsstation oder Wiederaufbau?*, München 1987.
- , *Jüdisches Leben in München*, in: Julius Schoeps, Hrsg., *Leben im Land der Täter*, Berlin, 81-96.
- , *Mir szejnen doh. München und Umgebung als Zuflucht von Überlebenden des Holocaust 1945-1948*, in: Broszat, Henke, und Woller, Hrsg., *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1988.
- , *Trauma und Tabu. Jüdisches Leben in Deutschland nach dem Holocaust*, in: Hans-Erich Volkmann, Hrsg., *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs*, München 1995, S. 419-456.
- White, Osmar, *Conquerors' Road. An Eyewitness Report of Germany, 1945*, Cambridge 2003; dt.: *Die Straße des Siegers. eine Reportage aus Deutschland 1945*, München 2005.

- White, William Lindsay, Report on the Germans, New York 1947.
- Wickert, Christl, Tabu Lagerbordell. Vom Umgang mit der Zwangsprostitution nach 1945, in: Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit und Silke Wenk, Hrsg., Gedächtnis und Geschlecht, Frankfurt a. M. 2002, S. 41-58.
- Wieck, Michael, Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Ein »Geltungsjude« berichtet, Heidelberg 1990.
- Willoughby, John, Remaking the Conquering Heroes. The Social and Geopolitical Impact of the Post-War American Occupation of Germany, New York 2001.
- Wilson, Francesca, Aftermath. France, Germany, Austria, Yugoslavia, 1945 and 1946, New York 1947.
- Winterfeldt, Hans, Deutschland. Ein Zeitbild 1926-1945. Leidensweg eines deutschen Juden in den ersten 19 Jahren seines Lebens, unveröffentlichtes Manuskript, ME 690, LBI Archives.
- Wistrich, Robert S., Hrsg., Terms of Survival. The Jewish World since 1945, New York 1995.
- Withuis, Jolande, Die verlorene Unschuld des Gedächtnisses. Soziale Amnesie in Holland und sexuelle Gewalt im Zweiten Weltkrieg, in: Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit und Silke Wenk, Hrsg., Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids, Frankfurt a. M. 2002.
- Woodbridge, George, UNRRA. The History of the United Nations Relief and Rehabilitation Administration. Prepared by a special staff under the direction of George Woodbridge, chief historian of UNRRA, in three volumes. Vol. 3, New York 1950.
- Wolf, Markus, Die Troika, Düsseldorf 1989.
- Wyden, Peter, Stella. One Woman's True Tale of Evil, Betrayal, and Survival in the Holocaust, New York 1992; dt.: Stella, Göttingen 1995.
- Wyman, Mark, DPs. Europe's Displaced Persons, 1945-1951, Ithaca 1998.
- Yablonka, Hanna, Survivors of the Holocaust. Israel after the War, New York 1999.
- Yantian, Nicholas, Studien zum Selbstverständnis der jüdischen »Displaced Persons« in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, Diplomarbeit an der Technischen Universität Berlin, 1994.
- Zertal, Idit, From Catastrophe to Power. Holocaust Survivors and the Emergence of Israel, Berkeley 1998.
- Ziemke, Earl F., The U.S. Army in the Occupation of Germany 1944-46, Washington, D. C. 1975.
- Zink, Harold, American Military Government in Germany, New York 1947.
- , The United States in Germany, 1944-1955, Princeton, N.J. 1957.
- Zuckmayer, Carl, Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft, Frankfurt a. M. 1966.
- , Erotische Fraternalisierung. Der Mythos von der schnellen Kapitulation der deutschen Frauen im Mai 1945, in: Karen Hagemann und Stefanie Schüler-Springorum, Hrsg., Heimat-Front, Frankfurt a. M., S. 313-325.
- Zweig, Ron, German Reparations and the Jewish World. A History of the Claims Conference, 2. Aufl., London 1998.

Archive

- American Jewish Historical Society, Center for Jewish History, New York.
American Jewish Joint Distribution Committee, New York.
Bundesarchiv Berlin, Stiftung Archiv Parteien und Massenorganisationen.
Deutsches Historisches Museum, Berlin, Fotoarchiv.
Fritz Bauer Institut, Archiv, Frankfurt a. M.
Jüdisches Museum, Berlin.
Landesarchiv, Berlin.
Leo Baeck Institute, Center for Jewish History, New York.
Oberfinanzpräsidium Brandenburg, Staatsarchiv Brandenburg, Potsdam.
Stiftung »Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum«, Archiv.
United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA), New York.
United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D. C., General, Oral History, Photo, Steven Spielberg Film and Video Archives.
Wiedergutmachungsamt und Entschädigungsamt, Berlin.
YIVO Institute for Jewish Research, Center for Jewish History, New York:
 Record Group 294.1, Leo W. Schwarz Collection;
 Record Group 294.2, Displaced Persons Camps and Centers in Germany, 1945-1952.
Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Heidelberg.

Abbildungen

- 1.1. Berlin, Mai 1945. Privatsammlung Heinrich Busse/Atina Grossmann.
- 1.2. General Eisenhowers Botschaft (auf Englisch und Deutsch) an einer US-Militäranlage in Berlin, 1945. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Aviva Kempner.
- 1.3. Amerikanische und sowjetische Soldaten vor einem Stalinporträt, Berlin, Unter den Linden, 1945. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Aviva Kempner.
- 2.1. Cover des amerikanischen Romans *The Big Rape* von J.W. Burke, 1951. Privatsammlung Atina Grossmann.
- 2.2. Deutsche Frauen und Kinder auf den Stufen eines ausgebombten Gebäudes. USHMM.
- 3.1. Bescheinigung der Jüdischen Gemeinde Berlin, die dem Inhaber bestätigt, dass er »mosaischen Glaubens« ist, »Sternträger« war und als »Illegaler« überlebt hat. Privatsammlung Heinrich Busse/Atina Grossmann.
- 3.2. Ausweis als »Opfer des Faschismus«, ausgestellt vom Magistrat der Stadt Berlin. Privatsammlung Heinrich Busse/Atina Grossmann.
- 3.3. Personalausweis, ausgestellt vom Polizeipräsidenten in Berlin. Privatsammlung Heinrich Busse/Atina Grossmann.
- 3.4. Ein Jude in KZ-Häftlingskleidung beantragt Bekleidung, Berlin. Foto: Gerhard Gronefeld, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Historischen Museums.
- 3.5. Pessach-Seder für alliierte Soldaten, Berliner Juden und jüdische DPs unter Leitung des U.S.-Militärrabbiners Herbert Friedman, Rathaus Schöneberg, April 1946. Foto Gerhard Gronefeld, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Historischen Museums.
- 3.6. Zwei Freundinnen auf einem Motorrad, DP-Lager Tempelhof, Berlin. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Natalie Gonenn.
- 4.1. »Wir sind da«: junge DPs auf einer Bank am S-Bahnhof Wannsee, Berlin. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Lucy Gliklich Breitbart.
- 4.2. General Eisenhower mit dem DP-Polizeichef und UNRRA-Sicherheitsbeauftragten Erwin Tichauer beim Rundgang durch das DP-Lager Feldafing. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Aviva Kempner.
- 4.3. Major Irving Heymont (*Mitte links*) im Gespräch mit David Ben-Gurion (*Mitte rechts*) bei einem Besuch im DP-Lager Landsberg im Oktober 1945; links neben ihnen steht U.S.-Militärrabbiner Abraham Klausner, ganz rechts UNRRA-Lagerleiter Abraham Glassgold. USHMM, Foto von George Kadish/Zvi Kadushin mit freundlicher Genehmigung von Sara Huberfeld.
- 4.4. Hauptspeisesaal im DP-Lager Landsberg, 6. Dezember 1945. USHMM, mit freundlicher Genehmigung der National Archives and Record Administration, College Park, Maryland.
- 5.1. Fünf junge Mütter in der Entbindungsstation des Elisabeth-Krankenhauses Feldafing, Juli 1948. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Rachelle Malcmacher Kurland.
- 5.2. Zwei Brüder und ihre Bräute bei ihrer Doppelhochzeit in Feldafing, 27. August

1946. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Rachele Malcmacher Kur-land.
- 5.3. UNRRA-Lagerleiter Harold Fishbein und eine nicht identifizierte Mitarbeiterin lassen sich im DP-Lager Schlachtensee, Berlin, mit drei Babys in Kinderwagen fotografieren. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Mayer und Rachel Abramowitz.
- 5.4. Ein Paar beim Spaziergang mit seiner Tochter im DP-Lager Ansbach 1948. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Varda Kleinhandler Cohen.
- 5.5. Eine Mutter stillt ihr Baby, während ihr Vater ein Paar Schuhe repariert, DP-Lager Feldafing. USHMM, mit freundlicher Genehmigung des YIVO.
- 5.6. Lohnliste des deutschen Personals im DP-Lager Feldafing, Februar 1947. YIVO DPG 294.2.
- 5.7. Antrag eines »Blockverwalters« im DP-Lager Feldafing auf Bewilligung eines deutschen Dienstmädchens, 7. Mai 1947. YIVO DPG 294.2/402.
- 5.8. Antrag auf Bewilligung eines deutschen Dienstmädchens, Feldafing, 8. Mai 1947. YIVO DPG 294.2/402.
- 5.9. Antrag auf Bewilligung einer Kinderschwester für die Pflege eines sechs Monate alten Kindes mit beigefügtem ärztlichen Attest, Feldafing, 14. Mai 1947. YIVO DPG 294.2/403.
- 5.10. Hochzeitsfoto von Ita und Sam Muskal, 3. November 1946. Privatsammlung Michael Muskal.
- 5.11. Fußballmannschaft im DP-Lager Zeilsheim. USHMM, Foto: E.M. Robinson, mit freundlicher Genehmigung von Alice Lev.
- 6.1. Zwei junge DPs lassen sich vor der zerbombten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Berlin, fotografieren, 1947. USHMM, mit freundlicher Genehmigung von Michael Gleibermann.
- 6.2. Über tausend Juden demonstrieren gegen antisemitische Gewalt und das Vorgehen der deutschen Polizei, München 1949. USHMM, Foto: Alex Hochhauser, mit freundlicher Genehmigung von Alex Hochhauser.

Abkürzungen

AJDCA	American Jewish Joint Distribution Committee Archives, New York (kurz: JDC oder Joint)
AJHSA	American Jewish Historical Society Archives, New York
BAB (Sapmo)	Bundesarchiv Berlin, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR
CJA	Stiftung »Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum«, Archive
DFD	Demokratischer Frauenbund Deutschlands
DPG	Displaced Persons Camp and Centers in Germany, Records 1945-1952, YIVO
JDC	siehe AJDCA
JMB	Jüdisches Museum, Berlin
LAB	Landesarchiv Berlin
LAZ	Zeitgeschichtliche Sammlung, LAB
LBI	Leo Baeck Institute, New York
LWS	Leo W. Schwarz Collection, YIVO
OdF	Opfer des Faschismus
OPF	Oberfinanzpräsidium Brandenburg, Staatsarchiv Brandenburg, Potsdam
OMGUS	Office of Military Government (United States)
SMA	Sowjetische Militäradministration
UNRRA	United Nations Relief and Rehabilitation Administration
UNRRAA	United Nations Relief and Rehabilitation Administration Archives, New York
USHMM	United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D.C.
YIVO	YIVO Institute for Jewish Research, New York

Anmerkung der Autorin zu Abkürzungen, Schreibweisen und Umschrift

Die Umschrift aus dem Hebräischen und Jiddischen variiert von Quelle zu Quelle, und verschiedene Historiker verwenden unterschiedliche Schreibweisen. Auch Namen und Abkürzungen von Organisationen unterscheiden sich in den verschiedenen Quellen. In beiden Fällen habe ich mich bemüht, die einfachste und gebräuchlichste Version zu verwenden.

Dank

Diesen Dank zu schreiben ist für mich zugleich eine große Freude wie und eine Herausforderung. Nur zu gern danke ich den zahlreichen Freunden, Kollegen und Institutionen, die mir geholfen haben, sehe aber auch, wie unangemessen eine solche Auflistung zumal bei einem Projekt sein muss, das sich über längere Zeit erstreckt und mich in mancherlei Hinsicht mehr gefordert hat, als ich es hier darlegen kann. An dieser Stelle möchte ich mich für unverzichtbare institutionelle Unterstützung bedanken: Meine Forschungen und die Arbeit an diesem Buch wurden großzügig mit Mitteln der National Endowment for the Humanities, des American Council of Learned Societies und des German Marshall Fund sowie durch Residencies an der American Academy in Berlin und dem Remarque Institute in New York gefördert. President George Campbell, Dean John Harrington und Acting Dean David Weir ermöglichten es mir durch die Freistellung von meinen Aufgaben bei der Cooper Union, diese Fellowships zu nutzen.

Die Pläne für dieses Buch nahmen erstmals 1997/1998 während eines kostbaren Jahres an der School of Social Science am Institute of Advanced Study in Princeton Gestalt an. Besonderen Dank schulde ich Joan W. Scott für ihre Ermutigung sowie Susan Brison und Jodi Halpern für die Fragen, die uns in unserer kleinen »Traumastudiengruppe« beschäftigten. Der Workshop »Birth of a Refugee Nation: Displaced Persons in Post-War Europe«, den ich im Frühjahr 2001 gemeinsam mit Daniel Cohen organisierte und den das Remarque Institute finanzierte, sorgte für meine ersten eingehenden Kontakte mit der wachsenden Schar von »DP-Historikern«. Ich kann mich sehr glücklich schätzen, dass ich meine Verbindungen zum Remarque Institute aufrechterhalten habe; die zweiwöchentlich stattfindenden Lunch-Seminare unter Leitung von Direktor Tony Judt und der Geschäftsleiterin Jair Kessler sind ein Highlight des geistigen Lebens in New York.

Die Aussicht auf drei Forschungssemester gab mir Auftrieb, als ich einige Tage vor dem 11. September 2001 mit meinen Forschungen begann. In den folgenden angst erfüllten, verwirrenden Wochen wurde mir der Lesesaal des Center for Jewish History in New York – und vielleicht ironischerweise auch die DP-Akten des YIVO – zu einer willkommenen Zufluchtsstätte. Von Januar bis Juni 2002 bot die American Academy in Berlin mir und meinen Kindern ein Zuhause, fernab von New York, das durch die Ereignisse im Herbst 2001 schwer getroffen war (woran man sich aus dem Abstand von Jahren erstaunlich schwer erinnert).

Während der Arbeit an diesem Buch stellte ich Teile daraus in zahlreichen Vorlesungen, Seminaren und auf Konferenzen in den Vereinigten Staaten, Deutschland, England und Israel vor und profitierte jedes Mal von Kommentaren und Kritik. Zwei Fachtagungen am United States Holocaust Memorial Museum Center for Advanced Holocaust Studies in Washington, D.C., prägten meine Forschungen entscheidend. Besonderen Dank schulde ich den Teilnehmern des Workshops 2004 zu Gender und Holocaust: Jane Caplan, Tim Cole, Jennifer Evans, Sara Horowitz, Irene Kacandes, Claudia Koonz, Björn Krondorfer, Christa Schikorra und Nechama Tec sowie den Teilnehmern am Workshop 2005 über Jüdische Displaced Persons: Michael Berkowitz, Boaz Cohen, Laura Hilton, Laura Jockusch, Avi Patt, Tamar Lewinsky und David Weinberg.

Cilly Kugelman, die über dieses Thema mehr weiß als nahezu alle anderen, die ich kenne, schlug mir als erste vor, über jüdische DPs im Nachkriegsdeutschland zu schreiben; zu meiner Freude ist unser Dialog seither nie abgerissen. Michael Muskal machte mich erstmals darauf aufmerksam, dass es in Deutschland DP-Lager gab; viele Jahre später vermittelte er mir das Interview mit seinen Eltern, das in dieses Buch eingeflossen ist. Zu meinem Bedauern starb seine Mutter, Elizabeth, bevor ich ihr eine (kurze) gedruckte Version ihrer Geschichte zukommen lassen konnte. Zippi (Helen) Tichauer beantwortete meine Fragen über Feldafing und drängte mich, weitere zu stellen. Wie einige andere Historiker konnte auch ich von ihren Kenntnissen, ihrer Aufrichtigkeit und ihrem Mut profitieren. Shlomo Leser ließ mich großzügig an seinen Erinnerungen teilhaben, während er an seinen Memoiren arbeitete. Nechama Tec machte mich auf Lücken in meiner Argumentation aufmerksam und ermutigte mich unermüdlich. Mein Dank gilt wie immer der German Women's History Group in New York für ihre scharfe aber stets wohlmeinende Kritik; dass wir uns weiterhin monatlich treffen, um unsere jeweiligen Arbeiten zu besprechen und zu kritisieren, zeugt von der Kraft der feministischen Politik und Forschungs- und Lehrtätigkeit, die uns ursprünglich zusammengeführt hat.

Es gehört zu den erfreulichen Merkwürdigkeiten der akademischen Welt, dass die Grenzen zwischen Freundschaft und Kollegialität häufig fließend sind; eine (unvollständige) Auflistung von Namen kann daher dem Maß an Freundschaft und Zusammenarbeit, das sich dahinter verbirgt, gar nicht gerecht werden. Marion Kaplan und Jan Lambertz lasen Teile des Manuskripts, korrigierten Fehler und hielten mich an, es erneut zu versuchen. Molly Nolan arbeitete eine vollständige frühe Version dieses Buches durch, Andy Rabinbach eine spätere. Rückhaltlose Unterstützung erhielt ich von Geoff Eley. Mein Dank gilt außerdem Bonnie

Anderson, Dolores Augustine, Omer Bartov, Fran Bartowski, Rebecca Boehling, Renate Bridenthal, Y. Michal Bodemann, Michael Brenner, Daniel Cohen, Belinda Davis, Dan Diner, Irith Dublon-Knebel, Helen Epstein, Heide Fehrenbach, Amy Hackett, Marianne Hirsch, Maria Höhn, Anna Holian, Young Sun Hong, Jeff Herf, Gertrud Koch, Jürgen Matthäus, Douglas Morris, Susan Ochshorn, Molly O'Donnell, Jeff Peck, Nancy Reagin, Carola Sachse, Ben Shephard, Carol Shookhoff, Frank Stern, Joan Ringelheim, Julie Sneringer, Ann Snitow, Leo Spitzer, Maren Stange, Natan Sznajder, Yfaat Weiss und Rakefet Zalashik. An kritischen Punkten trugen Lauren Osborne und Ghilia Lipman-Wulf mit ihrem fachlichen Können dazu bei, das Chaos zu ordnen. Kierra Carro-Schneider und Mara Heifetz kamen mir zu Hilfe und prüften in letzter Minute die Anmerkungen, als meine Augen zu streiken drohten. Auf Jennifer Suris Einladung hin durfte ich meine Ideen beim Intel Social Science Research Seminar der Stuyvesant High School auf die Probe stellen. Meinen Studenten an der Cooper Union danke ich für ihre Geduld; häufig erfuhren sie mehr über Nazis, Holocaust und Displaced Persons der Nachkriegszeit, als auf ihrem Lehrplan stand. Zugleich lernte ich durch ihr Engagement für Kunst, Architektur und Technik andere Möglichkeiten kennen, die Welt zu begreifen.

Mein besonderer Dank gilt den Archivaren, die Forschung ermöglichen. In Berlin: Hermann Simon und Barbara Welker, Centrum Judaicum; Monika Nakath, Brandenburgisches Staatsarchiv; Eckhard Kraef, Entschädigungsamt beim Landesverwaltungsamt Berlin; Anna-Dorte Krause, Fotoarchiv des Deutschen Historischen Museums; Aubrey Pomerance, Leo-Baeck-Archiv im Jüdischen Museum; Ruth Recknagel, Leiterin des Wiedergutmachungsamtes (i.R.); und Jürgen Wetzels, Leiter des Landesarchivs (i.R.). In New York: Fruma Mohrer, YIVO; Aurora Tangkeko, UN Archives; Sherry Hyman, American Jewish Joint Distribution Committee; und Frank Mecklenburg, Leo Baeck Institute. Im Holocaust Museum in Washington machten Sharon Muller, Maren Read, Judy Cohen und Bruce Levy mir die außergewöhnliche Foto- und Videosammlung zugänglich; Michlean Amir stellte für mich Verbindungen zu Kollegen und Archiven her. Sharon Hartman (und Victor Pulupa von Dodge Color) kümmerten sich unverdrossen um meine ständig wechselnden Bitten um eilige Reproduktionen und Genehmigungen.

Bei Princeton University Press bewies Brigitta van Rheinberg viel Geduld, machte allerdings gerade genügend Druck, um mich bei der Arbeit zu halten; ihr Enthusiasmus für dieses Projekt bedeutete mir viel. Will Hively entdeckte Fehler, ertrug meine zahlreichen redaktionellen Nachfragen und hielt mich über den Stand der Erderwärmung in New

Hampshire auf dem Laufenden. Heath Renfroe, Clara Platter und Jill Harris manövrierten das Projekt mit bemerkenswerter Ruhe durch den Herstellungsprozess.

Frühere Versionen dieser Arbeit erschienen als Beiträge in Zeitschriften und Büchern; ich danke den Herausgebern und Lesern (wie auch den beiden anonymen Lesern für Princeton), die mich mit Fragen, Kritik und Anregungen weitergebracht haben: *Defeated Germans and Surviving Jews: Gendered Encounters in Everyday Life in Occupied Germany 1945-1949*, in: Neil Gregor, Nils Roemer und Mark Roseman, Hrsg., *German History from the Margins*, Bloomington 2006, S. 204-225; »The Survivors were few and the dead were many«: *Jewish Identity and Memory in Occupied Berlin*, in: Marion Kaplan und Beate Meyer, Hrsg., *Jüdische Welten: Juden in Deutschland vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, Göttingen 2005, S. 317-335; *Victims, Villains, and Survivors: Gendered Perceptions and Self-Perceptions of Jewish Displaced Persons in Postwar Germany*, *Journal of the History of Sexuality*, 11/1-2, Januar-April 2002, S. 291-318 (wiederabgedruckt in: Dagmar Herzog, Hrsg., *Sexuality and German Fascism*, New York 2004), dt.: *Opfer, Störenfriede und Überlebende: Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung jüdischer Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland*, in: Insa Eschebach und Silke Wenk, Hrsg., *Gedächtnis und Geschlecht: Deutungsmuster in Darstellungen des Nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt a. M., S. 297-326; israelische Fassung in: Tova Cohen, Shmuel Feiner und Judith Baumel, Hrsg., *Gender, Place and Memory in the Modern Jewish Experience*, London 2003, S. 78-107; *Heimatversionen: Deutsch-jüdische Flüchtlingspapiere aus dem Schrank in die Archive*, in: Frank Stern, Hrsg., *Herausforderungen deutsch-jüdischer Kultur: Interdisziplinäre Perspektiven*, Berlin 2002, S. 259-292, überarbeitete engl. Ausgabe: *Versions of Home: German Jewish Refugee Papers Out of the Closet and Into the Archives*, *New German Critique*, 90, Herbst 2003, S. 95-122; sowie *Trauma, Memory, and Motherhood: Germans, Occupiers, and Jewish Displaced Persons in Post-Nazi Germany 1945-1949*, in: Richard Bessel und Dirk Schumann, Hrsg., *Life After Death: Approaches to a Cultural and Social History of Europe During the 1940s and 1950s*, Cambridge 2003, S. 93-127 (eine frühere Version erschien in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 38, Oktober 1998, S. 230-254). Alle diese Aufsätze erwuchsen auf die eine oder andere Weise aus Tagungen – eine Erinnerung, wie stark wir auf den persönlichen und intellektuellen Austausch angewiesen sind, der bei unserer scheinbar endlosen Reihe von Seminaren und Diskussionsrunden etabliert und ständig erneuert wird. Ich freue mich schon auf weitere Forschungen, Diskussionen und Debatten.

Traditionell *last but not least* möchte ich allen danken, die mit mir lebten, während ich mit diesem Buch lebte. Dank an Max Mecklenburg und Nelly Mecklenburg, die mir die richtigen Fragen stellten und mich und meine Arbeit mit dem erstaunten, kritischen und liebevollen Blick von Teenagern begleiteten. Dank auch an Frank Mecklenburg, der mir half, Fragen zu beantworten, und immer da war.

Zur deutschen Ausgabe

Seit dem Erscheinen der amerikanischen Erstausgabe dieses Buches im Herbst 2007 lag mir eine deutsche Ausgabe sehr am Herzen. Die Realisierung hat sich als schwieriger and langwieriger als erwartet erwiesen. Umsomehr freue ich mich, dass diese Geschichte der Begegnungen von Juden, Deutschen und Alliierten in den unmittelbaren Nachkriegs- und Nach-Shoah Jahren mit seinen vielen verschiedenen, zum Teil vergessenen Stimmen im »Orginalton« jetzt einer – hoffentlich breiten – deutschen Leserschaft zugänglich gemacht wird. Dafür bin ich mehreren Menschen und Institutionen ganz besonders dankbar: An erster Stelle, Thedel v. Wallmoden, der sich für das Projeket eingesetzt und die Übersetzung im Wallstein Verlag überhaupt ermöglicht hat. Weiterhin Stefanie Schüler-Springorum, die das Buch in der von ihr herausgegebenen Reihe des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden unbedingt veröffentlichen wollte und auch immer zuversichtlich war, dass es klapfen würde, selbst als sie dann bedingt durch ihren Wechsel an die Technische Universität Berlin die Reihe in die Hände von Andreas Brämer und Miriam Rürup übergeben hat. Ich hoffe, dies ist ein würdiges letztes Produkt ihrer Herausgeberschaft in Hamburg.

Übersetzungen brauchen gute Übersetzer. Ich habe viel gelernt darüber, wie schwierig es ist, Menschen zu finden, die diese oft undankbare und doch so wichtige Arbeit erledigen können und wollen. Vielen Dank an dieser Stelle an Gabriele Bischoff, die entscheidend dazu beigetragen hat, den Schritt in die richtige Richtung zu gehen. Ich bedanke mich ganz besonders bei Ulrike Bischoff, die das Projekt übernommen hat und meinen vielen Fragen und Einwänden Geduld, Humor und Sachkenntnis entgegenbrachte. Hajo Gevers, der zuständige Lektor im Wallstein Verlag, hat mich mit vielen Emails ermutigt und sichergestellt, dass alles auch zu einem Abschluss gebracht werden konnte. Auch andere Mitarbeiter des Wallstein Verlags haben sich beim Lektorieren und Herstellen

des Bandes engagiert. Christoph Kasten hat mir schnell, effizient und mit viel Interesse an dem Thema bei der Suche nach und dem Abgleichen mit den Originalquellen geholfen – so dass die Stimmen auch wirklich stimmen – und außerdem beim Korrekturlesen Beistand geleistet. Die unerlässliche finanzielle Unterstützung für die deutsche Ausgabe wurde von der Axel Springer Stiftung, Berlin, der Stiftung Irene Bollag-Herzheimer, Basel, und dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg, gewährleistet. Diesen Institutionen sei herzlich gedankt.

Erleichtert bin ich auch, mich endlich ganz offiziell bei Marie Luise Knott und Cilly Kugelmann für ihr Mitdenken, Mitleiden, und ihre Freundschaft bedanken zu können. Viele Emails sind zwischen Berlin, Washington, und New York gewechselt, als wir das richtige Wort oder den richtigen Ausdruck suchten. Und wie immer, last but certainly not least, geht mein Dank an Frank Mecklenburg, mein persönlicher, schon lange amerikanisierter »native speaker«, der alles mitmachen muss und dies auch tut.

Atina Grossmann, Oktober 2012, New York

Personenregister

- Abramowitz, Mayer 203, 237, 256
Adenauer, Konrad 419
Adorno, Theodor W. 366
Alter, Henry C. 50
Aly, Götz 62
Annan, Noel 41, 81
Arendt, Hannah 24, 46, 63f., 78, 192,
391, 411
Auer, Judith 110
Auerbach, Philipp 281, 356, 409, 412,
422-424

Bach, Julian 14, 141
Baeck, Leo 167
Bartov, Hanoach 90, 109, 242
Baumel, Judith Taylor 326
Bäumer, Gertrud 143
Beck, Gad 151, 171, 181-182
Beevor, Antony 86-87
Belfrage, Cedric 130
Ben-Gurion, David 259, 274-277, 321f.,
324f.
Berghausen, Paul 187, 189
Berghausen, Familie 188f., 190
Bergner, Elisabeth 47f.
Bernstein, Meyer 350
Bernstein, Sarah Tuvel 350, 356, 360
Bersarin, Nikolai 37, 39, 152
Bessel, Richard 378
Bevin, Ernest 355
Biber, Jacob 305
Boder, David 320
Bois, Curt 48
Borchard, Leo 45
Borneman, John 315, 348, 352,
Bourke-White, Margaret 53, 59, 61, 68,
72, 214
Boveri, Margret 92, 151, 155
Boyle, Kay 121
Brenner, Henny 110, 302
Brenner, Michael 150, 268, 302
Brickner, Richard 77

Brison, Susan 321, 373
Brockway, Fenner 51
Bubis, Ignatz 220
Burgdörfer, Friedrich 349, 426
Burke, James W. 100, 145
Busse, Heinrich 154f., 171f., 187, 194,
389-193
Byrnes, James 43, 52, 273, 281f.

Cantor, Eddie 253
Caruth, Cathy 190
Cernyak-Spatz, Susan 302
Churchill, Winston 376, 385
Clark, Delbert 49, 72
Clark, Mark 271
Clay, Lucius 204, 272, 282, 379, 408
Cohen, Daniel 18, 19
Cramer, Carl 210

Dancyger, Schmul 284, 363
Dattel, Peter 174
Dawidowicz, Lucy 255f., 374
Denes, Magda 293
Deutsch, Ernst 48
Deutscher, Isaac 38, 58, 115
Diner, Dan 231
Dos Passos, John 38, 52, 56
Dubinsky, David 402
Durand-Wever, Anne-Marie 34, 66, 93,
125, 192

Ehre, Ida 48
Ehrenburg, Ilja 40, 89, 91
Eisenhower, Dwight D. 37, 41, 51, 53 ,
56, 82, 124, 202, 232, 243, 255, 265-
267, 271, 344, 396
Eisner, Jack 353
Erickson, John 86
Eschebach, Insa 185
Evans, Jennifer 122f.

Fabian, Hans-Erich

PERSONENREGISTER

- Field, Marshall 402
 Finkelstein, Louis 180
 Fishbein, Harold 325
 Flanner, Janet (Genêt) 398
 Fleißer, Marieluise 97
 Fremont, Helen 317
 Freud, Sigmund 243
 Friedman, Herbert 194f., 200, 202, 237
 Furtwängler, Wilhelm 205, 394
- Galinski, Heinz 396
 Gênet (siehe Flannert, Janet)
 Giordano, Ralph 393
 Glassgold, Abraham 277
 Goebbels, Joseph 9, 90f., 110, 154
 Goedde, Petra 126
 Goldhagen, Daniel 72
 Gollancz, Victor 51, 68, 106
 Gollani, Leo 196
 Greenstein, Harry 406f.
 Grese, Irma 143f.
 Griffith, William 120
 Grinberg, Zalman 223, 225f., 257, 274, 275, 297
 Gringauz, Samuel 225, 375, 377, 379f.
 Gronefeld, Gerhard 195f.
 Grossmann, Gertrud 184, 188f.
 Grossmann, Hans R. 188f.
 Grossmann, Kurt R. 300
 Gründgens, Gustaf 394
- Habe, Hans 15, 192, 206, 423
 Haber, William 404
 Halbwachs, Maurice 18
 Hamburg, Martin 172
 Harich, Wolfgang 117
 Harmsen, Hans 126f.
 Harrison, Earl G. 22, 227f. 230-232, 240f., 243f., 402
 Heineman, Elizabeth 93, 96, 133
 Heinke, Anna Maria Christina 128
 Heitan, Henri 258
 Hermes, Andreas 42
 Herz, Henriette 107
 Herzl, Theodor 276
 Herzog, Dagmar 97
- Heym, Stefan 192
 Heymont, Irving 214, 233-234, 238, 242, 271, 277, 311, 430
 Hillers, Marta 95
 Hirsch, Kurt 131
 Hitler, Adolf 44, 52, 67f., 70, 76, 78, 92, 113, 141f., 177, 209, 226, 241, 251, 274, 301, 355, 370, 374, 387, 392, 406, 423
 Höcker, Karla 90
 Hoegner, Willhelm 275, 276
 Horowitz, Sara 311
 Howley, Frank 42, 56, 60, 69, 118, 204, 385-387
 Hulme, Kathryn 271f., 287f.
 Hutler, Albert 236
 Hutton, Bud 83, 121, 233
 Hyman, Abraham 256, 290, 300, 374, 416
- Kanaaneh, Rhoda Ann 317
 Kaplan, Israel 319
 Kardorff, Ursula von 25, 125, 143, 221f.
 Kennedy, John F. 194
 Kerr, Arnold 357f.
 Kesler, Regina 263f.
 Keun, Irmgard 97
 Klausner, Abraham 225, 227, 237-240, 252, 274, 277
 Klein, Gerda Weissmann 311, 316, 377
 Klüger, Ruth 362, 371
 Knauth, Percy 71
 Knef, Hildegard 49, 91, 131, 191
 Knick, Reinhold 191
 Kogon, Eugen 409, 411
 Kopelew, Lew 116
 Koster, Henry 123
 Kovner, Abba 372
 Kübler, Stella 181
- LaCapra, Dominick 315
 Landau, Ernst 280, 408
 Langner, Ilse 137
 Lauenstein, Robert J. 128
 Lavsky, Hagit 292
 Lehmann, Edmund 152

PERSONENREGISTER

- Leonhard, Susanne 37
 Leonhard, Wolfgang 37
 Lessing, Gotthold Ephraim 48
 Levin, Meyer 43, 108, 123, 233, 297, 335,
 358, 379
 Levy, Lucie 162
 Lewinsky, Tamar 353f.
 Lewyn, Bert 267, 352
 Liebknecht, Karl 40
 Loeb, Saul 196
 Louchheim, Katie 225, 254
 Lubetsky, Larry 176
 Luft, Friedrich 45
 Lustig, Walter 151
 Luxemburg, Rosa 40
- Maginnis, John 67, 79-81, 119, 127,
 147, 324
 Malcmacher, Isaac 296
 Malcmacher, Rascha Riwka 296
 Malcmacher, Zlata Distel 296
 Mann, Erika 192
 Mann, Golo 192
 Mann, Klaus 192
 Maron, Karl 42
 Mayer, Hans 192
 McCloy, John 408, 413
 McGovern, James 119
 McNarney, Joseph Taggart 202, 204,
 256, 272f., 405
 Mead, Margaret 77, 283
 Meed, Vladka 302
 Mendelssohn Bartoldy, Felix 45
 Menuhin, Yehudi 205, 394
 Meyer, Julius 174f., 195, 209
 Middleton, Drew 82, 384f.
 Mintzer, Oscar A. 294
 Moeller, Robert G. 25
 Morgan, Frederic 251, 253-255
 Morgenthau, Henry J. 76
 Moskowitz, Moses 70, 131
 Murphy, Robert 41, 82
 Muskal, Ita 364, 359, 361, 399, 402
 Muskal, Sam 361
- Nadich, Judah 266, 374
- Naimark, Norman 88
 Nelhans, Erich 148, 170f., 207, 247, 393
 Ní Aoláin, Fionnuala 312, 322
 Niederland, William 248
- Orbach, Lothar 109, 181f.
 Otto, Ethel 224
- Padover, Saul 125, 217, 225
 Palmer, Lilli 48
 Patton, George S. 124, 243, 254, 266,
 271, 344
 Paul, Hermann 391
 Pettiss, Susan 244, 246, 254, 260, 289,
 314
 Pinson, Koppel S. 318, 321
 Posener, Julius 48, 72, 177, 294
 Price, Byron 71, 73, 76, 78
- Randolph, A. Philip 402
 Reich-Ranicki, Marcel 47, 148, 182, 191
 Renan, Ernest 26
 Riesenburger, Martin 152, 164
 Riess, Curt 15, 95f., 103, 132, 137
 Rifkind, Simon 276
 Riley, Denise 322
 Ringelheim, Joan 326
 Rock, Eli 205, 207
 Rooney, Andy 83, 121, 233
 Roosevelt, Eleanor 271, 402
 Roosevelt, Franklin D. 41, 126, 159, 227
 Rosen, Martin 173
 Rosenthal, Hans 48f., 178
 Rossellini, Roberto 75, 76, 136
- Sauerbruch, Ferdinand 42, 102
 Sayre, Joel 74, 153
 Schivelbusch, Wolfgang 45f.
 Schlegel, Dorothea 179
 Schmidt, Fräulein 171
 Schochet, Simon 266, 232, 334, 351
 Schroeder, Louise 386
 Schumacher, Kurt 51, 389
 Schumann, Dirk 378
 Schwartz, Joseph 263, 316
 Schwarz, Leo W. 291

PERSONENREGISTER

- Segev, Tom 289
 Sheppard, Don 127
 Shirer, William 120
 Skiddel, Kieve 153, 179, 194
 Skorneck, Philip 209
 Smith, Irving J. 224, 271
 Smith, Walter Bedell 271
 Smith, William Gardner 131
 Sonnenfeldt, Richard 376
 Spender, Stephen 183
 Stalin, Joseph 9, 36f., 40f., 45, 66, 68
 Stern, Frank 48
 Stone, I.F. 243
 Stone, Shepard 129
 Syrkin, Marie 256f.
- Tschaikowski, Pjotr Iljitsch 45
 Thurnwald, Hilde 106, 132f., 185
 Tichauer, Erwin 267
 Tichauer, Helen Zippi 243, 301, 328,
 371
 Tröger, Annemarie 97
 Truman, Harry S. 22, 43, 71, 78, 126,
 227, 232, 240, 255, 266, 281, 402
 Truscott, Lucian 255
 Tulpanow, Sergei 44
- Ulbricht, Walter 37, 42, 102, 116
- Vallentin, Gabriele 110, 138
- Vaynroykh, Hershl 354
 Vida, George 299, 419
- Wahrhaftig, Zorach 269f.
 Wall, Max B. 236, 239
 Warburg, Miriam 247
 Warner, Jack 50
 Wegener, Paul 47
 Weismann, Gerda s. Klein, Gerda
 Weismann
 Weltlinger, Siegmund 394, 429
 Werner, Arthur 43
 Wiesel, Elie 109
 Wilder, Billy 50
 Wilder, Thornton 47
 Wilson, Francesca 249, 299
 Winterfeldt, Hans 175, 179, 181
 Wisten, Fritz 47
 Wolf, Friedrich 73
 Wolf, Konrad 57
 Wolf, Markus 56
 Wolff, Jeanette 386, 395
 Wowereit, Klaus 190
- Yablonka, Hanna 400
- Zertal, Idith 243
 Ziemke, Earl F. 122
 Zuckmayer, Carl 191, 192
 Zweig, Ron 425